Täuschung floh, und das wirkliche Dasein hält dir grausam seine Rechte entgegen; ein kalter Winter nimmt Alles in seine erstarrenden Arme. So wiegt sie denn sanft, ihr Träume, Alle die der Schmerz des Lebens drückt!

Ob diese Wohlthat des Truges in Patrick's Hütte eingekehrt war? Noch hatte der Morgen nicht gegraut, so stand schon O'Kerry, welchem die Ungewißheit, das Hangen zwischen Furcht und Hoffnung keine ruhige Nacht gegönnt hatte, vor dem schlafenden Dick Henderson, um ihn zu wecken. Dick fuhr in die Höhe. „Seid Ihr's, Patrick? Ich danke es Euch nicht, daß Ihr mich aus dem Schlafe aufgestört habt, denn ich hatte mich vortrefflich darin befunden. Ich habe mir gehalten, was ich mir gestern vor dem Einschlafen versprach, und mehr noch, als ich mir schuldig war; die Luft hat mich ordentlich überschüttet, wie gestern der Regen die Haide. Morgenträume sind Prophezeiungen, sagt man; ich wünschte sehr, daß es wahr wäre, allein ich habe leider keinen rechten Glauben daran. Doch laßt Euch erzählen, die Zeit läuft wenigstens dabei ab;" und alle Einzelheiten sich in die Erinnerung zurückrufend, gab Dick eine genaue Darlegung, während er sich zurichtete, um mit Patrick sich auf den Weg zu machen. „Ich mußte mehr als hundert Pfund im Vermögen haben; denn ich stand, angethan mit einem zimmetbraunen Rocke, der erst aus der Hand des Meisters Schneider gekommen, im Ringe des Marktes von Galway, meine Hand in der des Mayors, welcher, aufgeputzt wie eine Magd am Sonntag, dreimal mit gerührter Stimme sprach: Dick Henderson, würdiger Mann! — und zum vierten Male mit einem langen Handdrucke und einem Blicke gegen Himmel, wie die Quäcker ihn im Gebrauche haben: Dick Henderson, würdigster Mann! Darauf zog er ein weißes gesticktes Schnupftuch aus der Tasche und hielt es zierlich vor die Augen. Am Mayor hing ein Schweif von Rathsherren. Aber nicht genug! Auf dem großen Platze drängte sich Kopf an Kopf das Volk, und man konnte nicht abmerken, daß es sehr ergriffen war. Vorne standen die Buben, reckten die Nase in die Luft wie die Jagdhunde und gafften mich mit großen Augen voll unschuldiger Dummheit an, als fragten sie mich, ob ich der edle Mann sei, wegen dessen man sie hier zusammengetrieben habe. Junge Mädchen hatten Blumen vor mich hingestreut und zogen jetzt den Mund schief, weil sie es trotz des blendenden Sonnenscheines nicht zu Thränen bringen konnten, und und doch gerne den Schein davon hatten. Und die alten Weiber, Patrick, eine unübersehbare Menge! Alle schluchzten, die empfindsamsten heulten, und Keine war, die nicht wenigstens den Kopf auf eine Seite hing. Aber am meisten fühlte ich mich den Männern zum Danke verpflichtet. Ein Theil von ihnen nahm eine Prise nach der anderen, um ihre Rührung die losbrechen wollte, wieder hinunter zu schnupfen, wie starken Männern ziemt; der andere aber war im beständigen Schneuzen begriffen, oder, um mich deutlich auszudrücken, sie zogen die Schleusen auf, durch welche Männerthränen allein anständig abfließen können. Denn seht, Patrick, Nichts ist lächerlicher, als ein Mann in Thränen, es sei denn, daß er Zahnweh habe. Wenn ich das Alles zusammennehme, so will mich's bedünken, ich müsse denn doch schwerer als hundert Pfund gewogen haben. So muß es auch gewesen sein; denn hätte ich auch Galway beim lieben Gotte von einem Feuerregen losgebeten, der Mayor und die Bürger würden sich nicht aus dem Hause bemüht haben, wäre ich in meinem jetzigen zimmtbraunen Rocke in die Stadt gekommen. Wenn Ihr jetzt in Verzweiflung seid, nicht erfahren zu können, welche edle That ich gethan, die aber außerordentlich edel gewesen sein muß, da mein Herz vor lauter Bewunderung meiner selbst ganz zerflossen und zerschmolzen war, so möget Ihr's Euch selbst zuschreiben, indem Ihr mich auf ungeschickte Weise wecktet, als der Mayor den Mund öffnete, um mich zu benachrichtigen, womit ich die gute Stadt Galway auf die Beine gebracht hatte. Seid Ihr begierig noch mehr zu wissen, so erzähle ich Euch das Uebrige auf dem Wege, den wir jetzt antreten müssen, wollen wir den lästigen Gang in der Sonne vermeiden."

Patrick und sein Gast verließen ohne Geräusch die Hütte, um die Anderen nicht zu wecken, und schritten so rüstig vorwärts, daß sie bereits den Thurm von Galway erreichten, als noch der Morgennebel auf dem Meere lagerte und die Landschaft verhüllte. Je näher Patrick dem Thurme kam, um so banger klopfte sein Herz, mochte er auch mit allen Gründen eines immer leicht verwehenden Trostes seine Angst zu bekämpfen suchen, und er fühlte sich fast darniedergedrückt, als er die eisenbeschlagene Thüre des Thurmes heute wie vor drei Jahren geöffnet fand, obgleich er es gar nicht anders erwartet hatte.

„Was habt Ihr? Seid doch ein Mann!" ermahnte Dick Henderson den Bauer, als er ihn hinter sich leise schluchzen gehört hatte. „Jetzt wenigstens habt Ihr gar keinen Grund, zu jammern, und was mich betrifft, sehe ich nicht ein, was auch später Euch veranlassen könnte, es komme, wie es mag. Zum Helden seid Ihr eben nicht in diese Welt gekommen! Folgt mir denn, ich will vorangehen."

Sie stiegen die Treppe des Thurmes hinauf und gelangten in das Zimmer, welches Daniel für gewöhnlich bewohnt hatte. „Ja, ich erkenne es wieder!" — sprach Dick Henderson, nachdem er sich überall umgesehen, zu dem armen Patrick, welchem Thräne um Thräne heiß über die Wange glitt, obgleich er mit aller Macht, welche freilich bei einem schwachen Menschen wenig bedeuten will, sie zurückzuhalten strebte — „dort in der Ecke schlief ich auf hartem Stroh und verwünschte tausendmal die Mäusegerippe, wenn sie darin rasselten. Ich weiß, was ich rede! denn eine wohlbeleibte Maus in diesem Thurme hätte zu den Wundern der Welt gezählt. An jenem Pfeiler dort hing der Spiegel, ein wahrer Musterspiegel für alte Frauen, wenn sie noch an ihre Jugend glauben! Dort... doch wofür die unnütze Rede! Alles ist fort. Aber wer es immer geholt hat erhielt seine Mühe nicht sonderlich bezahlt, und ihr dürft Euch über die verlorene Erbschaft nicht grämen. Aber sieh, was dort noch in der dunkelen Ecke liegt!... Ein gutes Stück Kienholz, so recht eigentlich von einem guten Geschicke uns in die Hand gegeben. Denn wäre auch die Sonne schon über die Berge heraufgekommen, statt daß erst ein leises Roth dort drüben emporflammt, so möchte ein Fackellicht uns da oben noch immer gute Dienste thuen. Noch eine Stiege, und wir sind dort, wo wir zu sein begehrten. Aber die Stille in solch altem Gemäuer hat mir nie behagt. Kennt Ihr das alte lustige Lied?" — Und Dick Henderson begann mit so kräftiger Stimme, daß widerhallendes verworrenes Geräusch aus allen Ecken des Thurmes hervorströmte, folgenden Gesang:

Der Donner ist lauter als das laute Horn,
Der Hunger ist schärfer als der scharfe Dorn,
Und heller als Fackeln glänzt das Sonnenlicht;
Doch ärger als Wuch'rer ist der Teufel nicht!

„Dies Lied liebe ich vor allen; kennt Ihr's vielleicht auch?" fragte Dick Henderson beim Eintritt in das obere Gemach des Thurmes von Galway. — „Ihr sangt es in jener Nacht, als Ihr die Noth von mir nahmet, kurz vor unserem Zusammentreffen."

„Um so besser, um so besser! So lasset es auch heute als eine gute Vorbedeutung gelten, wie es damals eine war, und schöpfet guten Muth daraus!" mahnte Dick Henderson, während sein Blick an den Wänden des Gemaches umherlief.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Hundswuth.

(Eingesandt.)

Ursachen derselben.

R. Allzuwarmes Fressen und Saufen bei zu großer Hitze im Sommer, und Kälte im Winter, Tag und Nacht an der Kette ohne Wasser, faules und vermodertes Fleisch, das in heißen Jahreszeiten die Hunde oft fressen u. dgl., können diese schreckliche Krankheit verursachen. Wie oft werfen manche unbesonnene gewissen-

Digitized by Google

lose Leute kleines verrecktes Vieh, ja sogar Kälber, Schafe auf offene Plätze hinaus, und unter die Zäune; es herrscht auch unter den Leuten die abscheuliche Gewohnheit, junge Katzen zu vertragen, sie in die Gärten zu werfen, wo sie dann entweder erfrieren, verhungern oder von Hunden zerrissen werden; wie oft werden auf den Feldern Hunde und Katzen erschossen, die liegen bleiben und in Fäulniß übergehen; auch werden sie in die Wälder getragen, wo sie vor Hunger krepiren u. s. w., und ein solches Katzen-Aas ist vor allen das schädlichste; nach dem Ausspruch vieler Aerzte ist von den Katzen das Gehirn am nachtheiligsten. Man hat davon folgende Beobachtung gemacht: Ein Mensch, der über böse Augen klagte, wurde von einem Unwissenden beredet, zwei Löffel voll pulverisirtes Katzenhirn einzunehmen. Er that es; verfiel aber sogleich darauf in eine Unsinnigkeit und verlor sein Gedächtniß, so, daß er die bekanntesten Sachen nicht mehr nennen konnte, und starb in diesem traurigen Zustande; was für den Menschen schädlich ist, wird wahrscheinlich auch für die Thiere höchst nachtheilige Folgen haben. Hungrige Hunde, die von ihren Hausleuten nicht geachtet werden, und ihre hervorstehenden Rippen den Futtermangel von Weitem beweisen, fressen solches Aas gierig hinein, und machen oft ganze Reviere unglücklich. Freilich sollte die Ortspolizei dafür sorgen, daß solche namenlose Fahrlässigkeiten abgestellt würden; allein sie verinteressiren sich oft nicht. Es ist auch eine Verordnung erschienen, daß in den Schulen die Pflichten gegen die Thiere besser erklärt werden sollten; allein es erging dieser Verordnung, wie manch andern, wenn sie auch noch so nützlich sind — sie werden vor der Zeit alt, bleiben auf dem Papier oder im Circular, und mögen nicht angewendet werden und sollten sie noch so nahe mit dem Religions-Unterrichte verwandt sein. — Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht! — Man übersieht übrigens nicht, daß es auch edle Ausnahmen gibt.

Merkmale.

Sie äußert sich in verschiedenen Graden. Der erste Grad zeigt sich, wenn die Hunde traurig werden und wider ihre Gewohnheit die Einsamkeit suchen. Sie verkriechen sich dann, lassen Fressen und Saufen stehen und schleichen mit herabhangenden Ohren schläferig herum, die Augen werden feld und wässern, schmeichelt seinen Bekannten nicht mehr so, flieht sie viel mehr, bellt selten oder gar nicht, und dann nur mit heiserer Stimme; man heißt dieß die stille Wuth und ist Zeit einen solchen Hund zu erschießen. Bald darauf fangen sie an zu keuchen. Von der Zunge, die er oft lechzend ausstreckt, läuft ihm der Speichel herab, und der Mund schäumt ihm. Anfangs lauft er langsam, bei zunehmender Wuth immer schneller mit gesenktem Kopf, hängenden Ohren und eingezogenem Schweif, und sieht er Wasser, so flieht er eilends davon. Oft geht er in dieser Krankheit auf den nächsten Besten, der ihn gar nicht beleidigt hat, los und beißt nach ihm. Die Augen werden am Ende roth, die Zunge blau und die Hunde pflegen dann ihrem Ende nahe zu sein.

Mittel wider den Biß eines wüthenden Hundes.

Die Wunde von einem wüthenden Thiere (denn nicht nur Hunde, sondern auch Katzen, Füchse, Schweine, Wölfe u. s. w. werden wüthend) muß auf der Stelle nach dem Bisse ausgewaschen werden, und geschieht der Biß auf dem Wege oder an einem einsamen Orte, wo man nichts bei der Hand hat, so wäscht man mit seinem eigenen Urin die Wunde oft und stark, und legt dann schwarze Erde darauf und eilt nach Hause. Da wäscht man die Wunde, sie mag klein, groß, seicht, tief oder gar nur gerizt sein, mit Salzwasser, gutem Essig, Seifenwasser oder mit starker Lauge wieder aus und reibt sie so lange, bis ein heftiger Schmerz entsteht oder die Wunde stark blutet; dann nimmt man trockenes oder gebranntes Salz und reibt damit sowohl den beschädigten Theil, als die Nebentheile, wäscht dann die Wunde auf obige Art noch einmal und wiederholt das Einreiben des trockenen Salzes und das Abwaschen mit scharfer Lauge etlichemal nacheinander. Ist dieß alles mit gehöriger Eile und Sorgfalt geschehen, so läßt sich hoffen, daß das Gift größtentheils weggeschafft sei, und nicht leicht mehr schaden könne. Allein nichts destoweniger ist es immer nöthig, die Wunde noch lange Zeit offen und fließend zu erhalten, damit auch nicht der geringste Uebergang des Giftes ins Gehirn zu befürchten sei. Daher soll man nach obigen Vorbereitungen die Wunde mit zerquetschtem Knoblauch, mit etwas Pfeffer vermischt, verbinden, oder gar gestossene spanische Mücken einstreuen und so fließend erhalten. Noch besser ist es aber, wenn man Gelegenheit hat, die Wunde tief mit einem glühenden Eisen zu brennen, dann ein spanisches Fliegenpflaster darüber zu legen, und so mehrere Wochen fließend zu erhalten.

Pulver von der Wolfskirsche.

Am meisten wird das Pulver von der Wurzel der sogenannten Wolfskirsche (Belladona, Tollkirsche, Waldnachtschatten) gebraucht. Man sammelt die Wurzel vor der Blüthezeit, das ist, zu Ende Juni, wäscht sie in kaltem Wasser, putzt die Fasern ab, zerschneidet und trocknet sie auf einem lüftigen Boden. Man sammelt die Wurzeln, wenn sie zwei- bis dreijährig sind. Wenn sie ganz trocken sind, werden sie gespalten, im Mörser gestossen und gesiebt. Dieses Pulver läßt sich in einem mit einer feuchten Blase zugemachten Glase bis ins dritte Jahr gut erhalten. Die Blätter bricht man ebenfalls vor der Blüthe ab und trocknet sie auf Weidenflechten auf einem lustigen Boden, und kann sie in bedeckten Fäßchen zwei Jahre lang gut erhalten. Zwei Gran (ein Gran ist so viel als ein Gerstenkorn schwer) von der gepulverten Wurzel thun soviel als vier Gran von den Blättern.

Diese Pflanze wirkt vorzüglich durch den Weg des Schweißes. Ehe man dieses Pulver eingibt, so wasche man die Wunde mit einem in Essig oder Salzwasser getauchten Schwamme, und gebe dem Unglücklichen eine Dosis, nach 48 Stunden eine zweite, und wieder nach 48 Stunden eine dritte. Wenn dann noch eine Spannung in der Wunde empfunden wird, so kann man nach einer Pause von 12 Stunden eine Dosis von pulverisirten Blättern, alle 24 Stunden eine geben.

Der Kranke nimmt es jedesmal in einer dünnen Habersuppe zu sich, legt sich zu Bette und erwartet die Wirkung. Wird der Hals trocken, so trinke er etwas Milch oder Wasser mit Zucker. Morgens lasse man ihn ein Paar Tassen Habersuppe essen und den Schweiß bis 10 Uhr im Bette abwarten. Nach Unterschied des Alters sind die Dosen verschieden. Kinder von 6 bis 7 Jahren erhalten eine Dosis von 4½ bis 5 und 5½ Gran. Ein Alter von 14 bis 16 Jahren verlangt 6½, 7½, 8½ Gran. Bei Erwachsenen gibt man 10 bis 12, 13, 14 Gran; Frauenspersonen aber immer weniger. Doch ist es in allen Fällen am besten, wenn man den Arzt zu Rathe zieht. Jedoch wäre es immer gut, wenn in jedem Dorfe immer ein Vorrath von dem Wurzpulver und von den Blättern vorhanden wäre, um es in Nothfällen für Menschen und Vieh zu beauchen. (Schluß folgt.)

☞ Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 5. April 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 30 Min.; abgegangen 4 Uhr 47 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 49 Min.

Getreide-Gattung.	Verkauft worden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	5008	1647	22	17	19	39	16	53	—	—	1	5
Korn	2080	304	16	17	15	53	15	12	—	—	—	29
Gerste	3316	51	13	54	12	24	12	03	—	—	—	8
Haber	2167	55	6	54	6	26	6	17	—	10	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Plauer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 15. Den 14. April: Tiburtius.

Das erste Aveläuten.*)

Von Franz Bonn.

Aus Langs „Hausbuch für christliche Unterhaltung."

In der stillen Klosterzelle
Saß ein Mönch in kühler Rast,
Da des Abends Purpurwelle
Leuchtend alle Welt umfaßt.

Von Fidenza war's Johannes,
Der die braune Kutte trug.
Aus dem Aug' des Gottesmannes
Hell des Geistes Flamme schlug.

Denn des Geistes höchste Nahrung
Las er in der heil'gen Schrift,
Und die tiefe Offenbarung
Hielt er fest mit Blatt und Stift.

Wie der Engel zu Marien
Mit dem heil'gen Gruße trat,
Las er — und wie auf den Knieen
Betend Sie empfangen hat.

Doch vor ihm auch aufgeschlagen
Lag die Bibel der Natur,
Und ein Schimmer, nicht zu sagen,
Deckte Berge, Wald und Flur.

Aus dem keuschen Schooß der Blüthe
Stieg ein süßer Duft heran,
Und des Abends milde Güte
Weht ihn mild durch's Fenster an.

Von des Zaubers Pracht getrieben
Rasch er aus der Zelle muß,
Und er spürt vom ew'gen Lieben
Stille einen Geisterkuß.

Zur Kapelle muß er eilen,
Knieen muß er voller Lust,
Weinend vor Entzücken weilen
Wie er weinen nie gemußt.

Denn der Jungfrau Bild im Golde
War vom Abend so erhellt,
Daß es sich in ganzer Holde
Wie lebendig vor ihn stellt.

Und er kann's nicht länger tragen
So allein, was ihn bezwang —
Allen Menschen muß er's sagen —
Und er greift zum Glockenstrang.

Aber kaum berührt der Schwengel
Noch der Glocke ehern Rund,
Horch da läuten tausend Engel
Da und dort zu gleicher Stund'. —

Und noch heut', wo Glocken hangen,
Tönen alle Abend sie,
Wie sie damals laut erklangen:
„Sei gegrüßet, o Marie!"

*) Der heilige Bonaventura, früher den Namen Johannes von Fidenza tragend, hat das Läuten des Ave Maria's am Abend zuerst in seinem Kloster eingeführt.

Des Geizes Fluch und der Wohlthat Segen.

Von Dr. J. N. Nutaut.

(Fortsetzung.)

„Hört Ihr?" wandte sich Dick Henderson mit einem fast triumphirenden Gesichte an Patrik, nachdem er mit gekrümmtem Finger an die Wand eines der je zwischen zwei Fenstern stehenden und sämmtlich mit Holz verkleideten Pfeiler geklopft und es hohl zurückgeklungen hatte, hohl, wie der Sarg, wenn die Erdscholle auf ihn fällt; das war wenigstens der erste Gedanke Patrick's. — „Habt Acht, Patrick! Hier erblickt Ihr einen eisernen Knopf, mit sonderbarer Kunst versteckt; habt genau Acht! Seht, ich drücke darauf! die Thüre schiebt sich zurück, und Ihr erblickt"...

Die Ueberraschung versagte dem wackeren Dick weitere Worte; er hatte auf den Knopf von Eisen gedrückt, aber nichts hatte sich zurückgeschoben, und nichts war zu erblicken, als eben das verblüffte Gesicht Henderson's, welcher gar nicht wußte, wie ihm geschah. „Der Rost, nichts als der Rost!" entschuldigte sich gleichsam Dick Henderson etwas beschämt — „wartet einen Augenblick und Euere Neugierde wird sich vollkommen gestillt sehen. Ihr habt Ursache, neugierig zu sein! Geduldet Euch noch so lange, als man zu einem Amen beacht. Es bedarf nur eines einzigen stärkeren Druckes, eines stärkeren, sage ich, weil der Rost festhält." Nicht umsonst hatte Henderson seine Rede in's Längste gezogen und selbst des armen Patrick Neugierde, eine reine Fiktion, mit hineingewebt, um während dieser oratorischen Uebung unbemerkt nicht Einen, sondern ein halbes Dutzend stärkerer Drucke unbemerkt anzubringen, jedoch alle erfolglos. Die Thüre erschloß sich nicht.

„Ist es so gemeint? O, dann kann geholfen werden; wofür trüge ich den Ring mit den Schlüsseln am Riemen? Und Ihr, Patrick, zündet einstweilen den Kienspan an, damit Ihr Euere Schätze sogleich in bequemen Augenschein nehmen könnt. Ohne Reichthümer geht's nicht ab. Ich habe zwei gute Gründe, daran zu glauben; erstens diese verfluchte Thüre, die nicht herausgeben will, was sie festhält, und dann vor Allem mein Morgenanzug, das will sagen, der neue zimmetbraune Rock, mit welchem ich vor dem Mayor der löblichen Stadt Galway stand."

Während Dick rüstig und lustig darauf losarbeitete, hatte Patrick den Kienspan entflammt und lehnte mit schweren Gedanken dem Schaffen Dick's zuschauend an der Mauer. Sein Herz fühlte er schmerzlich bewegt und wie zusammengedrückt von einer eisigen Faust; und was stand ihm bevor? Fanden sich in diesem Grabe die Reste seines Bruders, so war er um einen Bruder ärmer geworden, um einen Bruder, der arm, wie er selber, durch das Leben gegangen war, gelitten hatte gleich ihm, und dessen Tod noch überdem — es blieb keine andere Vermuthung übrig — ein grausenvoller gewesen sein mußte. Und war dieses Versteck leer, blieb seine Ungewißheit über das Geschick seines Bruders nicht dieselbe, während der kurzen Freude eine bange Besorgniß nichtig gesehen zu haben, der lange Schmerz eines neuerweckten Andenkens an den von Patrick stets geliebten Bruder folgen mußte?

„Endlich!" — rief sehr befriedigt Henderson aus, als die Thüre wich — „endlich! Seht jetzt zu und fürchtet Euch vor keinem Kobolde." Er schob die Thüre zurück und suchte sein Werk-

An die königliche Hof- und Staats-Bibliot
(Pflichtexemplar.) in Münch

Digitized by Google

zeug am Boden zuſammen, indem Patrick mit der Kienfackel herzutrat, um ihren Schein in das dunkle Gemach fallen zu laſſen.

Aber bei den erſten Strahlen des Lichtes, welche in die Mauerniſche fielen und ſchwankend und haltlos dem Auge nur einen unſicheren Blick geſtatteten, taumelte Patrick, zur Leiche erblaßt, einige Schritte zurück und hielt ſich mit Mühe an der Mauer aufrecht, mit vorgeſtrecktem Arme gleichſam einen Schrecken abwehrend. „Habe ich mir's doch gedacht, daß Ihr Geſpenſter ſehen werdet. Wäre es auch anders von Euch zu erwaeten!" lachte Henderſon und nahm die Fackel aus Pateick's Händen. „Gebt her, ich will ſie beſchwören; einem muthigen Herzen halten ſie niemals Stand." Aber nur einige Schritte hatte er gegen das Verſteck gethan, als Ueberraſchung gleichfalls ſeinen Fuß feſſelte, und er vor der Thüre ſtehen blieb, regungslos den Oberleib weit vorgebeugt.

Die Fackel beleuchtete hell das kleine Gewölbe und ließ Alles deutlich erkennen. Hart an dem Eingange lag am Boden ein Todtenſchädel, weiß, wie im Mondenſcheine gebleicht, und die Augenhöhlen mit tiefem Schatten erfüllt, und grinſte ihnen entgegen, als wollte er den Eintritt verwehren. Weiter zurück ſah man Knochen, da und dort noch mit verfaulten Lumpen behangen und unwiderleglich früher zur Menſchengeſtalt zuſammengefügt.

Einen Augenblick bedurfte Henderſon, um von ſeiner Ueberraſchung zurückzukommen und, vollſtändig gefaßt, Alles auszuſpähen, was ſich ſeinen Blicken darbot. „Ohne Zweifel iſt's das Gerippe des Mannes, auf deſſen Geheiß ich dieſe Niſche zurichtete!" bemerkte Dick. „Ich erkenne ihn an dem ſchwarzen Ledergürtel mit Meſſingſchloß, der ſich noch jetzt um die Knochen herumzieht. Laßt uns ein Gebet thuen und dann weiter gehen. Ich ſag' es zu Euerem Beſten, weil ich glauben möchte, daß Euch dieſe Nähe nicht ſonderlich behagt; mir dagegen iſt ſie gleichgiltig, wie der Schrei der Möve, die jetzt draußen am Felſen flattert."

„Mein Bruder! — Armer Daniel! wer mir das geſagt hätte, als wir Beide als Knaben an dem grünen Ufer des Mühlbaches angelten?" ſchluchzte Patrick mit ſchneidendem Weh im Herzen und verfiel jenem ſonderbaren Zuge in der Menſchennatur, ſich den Schmerz der Gegenwart durch die Vorführung lieblicher Bilder aus vergangenen Zeiten nutzlos zu verſchärfen. Die Folter der Erinnerung übte ihr peinliches Recht. Hendreſon ehrte den Schmerz Patrick's, und ſo herrſchte eine Zeit lang tiefes Schweigen im Thurme, durch nichts unterbrochen, als durch das eintönige Geſchrei der Möve, die draußen an dem Felſen flatterte, wie Dick geſagt hatte, bis Patrick wieder begann, nachdem er ſeine Thränen von den Wangen getrocknet hatte: „Thut mir den Dienſt, Henderſon, hier Wache zu halten, bis ich mit dem Pfarrherrn aus Galway zurückgekommen bin, damit er über des armen Daniel Gebein ein frommes Gebet ſpreche und ihn zur Stätte geleite, wo er forthin unter dem Schutze des Kreuzes ruhen ſoll."

„Noch Eines, ehe Ihr Euch von hier entfernt!" — und Henderſon hielt den bereits zum Fortgehen gewandten Patrick zurück. „Was im Thurme ſich findet, gehört Euer, und Ihr würdet mir leid thuen, wäre Euere Erbſchaft zu nichts Weiterem gut, als ſie auf dem Kirchhofe von Galway wieder unter die Erde zu bringen. Aber ſeit ich dort hinten in der dunklen Ecke ein ſchwarzes mit Eiſen beſchlagenes Käſtchen ausgeſpäht habe, iſt mir der Gedanke gekommen, meine Arbeit ſei doch zu etwas Anderem beſtimmt geweſen, als den Ratten hier einen ruhigen Palaſt zu erbauen. Laßt es Euch ſagen ohne Beleidigung, daß dafür Euer Bruder Daniel keine vier Silbermünzen ausgab, ſo klein ſie auch waren."

„Laßt mich jetzt, Dick Henderſon! denn das erſte Recht haben die Todten!" — „Das müßt Ihr beſſer lernen, mein nicht ſehr kluger Patrick! Das erſte Recht haben die Lebenden, und gar, wenn dieſe Lebenden Euere Kinder ſind. Ich wollte freilich hier zurückbleiben und bis zu Euerer Wiederkunft Wache halten, und von mir hättet Ihr nichts zu befahren; denn ſelbſt als Knabe hat der arme Dick nicht geſtohlen, ſo treffliche Anleitung man ihm auch gab, als man ſtets ihn hungern ließ; aber wer mag das Spiel des Zufalles, wenn ich ſo ſagen ſoll, mit ſeinen Maulwurfsaugen vorausſehen? Ihr würdet mir grollen, und noch mehr, ich mir ſelber, kämet Ihr allenfalls zu Verluſte. Deßhalb werdet Ihr gut thuen, den Gang zum Seelenheile Euereo Bruders ja jetzt noch aufzuſchieben und dafür der Geſchäfte zu warten, die jetzt die Euereo ſind. Kommt herein und ſeht ſelber zu!" — ſprach Dick, indem er das Verſteck betrat, mit ſo wenig Vorſicht und Achtung für den Todten, daß unter ſeinem plumpen Fuß einige Gebeine ſplitterten, was Patrick zum Heile für ſeine Ruhe und für ſein Herz nicht bemerkte.

„Deſſen möge der Himmel mich bewahren, jene Räume zu beſchreiten, in welchen mein aemer Bruder ſo gräßlich endete!" — „Ich verſtehe, ich verſtehe!" — ſpottete Dick Henderſon in dem Gewölbe — „der Schädel auf der Schwelle dort macht Euch Herzpochen. Auch gut! So beinge ich Euch Euern Schatz heraus!"

Dick Henderſon faßte die kleine Kiſte an den beiden Henkeln ihree Seitenwände, um ſie leicht hinaus in das Gemach zu tragen, war aber nicht wenig überraſcht über das Gewicht derſelben, was weit über ſeine Vorausſetzung und den Aufwand ſeiner Kraft hinausreichte, ſo daß ſie nur wenig gehoben im Augenblicke wieder ſchwer den Boden berührte.

„Schätzt Euch glücklich, Patrick! rief Henderſon hinaus in die Halle des Thurmes. „Ihr ſeid Erbe einer tüchtigen Zahl gutee Bleilugeln geworden, wie ſich aus der Anhänglichkeit Eures Bruders für ſeine alte Büchſe Euch mit Gewißheit vorausſagen läßt!" Nach dieſen Worten ſchleift Dick die Kiſte über den Boden des Verſtecks hinaus in das Thurmzimmer. Geſtoßen rollte Daniel's Schädel auf die Seite in den dichten verbergenden Schatten einer Ecke des kleinen Gewölbes.

„O Gott, was macht Ihr!" rief Patrick mit bebender Stimme. — „Der Schatz iſt gehoben, und die Geiſter verſchwinden!" entgegnete roh Dick Henderſon mit rückſichtloſer Verletzung der Gefühle Patrick's. „Die Kiſte iſt verſchloſſen und der Schlüſſel liegt ohne Zweifel da drinnen bei den Knochen!" fuhr Dick fort, indem er die kleine Truhe aufmerkſam unterſuchte. — „Wir wollen die Zeit nicht damit verderben, ihn aufzuſuchen! Sie ohne ihn zu öffnen, iſt wahres Kinderſpiel!"

Einige Verſuche Dick's, und dee Deckel ſprang auf und zeigte die Kiſte bis oben mit Rollen angefüllt, zwiſchen denen einzelne Goldſtücke da und dort im jungen Morgenſtrahle blinkten und glänzten. „Wie! Gold gibt's auch in dieſem Thurme!" begann mit einiger Verwunderung Dick Henderſon, als er die Münzen erblickte. „Der Anfang verſpricht mehr als Flintenkugeln, die man zudem nicht in Rollen füllt. Indeſſen ſcheint Bruder Daniel ganz abſonderliche Grillen gehabt zu haben, und ſo wäre es denn doch möglich. Laß alſo ſehen!"

Dick Henderſon öffnete eine der Rollen. Lebhaftes Erſtaunen malte ſich auf ſeinem Geſichte, als er Geld erblickte, und höher und höher ſtieg ſeine Verwunderung mit jeder Rolle, welche alle daſſelbe Ergebniß zeigten. „Ich wünſche Euch Glück!" begann Dick Henderſon mit dumpfer Stimme, während zugleich ſein Geſicht ſich verfinſterte. „Ihr ſeid ein reicher Mann geworden und könnt jetzt Galway kaufen, wenn es Euch beliebt. Ich wünſche Euch Glück zu Eueren Guineen, ſo gut und echt, als ſie jetzt aus der Münze gekommen ſind. Ihr dürft nun nimmer um Brod ſorgen!"

„O meine Kinder!" rief Pateick, indem einen Augenblick ſein Auge beſeelt von höchſter Wonne glänzte, um im nächſten wieder trüb und traurig zu erſcheinen. „Armer Bruder!" ſetzte er hinzu. — „Sagt vielmehr: reicher Bruder! entgegnete Henderſon, verdroſſen auf den Boden blickend. „Es treibt mich, ſo eigentlich zu wiſſen, wie viel Ihr habt! Laßt mich einmal gewähren!" Und er leerte die Kiſte bis zum Boden. „Fünftauſend Pfund! Fünftauſend! . . . Der Mayor von Galway wird Euch die Hand küſſen!" — ſprach Henderſon mit einer Anſpielung auf ſeinen Traum in einem Anfluge von guter Laune, der raſcher wieder vorüberging, als ein Sonnenblick durch treibendes Sturmgewölke.

Digitized by Google

„Aber halt! wir ſind noch nicht zu Ende, und die Papiere auf dem Boden der Truhe enthalten wohl den letzten Willen des Bruders Daniel, welcher mich mit vier Blechmünzen lohnte, und vergeſſen, daß Ihr ihn zuſammt ſeinem Golde, damit er im Grabe Ruhe finde, auf dem Kirchhofe von Galway beiſetzt. Nein!“ — fuhr Henderſon, die Papiere entfaltend fort — „es ſind Noten der Bank von England — zehntauſend Pfund! — Ihr habt jetzt fünfzehntauſend, wenn Ihr ſo viel rechnen könnt, und mögt lachen, falls es Euch beliebt!“ Patrick O'Kerry ſtand ſprachlos, faſt unfähig, ſein Glück zu begreifen. Henderſon aber lehnte mit verſchränkten Armen auf die Brüſtung eines der Fenſter und ſchaute unverwandten Blickes am Thurme herab auf den Boden. Beide Männer ſchwiegen.

Henderſon unterbrach zuerſt dieſe Stille, nachdem er vom Fenſter zurück an die Thüre des Verſteckes mit raſchen Schritten getreten war, gleich als wolle er ſich von quälenden Gedanken losmachen, die ihn bis jetzt beſchäftigt hatten: „Euere Sache, Patrick, wäre abgemacht, und meine kommt nun an die Reihe. Mich verlangt's gewaltig, zu wiſſen, wie es herging, daß dieſe Thüre Bruder Daniel wider ſeinen Willen und fünfzehntauſend Pfund Sterling ſo feſt hielt, wie ein guter Schraubſtock Eiſen oder Stahl, und doch verſtehe ich mich auf die Arbeit trotz Einem ... Freilich, wenn ſich es ſo ereignete,“ fuhr er mit einiger Zufriedenheit fort, „haftet an mir kein Vorwurf. Hier, ſeht dieſe Feder — Herr Patrick! muß ich denn jetzt doch wohl ſagen — ſie zerbrach, verſagte ihr Spiel und hielt Eueren Bruder gefangen, welcher Hungers ſtarb, offenbar des leichteſten Todes für ihn, weil er ſich im Leben ſchon vollkommen an ihn gewöhnt hatte. Aber jetzt eilt Euch, daß wir fortkommen von hier; denn es wird mir zu enge, und die Wölbung droben drückt auf mich mit Bergeslaſt. Ich denke, draußen ſoll es mir beſſer werden! Wir verſchließen wieder die Thüre, und die Gebeine dahinter werden heute nicht beunruhigt werden, tragen ſodann zuſammen die Truhe in Euere Hütte, und Ihr thut dann weiter für den Todten und für Euch, was Euch gut dünkt.“

So geſchah's; aber darin wurde Dick Henderſon's Hoffnung getäuſcht, daß er unter dem blauen Himmel, im glänzenden Morgenlichte, in der Einförmigkeit des Waldes oder auf der farbenwechſelnden Flur ſeine heitere Stimmung wieder finde. Still und ſchweigſam, wie Patrick, wanderte er mit dieſem dahin. Sie gelangten durch Galway, Dick Hendeeſon ſogar, ohne auch im Mindeſten der Gaſſenjungen zu gedenken, welche geſtern ſeinen zimmetbraunen Rock zum Gegenſtand ihres Spottes gemacht hatten. Wie lange wohl wäre er noch ſo gedankenvoll und verſunken in ſich ſelber dahingegangen, hätte ihn nicht ein kreiſchender Ton über ihm aus ſeinen Träumereien geweckt! Es war das Schild der Matroſenſchenke des ehrenwerthen O'Narcy, das Schild mit dem braunen Bären, welches gewiegt von der friſchen Luft ſich in ſeinen Angeln drehte und Dick Hendeeſon erinnerte, daß die Sonne heiß brannte und ſein Geſicht glühte. „Das Buchendach gibt hier kühlen Schatten,“ begann Dick, „und der Weg iſt noch weit. Ihr habt fünfzehntauſend Pfund (180,000 fl.); ein Glas Porter wird Euch nicht ärmer machen.“

Beide ſaßen nicht lange unter dem grünen Gewölbe, von wo aus jeder Andere als der bloß mit ſich beſchäftigte Dick oder der zwiſchen Freude über das künftige Loos der Seinen und Trauer um den Bruder getheilte Patrick ſich der entzückenden Ausſicht auf das im Sonnengolde glänzende und funkelnde Meer gefreut hätte, als Dick Henderſon, ganz wider ſeine Gewohnheit durch den ſchäumenden Porter O'Narcy's nicht gefeſſelt, ſich erhob und, die Arme auf dem Rücken verſchränkt und die Augen am Boden haftend, mit langſamen Schritten auf dem Pfade dahinging, welcher ſich am Meeresufer fortzog. „Bin ich nicht ein Thor, ein blöder Thor,“ ſprach er zu ſich in ſeinem Innern, „mir die Stunden mit Groll und Grimm auszufüllen, weil ich heute ſo wenig das Schooßkind des Glückes war, als ſeit jenem Tage, an welchem meine Mutter mich gebar! Nein! Ich beneide dieſen Patrick nicht, vielmehr wünſche ich ihm Glück aus vollem Herzen, daß eine gute Stunde die Sühne eines ganzen Lebens voll Elend und Kummers übernahm. — Ich ſage dieß mit Wahrheit, ich mag noch ſo ſorgſam mich prüfen. Aber ich kann mich nicht freuen, und warum? Er war arm und iſt reich geworden: ich war es und bin es noch: — da liegt's! Wer heißt dich ſein Geſchick im Auge zu haben, um daran das deine zu meſſen, ſtatt für dich zu ſtehen, wie du ſollſt? Und übrigens, wenn du bedenkeſt, wie vor deinen Augen Ein Augenblick eine Wüſte zur blühenden Au verwandelte, Ein Augenblick die dunkelſte Nacht zu ſonnenhellem Tage umſchuf, Ein Augenblick der Schöpfer einer Wirklichkeit wurde, welche ſelbſt die ausſchweifendſten Hoffnungen überbieten müßte, ſo ſollteſt du dich daran erheben, weil Nichts dir ſagt, daß ein ſolcher Augenblick nicht auch in dem verſchloſſenen Buche deines Lebens verzeichnet ſtehe. Alſo gehört die Zukunft die, und du wäreſt ein Thor, ein blöder Thor, wollteſt du dir ſelbſt die Gegenwart verwüſten, weil dein Leben nicht dem Leben eines Anderen gleicht!“

(Schluß folgt.)

Von der Hundswuth.

(Schluß.)

Ein anderes Mittel.

In den preußiſchen Ländern iſt ein ſehr einfaches und leichtes Mittel wider den tollen Hundsbiß eingeführt worden; und weil dieſes vortreffliche Mittel bei uns wenigſt unter dem Volke noch nicht hinlänglich bekannt iſt, ſo ſoll es allgemein bekannt gemacht werden.

Dieſes Mittel wird von den Maiwürmern gemacht. Die Maiwürmer heißen: Meloe proscarabaeus und Meloe majalis Maiwurm, Schmalzkäfer, Zwitterkäfer, und ſind mit den allgemein bekannten Maikäfern — Scarabaeus melolontha — nicht zu verwechſeln, welche letztere im Mai bisweilen in ſo großer Menge ſich einfinden, daß ſie alle Bäume entblättern. Um ſich alſo in Aufſuchung dieſer für den tollen Hundsbiß ſo heilſamen Würmer nicht zu irren, iſt die Beſchreibung dieſer Maiwürmer nothwendig. Sie haben einen niedergebogenen, faſt rund gewölbten und mit ſchwarzen länglichten Augen beſetzten Kopf, ihre Fühlhörner ſind fadenförmig und beſtehen aus 10 bis 11 roſenkranzförmigen Gliedern. Am Munde haben ſie 4 kurze Fäden, die aus 2 Gliedern von ungleicher Länge beſtehen, und Fühlſpitzen genannt werden. Statt der Flügel liegen auf dem Rücken zwei erhabene, länglicht gerundete Flügeldecken, die ſehr kurz und ſchwarzgrün getupft ſind, kaum die Hälfte des Rückens bedecken, und von einander ſtehen, mit welchen ſie aber niemals fliegen; denn ſie kriechen nur langſam auf der Erde fort. Der Unterleib iſt länglicht erhaben, gewölbt und ziemlich dick, und beſteht aus 5 bis 6 Einſchnitten. Der eigentliche Fuß, das iſt: der äußerſte Theil des Beines, beſteht bei den vordern vier Füßen aus 5, bei der hintern zweien aber aus 4 Gliedern. Die weſentlichen Kennzeichen aber, woraus man dieſen Meloe von andern Käfern unterſcheidet, ſind: 1. die fadenförmigen, aus runden Gliedern beſtehenden Fühlhörner; 2. der Mangel eigentlicher Flügel; 3. der weiche ſchwarze und ungefähr einen Zoll lange Unterleib, den er im Kriechen langſam fortſchleppt, und der beim Berühren, beſonders bei den Beingelenken, eine fette, nach Veilchen riechende Feuchtigkeit ausſchwitzt. Das Männchen iſt kleiner als das Weibchen, mehr violetfärbig als ſchwarz, hat längere Fühlhörner, und ſeine Flügeldecken ſind oft länger als der Unterleib.

Der Meloe majalis oder rothgezeichnete Maiwurm hat ſchmutziggelbe Flügeldecken; die Abſätze bei den Einſchnitten im Unterleibe ſind mehr oder weniger zinnoberroth; übrigens kömmt er an Größe, Geſtalt, Eigenſchaften und an den übrigen weſentlichen Kennzeichen mit dem vorigen vollkommen überein; bei uns aber wird er ſelten gefunden. Beide Arten dieſer Würmer haben gleiche Kraft und Wirkung; ſie halten ſich meiſtens auf den Brachfeldern, Wieſen oder auf den Hügeln, welche der Sonne ausgeſetzt ſind,

Digitized by Google

auf, und müssen im Maimonate bei trockener Witterung gesammelt werden.

Da sie den obenerwähnten Schleim leicht von sich lassen, so muß man sie, ohne sie viel zu drücken, fangen. Sobald sie nach Hause gebracht werden, muß ihnen lebendig der Kopf mit einer Scheere über ein Glas, worin reiner Honig ist, abgeschnitten und weggeworfen, der übrige Körper aber in den Honig gelegt werden. Dann wird das Glas zugebunden, und an einen frischen Ort gestellt. Sollte der Honig nach einiger Zeit sehr eintrocknen, so wird etwas frischer hinzugethan. Auf eine halbe Maß Honig nimmt man 150 Maiwürmer. Die Art, diese Maiwürmer zum ordentlichen Gebrauch zu verfertigen, ist folgende:

Man nimmt 24 Stück derselben mit dem anscheinenden Honig, reibt sie in einem feinernen Mörser ganz klein, setzt dann 4 Loth Theriak dazu und 3 Loth von der gepulverten gemeinen Baldrianwurzel, mischt alles recht wohl zusammen, und setzt zuletzt noch soviel vom Honig hinzu, worin die Würmer gelegen, als genug ist, eine dicke Latwerge aus dem Ganzen zu machen. Von dieser Latwerge gibt man, sobald als möglich nach empfangenen Biß, ohne weiters eine andere Vorbereitungs-Kur vorgenommen zu haben, anderthalb bis zwei Quintchen auf einmal, läßt darauf den Kranken sich im Bette und in einem mäßig warmen Zimmer halten, befiehlt ihm die strengste Diät, und gibt ihm wenig zu trinken und nichts zu essen.

Auf dieses Mittel pflegen die Kranken sehr heftige Schmerzen im Unterleibe; in der Gegend der Nieren, und im Urinlassen zu bekommen. Der Urin brennt, geht wenig unter heftigem Schmerze weg, und öfter kömmt auch Blut mit. Von diesen Zufällen muß man sich nicht abschrecken lassen, weil eben durch diese das Gift der Hundswuth verändert und aus dem Körper geschafft wird. Zur nämlichen Zeit pflegt auch ein starker, stinkender Schweiß zu erfolgen, den man durch die gemäßigte Wärme des Zimmers zu unterhalten suchen muß. — Stellen sich aber auf die gegebene Dosis dieser Mittels die obenerwähnten Zufälle nicht ein, so kann man von dem Mittel nicht hinlänglich versichert sein; und in diesem Falle muß man nach 24 Stunden das nämliche Mittel wiederholen, aber in einer größeren Dosis, als vorher, geben, und darauf den Kranken auf dieselbe Art, wie vorhin, behandeln.

Die Zufälle im Urinlassen, und die Schmerzen im Unterleibe hören bald von selbst auf, besonders wenn man dem Kranken nach 24 Stunden eine Mutterzwiebl gibt. Sobald das Hemd vom Schweiße naß ist, muß es gleich vom Leibe gethan, und erneuter verbrennt oder wiedertheilermalen mit scharfer Lauge ausgewaschen werden. Die Wunde wird auf die nämliche Art behandelt, wie vorhin gemeldet worden. — Noch ist zu bemerken, daß man jungen Leuten weniger von dieser Latwerge gibt, den Pferden aber, den Ochsen und andern starken Thieren, wenn sie auch diese Wuth haben, bis 3 Quintchen gegeben werden können.

* München. Die Bayern-Angelegenheit ist keineswegs schon zu Ende. Sie zieht sich in den größern bayerischen und Wiener Blättern noch immer fort. Jetzt hat Bayern endlich selbst einmal gesprochen. Er hat folgende Erklärung in der allgem. Zeitung abgegeben:

Erklärung. Die Gegensätze des Römerthums zum Germanismus in einem dramatischen Bühnenstücke dem teutschen Volke vorzuführen, war schon in früher Jugend eine meiner vorzüglichsten literarischen Beschäftigungen. Im Jahre 1849 hatte ich diese Idee schriftlich in dem Stücke „Hermanns und Teutonia's Fürstin" realisirt; im Jahre 1851 daselbe Thema in dem Stücke „Thusnelda" bearbeitet; und im Jahre 1852 ebenfalls wieder dieselbe Idee in den „Oberstern in Rom" dargestellt; und erkläre auch somit öffentlich, daß eben besagte Bühnenstücke, deren Tendenz und sonstiger Inhalt in der Allg. Ztg. theilweise mitgetheilt steht, meine Erfindung ist. Z. B. die Sendung des Narciso nach Rom; seine Verführung des Todes Hermanns; die Aufforderung desselben an Thumelikus — nach Teutschland zu flüchten; die Verschwörung gegen Caligula unter Chärea's Verbindung; die Aufforderung des Caligula an Thumelicus vor der Mutter Augen zu fechten.

Ebenso sind alle jene Einzelnheiten der dialogischen Ausarbeitungen, welche bisher, wie schon oben gesagt, in der Allg. Ztg. mitgetheilt wurden, meine erfundene Arbeit. Den Fechter von Ravenna habe ich weder gesehen, noch jemals aus einem Theater-Manuscript etwas davon gelesen; denn als ich dieses Stück zur Vergleichung haben wollte, war es mir nicht möglich ein Exemplar von demselben zu bekommen.

Mit dem Bühnenstücke „Hermanns und Teutonia's Fürstin" habe ich bei der Ausschreibung für Preisstücke zu Wien im Jahre 1850 mich beworben und dasselbe dahin gesendet. Caligula's Tod habe ich ebenfalls als Stoff zu einem neuen Bühnenstück behandelt.

Ueber meine persönliche Bekanntschaft mit Hrn. Otto von Schorn kann ich nachstehendes mittheilen: Den ersten Brief von demselben erhielt ich Mitte Februard dieses Jahres — und eine Woche später besuchte ich ihn zu München. Die Manuscripte, welche ich bei dieser Gelegenheit demselben anvertraut habe, sind in dem nämlichen Zustande unverändert geblieben wie ich sie vor Jahren niedergeschrieben habe; auch entsprechen die Adressen der Allg. Ztg. genau denselben. Dieses erkläre ich auf meine Ehre, und kann es jeden Augenblick mit einem Eide bekräftigen.

Oberpfaffenhofen, den 9. April 1856.

Franz Bachert, Schullehrer.

Würzburg, 7. April. Auf Ansrage des bischöflichen Ordinariates an die Diöcesanpriester, ob sich welche dem Missionsdienste in den nördlichen Polargegenden anschließen wollen, haben sich dazu zwei junge Priester unserer Diöcese bereit erklärt. Dieselben werden demnächst abreisen, um bis zur Mitte d. Mts. in Paris einzutreffen, und sich dem apost. Missions-Präfecten Stephan v. Djuntowsky zur Verfügung zu stellen.

Vom Rhein, 4. April. Der Capitalbedarf Deutschlands für die nächste Zeit, natürlich alle in Gesammtbetrieb und Gesammtpreußen angehabnten Unternehmungen mitgerechnet, beträgt 345 Millionen Thaler, welche sich zwar auf die nächsten fünf bis sechs Jahre vertheilen, größtentheils aber noch im laufenden Jahre eingezahlt werden würden. Diese 345 Millionen zerfallen in folgende Abtheilungen: 1) für Banken 61¼ Mill., 2) für Eisenbahnen 263 Mill. (für Oesterreichische 96 Mill., excl. der Summe, welche zum Ausbau des Oberitalienischen Systems erforderlich ist; für Preußische 131 Mill., hiervon 39 Mill. für Staatsbahnen; für Bayrische Staatsbahnen 29½ Mill. rc.), 3) für Bergwerks-Unternehmungen 14,740,000 Thlr., 4) Gesellschaften für Dampfschifffahrt auf der See und auf Flüssen 2,400,000 Thlr., 5) Fabrikunternehmungen: Webereien, Spinnereien, Zuckerfabriken, Fabriken für comprimirte Gemüse rc. 5,560,000 Thlr. (M. Journal.)

☞ Münchener Schrannen-Bericht Telegraphischer vom 12. April 1856.

Angegeben in München 4 Uhr 25 Min., abgegangen 4 Uhr 43 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 44 Min.)

Getreide-Gattung	Verkauft worden	Mst.	Höchster Preis		Mittel-Preis		Niedrigster Preis		Ueberg.		Geblieben	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	4541	1956	21	20	18	55	16	93	—	—	—	47
Korn	1440	832	15	16	14	28	13	55	—	—	1	25
Gerste	99·2	248	14	7	13	28	12	49	—	—	—	—
Haber	3644	224	6	48	6	9	5	45	—	—	—	17

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnecnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung

Achter Jahrgang 1856. Nro. 16. Den 21. April: Anselm

Des Geizes Fluch und der Wohlthat Segen.

Von Dr. J. N. Nuland.

(Schluß.)

Dick Henderson hatte diese Betrachtungen beendigt, als er rasch sich umwandte und nun eben so schnell, als langsam er fortgegangen war, zu Patrick und wir glauben dies aussprechen zu dürfen, zu O'Narey's Porter zurückkehrte. In seinem Gesichte war eine merkwürdige und schnelle Veränderung vorgegangen, eine Veränderung etwa von der dunkelsten Nacht zu sonnenhellem Tage. „Wenn Ihr mir folgt, Herr Patrick — Ihr erlaubt, daß ich fernerhin Euch so nenne kraft und aus Vollmacht Euerer fünfzehntausend Pfund" — redete Dick Henderson seinen Gefährten an, nachdem er sehr eigenmächtig O'Narey fortgeschickt hatte, eine größere Kanne zu bringen, bloß um üble Nachreden etwa eintreffender Gäste zu vermeiden, — „wenn Ihr mir folgt, so pflegen wir jetzt Rathes, was des Weiteren zu thuen sei. Der Ort scheint mir am gelegensten, da ich O'Narey für einen sehr achtungswerthen Mann halte." Fast muß man vermuthen, daß Dick Henderson verschwenderisch mit seiner Achtung umging. „Dann beginnt mit dem armen Daniel!" sprach Patrick, der sich indessen allmälig zu trösten begann.

„Ihr seid ein wackerer Bruder, Herr Patrick, so wacker, daß ich wünschte, Ihr wäret meiner, absonderlich seit dem heutigen Morgen. Vor Allem also sorgt, Euren Bruder Daniel so wohlfeil als möglich zu Grabe tragen zu lassen, damit Ihr ihn mit dem Klange weggeworfenen Geldes nicht aus der Ruhe stört, denn er hielt sehr auf Sparsamkeit, wie ich schon zweimal erfahren habe. Werdet nicht böse," fuhr Dick Henderson fort, als er auf Patrick's Gesicht las, daß dieser wegen des rücksichtslosen Ausspruches über seinen Bruder sich gekränkt fühlte, „und vergönnt dem Unmuthe den Sieg nicht. Ich fühle mich eben behaglich, und die Lässigkeit führt leicht aus dem engen Geleise, wie Porter und Whisky... Nein, Herr Patrick, ich zähne Euerem Bruder nicht, und wünsche ihm mit aller Aufrichtigkeit, daß ihm die Erde leicht sein möge, wenn er nur erst darunter ist. Und nun höret an, was ich für Euch am gerathensten halte. Zuerst verschenkt Ihr Euere Hütte, wenn Ihr Jemand findet, welcher sie annehmen mag..."

„Und meine Kinder! wo bleiben diese?" unterbrach mit einer Art Entsetzens Patrick, über welchen die Macht der Gewöhnung so entschieden herrschte, daß er seine früheren Zustände von den jetzigen loszueingen noch nicht vermochte. — „Ihr vergeßt Euere fünfzehntausend Pfund!" erwiderte Henderson mit der Miene verächtlichen Mitleids über die Schwäche dieses Mannes und fuhr dann fort: „Dann zieht Ihr hinüber nach Galway, weil Ihr Euere Pfunde nicht vergraben sollt, wie die heilige Schrift sagt! Weiter..."

Der Auftritt einer neuen Person, welche um die Ecke des Hauses schiebend unerwartet unter dem Laubdache der Buchen sich zeigte, unterbrach den beredten Dick Henderson in der weiteren Darlegung seiner unmaßgeblichen Vorschläge. Es war dies Herr Jeremias Patterkut, aber nicht der geschwätzige Herr Patterkut, mit welchem vor drei Jahren Patrick im Tannenwalde zusammengetroffen war, sondern der stolze und schweigsame Herr Patterkut; mit einem Worte: Herr Patterkut aus Patrick's Hütte. Dyn? Jene Erinnerung mußte man Herrn Patterkut für die Personifi- cation der Beständigkeit, für das wahrhafte Symbol der Stabilität erklären. Denn Alles an ihm erschien wie ehemals, selbst sein Rock — Dank sei es der Einsicht des Gerichtes über die Nothwendigkeit einer imponirenden äußeren Erscheinung für die Würde und das Ansehen seines Boten — hatte sich erneuert und strahlte weithin in seinem brennenden Roth. Wir glauben versichern zu dürfen, daß dieser Rock, gegen welchen selbst Dick Henderson's zimmetbrauner Rock in seinen besten Tagen nicht aufzukommen vermocht hätte, einen sehr wesentlichen Antheil an diesem Umschlage der Gesinnungen Patterkut's in's Frühere hatte. Weil nun Herr Patterkut ganz derselbe war und sein wollte, wie vor sechs Jahren, so arbeitete er sich ohne weitere Beachtung Patrick's und seines Genossen auf einen Stuhl hin, mühsam wie ein beladener Kauffahrer bei schwachem Winde, ließ sich auf diesen sehr langsam nieder, während er mit äußerster Vorsicht die Schöße des rothen, weißgalonirten Rockes ausbreitete, streckte die säulenähnlichen Beine aus, faltete die Hände über dem gewölbten Bauch und ließ dann die Daumen um einander wirbeln.

Herr Patterkut war wichtig genug, daß trotz aller Vertraulichkeit, die übrigens durch den neuen Rock vielleicht einen Stoß erlitt, der lehnende O'Narey im Augenblick seine Pflicht that, und Patterkut blinzte zweimal, als der braune Porter vor ihm auf dem Tische glänze. Herr Patterkut war wichtig genug, daß trotz der fünfzehntausend Pfund, Patrick demüthig und unteregeben wie immer, seine Pflicht that, und Patterkut blinzte wiederum zweimal, als Patrick ihn mit dem unterthänigsten Gruße beehrte.

Aber Herr Patterkut war nicht wichtig genug, daß Dick Henderson, der zu tief fühlte, was darin liege, dem Pferde des Schach von Oude Eisen aufgeschlagen zu haben, von einem lüschen Gerichtsboten Notiz zu nehmen sich gekränkt gesehen hätte. Für ihn war kein Herr Patterkut in der Welt! Herr Jeremias rächte sich und that das Klügste, was er thuen konnte — er ignorirte Dick Henderson und ließ auch ihn für sich nicht da sein.

Kaum hatte Patrick sich vor Jeremias Patterkut wieder aufgerichtet, als dieser nicht aus Neugierde, sondern bloß unter der Leitung guter polizeilicher Grundsätze die Augen mit einem kurzen Zurückwerfen des Kopfes zuerst nach dem vor Dick auf dem Tische stehenden Kästchen und dann seagend wieder nach Patrick wandte. Diese Pantomime war vortrefflich, weil kurz und höchst verständlich, indem selbst ein Patrick, ein Mann des beschränkten Beistandes und engsten Fassungsvermögens, augenblicklich sie zu deuten wußte, wie seine Antwort auswies. — „Herr!" sprach Patrick, „diese Truhe enthält fünfzehntausend Pfund, mein Erbe, was ich bei den Gebeinen meines Bruders erhob," und er erzählte mit kurzen Worten den Hergang im Thurme. „Frischen Porter, vom besten!" rief Dick Henderson dazwischen und legte zugleich seine große Hand auf die Truhe, um anzudeuten, daß er auch eine Rolle bei dem Drama im Thurme von Galway gespielt habe.

Aber Jeremias hatte jetzt keine Zeit, ihn zu beachten, und bedurfte dazu nicht einmal der Erinnerung seines Verfahrens. Er war zu sehr überzeugt von dem Glanze der ihn umstrahlenden Hoheit, zu sehr von der Unterwürfigkeit Patrick's, um nur den

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek

Digitized by Google

fernſten Gedanken von dem Wagniſſe eines Scherzes zu faſſen. Sein beginnendes Erſtaunen bei dieſen Worten des Bauers milderte deßhalb nur, wenn auch in einem geringen Maße, die wie ein mattes und ziemlich wirkungsloſes Streiflicht einfallende Vermuthung, daß Patrick's Kopf irgendwie Schaden gelitten habe; aber es erreichte mit einem Schlage Rieſengröße, als der Bauer zur Bekräftigung ſeiner Worte die eiſenbeſchlagene Truhe vor den Augen des Herrn Jeremias Patterkut öffnete. Bedurfte es einer Verſicherung, daß Herr Jeremias Patterkut ſich auf dem Extreme des Staunens, auf dem Superlative der Verwunderung befand, ſo lag dieſe in ſeinem eigenen äußerlichen Bezeigen. Schnell, wie eine Bombe aus dem Mörſer fliegt, war Patterkut von ſeinem Sitze emporgeſprungen und ſtand jetzt, den Oberkörper ſo weit als nur immer möglich vorgebeugt und mit beiden Händen auf den Tiſch vor ihm ſich ſtützend, auf der Spitze des einen Fußes in der Schwebe, während er den anderen frei in die Luft ſtreckte — Alles, um dieſem Käſtchen näher zu ſein, von welchem man hätte glauben ſollen, es übe eine geheimnißvolle Anziehung auf Patterkut. Dieſer ungewöhnlichen Stellung entſprach vollkommen auch der Ausdruck ſeines Geſichtes. Die hoch emporgezogene Stirne, die ſo auffallend weit geöffneten Augen, daß das Weiße derſelben faſt um das Doppelte vergrößert erſchien, der feſtgeſchloſſene Mund, das ſtark erhöhte Roth verriethen eine Spannung Patterkut's, eine ſo wunderbare Spannung, daß nur das Wunderbare des Vorganges ſelbſt mit ihr verglichen werden konnte.

Schon inſoweit ſchien Jeremias ein anderer Menſch geworden zu ſein und ſeine Natur ganz verwechſelt zu haben. Eine weit größere Veränderung aber gab ſich in ſeinem Moraliſchen kund, nachdem ſeine Anſichten in Bezug auf Patrick in Folge dieſer fünfzehntauſend Pfund eine gänzliche Umwälzung erfahren hatten. Oder vielmehr: Herr Jeremias Patterkut zeigte ſich von einer Seite, welche in's volle Licht herauszukehren er erſt in dieſem Augenblicke Aufforderung und Veranlaſſung fand. Patrick war ihm jetzt nicht mehr der niedere Bauer im dürftigen Gewande; o nein! von jetzt an erblickte er ihn nur gehüllt in Silber- und Goldbrokat, wogegen das rothe Tuch ſeines Rockes nicht mehr in Anſchlag kommen konnte. Sage Einer, daß Herr Patterkut vor fünfzehntauſend Pfund je die Beſcheidenheit verläugnet habe! In Folge dieſer neuen Auffaſſung faßte er den Entſchluß, von der Höhe der ſtillen Sprache der Zeichen herabzuſteigen zum Worte, und ward beredt, beredt faſt bis zur vollen Unkenntlichkeit ſeiner Perſon. Er fühlte ſich ſogar dringend bewogen, Dick Henderſon als in einer, wie es ſchien, nicht gar zu lockeren Verbindung mit Patrick ſtehend in die neue Standeserhebung mit einzuſchließen.

„So reich war Euer Bruder, theuerſter Herr Patrick!“ begann Jeremias, als er wieder Worte fand. „So unermeßlich reich, und wollte doch wegen einiger ſchnöden Schillinge Steuer ehrſame Bürger fliegen und ſchwimmen laſſen, ſo wenig Geſchick und Neigung ſie dazu hatten. Aber ohne Zweifel war's nur eine luſtige Laune, ein gnädiger Scherz! Wer hätte geglaubt, daß der Thurm von Galway ſo reich wäre, als die Schatzkammer eines Königs? Ich nicht!... Aber nein! Ich thue mir Unrecht! Sagt ſelbſt, O'Narcy!“ — und Patterkut wandte ſich an den Wirth, der vor Staunen ſich nicht zu faſſen wußte und wider alle Gewohnheit verſtummt war, — „ob ich nicht ſchon längſt wußte, daß Herr Daniel im Thurme mit den achtbarſten Leuten in enger Freundſchaft ſtand, mit Leuten, in deren Taſche mehr Guineen klapperten, als bei Anderen Penny's! Ihr ſchweigt? Das heißt — Ihr wollt mich zum Dummkopf machen? Entſinnt Euch doch jenes Abends, an welchem ich den Unkenruf vernahm! Aber ...“ wie von einem Gedanken überraſcht, hielt Herr Patterkut einen Augenblick ein und fuhr dann fort mit der Miene eines Mannes, bei dem ſich Gedanke an Gedanke zur Geburt einer großen Wahrheit reiht, — „wird mir es doch auf einmal ſo hell im Kopfe, als entzündeten ſich tauſend Kerzen darin. Ja, ſo iſt es — ſage ich Euch, Herr Patrick, Euch, Herr ... Keral — ich bin in Verzweiflung ob des Vergeſſens Eueres unvergeßlichen Namens — Euch, O'Narcy, und Euch, Mann im zimmetfarbigen Rocke! Ich habe das Todeswimmern des ehrenwerthen Herrn Daniel vernommen und, weil es das Unglück nicht anders gewollt, für Unkenruf gehalten. Aber zürnt mir deßhalb nicht, vortrefflichſter Herr Patrick, denn Niemand trägt die Schuld, als Daniel ſelber. Wem war es zuzuſchreiben, daß ich ſeit einem gewiſſen Tage immer den weiteſten Weg vom Thurme einſchlug und den kürzeren zur Seite ließ, der dicht unter ihm vorüber führte! Wanderte ich dieſen, ſo war ihm geholfen, da mein Ohr ſo ſcharf, daß ich die Klage eines Menſchen nicht verkannt hätte. Ich ſage wahrhaftig — ich hörte die Todesklage Eueres Bruders. Denn von dieſer Zeit an war Daniel verſchwunden, und niemals wieder hörte ich dort Geſchrei von Unken. So ſtraft der Geiz ſich ſelber! ... Wollet nicht gehört haben, edelſter Herr Patrick, wie freventlich meine wirre Zunge ſich verging!“ bat Patterkut, erſchrocken über den unbedachten Ausbruch, dieſen unwillkürlichen Verrath ſeines Gedankens. „Wie leicht vergreift man ſich in dem Worte, und iſt es Euch darum zu thuen, ſo will ich, Jeremias Patterkut, vor Gericht Zeugniß geben, daß Euer Bruder ein exemplariſcher Haushälter war, ein Muſter von einem Bruder, der ſich abbrach, um Euch fünfzehntauſend gute Pfund zu hinterlaſſen ...“ und Patterkut fand für nothwendig, um den allenfallſigen üblen Eindruck ſeiner erſten Anſchuldigung zu verwiſchen, gerührt zu erſcheinen.

Bei Patrick's ſo weichem und biegſamem Charakter fand Jeremias Patterkut ſeine Hoffnung nicht getäuſcht und ſchickte ſich an, weil er den Bauer in eine wehmüthige Stimmung verſetzt ſah, ſeinen Erfolg als ein kluger Mann weiter auszubeuten und dem Steine, den er bei Patrick im Brette zu haben glaubt, wie das gemeine Leben ſagt, einen zuzuſetzen, indem er geſchickt in einer pfiffigen Rechnung auf die natürliche Selbſtliebe Patrick's Perſon in den Vordergrund zu ſchieben gedachte.

„Es war ein würdiger Mann der Bruder Daniel!“ fuhr Jeremias Patterkut fort, und athmete tief und fuhr ſich *einmal mit* der linken Hand über das Auge. „Aber der Wahrheit die Ehre! Er hat ſich an Euch vergangen, an Euch, der die Achtung jedes wackeren Mannes verdient — was ſage ich! verdient? Nein! ſchon mit ſich nimmt, weil Euere Trauer für den Sohn Eueres Vaters eine wahre und aufrichtige iſt.“

„Wenn die Krokodile wie die kleinen Kinder winſeln, fingen ſie im Hinterhalte, wie mir der Capitän Moore geſagt hat. Ich bin begierig worauf der Rothrock denkt,“ ſprach Dick Henderſon zu ſich in ſeinem Innern. „Ich würde ſagen,“ ſetzte Jeremias ſeine Rede fort: „Trocknet Euere Thränen, Herr Patrick! denn Euer Bruder hat Euch nie geliebt, wüßte ich nicht, daß Ihr durch Pflichtvergeſſenheit Euch nie von einer Pflicht entbunden haltet. Weinet alſo zu, Herr Patrick, ſanfte, wohlthätige Zähren, welche die Engel auffaſſen. So iſt's! Euer Bruder übte ſchweren Verrath an Euch; denn denkt nur nach, ob ich nicht vorlängſt an jenem Morgen in dem Tannenwalde ſagte, daß Euer Bruder — der liebe Gott nahm ihn ſicher unter die Zahl der Gerechten auf — vor Euch ſich verſteckt gehalten habe. O! man treibt ſich nicht ſo lange in den Gerichtshallen umher,“ parentheſirte mit ſtolzem Geſichte Herr Patterkut, „ohne daß das Ingenium, ich meine der Verſtand, nicht wunderbarlich geſpitzt werde! Ihr habt jetzt die volle Beſtätigung meiner Rede von damals. Im Thurm waret Ihr mit Euerem Bruder zuſammen; ein Wort, einen Ruf hätte es ihn gekoſtet, und er war aus ſeiner Haft befreit! Er ſchwieg, weil er, wie ich zu meinen mich getraue, Euch ſo ungerne ſah, als mich, und ging zu Grunde. Es iſt ſonderbar, Herr Patrick, und reizt zum Nachdenken, daß wir Beide ihn hätten retten können, wären von ihm ſelber uns Beiden nicht die Hände gebunden geweſen. Das deutet offenbar auf eine Verkettung, eine Verſchlingung, ſo zu ſagen, unſerer Lebenswege, namentlich von heute an, wo dieſe Kunde ſich uns aufthut. Wäre es nicht großes Unrecht, dieſen ſo deutlichen Fingerzeig des Geſchickes, ſo zu ſagen, nicht zu befolgen? Höret Ihr nicht, Herr Patrick, dieſe Stimme, die uns zu einem engeren Bunde mahnt? Wie lieblich ſie klingt!“

Digitized by Google

„Ich höre den Maulwurf, Gevatter, der eine Elle tief unter des Herrn Patrick's Füßen gräbt," fiel Dick Henderson in die Rede des Gerichtsboten, während er von seinem Sitze aufstand, „aber die süße Stimme, von welcher Ihr sprechet, ist mir nicht zu Ohren gekommen, so scharf sie auch sind. Packt an, Herr Patrick! Wir wollen heimwärts gehen."

„Noch Eines, verehrtester Herr Patrick!" wandte sich Jeremias mit einem zur gewinnendsten Güte zurechtgelegten Gesichte an den Bauer, innerlich blutend, daß Dick Henderson den von ihm auf Patrick angelegten Sturm abzuschlagen drohte. Ihr wißt nicht, Ihr ahnet nicht, wie herzinniglich Euch Jeremias Patterkut zugethan ist, welcher deßhalb Euch auch den Rath gibt, die Thüre des Gerichtes nicht vorbeizugehen, damit die gehörige Tinte darüber verschrieben werde, daß Eure Bruder todt ist und Ihr lebendig. Ein guter Rath ist Goldes werth! sagt das Sprüchwort, und es steckt große Weisheit dahinter. Aber ich mache keine Vorschriften; denn Silbee ist eben auch kräftig. Es versteht sich von selbst, daß Ihr es halten könnet nach Belieben, Herr Patrick! Niemand denkt daran, Euch Zwang anzuthuen!"

„Lebt wohl," sprach kurz und trocken Dick Henderson, indem er Patrick durch einen Wink bedeutete, mit ihm die Kiste anzunehmen. Beide begaben sich auf den Weg und ließen Patterkut und O'Narcy in sehr verschiedenen Gemüthsstimmungen unter dem Dache, aus Buchenzweigen geschlungen, zurück.

Nicht sowohl bei dem Verschwinden Patrick's oder vielmehr des Herrn Patrick und seines Genossen, als vielmehr der mit so vielen Hoffnungen beladenen Kiste war Herr Patterkut wie vernichtet auf seinen Sitz zurückgesunken, ließ die Arme schlaff und kraftlos herab und den Kopf auf die Brust hängen und versank, ein Bild der tiefsten Zerknirschung, in einem gewaltsam drängenden und fluthenden Strome von Gedanken. Wie zerschellt und zerschmettert so viele schöne Vorsätze, so viele löbliche Entschlüsse; wie untergegangen in das Nichts eine Welt voll glänzender Visionen! Hatte Patterkut bei sich nicht schon festgestellt, diesen schönen Tag des Glückes sammt dem zweifelsohne eben so schönen Abende ganz und ohne Rückhalt dem braunen Bären O'Narcy's zu weihen, bei jedem neuen Glase Porters einen neuen Spruch des Preises für Patrick's Herz voll Adel und Großmuth zugleich mit einer stachelichen Schmähung für Daniel bereit zu halten, welcher nicht einmal dem Könige gab was des Königs ist, viel weniger geneigt war, ein Werk der Liebe an Herrn Jeremias zu begehen! Und hatte er hinter jedem Verdammungsurtheile seines improvisirten Gerichtes zum braunen Bären — Patterkut kannte ohne Zweifel die alte Mähre von dem Schwerte, welches Wunden schlägt und heilt — nicht allsogleich den mildernden Spruch beifügen wollen, daß Gott dem armen Daniel eine fehliche Urständ verleihen wolle, sowohl um eine Gewährleistung und ein Unterpfand seiner versöhnlichen und wohlwollenden Gesinnung, als auch, und zwar hauptsächlich, einen Beweis seiner tiefen Achtung für Patrick O'Kerry zu geben, dessen verwandtschaftliche Beziehung einen solchen Glanz auf Daniel hinüberweefe, daß dieser, sei er auch durch Flecken entstellt gewesen, jetzt gereinigt und geläutert dastehe?

Alle diese Erwartungen waren nicht erfüllt; die Hoffnung hatte sich nicht in ein prachtvolles Dasein verkörpert; Herr Patterkut war allein, allein mit seinem Schmerze und seiner Rache; aber nur der Rache eines Augenblickes, der sich mit einem machtlosen und obendrein schnell wieder zurückgenommenen Wunsche ausfüllte. „Ich will verdammt sein, für immer Thran zu trinken, wie ein Grönländer," — bei diesem Gedanken war so eben Herr Patterkut angekommen und variirte ihn in mehrfachen Gängen — „wenn es nicht Brüder sind, leibliche Brüder, dieser Patrick und dieser Daniel, Söhne Eines Vaters und Einer Mutter. Wachsen auf der Buche hier Eckern und Trauben? Nein! Eckern und wieder Eckern. Also! . . . Einer wie der Andere von diesen Beiden hat, so wenig als der Wolf Anhänglichkeit an das Lamm, es sei denn, um es zu fressen, ein Herz für fremdes Glück, zumal für das deine, Jeremias, mit wie Wenigem du dich auch begnügt hättest! Aber ich hoffe von der himmlischen Gerechtigkeit, nochmals wie Heute dem Fluche des Gesetzes zu begegnen, der diesen Patterkut niederwerfen wird, wie er seinen Bruder verdarb, denn sonst würde er sich aus Daniel's Geschick schon eine Lehre entnommen haben . . . Indessen, Alles wohl bedacht, solltest du deine Hoffnung nicht sogleich ohne Kampf und Mühe hingeben, nicht leichten Kaufes diesen Patrick loslassen! Jeremias, du bist ein Mann, den selbst der Obersherif der Grafschaft schon oft gefragt hat, wie viel an der Uhr; gib darum nicht nach, du mußt sein Freund werden denn von fünfzehntausend Pfund fällt manche Bresame ab!"

Aufgeregt von der Möglichkeit solchen höchst eingeschränkten Zieles und höchst bescheidener Aussichten, erhob sich Herr Patterkut und ging, durch die Wichtigkeit seiner Ueberlegungen eingesenkt in ein völliges Vergessen seiner ganzen Umgebung, ohne Gruß an O'Narcy vorüber, der ihm besorgt nachsah. „War das Jeremias Patterkut," sprach O'Narcy für sich, „der seine Worte sonst theuer hielt, als O'Gunnel seine Fische? Es sollte mich schmerzen, wäre in diesem Wechsel sein Tod verbedeutet, wie es oft genug vorkommt. Es sollte mich aber auch schmerzen, wenn er der bliebe, der er jetzt ist; denn es wäre um den Frieden dieses Hauses fortan geschehen. Was Ein Tag, Ein Augenblick bringen kann!" fuhr er kopfschüttelnd fort, — Bettler werden reich wie Könige und bedachte ernsthafte Männer zu eitlen Schwätzern! Aber Muth, O'Narcy! Ich künde ihm die Freundschaft und schaffe ihn auf diese Weise mir vom Halse, läßt er sich's einfallen, die durch lange Verjährung ihm zugewachsene Pflicht, allein von allen meinen Gästen die durch eine böse Sitte gebotene Schweigsamkeit des Wirthes nicht in Anspruch zu nehmen, auch nur im Mindesten verletzen zu wollen!"

Dick Henderson und Patrick O'Kerry waren schon lange miteinander dahin gegangen, Dick lustig und guter Dinge, von Allem plaudernd, wozu sich Stoff darbot, Patrick voll Schweigens und Sinnens, als Patrick plötzlich mit der Frage stille stand: „Saget Ihr nicht, Dick Henderson, am gestrigen Abende in der armen Hütte des armen Patrick, hundert Pfund würden Euer Glück machen? Ihr werdet sie haben und mehr als das. Ich und die Meinen gelobten Euch Dankbarkeit von Gott und wir trugen nur eine Schuld ab! Vor Jahren gabe Ihr einem Armen ohne Eigennutz, ohne Erwartung eines Vortheiles; heute ist es billig, daß die Wohlthat sich lohne."

Nach diesen Worten blickte Dick Henderson eine ziemlich lange Zeit hindurch seinem Begleiter starr in's Gesicht mit jenem leeren und nichtssagenden Antlitze, was getreu die innere Leere wiedergibt, wenn nur der todte Hall der Rede, nicht ihr geistiger Sinn erfaßt wurde. In dem Maße aber, als Dick Henderson das Verständniß derselben und Glaube an sie gewann, belebte sich sein Gesicht, bis es den Ausdruck freudigster Ueberraschung bot. „So hätte ich heute Morgen doch nicht umsonst geträumt!" rief er aus. Aber solchem unerwarteten und bedeutungsvollen Wechsel des Glückes gegenüber begreift sich leicht der Wechsel der Stimmung im Gemüthe, und so fuhr mit plötzlichem tiefen Ernste Dick Henderson fort: „Dick Henderson ist kein Mann der Worte und dankt deßhalb Euch nicht; aber bedürfet Ihr einstmals seiner zur That, so wird er Euch nicht fehlen. Und jetzt noch Eines! Ihr sprecht vom Lohne des Wohlthuns: — Ich gebe Euch Eure Worte zurück. Wieset Ihr gestern den armen Wanderer von Eurer Thüre, so wäret Ihr selbst heute noch so arm, als Ihr gestern waret. Nicht das winzige Korn, das Ihr dem hungernden Sperling zuwerft, ist für Euch verloren! Ihr sehet heute selbst der Wohlthat Segen." Und mit Rückkehr in seine gewöhnliche Laune sprach er weiter: „Nach Allem, was ich bis jetzt erfuhr, habe ich nichts Eiligeres zu thuen, als wegen des Marktes und des Mayors von Galway einen neuen zimmetfarbigen Rock mir zu verschaffen."

Wir haben nun noch Weniges beizusetzen. Daniel's Gebeine wurden auf dem Kirchhofe von Galway beerdigt und erhielten durch Patrick's Bruderliebe ein prächtiges Denkmal mit der Inschrift, gegen den Preis einer Guinee von einem Advocaten der

Digitized by Google

Stadt gefertigt, welche bei jedem Leſer aufrichtiges Bedauern weckte, daß Daniel O'Kerry ſterblich war, wie die anderen Menſchen. Es liegt große Kraft in einer Guinee! Patrick ſiedelte hinüber nach Galway, um ſeine Pfunde nicht zu vergraben, und wurde wie ſeine Frau von der Armuth geſegnet bis an ſein Ende. Die kleine Hannah ward groß und in der That die Freude von Patrick's Alter, wie es ehemals Daniel, freilich heuchleriſch und lügend, im Geiſte vorhergeſehen hatte. Und Dick Henderſon: er kaufte, wie er den Vorſatz gehabt, eine Werkſtätte in Galway. Schweigt auch die kleine Chronik der Stadt von einem Tage, an welchem Dick Henderſon in einem neuen zimmetfarbigen Rocke in dem Ringe des Marktes von dem gerührten Mayor als würdigſter Mann begrüßt wurde, ſo erzählt ſie doch, wie überaus geachtet und geehrt von männiglich Dick Henderſon ſein Leben verbrachte, und wie er oft triumphirend die Frage geſtellt: Heißt nicht der Betteljunge Dick jetzt Herr Henderſon? Und weil es ein Hohes galt, von ihm ausgezeichnet zu werden, ſo führt ſie an, daß vor Allen O'Narcy, der Wirth der Matroſenſchenke bei Galway, und ein gewiſſer James Mulligan in einem nahegelegenen Dorfe ſtets und immer als ſehr achtungswerthe Männer von ihm erklärt worden ſeyen. Weil Jeder that, was er muß, ſo war Herr Jeremias Patterkut, der ſich in Allem, ſelbſt in der bereits aus dem Tannenwalde her bekannten überſchwenglichen Länge ſeiner Augenblicke, gleich blieb, ein Freund Patrick's geworden, und ging nie durch Galway, ohne ſich an deſſen Haus zu erinnern und einen Augenblick darin zu raſten. Trat er des Morgens über die Schwelle mit der Verſicherung, daß er ſehr Eile habe mit Ladungen und Steuererhebung zum Wohle des Königreichs, zu viele Eile, um Porter anzuſehen, geſchweige denn zu trinken, weßwegen er denſelben ſich ausdrücklich verbat, und ließ er ſich, freilich nur auf einen einzigen Augenblick, des Aufenthaltes nöthigen, was immer geſchah, ſo hatte Patrick in ſpäter Nacht dafür zu ſorgen, daß er zwiſchen zwei verläſſigen Dienern heimwärts geleitet wurde, nicht, wie die böſe Welt ſagte, ihn vor Fall und ſonſtigem Anſtoß zu bewahren, ſondern um ihm die gebührende Ehre zu erweiſen, wie er ſelbſt ſagte, und zwar mit größerer Glaubwürdigkeit. Unter ſolchen Umſtänden hätte O'Narcy der Kündigung ſeiner Freundſchaft nicht bedurft, hätte Patterkut bei ſeinen ſeltenen Beſuchen in der Schenke zum braunen Bären auch nicht gezeigt, daß er gegen die Befürchtungen O'Narcy's derſelbe ſchweigſame Mann wie immer geblieben ſei und keine Miene verziehe, mochte O'Narcy die wunderbare Geſchichte Patrick O'Kerry's ihm und den andern Gäſten ſo oft und viel erzählen, bis ſie, durch mancherlei Zuſätze ins Ungeheuerliche gewachſen, erſt der ſorgſamſten Kritik benöthigt war, um wie hier in ihrer urſprünglichen und wahren Geſtalt erzählt werden zu können.

Kaiſer Nikolaus und der Raucher.

Ein Franzoſe, den Tag zuvor erſt in Petersburg angekommen, ging mit der brennenden Cigarre im Munde über die Newski-Perſpective. Wohl fiel es ihm auf, daß alle Vorübergehenden ihn mit ſtaunenden Blicken anſahen, aber er ahnte nicht, daß ſeine brennende Cigarre die Urſache ſei, indem es auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers ſtreng verboten iſt, auf den Straßen St. Petersburgs zu rauchen.

Noch war er nicht weit gegangen, als ein Herr von hohem Wuchſe und ausgezeichneter Schönheit ihn anredete und folgendes Geſpräch mit ihm begann:

„Sie ſind wohl hier fremd?"

„Ich kam erſt geſtern von Paris hier an."

„Und ſind daher mit unſeren Gebräuchen noch nicht bekannt? Man raucht nicht auf den Straßen von St. Petersburg. Es iſt verboten."

„Ich danke Ihnen tauſend Mal für dieſen Wink. Mein Grundſatz iſt, die Geſetze überall ſtreng zu befolgen."

„Das können nicht alle Ihre Landsleute von ſich ſagen."

„Zum Beweiſe löſche ich ſogleich meine Cigarre aus."

Das iſt nicht nöthig; rauchen Sie ſie nur zu Ende. So lange Sie mit mir gehen, können Sie ungeſtraft rauchen; wenn ich Sie aber verlaſſe, ſehen Sie ſich vor."

Alles wich vor den beiden Spaziergängern ehrerbietig zur Seite. Als die Cigarre ausgeraucht war, verließ der gefällige Rathgeber den Pariſer, der über die Artigkeit der Ruſſen ganz entzückt war.

Am nächſten Tage erzählte er dies Abenteuer einem Bekannten, dem er die Geſtalt und die Züge des wohlgefälligen Mannes beſchrieb. „Wiſſen Sie, wer es war?" fragte der Freund.

„Nein."

„Soll ich es Ihnen ſagen?"

„Ich würde Ihnen Dank wiſſen."

„Nun denn, — dieſer artige Ruſſe, wie Sie ihn nennen, war Niemand anderes, als der Kaiſer Nikolaus."

Der Pariſer wollte dies ſelbſt auf wiederholte Verſicherung nicht glauben, aber er konnte an der Wahrheit nicht länger zweifeln, als noch an demſelben Tage ein kaiſerlicher Feldjäger ihm ein Päckchen überreichte und dazu ſagte: „Im Auftrage Sr. Majeſtät des Kaiſers!" und er, das Päckchen öffnend, darin ganz vortreffliche Cigarren fand, welche die Ueberſchrift trugen: „Auf den Straßen von Paris zu rauchen."

In der Nacht vom 15. dß. entluden ſich in der Gegend von Edenkoben (Pfalz) mehrere ſchwere Gewitter; beſonders aber wurde die Gemeinde Duttweiler von demjenigen, das gegen Morgen ausbrach und von den heftigſten Blitzſchlägen begleitet war, ſchwer betroffen. Der Blitz ſchlug nämlich in die dortige katholiſche Kirche ein. Derſelbe drang unterhalb des Knopfes in den Kirchthurm, kam wieder an einer Ecke heraus, *riß aus* der mit großen Quaderſteinen aufgeführten Mauer des Thurmes bedeutende Stücke heraus, zerſtörte theilweiſe das Dach und das Geſimſe der Kirche, lief außerhalb am Chor bis zum Fenſter herunter, zerſplitterte das ganze Chorfenſter, ſo daß die Scherben an der andern Seite des Chors niederfielen, ſchlängelte ſich ſodann an dem Antipentium des Altars vorüber, woran Brandſpuren ſichtbar ſind. Von da leitete er ſich weiter an der Gurte der Decke, die er ringsum zerſtörte, durchhöhlte die ganze Decke, ſo daß mehrere Oeffnungen ſichtbar ſind und verurſachte dadurch einen Schaden von mehreren hundert Gulden.

Am 15. dß. Nachts ſchlug der Blitz in Immenheim bei Tauberbiſchofsheim ein, wodurch 7 Gebäude abbrannten.

☞ **Münchener Schrannen-Bericht** **Telegraphiſcher vom 19. April 1856.**

Aufgegeben in München 4 Uhr 15 Min., abgegangen 4 Uhr 25 Min.
angekommen in Landshut 4 Uhr 26 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkaufte wurden.	Mst.	Höchſter Preis.		Mittel-Preis.		Niederſter Preis.		Geblieben.		Geſtellt.	
	Sch	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	4047	1734	21	20	19	17	16	47	—	2½	—	—
Korn	1·88	583	14	2	13	28	12	38	—	—	1	—
Gerſte	3361	492	15	40	13	—	12	49	—	—	—	2[illegible]
Haber	201	118	6	34	6	5	5	51	—	—	—	[illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joſ. Thomann'ſchen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduernig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 17. Den 28. April: Vitalis.

Ida Pfeiffer bei den Battakern auf Sumatra.*)

Wenn die Entdeckungsfahrten der unbekannten Wiener Reisenden, Frau Pfeiffer auf der Insel Borneo, ihre Besuche bei den Dayakern Anlaß gaben, dem unerschrockenen Muthe und der natürlichen Beobachtungsweise der Reisenden alle Anerkennung zu zollen, so müssen ihre Fahrten auf Sumatra noch mehr die volle Bewunderung hervorrufen für das Außerordentliche, was hier eine schwache Frau mit seltener Willensstärke und Ausdauer geleistet hat. Kein Europäer ist je so tief in das Innere der Insel, zu dem Kannibalenvolke der Battaker, eingedrungen und wohlbehalten wieder zurückgekehrt, wie die unerschrockene Wienerin. Sie besuchte von Borneo aus das weit cultivirtere Java, das sie, vom Generalgouverneur und den holländischen Beamten mit dem ihrem Verdienste entsprechenden Wohlwollen aufgenommen, fast nach allen Richtungen durchstreifte. In Batavia bestieg sie das Dampfschiff und landete am 13. Juli 1852 in Padang, dem an der Südküste gelegenen Hauptorte der holländischen Besitzungen auf Sumatra, einer Stadt mit 27,000 Einwohnern. Die Reisende wurde von dem holländischen Beamten, besonders vom Gouverneur van Switen aufs Freundlichste aufgenommen; als sie aber ihre Absicht, ins Battakerland zu ziehen, äußerte, erhob sich ein einstimmiges Widerrathen: seit im Jahre 1835 zwei Missionäre von den Battakern getödtet und aufgefressen worden seien, habe sich kein Europäer mehr ohne Militärbegleitung unter sie gewagt. Es half nichts: Frau Pfeiffer war entschlossen, sie dachte, daß vielleicht gerade ihr Geschlecht ihr Schutz sein werde.

Sie reiste ab; so lange holländische Ansiedlungen und Forts auf ihrem Wege waren, hatte sie zwar Mühseligkeiten, aber keine ernste Gefahr zu bestehen, wir eilen rasch mit ihr über Bonjol und an dem 9500 Fuß hohen Berge Ophir vorbei gegen Norden. In dem noch holländischen Bezirke Mandelling finden sich die ersten Battaker, man könnte sie die gezähmten heißen, da sie unter der holländischen Regierung stehen und natürlich ihrer Begierde nach Menschenfleisch entsagen müssen. In einer der Ortschaften, welche Frau Pfeiffer passirte, wurde eben großer Bazar gehalten, gefundenes Gold aus den nahen Flüßchen wurde zum Verkauf gebracht, Hahnenkämpfe reizten die Wettlust und die Leidenschaften der Menschen. Ein holländischer Beamter rief die batakischen Radschahs (Häuptlinge) der Umgegend zusammen, um mit ihnen über die beabsichtigte Reise zu sprechen. Viel Volk strömte zusammen, denn es war schon bekannt geworden, eine Frau sei hier, die sich in das verrufene Land wagen wolle. Die Radschahs riethen die Reise ab; nun fragte unsere muthige Reisende bloß, ob es denn wahr sei, daß die Battaker die Leute nicht gleich tödten, sondern ihnen das Fleisch stückweise vom Körper schneiden und es warm mit Tabak und Salz verzehren. „Dieses langsame Hinmorden, sagte sie, hätte mich doch ein wenig abgeschreckt." Sie erhielt aber den zweifelhaften Trost, daß dies nur mit schweren Verbrechern geschehe, Kriegsgefangene würden enthauptet, man fange ihr Blut auf, trinke es warm oder verzehre es gemischt mit gekochtem Reis. Dann gehe es an die Theilung: die schmackhaftesten Theile, Fußsohlen, Herz, Leber, das Innere der Hand 2c. seien Vorrechte des Radschahs. „Die Radschahs versicherten mit höchst begehrlichen Mienen, fügt die Verfasserin bei, daß Menschenfleisch sehr gut schmecke, und daß sie es gerne essen würden." Es gehörte wahrlich ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, solchen Aussichten zu trotzen! In Padang-Sidimpuang war Frau Pfeiffer mit den letzten Europäern zusammen; sie ordnete hier ihre Papiere und nahm herzlichen Abschied von den Europäern; „sie konnten vielleicht die letzten sein, die mir auf dieser Welt zu Gesicht kamen," sagt sie. Und nun ging es ins Battakerland; einen Führer gab ihr ein holländischer Beamter, Herr Hammers, mit, ebenso einige Briefe für Radschahs, die mit den Holländern in Verbindung standen. Durch das große Thal Silindong wollte Frau Pfeiffer bis an den Landsee Gier Tau (großes Wasser; auf der Stieler'schen Karte Tobasee) vordringen, welchen noch kein Europäer gesehen hat. Ein Reiseplan war hier nicht möglich, Alles mußte dem Schicksal und dem bisher treuen Glücke überlassen werden. Wald und Alang-Alang (Savannengras) bedeckte den Boden, den jetzt Frau Pfeiffer betrat; das Reisen zu Pferde hörte hier auf, die Fußwanderungen begannen; auf diesen fand sie die Insel, was Naturschönheiten anbelangt, so reizend, wo nicht reizender als Java. Welch' herrliches Land könnte daraus werden! Bis jetzt ist es im Ganzen menschenleer, uncultivirt, Elephanten, Rhinocerosse bewohnen die Waldungen, Tiger durchstreifen die Grasebenen. In den ersten Utta's (Ansiedlungen) der Battaker war die Aufnahme der weißen Frau noch eine leidliche: überall war sie aber alsbald von Menschen umringt. In dem Battadorfe Danau erhielt die Reisende ihre Schlafstelle in einer halbverfallenen Hütte, deren Inwohner ein Mörder und ein Sterbender waren. Der Mörder sollte in zwei Tagen auf dem Bazar enthauptet werden; er lag nackt da, die Füße durch einen Block gezogen, ein grauenvoller Anblick! Man gab der Reisenden zu verstehen, wenn sie ihr Vorhaben ausführe, so werde ihr wohl der Kopf abgeschnitten und sie aufgefressen werden! Doch erbot sich der Radschah, sie zu geleiten.

Der Weg ging durch die Wildniß, finstere, fast undurchdringliche Wälder und sechs Fuß hohes Gras; nirgends war eine Spur von Hütten oder Menschen, wohl aber von Tigern. Der Uebergang über einen Fluß geschah mittelst der sich kreuzenden Aeste zweier Bäume an den beiden Ufern. Ein schöner, breiter Strom war ganz nahe, aber kein Boot schaukelte sich auf seinem Rücken, alles war menschenleer; Regen durchnäßte die kleine Schaar. Hier im Urwald überfiel sie die Nacht; der Boden wurde mit großen Blättern belegt, ein Blätterdach errichtet; eigenthümlich war die Art zu kochen: in grüne Bambusrohre wurden Fische und Reis gesteckt, dann die Rohre aufs Feuer gelegt, bis sie halb verbrannt und die Speisen gekocht waren. Bald erlosch das Feuer, unbesorgt schliefen die Leute ein, trotz des Rufes der Europäerin, welche ohne das schützende Feuer einen Ueberfall der Tiger fürchtete. Keine Minute stärkte sie in dieser schauderhaften Nacht der Schlaf: in jedem Feuerkäferchen im Gebüsch sah sie das glühende Auge eines Tigers, bei jedem Rascheln im Laube dachte sie an Schlangen. Auch den folgenden Tag ging es durch die schauderhafte Wildniß

*) Ida Pfeiffer, Meine zweite Weltreise, Wien 1856 Bd. II.

An die königliche [illegible]

Digitized by Google

fort, und als sie endlich an den Ausgang kamen, empfing sie das Geschrei von einem halben hundert Menschen. Mit Mühe erlangte der Radschah von Danau für seine Schutzbefohlene die Erlaubniß zum Eintritt. In einer benachbarten Ansiedlung, Sigum Polang (Klein Toba) fand sie in dem Radschah Hali Bonar, einem kräftigen Greis, einen warmen Freund und Beschützer, der sie in den folgenden Gefahren sicher geleitete. Hali Bonar führte nun die Fremde zunächst auf einen Bazar, um sie dem Volke und mehreren Radschahs vorzustellen; die Lanzenträger der Radschahs schlossen einen Kreis um sie, eine höchst nöthige Vorsicht, da das Volk mit wildem Geschrei von allen Seiten herandrang. In Hali Bonars Utta mußte Ida Pfeiffer einen ganzen Tag zubringen. Die Häuser der Battaker sind gleich den malayischen auf Pfählen erbaut, aber größer und schöner; sie haben hohe Dächer, mit welchen sie die Höhe von 40—50 Fuß erreichen. Das Innere besteht aus einem einzigen Gemach, in welchem drei bis vier Familien wohnen, jede in einer Ecke; im Innern ist es ganz finster, nur einige Luftlöcher gestatten dem Rauch Ausgang. Unter dem Hause sind die Schweine, das Geflügel. Dem Hause gegenüber steht eine offene Hütte, Soppo genannt, der eigentliche Wohnplatz der Leute während des Tages. In diesem bekam Frau Pfeiffer regelmäßig ihr Nachtquartier. Hali Bonar, der neu erworbene Freund, ließ, ehe die Reise begann, ein Büffelkalb schlachten, „um die bösen Geister anzuflehen, der Reise nichts in den Weg zu legen.“ Dies geschah unter großen Festlichkeiten, bei welchen ein Festmahl und Tänze nicht fehlten: ein Schwerttanz, ein Messertanz, ein Faustkampf u. a.

Die Europäerin hatte hieran nicht genug, sie war vorwitzig genug, auch den Tanz sehen zu wollen, der bei der Tödtung eines zum Verzehren bestimmten Menschen aufgeführt wird. Die Wilden willigten endlich ein, sie banden an einen Pflock ein großes Stück Holz, welches das Schlachtopfer vorstellen sollte, und setzten diesem eine Strohkappe auf. Ein lebhafter, von wilden Grimassen begleiteter Tanz begann: sie zückten ihre Parangs (Schwerter) gegen das vermeintliche Opfer, endlich versetzte ihm einer den ersten Stoß, die anderen folgten, das Blut ward aufgefangen. Dann hieben sie ihm den Kopf (die Strohkappe) vom Rumpfe und legten diesen auf eine ausgebreitete Matte. Einige führten den Kopf zum Munde, als sangten sie das Blut auf oder tauchten sie die Finger in dasselbe und führten sie zum Munde. „Ich betrachtete unwillkürlich die wilden Gestalten, in deren Macht ich war,“ sagt die ob ihres Verwitzes selbst erschreckende Reisende; „unheimliche Bilder drängten sich vor meinen Geist, und in mein Soppo zurückgekehrt fiel ich erst später in einen unruhigen Schlaf mit aufgeregten, beängstigenden Träumen.“

Folgenden Tages ging die Reise unter Hali Bonars Anführung weiter. Ein reißender Strom, der Padang Toru, war zu passiren; da Frau Pfeiffer nicht schwimmen konnte, so reichten ihr zwei Eingeborene die Hand und zogen sie schwimmend hinter sich her. Die Hitze war ungeheuer, 40° R. Utta's waren wenige zu passiren, jedesmal war erst die Erlaubniß des Eintrittes nachzusuchen. Am 13. August endlich wurde das Thal Silindong (Groß Toba) erreicht. Von einem niedrigen Gebirgskamme aus sah die Reisende dasselbe in seiner ganzen Größe zu ihren Füßen, eine Ebene, wohl 20 Paal lang und 8 Paal breit (1 Paal = 1 engl. Meile), von dem Padang Toru in mehreren Armen durchschnitten, mit üppig grünen Reisfeldern bedeckt. Eine unzählige Menge kleiner Boskette liegt in der Ebene ausgestreut jedes birgt ein Utta. Jetzt gebot Hali Bonar Vorsicht: den kleinen Zug eröffneten seine sechs Lanzenknechte, dann folgten er selbst, Frau Pfeiffer, ihr Führer und noch einige Leute. Ueberall war die Ankunft der Europäerin schon bekannt, und bei jedem Utta wurden ihrem Weiterreisen Schwierigkeiten bereitet. Die Männer waren versammelt, mit Lanzen und Parangs bewaffnet, und versperrten den Durchzug. Hali Bonar wußte zu beschwichtigen. An einem Orte aber kam es ernstlicher. Mehr als 80 bewaffnete Männer, — erzählt Frau Pfeiffer — standen am Wege und erwarteten uns. Als wir an ihnen vorüber wollten, verstellten sie den Weg, und in einem Augenblicke hatten viele Lanzenknechte einen Kreis um mich geschlossen. Die Leute sahen über alle Beschreibung wild und fürchterlich aus. Sie waren groß und kräftig, viele zu sechs Fuß hoch, die Gesichter leidenschaftlich bewegt, was sie noch viel häßlicher machte — das große Maul mit den hervorstehenden Zähnen glich mehr dem Rachen eines wilden Thieres als einem menschlichen Munde. Sie schrieen und lärmten so auf mich los, daß, wäre ich mit dergleichen Scenen nicht schon vertraut gewesen, ich das Aeußerste hätte befürchten müssen. Ich hatte zwar Angst — die Scene war zu entsetzlich — doch verlor ich nicht meine Geistesgegenwart und setzte mich, anscheinend ruhig und vertrauensvoll, auf einen Stein, der am Wege lag. Einige Radschahs traten auf mich zu, mir mit Worten und Zeichen drohend, daß, wenn ich nicht umkehre, man mich tödten und verzehren würde. Die Worte verstand ich nicht, aber die Zeichen ließen mir keinen Zweifel, denn sie wiesen mit einem Messer an den Hals, mit den Zähnen an die Arme und bewegten die Zahnkiefer, als hätten sie den Mund schon voll von meinem Fleische. Ich war natürlich schon seit dem Eintritte in dieses Land auf solche Scenen gefaßt und hatte zu diesem Zwecke einen kleinen Satz in ihrer Sprache gelernt. Mein Gedanke war, wenn ich etwas sagen könnte, was ihnen gefiele, was sie lachen machen würde, hätte ich einen großen Vortheil über sie, denn die Wilden sind wie die Kinder — eine Kleinigkeit ist oft hinreichend, sie zu Freunden zu machen. Ich erhob mich also, klopfte dem Vordersten, der sich am meisten an mich heran drängte, freundlich auf die Achsel und sagte mit heiterer, lächelnder Miene, halb Malaiisch, halb Battakisch: „Ihr werdet eine Frau nicht tödten und auffressen, am wenigsten eine so alte, wie ich bin, deren Fleisch schon hart und zähe ist.“ Durch Zeichen und Worte gab ich ihnen ferner zu verstehen, daß ich keine Furcht vor ihnen hätte, daß ich bereit sei, meinen Führer zurück zu lassen und allein mit ihnen zu gehen; sie sollten mich nur bis Eier-Tau führen. Glücklicher Weise fingen sie an, über mein Kauderwelsch, über meine Pantomime zu lachen. Meine Furchtlosigkeit, mein Zutrauen gefiel ihnen — ich hatte gesiegt. Sie reichten mir die Hände, die Reihen der Lanzenknechte öffneten sich, und froh und heiter, im Gefühle der überstandenen Gefahr, setzte ich mit meinen Leuten die Wanderung fort.“

Aber nur noch sechs Paals weiter konnte sie vordringen. Es fanden ihretwegen große Berathungen statt. Jeden Augenblick kam ein neuer Radschah mit Lanzenknechten an. Leider wurde beschlossen, daß die kühne Frau nicht weiter vordringen dürfe. Und doch war sie schon nahe ihrem Ziele, nicht mehr als 10—12 Paal von dem See Eier-Tau, „dem großen Wasser.“ Das umliegende Land sei fruchtbar und von mächtigen, unter einer Königin stehenden Völkern bewohnt; mit diesen aber lebten die Silindonger in Uneinigkeit; keiner würde wagen, die Fremde dahin zu geleiten. Noch kein Holländer (Europäer) sei je so weit gekommen, wie Frau Pfeiffer, ohne aufgegessen zu werden. Das war der Bescheid auf ihre Bitten. Folgenden Tages wurde der Zulauf des Volkes noch stärker, alle streitbaren Männer des Thales schienen sich zu versammeln. Die ächt kriegerische Scene wäre für die Fremde sehr interessant gewesen, wenn sie nur nicht ihr gegolten hätte. Keinen Augenblick war sie sicher, doch blieb sie unverletzt. Sie mußte jetzt umkehren, durfte aber nicht denselben Weg zurücknehmen, sondern wurde im Zickzack von einem Utta zum anderen geschleppt. An einem dieser Wohnplätze, welche hier mit acht Fuß hohen Erdwällen umgeben und mit dichten Bambuspflanzungen umzäunt sind, war ihr Leben nachmals in großer Gefahr. „Ein hoher, wildaussehender Mann empfing uns, erzählte sie; man schloß einen Kreis um mich, der Wilde sprach mit großer Heftigkeit, und ließ meine Leute kaum zu Worte kommen. Mich selbst stieß er mehrmal an und bedeutete mir gebieterisch, ihm in sein Haus zu folgen; er faßte mich sogar einmal am Arme. Hali Bonar winkte mir mit den Augen, nicht von seiner Seite zu weichen und ja

Digitized by Google

nicht Jenem zu folgen. Erst nach lebhaftem Wortwechsel erwirkte Hali Bonar den Durchzug.“ Jetzt hieß sie ihr treuer Beschützer knapp vor ihm gehen, er mochte noch bei dem Abzug einen Angriff jenes blutdürstigen Häuptlings befürchten. Auf Kreuz- und Querwegen bis zum späten Abend wurde die Flucht fortgesetzt, bis Hali Bonar wagte, in einem Utta zu übernachten.

So ging es drei Tage lang fort: die Dörfer, deren Bewohner, wie Hali Bonar wußte, feindselig gesinnt waren, wurden umgangen, in anderen aber fanden sie gastfreundliche Bewirthung, erhielten Reis, Ubi (süße Kartoffel) und wohl gar ein Huhn. Endlich war das schöne, aber gefährliche Thal Silindong im Rücken. Wohl 50 Uttas hatte die Wanderern auf ihren Querzügen gezählt; manche hatten 20 bis 40 Häuser, die kleinsten 5—6. Jedes Utta mag durchschnittlich 150, das ganze Thal aber wohl 15,000 Bewohner haben. Hali Bonar nahm nun Abschied, der wackere Freund, dessen kräftigem Schutze die Reisende mehr als einmal ihr Leben dankte; er gab ihr vier seiner Leute mit zur Begleitung durch die Wüstenei, welche das freie Battakerland vom holländischen Einflusse absperrt, bis Danau, wo sie glücklich eintraf und mit Freude begrüßt wurde, da Niemand geglaubt hatte, sie wieder zu sehen. Kurze Zeit später reisten drei französische Missionäre in das Battakerland; sie kamen lange nicht so weit als Frau Pfeiffer, als sie erschlagen und unter großen Freudenfesten verzehrt wurden. Am 23. August endlich traf unsere Heldin wieder in Padang Sidimpuang bei Herrn Hammers ein, und wir wollen ihrer Versicherung glauben, welch angenehmes Gefühl es gewesen, wieder in voller Sicherheit zu sein, ein reinliches Essen, ein herrliches Bett zu haben; Erholung war ihr nöthig, ein heftiges Fieber befiel sie, das aber bald wieder ihrer guten Natur wich. Alsbald trat die unternehmende Frau neue Ausflüge im holländischen Gebiete an: auf den feuerspeienden Berg Merapi u. s. w. und reiste dann über Java nach Celebes und den Molukken ab.

Wir wollen indessen noch einige ihrer zerstreuten ethnographischen Beobachtungen über den Stamm der Battaker sammeln. Die Battaker sind im Allgemeinen sehr groß und kräftig, auch die Weiber; auf die Wahl der Radschahs soll Größe und Stärke den meisten Einfluß haben. Ihre Hautfarbe ist lichtbraun oder bräunlichgelb; die Gesichtsbildung ist häßlich, die Zahnkiefer sind breit und hervorragend. Beide Geschlechter gehen in Sarongs (Mäntel) gekleidet, die mitunter an den Rändern mit Glasperlen besetzt sind. Da beide Geschlechter den Sarong auf dieselbe Weise um den Körper schlagen und die Männer keine Bärte haben, so bildet die Kopfbedeckung, bei den Männern eine Strohkappe oder Tücher, das Merkmal der Unterscheidung. Uebrigens tragen die Männer beständig eine Lanze und den Parang. Die Ohrläppchen haben die Battaker weit durchlöchert; die Weiber tragen darin große Messingbleche oder runde Stücke Holz, die Radschahs schwere Goldreife. Die Mädchen tragen Schmuck: bleierne Ringe in den Ohrläppchen, Glasperlenschnüre u. an Hals und Arm. Die Battaker sind über alle Maßen schmutzig: der Sarong wird nicht gewaschen, nicht geflickt, nicht gewechselt, bis er in Stücken vom Leibe fällt. Die Gefräßigkeit der Battaker ist ekelhaft; Siri kauen, Tabak rauchen ist ihnen ein Hauptgeschäft, der Mund ruht auch nicht einen Augenblick; auch die Weiber und 5—6jährigen Kinder halten mit. Die Kinder verwechseln die Mutterbrust mit der Cigarre und dem Siri. Wenn die Mädchen heirathen, so legen sie ihren Schmuck ab. Die Reisende sah in Silindong ein Mädchen sich heulend zur Erde werfen; sie löste ihren Schmuck ab und wickelte Alles sorgfältig in ein Tuch. Frau Pfeiffer glaubte, die Unglückliche sei wahnsinnig, allein sie sollte bloß denselben Abend heirathen und sagte allem Schmuck unter bitteren Thränen Lebewohl! Religiöse Gebräuche beobachten die Battaker gleich den Dayakern nicht; sie beten nicht und haben weder Priester noch Tempel. Sie glauben an gute und böse Geister. Wird ein Mensch krank, so glauben sie, der böse Geist fahre in ihm. Beim Tode eines bedeutenden Radschah gibt es Schmausereien; die Radschahs der Umgegend kommen, man schlachtet, und Tage, oft Wochen lang wird gegessen, Suri (ein aus der Arangpalme gezogenes Getränke) getrunken, getanzt. Bei wichtigen Angelegenheiten kommen viele Radschahs zusammen, um Rath zu halten. Bei den den Holländern unterworfenen Stämmen sind Diebstahl, Mord, Verbrechen selten. Für einen Diebstahl haftet die ganze Gemeinde. Die zum Tod Verurtheilten gehen dem Tode mit Muth, ja mit Fröhlichkeit entgegen. Die Battaker sind in vielen Dingen anderen wilden Völkern voraus, sie lesen, sie schreiben, ihre Gesetze sollen gut und zweckmäßig sein — bei alle dem aber sind sie Menschenfresser!

Eine Theuerungszulage für Schullehrer durch zweckmäßige Betheiligung an der Landwirthschaft.*)

Wie da so einem armen Dorf-Schullehrer das Herz aufgeht beim Lesen dieser Worte, sie mögen immerhin stehen wo, und gesprochen oder geschrieben sein, von wem sie wollen, das kann nur empfinden, wer selbst ein Schullehrer ist. Wenn ein Abgeordneter in München die Frage der Gehalts-Verbesserung oder auch nur einer Theuerungszulage für Schullehrer vorbringt, oder eine Zeitung bespricht diesen Gegenstand, dann durchzuckts alle Schullehrer von Passau bis an das Meisenheimer Gebiet wie ein electrischer Funke, und derjenige, der diese Frage bespricht, wird hoch gepriesen von der Tyroler Grenze bis Hof. — Gewöhnlich werden da dem Staate Vorschläge gemacht, wie derselbe eine Aufbesserung der Schullehrergehalte vornehmen solle, ohne dabei zu bedenken, wie viel in neuester, überhaupt in allen Zeiten in Bayern zur materiellen und geistigen Hebung des Schullehrerstandes geschehen ist, ohne dabei zu bedenken, wie einer weitern Aufbesserung der fraglichen Gehalte, die gewiß von jedem Einsichtsvollen als eine gerechte und zeitgemäße Forderung angesehen wird, bis jetzt noch nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen sind. Denn wer einigermaßen mit offenen Augen die Verhältnisse unsers Vaterlandes betrachtet, wird erkennen, daß es unserer Hohen Staats-Regierung heiligstes Bestreben ist, nach allen Seiten hin auf väterliche Weise zu helfen, daß aber dieser väterliche Wille oft noch nicht zur Ausführung kommen kann, da es die finanziellen Verhältnisse nicht gestatten, indem durch die seit Jahren bestehenden kriegerischen Aussichten die Steuerkräfte aller deutschen Staaten sehr angespannt sind. —

Schreiber dieses gehört nicht zu denen, die da glauben, daß das Geld wirklich das Faktotum sei, und daß es bloß an der geringern Besoldung gelegen sei, daß unsere Volksschulen noch keine stärkern Faktoren der wahren Volksbildung geworden sind. Herzen brauchen wir für die Schulen, für das Volk und dessen Kinder, Herzen, die vom Strahl der göttlichen Liebe durchdrungen sind, und die auch in Noth und Kummer den Schullehrer in seinem schweren Berufe aufrecht halten. Wo Lust und Liebe im Berufe fehlen, da ist keine Zufriedenheit und brächte das Amt seinem Manne auch Tausende von Gulden ein. — Obgleich nun der Gehalt die Herzen nicht erwärmt, eine Aufbesserung derselben aber in jetziger Zeit bei dem einen oder andern Schullehrer noththut, so erlaube ich mir, meinen Collegen zu sagen, wie ich mir einstweilen, bis unsere Hohe Königliche Regierung in den Stand gesetzt wird, ihren väterlichen Willen noch mehr als dieß bis jetzt geschehen konnte, durch die That zu zeigen, nicht nur eine Theuerungszulage, sondern eine ständige Zulage verschafft habe und wünsche nichts inniger, als daß mir alle meine Collegen, die in Noth sind, folgen möchten.

Wenn irgend einem Beamten nach seines Tages Last und Hitze eine Erholung noth thut, so bedarf gewiß vor allen der Volksschullehrer einer solchen. J. Paul sagt: „Jeder, der ein geistiges Geschäft betreibt, muß eine Nebenbeschäftigung haben, wenn er froh und frisch bleiben will.“ — Nun meinte ich auch

*) Aus der „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern.“ Aprilheft 1856.

Digitized by Google

lange, man könne sich nicht anders erholen, als wenn man den Stock in die Hand nehme und über Land laufe, oder man müsse in ein Wirthshaus gehen und sich bei einem Glas Bier oder gar Wein von einer schlechten Zeitung belügen lassen, oder eine lange Pfeife rauchen, oder Karten spielen und dergleichen mehr. Doch auch ich bin mit dem Schaden klug geworden und nach und nach zu andern Erholungsarten gekommen, die ich nun dem geehrten Leser aufzählen werde. —

Derselbe denkt vielleicht, daß Feldbau die beste Erholung für den Schullehrer sei? Ich sage nein, weil ich aus Erfahrung sprechen kann. Der Schullehrer ist nicht so gestellt, daß er viel Arbeitslohn ausgeben kann, überdieß weiß Jeder, der seine Feldarbeiten nur durch Arbeiter verrichten läßt, wie letztere oft sehr unredlich sind. Ferner sind viele Feldarbeiten für einen Schullehrer zu hart und thut er sie dennoch, so entfremden sie denselben nach und nach seinem hohen Berufe. Abgesehen hievon fehlen den meisten Schullehrern die nöthigen Geldmittel, um sich Felder ankaufen zu können, und es nimmt sich auch gar nicht gut aus, wenn ein Schullehrer mit dem Dreschflegel in der Scheune steht, denn eine Dreschmaschine kann er sich nicht kaufen, oder wenn er, hinter dem Düngerkarren hergeht. Am allerwehigsten geht dieß in Städten oder auch den sogenannten Städtchen, in welchem zwar die Schullehrer als städtische behandelt weeden, ihren Gehalten nach aber weiter nichts sind, als arme Dorfschullehrer. —

Ich komme also auf andere Nebenbeschäftigungen im Freien. Da stehen nun obenan: Bienenzucht, Seidenzucht, Obstbaumzucht und Gartenbau. Ich stelle unter den Nebenbeschäftigungen eines Schullehrees die Bienenzucht oben an, nicht aber deßhalb, weil ich ein großer Bienenfeeund bin, sondern weil dieselbe so ganz gelegentlich von einem Schullehrer betrieben werden kann, weil die Arbeiten dabei im Freien vorgenommen werden und weil dee Umgang mit diesen geheimnißvollen Thierchen das menschliche Herz veredelt; dann aber auch noch und hauptsächlich darum, weil kein anderer Zweig der Landwirthschaft so leicht und so viel oder so schnell und mit so wenig Aufwand von Zeit, Mühe und Arbeit producirt, wie die Bienenzucht, weil durch sie zwei für uns nützliche Stoffe, Honig und Wachs, welche die Natur hervorbringt, nicht unbenutzt wieder verloren gehen, sondern von den fleißigen Geschöpfen gesammelt und somit für uns nutzbar werden.

(Schluß folgt.)

Das Waldvögelein.

(Nach einem alten Liede.)

Es war ein frommer Ordensmann,
Gar treu in allen Dingen,
Der Muttee Gottes zugethan
Im Beten und im Singen.
In aller Rede fort und fort
War stets sein erst und letztes Wort:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Gar lieb war ihm ein Vögelein,
Das jüngst ihm zugeflogen,
Und er im kleinen Körbelein
Gelehrt und auferzogen.
Und lieblich sang es früh und spat,
Wie es von ihm gehöret hat:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Nun war das kleine Körbelein
Baufällig und zeebrochen,
Da ist das kluge Vögelein
Zuletzt herausgekrochen;
Und als es in die Freiheit kam,
Fing fröhlich es zu singen an:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Der fromme Mann dem Vögelein
Ist lange nachgegangen,
Und hielt ihm dar das Körbelein,
Es wieder einzufangen;
Doch dies von Baum zu Baum sich schwang,
Und immer fort sein Liedlein sang:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Das Vöglein einst auf dürrem Zweig
Sich wollt sein Nestlein bauen,
Da stürzt auf es ein Geyer gleich,
Trug's fort in seinen Klauen;
Da schrie das kleine Vögelein,
Wohl in den höchsten Nöthen sein:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Da kam ein Blitz in höchster Noth
Aus hellem Himmel nieder,
Und schlug den bösen Geyer todt,
Frei flog das Vöglein wieder.
Und zu Mariä Ehren sang
Das Vöglein mit noch hellerm Klang:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Der fromme Mann im Garten stand,
Sah zu mit Angst und Bangen,
Frisch und gesund ihm auf die Hand
Flog's Vöglein, ließ sich fangen.
Heim trug er's in dem Körbelein,
Und sang mit seinem Vöglein:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Hat nun, o liebste Mutter mein,
Bei dir so viel erworben
Ein unvernünftig Vögelein,
Daß es nicht bös gestorben;
Wirst du mich auch verlassen nicht,
Der dich verehrt und herzlich spricht:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

So will ich, liebste Mutter rein,
Dich grüßen mit Vertrauen,
Daß du mich allen Feinden mein
Mögst reißen aus den Klauen.
So sing' ich dir im Thränenthal
Noch hundertmal und tausendmal:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer vom 26. April 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 46 Min., abgegangen 4 Uhr 53 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 55 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft worden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Steigen.		Fallen.	
	Sch	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3905	1483	21	15	18	28	15	8	—	—	—	49
Korn	1028	187	14	36	14	11	13	31	—	45	—	—
Gerste	2939	745	13	8	12	35	12	10	—	—	—	25
Haber	2344	20	6	47	6	20	6	12	—	15	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 18. Den 5. Mai: Pius V.

Eine Theuerungszulage für Schullehrer durch zweckmäßige Betheiligung an der Landwirthschaft.

(Schluß.)

Ich habe als Anfänger und als ein in der Bienenzucht noch sehr Unerfahrener die Ueberzeugung erlangt, daß man selbst in einer zur Bienenzucht weniger geeigneten Gegend und in einem mittelmäßigen Bienenjahre immerhin seine guten Prozente findet. Ich habe mir nemlich, als ich anfing, Bienenzucht zu betreiben, zwei Bienenstöcke gekauft und dieselben haben sich im ersten Jahre unter ungünstigen Verhältnissen auf sechs vermehrt. Ich habe also meine Rechnung dabei gefunden, indem Kapital sammt Zins schon im ersten Jahre dabei herauskam. Nach der Erfahrung der ersten Bienenzüchter Deutschlands gibt ein guter Bienenstock in einem guten Jahre einen Reinertrag von 5 fl. Sollte man aber auch nur 3 fl. Reinertrag von einem Stocke erhalten, so kommt bei 10 bis 20 Stöcken immerhin eine schöne Summe heraus. — Wie die Bienenzucht betrieben werden muß, wenn man auch in einer zur Bienenzucht weniger geeigneten Gegend günstige Resultate erzielen will, das findet man in den Schriften von Dzierzon und Kirsten oder im illustrirten neuesten Bienenfreund: Leipzig bei Otto Spamer; 1 fl. 21 kr. Korbbienenzucht von Fr. O. Rothe u. s. w.

Neben der Bienenzucht kann die Seidenzucht betrieben werden und sollten hiezu dem einen oder andern die dazu nöthigen Maulbeerpflanzen fehlen, so möge er es machen wie ich. Ich habe mir 1200 solcher Pflanzen gekauft und habe die beste Aussicht, daß ich nach 2 bis 3 Jahren schon eine ziemliche Anzahl Raupen mit diesen Blättern füttern kann. Es stehen mir einige ältere Maulbeerbäume zur Verfügung, so daß ich unter günstigen Verhältnissen jetzt schon jährlich 10 bis 20 fl. in diesem Zweige verdienen kann. „Maulbeerblatt gibt Seide und Seide gibt Gold!“ Eine Anleitung zur Seidenzucht findet sich in den Bibliotheken der Volksschulen vor.

Meine dritte Nebenbeschäftigung ist die Obstbaumzucht. Kellnee sagt in seinen Aphorismen: „Der Obstbaumzucht brauche ich wohl kaum das Wort zu reden. Sie ist ihr eigener Advokat, und neben einer Schule voll frischer rothbäckiger Buben und Mägdlein gibt es kaum etwas Schöneres, als eine reinlich gehaltene Baumschule. Eine Baumschule muß zwar bei jeder Schule sein, daß abee die wenigsten derselben in einem solchen Stande sind, um dem Schullehrer eine Summe abzuwerfen, daran trägt wahrlich die Hohe Königliche Regierung keine Schuld, die so sehr wünscht, daß jeder Schullehree seine Baumschule pflegen solle, sondern in den meisten Fällen liegt die Ursache des Verfalles der Baumschulen entweder am Schullehrer oder der Gemeinde. Ist das Letztere der Fall, so darf der Schullehrer die Ursache nue dem k. Landkommissariate sagen und gewiß, es wird bald anders sein. Also auch hier muß verlangt werden, daß jeder Schullehrer seine Schuldigkeit thue; thut er sie, so wird gewiß der Segen und mit ihm das Geld nicht ausbleiben.

Was nun endlich den Gartenbau betrifft, so kann an manchen Orten der Schullehrer auch damit etwas verdienen; von jedem Schullehree aber muß man verlangen, daß er seinen Garten selbst pflanzt, demselben wenigstens so viel abgewinnt, als er für seine Haushaltung nöthig hat.

Kellnee sagt von diesem landwirthschaftlichen Zweige: „Vor Allem möchte ich den Landlehrern Gartenbau und Blumenzucht empfehlen. Es steht diese Beschäftigung an sich schon in so freundlicher Verwandtschaft und im so schönem Zusammenhange mit dem Lehrerberufe, daß es dem sinnigen, gefühlvollen Menschen nicht entgehen kann. Sie führt in die Natur und deren reges Leben, sie nährt und gibt Hoffnungen, Wünsche und Erfüllungen in solchem Maaße, daß ein biederer einfacher Mensch sich nothwendig damit befreunden und darin glücklich fühlen kann. Zudem möchte es wenig Landlehrer geben, die nicht ein Gärtchen neben der Schule hätten. Wo ich ein solches sehe, und in dessen Kultur Geschmack und Geschick wahrnehme, da schließe ich unwillkürlich vortheilhaft auf den Eigenthümer, und gewinne ihn im Voraus herzlich lieb. Wo aber der Garten voll Dornen und Disteln ist, und in der Anordnung nur Mangel an ästhetischem Sinne zeigt, da denke ich wiederum unwillkürlich, daß auch die Schule ähnlich sein müsse. — Ich könnte zu jeder dieser Nebenbeschäftigungen noch Gründe genug anführen, die für deren Betreibung durch Schullehrer sprechen, erachte es aber für überflüssig, indem das Gesagte jedem Strebsamen genügen wird. Der Dichter sagt: „Fühlt's, wenn ihr's erjagen wollt!“ —

Ja, wird mancher meiner Collegen fragen, wo bleibt denn die Theuerungszulage? Nur Geduld, jetzt theile ich dieselbe aus. Ich rechne gering auf, da ich einen Anfänger im Auge habe.

1. Durch Bienenzucht verdiene ich .	10 fl.
2. Durch Seidenzucht	10 fl.
3. Aus verkauften Bäumen . . .	5 fl.
4. Aus Gartengewächsen und Blumen	5 fl.
Macht zusammen	30 fl.

Wie viel haben Sie, Herr College, Theuerungszulage bekommen pro 1854?

Antwort 15 fl. und Hohe Königliche Regierung hätte mir gern mehr gegeben, hätten es die Mittel erlaubt. — Und wie viel haben Sie bekommen? Ich habe auch 15 fl. bekommen und dann noch 30 fl. von meinen fleißigen Arbeitern, macht 45 fl. — Was sind das für Arbeitee? Das sind meine Bienen und Seidenraupen, meine Baumschule und mein Garten. Aus dieser Zusammenstellung werden meine Collegen ersehen, daß es sich hier um mehr als eine Theuerungszulage handelt, denn auf diese Weise kann sich jeder Schullehrer eine ständige Zulage verschaffen, die sich nach Jahren und unter günstigen Verhältnissen leicht auf 100 fl. stellen könnte. —

Wohl werden mir viele Einwände gemacht werden und vielleicht auch dieser, daß meine Art und Weise, sich eine Theuerungszulage zu verschaffen, keine solche sei, indem man dabei ja größere oder kleinere Ausgaben habe und dann erst noch zusehen müsse, bis wann und ob man etwas hoffen dürfe. — Zeiget nur Alle einmal einen guten Willen, frisch und muthig die Hand an's Werk gelegt und dabei nicht vergessen, von wem aller Segen zu unserm Thun abhängt und gewiß, es wird keinen gereuen, denn ein Streben nach etwas Schönem und Gutem bleibt nicht unbelohnt, wenn auch oft die Früchte langsam reifen und lange auf sich warten lassen.

Und wie werden solche Beispiele auf die Gemeinde wirken? Ich glaube, mehr als Ermahnungen und Lehren. Wohl werden

An die königliche Hof- und Staats-Bibliot

Digitized by Google

uns bei unſern erſten Verſuchen Manche mit Neugier und Zweifel anſtaunen, vielleicht über uns ſpotten, auch mir iſt das vorgekommen, allein gerade dieſe freuen ſich am erſten des guten Erfolges und ahmen nach.

Soll ich noch aufzählen, vor wie Vielem man durch derartige Nebenbeſchäftigungen bewahrt bleibt? Das wird jeder ſelbſt einſehen, der auch nur einen der erwähnten Zweige mit Luſt und Liebe betreibt. Soll ich daran erinnern, welche Summe zuſammen käme, wenn jeder Schullehrer auf dieſe Weiſe nur 20 fl. verdienen würde? Und wie viel wir durch Lieferung unſerer Produkte erſt zu des Staates, zum allgemeinen Wohle beitragen könnten? Das läßt ſich gar nicht erwägen. Ja, ich bin feſt überzeugt, wenn wir ſo unſer Schärflein zum Staatshaushalt beitrügen, dann wäre derſelbe bald in der Lage, unſere Gehalte noch aufbeſſern zu können. Ach, und wenn Sie, meine Collegen, erſt wüßten, wie gut einem das Eſſen ſchmeckt und wie man ſo zufrieden und wohlgemuth iſt nach ſolchen Beſchäftigungen im Freien, ich glaube, wenn das viele wüßten, ſie würden ſich ſchon deßhalb ſolche wählen! —

Nochmals: Fühlt's, wenn ihr's erjagen wollt! Und erjagt ihr's nicht, ſo ſprechet mit Schiller:

— — — Wie ſüß,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt ärntet,
Zu ſammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
Wie hoch ſein Dank einſt flammen wird.

Lauterecken in der Pfalz, am 3. Weihnachtstage 1855.

Max Zimmermann, Schullehrer.

Csoma von Körös.

In den Zwanziger-Jahren ſtudirte in Göttingen Alexander Csoma aus Körös in Siebenbürgen und hörte unter Anderem die Vorleſungen des alten Blumenbach. Eine Aeußerung deſſelben, daß die Ungarn wahrſcheinlich von dem in chineſiſchen Annalen oft erwähnten Volke der Uiguren abſtammten, führte ihn zu dem Entſchluſſe, es zur Aufgabe ſeines Lebens zu machen, jenen angeblichen Urſtamm der Madſcharen und deren urſprüngliches Vaterland im Innern Aſiens aufzuſuchen, und dieſen Plan hat er unter Beſchwerden, Mühſeligkeiten und Entbehrungen aller Art mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit bis zum letzten Athemzuge verfolgt. Ohne Hilfsmittel machte er ſich auf, ging durch die Moldau und Walachei auf Konſtantinopel zu, vermied daſſelbe aber wegen der Peſt, die dort ausgebrochen war, und begab ſich nach Kairo, um hier die Eigenthümlichkeiten der orientaliſchen Heilkunde kennen zu lernen, durch deren Ausübung er ſeinen Unterhalt zu gewinnen hoffte. Von da an hat er zehen Jahre hintereinander einen großen Theil Aſiens durchwandert; da er jedoch viel zu ſchweigſam und verſchloſſen war, um von ſeinen Reiſen ausführliche und zuſammenhängende Mittheilungen zu machen, ſo kennen wir den Gang derſelben nur unvollkommen aus einzelnen ſeiner Briefe und zufälligen Begegnungen mit Europäern. Durch Syrien und die Wüſte gelangte er nach Bagdad, dann tauchte er in Teheran auf, wo es bekanntlich während Feth Ali Schach's Regierung und namentlich, ſo lange ſein talentvoller, leider durch ſeine Schwelgerei früh hinweggerafften Sohn Abbas Mirza lebte, von engliſchen Offizieren und Reiſenden wimmelte. Perſien ſcheint er nach allen Richtungen durchkreuzt zu haben; auch Afghaniſtan und Bokhara, das damals, wie wir an A. Burnes Beiſpiel ſehen, noch kein Europäer ohne Lebensgefahr betreten konnte, hat er beſucht. Später begleitete er eine Zeit lang Allard und Ventura, als ſie in den Dienſt Rundſchit Singh's treten wollten, jene beiden Generale, die durch ihre antiquariſchen Verdienſte und ihre Gaſtfreundſchaft eben ſo bekannt geworden ſind, als durch das treffliche Heer, welches ſie dem „Löwen der Seikhs“ gebildet und das den Engländern ſo viel zu ſchaffen machte, ehe es ihnen am Sutledſch erlag. Vom Pendſchab aus ſtieg er nach Kaſchmir und Ladakh hinauf, wo er mit dem berühmten Reiſenden Moorcroft zuſammentraf. Nunmehr überzeugt, daß die von ihm bisher vergeblich geſuchten Uigur in irgend einem Theile Tibet's zu finden ſeien, beſchließ er, ehe er ſeine Pilgerung dahin antrete, das Tibetaniſche zu erlernen. Im Dorfe Kunaum am oberen Sutledſch, etwa acht Tagereiſen ſüdlich von Leh, 9000 Fuß über der Meeresfläche, ſtudirte er darauf vier Jahre hindurch unter Leitung eines gelehrten Lamas mit beiſpielloſer Ausdauer, Winters im ungeheizten Zimmer, bei einer Kälte von durchſchnittlich mehr als 14 Grad Reaum., in Schaffelle gehüllt, bis er ſich endlich vollkommen zum Herrn jener abſonderlichen Sprache gemacht, von der die früheren Beſucher Tibet's, z. B. der Miſſionär Georgi, ein ſolches Zerrbild entworfen hatten, daß ſelbſt die größten Forſcher und Sprachgenies, wie A. Remuſat und Klaproth, mit demſelben ſchlechterdings nichts anzufangen gewußt.

Wovon er bis dahin gelebt, iſt ein Räthſel. Unterſtützungen von Privatperſonen, ſelbſt wenn ſie ihm auf die zarteſte Weiſe, wie z. B. von Fraſer und Moorcroft, angeboten wurden, ſchlug er aus, erklärte indeſſen, daß er von der Regierung und jedem öffentlichen Inſtitute Geld annehmen würde, wenn dieſe glaubten, daß ſeine Studien von reellem Nutzen und der Aufmunterung werth ſeien. In der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta am 2. Juli 1829 wurde ſeiner und ſeines enormen Fleißes, ſeiner Armuth, ſeines unbeugſamen Stoicismus gedacht und zugleich die Summe ſeiner Bedürfniſſe verleſen, welche ſich monatlich auf 50 Rupien (Gulden Conv.-Münze), belief, wovon 25 für den Lama, ſeinen Lehrer. Durch Acclamation wurde ihm das Doppelte bewilligt; Csoma's Stolz wies es zurück, da in dem Schreiben der Geſellſchaft nur ſeiner „hilfsbedürftigen Lage,“ nicht aber der Früchte, die man von ſeinem Studium erwarte, gedacht ſein ſoll. Dagegen nahm er eine kleine Penſion von Seiten des Generalgouverneurs Lord Amherſt an. Nach Beendigung ſeiner Studien begab er ſich nach Calcutta und veröffentlichte daſelbſt ſeine tibetaniſche Grammatik, ſein tibetaniſches Lexikon und verſchiedene Unterſuchungen über die lamaiſche Religion und Literatur. Alle Verbindung mit Europa, auch dem gelehrten, akademiſchen, lehnte er entſchieden ab, ſetzte ſich nie in Gegenwart eines Europäers und ſprach nie mit einem ſolchen, ohne vorher ſeine Schuhe auszuziehen. Indeſſen ſollten ſeine Studien ja nur Mittel ſein für die Lebensaufgabe, welche er ſich geſtellt. Nachdem er daher durch Eröffnung einer Sprache, von der man annehmen mußte, daß ſie aus naheliegenden Gründen gerade den Engländern von beſonderem Intereſſe ſein werde, der indiſchen Regierung für die ihm gewährte Unterſtützung ſeine Schuld abgetragen zu haben glaubte, verließ er Calcutta, um ſeine Entdeckungsreiſen auf's Neue zu beginnen, mit einem durch Strapazen und Entbehrungen, Fleiß und Nachtwachen gebrochenen Körper. Er drang bis Nepal vor. Es iſt in Herr v. Hügel's Bericht über die letzten Tage unſeres Helden rührend zu leſen, mit welcher unerſchütterlichen Zuverſicht er — den Tod bereits auf den Lippen — die Hoffnung ausſprach, den Urſtamm und die Urheimath der Ungarn nördlich und öſtlich von Lhaſſa aufzufinden und dieſes Ziel ſeines langen und mühſeligen Nachſuchens noch vor ſeiner Auflöſung zu erreichen. In dem Kloſter Dardſchailing iſt er geſtorben (im April 1842); in Calcutta iſt ihm ein kleines Denkmal errichtet, und der Leſer wird ihm nicht die Grabſchrift verweigern, welche Shakeſpeare dem Brutus geſetzt hat.

Anekdoten von Profeſſor Moritz.

Der geniale Profeſſor Moritz, Göthe's Zeitgenoſſe und Freund, beſchloß einſt, im Sommer, eine Reiſe zu einem ihm befreundeten Militär in Stendal zu machen. Ohne alle Begleitung, mit einem Bündel Wäſche und kleinen Bedürfniſſen für den Nachttiſch ging er zu Fuße dahin. Am Thore fragte man ihn, wer er ſei? — „Wie Sie an meinen Füßen ſehen, ein Reiſender.“ — „Wo haben Sie Ihren Paß?“ — „Ich habe keinen.“ — Was ſind Sie?“ — ein Liebhaber der Wiſſenſchaft und Freund der Künſte.“ — „Wie heißen Sie?“ „Mein Name iſt gleichgiltig, Sie kennen mich

Digitized by Google

doch nicht." — „Mein Herr, auf diese Antwoeten werden wir Sie, bis auf weitere Entscheidung, auf die Wache nehmen!" — „Das können Sie thun; lieber aber wäre mir's, Sie führten mich zum Kommandanten, Den kenne ich!" — Der Offizier und Unteroffizier lachten, gaben ihm aber zwei Mann und einen Gefreiten, die ihn zum Kommandanten v. Knobelsdorf führten, der eben mit seinen Gästen bei Tische saß. Der Gefreite ließ sich anmelden: er bringe einen Arrestanten, der den Herrn Kommandanten zu sprechen wünsche. Beim Oeffnen der Zimmerthüre kam der Herr v. Knobelsdorf dem Arrestanten, als er ihn erblickte, mit einem Ausbruche der Freude entgegen und rief, ihn umarmend, aus: „Lieber Moritz, seien Sie mir tausend Mal willkommen! Aber wie sehe ich Sie in der Begleitung?" — „So," antwortete Moritz, „konnte ich Sie am Sichersten finden — und habe darum gebeten." Dee Bericht über den Vorgang klärte Alles auf, und die Begleitung trat mit Erstaunen zuelck. Als Professor Dietmar, dem wir nacherzählen, seinen Freund Moritz in Berlin auffuchte, erfuhr er, daß derselbe in einem Garten in der Oranienburger Straße wohne. Der Gärtner sagte ihm, der Professor befinde sich im Orangerichause, und ließ ihn nach verhriger Anmeldung hinein. Die Temperatur darin wae über 60° Wärme (R.) „Moritz aber ging," so berichtet Dietmar, „in eine Wildschur gehüllt, unter blühenden und Früchte tragenden Orangenbäumen auf und ab. Ich äußerte mein Befremden, ihn bei so großer Wärme in einer Winterbekleidung zu sehen. „Das geschehe nur, wenn fremde Bfuche kämen; mir gegenüber habe er aber nicht nöthig, sich Zwang anzuthun, denn er lebe hier, wie Adam im Paradiese," — Dieß sagend, warf er den Pelz ab und ging nun völlig unbekleidet in seinem Paradiese mit mie auf und nieder. „Das ist," meinte er, „die rechte und natürliche Lebensart des Menschen; die Kleider sind nur ein Beweis seiner Birkehrtheit, Gegenden zu bewohnen, wo die kalte Jahreszeit sie erfordert." Als ihm Dietmar bei einer andern Gelegenheit freundliche Vorwürfe machte, daß er zu viel sitze und seinen Körper zu wenig bewege, entgegnete er: „Sie irren sich, ich mache mir genug Bewegung, denn ich fechte oft übee eine Stunde mit meinem Gegner. Sehen Sie, dort steht er wieder in der ersten Position." (Es war die lebensgroße Gypsstatue eines römischen Gladiators). „Dabei habe ich den Vortheil, daß er mie nicht schaden kann, und wenn ich ihm auch einen Arm abschlage, so ist dieser ohne große Mühe und Kosten bald wieder angekittet. Ferner sehen Sie" (er trat auf einen Katheder), „hier habe ich 48 einzelne Groschen in der Hand, diese streue ich überall in der Stube umher, und wenn die Aufwärterin Geld verlangt, dann muß ich mich bemühen, es zu suchen und aufzuheben. Das Gefundene bemerke ich in mein Ausgabebuch, um zu wissen, wie viel ich noch auf dem Fußboden, der nicht ausgefegt werden darf, zu suchen habe; Das gibt Bewegung genug!"

Der Barbier auf der Leiter.

Von Michael Bellmann, dem schwedischen Anakreon, wird folgende Anekdote erzählt: Michael Bellmann war in seiner Jugend ein Schützling des geistreichen Königs Gustav III., der ihn wegen seines großartigen Talents bei jeder Gelegenheit sehr bevorzugte. Bellmann war des Königs lustiger Rath, Hofpoet und Ehrenleibbarbier. Bellmann besaß ein außerordentliches Talent im Improvisiren heiterer Trinklieder, aber eine noch weit größere Virtuosität im Füllen und Ausleeren der Weinbecher. Und so geschah es, daß Schwedens Anakreon sich sehr oft einen kolossalen Haaebeutel trank und in Gegenwart Sr. Majestät häufig unter den Tisch sank. Das ägerte den nüchternen Gustav. „Höre, guter Bellmann," sprach er eines Abends zu seinem Liebling, „wenn Du Dich noch einmal so unanständig wie gestern betrinkst, darfst Du — fol de gentilhomme — nie mehr meine Schwelle beteeten und mich nie wieder rasiren, so wahr ich Gustav heiße und der Sohn meiner Mutter bin." Bellmann versprach reuevoll, sich zu bessern; aber schon drei Stunden später war er wieder so ungetrunken wie Tags zuvor. Der König verließ aufgebracht die Abendgesellschaft und ertheilte seiner ganzen Dienerschaft den strengen Befehl, mann den nun an nicht mehr vorzulassen. Bellmann kam wurde abgewiesen. Er kam zehnmal und ward zehnmal abgefen. So vergingen vierzehn Tage. Am fünfzehnten klopfte plötzlich am Fenster des Arbeitszimmers Sr. Majestät. „Da?" rief König Gustav. Aber Niemand antwortet. Da sprider König auf und eilt an's Fenster, um zu sehen, wer es habe, ihn mitten in der Abfassung seines neuen Trauerspi„Ebba Beahe" zu stören. Er reißt das Fenster auf und erbleine an den Sims angelegte Leiter und auf dieser einen Mmit einem Scheerbeutel in der Hand. Es ist kein Anderer Bellmann. „Spitzbube, was willst Du?" fragt Gustav. „Majestät unterthänigst einseifen und rasiren." — „Wie Trunbold, Du wagst es trotz meines ausdrücklichen Verbots . ." „Halt, Sire, Sie verboten mir, Ihre Thürschwelle zu betreten. Von der Fensterschwelle war nichts ausgemacht; und darum stehe ich heute zum Fenster hinein, um nach langen Wochen endlich das freundliche Gesicht meines huldvollen Königs und Beschützers wie der zu sehen." Der König hielt sich vor Lachen die Hüften. „Ich will Dir," sprach er dann, „wegen dieses drolligen Einfalls zum allerletzten Mal verzeihen, wenn Du nun, so wie jetzt auf der Leiter stehend, so viel Courage und so viel Gleichgewicht hast, mich vor den Augen der Schloßwache und aller vorübergehenden Maulaffen zu rasiren." „Sire, ich bin bereit," sagte Bellmann. „Et moi aussi!" sprach der König und warf rasch seine Halsbinde ab. Bellmann erklimmt die vorletzte Sprosse dee äußerst gebrechlichen Leiter, öffnet seinen Scheerbeutel, bindet eine schneeweiße Serviette um den königlichen Hals, zieht das Seifnäpfchen hervor und seift, eins seiner heiteren Couplets singend, das gesalbte Haupt tüchtig ein. Nachdem Dieß geschehen, greift er wieder nach seinem Scheerbeutel, greift tief hinein und sucht — und ruft endlich mit anscheinend tiefbestürzter Miene: „Ach mein Gott, welch' Unglück!" „Was hast Du denn?" fragte Gustav. „Ach, Sire, ich habe mein Rasirmesser zu Hause liegen lassen", sagt Bellmann und klettert behend wie ein Eichhörnchen die hohe Leiter hinab. „Galgenstrick!" rief Gustav und geruhte, zu lachen. Er trocknete sich das eingeseifte Gesicht ab, schrie: „Heda, guter Freund, nimm doch auch Deine Serviette mit," und schleuderte sie auf den Kopf des lustigen Figaro, der sie auffing und eilig fortlief. Noch an demselben Tage lud König Gustav seinen lustigen Rath zu einer heitern Abendgesellschaft, und als Bellmann sein Tellertuch wegnahm, fand er darunter eine Rolle mit hundert Goldstücken und der Aufschrife: Honorar für den witzigen „Barbier von Stockholm." Im Thiergarten zu Stockholm ist eine kolossale Erzstatue Michael Bellmann's aufgestellt, und alljährlich am 26. Juli wallfahetet halb Stockholm nach dem Thiergarten, um da durch Bekränzung dieser Statue und durch Begießung derselben mit Wein das „Bellmannsfest" zu feiern.

Politisches.

△ München, 2. Mai. Heute in der 64sten Sitzung der Abgeordnetenkammer interpellirte zuerst Hr. Pfarrer Bölk das Kultusministerium, indem er dieses fragt: 1) ob es noch entschlossen sei, auf Grund des am 16. März 1855 gefaßten Gesammtbeschlusses beider Kammern, eine Revision der zum Vollzuge der beiden §§. 48 und 49 der II. Verfassungsbeilage (die Konkurrenzbeiträge betr.) erlassenen Verordnung vornehmen zu lassen? oder ob es 2) Maßnahmen treffen will, daß die Stiftungen nicht fernerhin durch die Anwendung obiger Paragraphe gefährdet werden? Der Hr. Minister v. Zwehl antwortet darauf sogleich, daß die Arbeiten zu dieser Revision begonnen hatten und die revidirte Verordnung mit nächstem Etatsjahe ins Leben treten wird. Sodann wurden die Berathungen der Ausgaben für die Jahre 1855 bis 1861 wieder aufgenommen. Der Etat für das Ministerium des Handels und dee öffentlichen Arbeiten im Betrage von 216,852 fl. wurde durch den Ausschuß auf 225,563 fl., also um 8,711 fl.

Digitized by Google

erhöht. Für das statistische Bureau genehmigt nemlich der Ausschuß statt 5,600 nur 3,600 fl., für Pensionen aber statt 36,000 fl. 46,711 fl., indem zugleich die Pensionsetats für die Kreisbau-Bureau's im Betrage von 10,711 fl. dazu geschlagen wurden. Referent Frhr. v. Lerchenfeld bemerkt hiezu: „diese Erhöhung wird leider nicht zu verweigern sein, da die fortdauernde Zunahme der Pensionen in allen Etats Thatsache ist." (Unter den Pensionisten befinden sich 162 Wegmacher mit Bezügen von 18—72 fl. jährlich und 1 Brunnenkehrer zu 72 fl., dann 11 Wegmeister und Paliere mit Bezügen von 72—400 fl.) Fürst v. Wallerstein beklagt, daß die Angelegenheiten des Gewerbswesens dem Handels-Ministerium, das damit aber nahe verbundene Ansäßigmachungswesen dem Ministerium des Innern zugewiesen ist. Für die Bewilligung der vollen Summe für das statistische Bureau sprechen sich einige Redner aus, wogegen Berichterstatter v. Lerchenfeld wieder die „trefflichen Leistungen" dieses Bureaus bezweifelt. Nach den statistischen amtlichen Angaben lebe nemlich in München nicht ein einziges Paar im Konkubinate (Heiterleit), während auf einen kleinen Landgerichtsbezirk 47 wilde Ehen treffen. Nicht weniger richtig sei die Viehstandbevölkerung. Der Bauer gibt seinen Viehstand schon nie richtig an, weil er glaubt, es handle sich um eine Besteuerung desselben; man solle derlei Erhebungen den landwirthschaftlichen Vereinen überlassen. Bei der Abstimmung werden die Ausschußanträge angenommen. Für Industrie werden auf polytechnische Schulen 46,872 fl.; als Beitrag zu dem polytechnischen Centralverein 3000 fl., und für sonstige industrielle Zwecke nur 15,000 fl. bewilligt. Hiezu hat die Regierung 30,000 fl. haben wollen, um namentlich die Leinwandindustrie, welche sonst von Bayern nach Spanien stark betrieben wurde, wieder beleben zu können; doch Ministerpräsident v. d. Pfordten und zwei Ministerialkommissäre sprechen vergebens zu der Kammer. Auf Kultur wurde bewilligt 249,521 fl., davon trifft: Veterinärschule 16,021 fl., Centralschule in Weihenstephan 11,000 fl., Landwirthschaftsfeste in München 4,500 fl., Landeskultur ꝛc. ꝛc. 32,000 fl., allgemeines Landgestüt 148,000 fl. (diesen Betrag auf 158,000 fl. zu erhöhen, was Hr. Radl beantragte, wurde abgelehnt), Landgestüt in der Pfalz 10,000 fl., zur Dotation der landwirthschaftlichen Vereine 18,000 fl. Ein von der Regierung beantragter Zuschuß von 1,480 fl. für die Ackerbauschule in Triesdorf wurde nicht genehmigt. Eine Post von 40,000 fl. für die Telegraphenanstalt hat selbst das Ministerium fallen lassen, da sich diese Anstalt jetzt selbst rentirt. Für die Feuerversicherungsanstalt werden noch 48,000 fl. bewilligt und sodann zum Finanzministerium übergegangen. Dieses erhielt 815,860 fl., wovon treffen: auf das Ministerium selbst 97,297 fl., oberster Rechnungshof 41,192 fl., Rechnungskammer 22,343 fl., Centralstaatskasse 22,605 fl., Regierungsfinanzkammer 443,217 fl., Kreiskassen 67,446 fl., ständige Bauausgaben 3000 fl., Umzugsgebühren 5000 fl., Pensionen der Staatsdiener 113,760 fl. Ferner wird noch bewilligt: Steuerkataster 375,000 fl., Münzanstalt 11,242 fl., Glasmalereianstalt 4000 fl. und zu Pensionen für Wittwen und Waisen der Staatsdiener 626,000 fl. 3,500 fl. für die Porzellan-Manufaktur in Nymphenbueg beantragte der Ausschuß zu streichen, die Kammer hat sich jedoch die Abstimmung hierüber auf später vorbehalten, da die Regierung eine Reorganisation dieser Anstalt vornehmen will.

Die Berathung über die übrigen Etats bleibt vorläufig noch ausgesetzt, und wird am Montag wahrscheinlich die Berathung über die Einnahmspostulate beginnen. Im Einlauf der Kammer befindet sich ein Antrag des Abgeordneten Stauber und 11 Konsorten: die Erhöhung der ständigen Gehaltsbezüge der Land- und Stadtgerichts-Assessoren betr., und ein Antrag des Abgeordneten Schlör und 9 Konsorten: die Erhöhung des Etats der Landgerichte behufs der Aufbesserung der Gehalte der landgerichtlichen Nebenbeamten betreffend.

△ München, 2. Mai. Der zweite Ausschuß der Kammer der Reichsräthe hat heute zum zweitenmale den Gesetzentwurf über die Kapitalrentensteuer berathen und auf Vorschlag des Hrn. Finanzministers beschlossen, daß jene Fundationskapitalien der geistlichen Pfründen befreit sein sollten, soferne das jährliche Gesammt-Einkommen der Pfründe den Betrag von 1000 fl. nicht erreicht. Man hofft, daß die zweite Kammer wenigstens diesem Vermittlungs-Vorschlage beitritt.

Landshut, den 2. Mai. (Oeffentliche Sitzung des königl. Kreis- und Stadtgerichts):

I. Christian Böll, 28 Jahre alt, lediger Taglöhner aus München, wird wegen Verbrechens des ausgezeichneten Diebstahls, verübt zum Schaden des Mühlknechts Anton Daschinger zu Eching in eine Arbeitshausstrafe von 2 Jahren verurtheilt.

II. Maria Madersdorfer, 45 Jahre alt, led. Taglöhnerin von Dürnhettenbach, kgl. Ldg. Mallersdorf, wird wegen des fortgesetzten erschwerten Verbrechens des Diebstahls an Anna Wackerbauer von Gredelsmühl in eine Arbeitshausstrafe von 3 Jahren verurtheilt.

Passau, 2. Mai. Unsere berühmte Maidult in St. Nikola hat gestern beim schönsten Wetter begonnen und wie alljährlich eine große Menge Käufer herbeigezogen. Auch die Wirthsbuden und vielen Schaubuden waren stark besetzt. Leider trat Abends schlechtes Wetter ein und es erhob sich ein starker Wind, der einigen Wirths- und Schaubuden die Decken herabrieß. (Pass. Don. Ztg.)

Augsburger Cours vom 2. Mai 1856.

Königlich Bayerische	Papier.	Geld.
Obligationen à 3½ %	87	—
" à 4 %	93¾	—
" à 4½ %	—	99¾
" à 5 % letzte Emission	102½	—
" à 5 % III. " .	101	—
" Grundrenten-Ablösung à 4 %	94⅜	—
Bank-Aktien . . . . . Div. I. Sem.	—	774

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer vom 3. Mai 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 30 Min., abgegangen 4 Uhr 40 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 42 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft worden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gelegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	5419	661	21	5	18	51	15	55	—	23	—	—
Korn	1209	24	15	7	14	41	13	54	—	30	—	—
Gerste	1074	537	12	25	11	57	11	41	—	—	—	38
Haber	1808	29	8	57	8	32	8	19	—	12	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung

Achter Jahrgang 1856. Nro. 19. Den 12. Mai: Pankratius

Der Maskenball.

Humoreske von Franz Dingelstedt*)

Es war am Samstag vor Carneval, als der Schneider Joseph Zwirn gegen Abend auf seinem einsamen Stübchen beim Scheine eines trüben Lämpchens saß und emsig nähte. Obschon er häufig und rasch die Nadel einstickte und durchzog, so würde ein etwas aufmerksamer Beobachter doch gleich gesehen haben, daß sein Geist nicht so recht bei der Arbeit war. Die gewohnte Beschäftigung der Hände hinderte ihn nicht, sich an den Traumbildern seiner Phantasie zu ergötzen. Er schwelgte in glücklichen Zukunftsbildern und schwamm selig auf früheren Erinnerungen dahin, gleich der Wasserblume auf dem stillen Spiegel des See's im Mondenscheine; und er hatte wirklich einige Aehnlichkeit mit einer Wasserblume, denn sein Hauptlabsal, sein Hauptgetränke war Wasser, und das — aus ökonomischen Gründen. Wie aber die schwimmende Wasserblume durch dünne Wurzelfasern an der Erde festgehalten wird, so wurde auch unser Schneider, wenn er sich zu weit von seiner Phantasie hinreißen ließ, durch Nadelstiche, welche er sich selbst durch falsches Einstecken der Nadel gab, oder durch Zerreißen des Fadens wieder zur prosaischen Wirklichkeit zurückgeführt.

Diese Schwärmereien im Gebiete der Phantasie begannen stets, wenn er an Lenchen dachte. So hieß nämlich ein junges Mädchen, das früher mit seiner Mutter in demselben Hause gewohnt hatte, sehr geschickt im Nähen und Plätten war, ein Paar liebe treue Augen hatte und unserem Zwirn gut war. Als ihre Mutter starb, war Lenchen genöthigt, sich bei einer Herrschaft einen Dienst zu suchen, was ihr bei ihrer Geschicklichkeit bald gelang. Sie erhielt einen Dienst in einem vornehmen Hause, und obschon sie jetzt viele Anträge von stolzen, schönen, geputzten Bedienten bekam, so vergaß sie doch nicht den armen Schneider Zwirn; sie blieb ihm treu und hoffte mit ihm auf bessere Zeiten, wo es ihnen möglich werden würde, sich zusammen einen häuslichen Herd zu gründen. Sie sorgte für ihn auf jede mögliche Weise, durch Rath und That. Sie empfahl ihn bei jeder Gelegenheit ihrer Herrschaft oder der anderen Dienerschaft, wenn etwas zu flicken war, und suchte so allmälig seine Kundschaft zu vergrößern. Auch hatte sie ein wachsames Auge auf seine Wäsche, seine Kleidung; selbst einen großen Bart mußte sich der Schneider um das Kinn wachsen lassen, weil sie es gern sah.

Zwirn hatte es aber auch nöthig, daß jemand in dieser Weise für ihn sorgte; denn er war sehr schlichtern und in Vielem, was sein Handwerk nicht betraf, sehr unpraktisch. Sein Handwerk jedoch verstand er und hielt es sehr hoch, weil, wie er sagte, Gott selbst der erste Schneider gewesen sei, indem er im Paradiese Adam und Eva eigenhändig Röcke aus Thierfellen gemacht habe. Er hatte fast keinen Umgang mit seines Gleichen, und seit Lenchen in ihren Dienst getreten war, fühlte er immer tiefer, daß sie das einzige Wesen in der Welt sei, welches wirklich Antheil an ihm nehme, und er dachte recht oft an sie und malte sich dann in Gedanken das Glück aus, sie als sein Weib immer um sich zu haben.

*) Aus dem Feuilleton der Kölnischen Zeitung.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, saß nun unser Schneider am Samstag vor Carneval emsig nähend auf seinem Tische. Er berechnete, daß die Schulden, welche er bei Krankheit und dem Tode seiner Mutter zu machen genöthigt gewesen, nun bald bezahlt sein würden; er überlegte, auf welche Weise er seine Kunden vermehren könnte, um bald sein liebes Lenchen als sein liebes Weib heimzuführen; er dachte an ihre lieben blauen Augen, an ihre frischen Wangen, an ihre Freundlichkeit, ihre Lebhaftigkeit, mit sie ihn dadurch bezaubert hatte.

Aber, sagte er sich, wird sie durch dieses alles nicht auch Andere bezaubern? wird sie allen Schlingen, die ihr ohne Zweifel gelegt werden, zu widerstehen im Stande sein? — Ha, wenn mir ein solcher Verführer in die Hände fiele, rief er zornig, ich würde ihm den Hals abschneiden! — er hatte gerade seine Scheere in der Hand und begann unwillkührlich damit zuzufahren, wobei er beinahe, eingenommen von seiner Entrüstung, das Unglück gehabt hätte, einen Aermel quer durchzuschneiden.

Erschrocken vor dem Unheile, das er nahezu angerichtet hätte, suchte er sich zu sammeln und fing wieder an zu nähen. Aber er konnte die Gedanken an Lenchen nicht los werden. Wie schmerzlich war es ihm, daß sie bei fremden Leuten dienen mußte, daß er nicht im Stande war, für sie zu sorgen!

Wie gerne würde ich Gut und Blut für sie hingeben, wenn ich nur Gut hätte! Aber für sie sterben, wäre Seligkeit, süß würden die Schmerzen sein, die ich für sie litte! — Bei diesem erhebenden Gedanken versetzte er sich durch Unachtsamkeit, indem er heroisch die Nadel einstickte, einen heftigen Stich in den Finger. Er schrie laut auf vor Schmerz, und einige Tropfen Blut quollen hervor.

Die Thüre seines Zimmers öffnete sich rasch, und Lenchen stand mit dem Ausrufe: Mein Gott! was gibt es hier? Ist ein Unglück geschehen? vor dem in seinen Schmerzen freudig erstaunten Schneider.

Ich, sagte der Schneider, ich habe mich nur in den Finger gestochen.

Und deßhalb schreiest du so gewaltig? Das mußt du doch gewohnt sein! meinte Lenchen.

Das wohl, erwiderte Zwirn, aber ich war so vertieft in Gedanken . . .

Woran dachtest du denn? fragte sie.

Ich dachte an dich! sagte er zärtlich, und ich stellte mir eben lebhaft vor, wie gerne ich mein Blut für dich vergießen würde.

Du bist mein lieber, guter Joseph! sagte Lenchen herzlich, aber, setzte sie lachend hinzu, deßhalb hast du dich in den Finger gestochen, um zu versuchen, wie es thut? Nicht wahr, es thut weh? Nun du brauchst noch nicht für mich zu sterben, aber du sollst für heute aufhören zu arbeiten, und Feierabend machen.

Das darf ich nicht, entgegnete Zwirn, ich werde noch die ganze Nacht durcharbeiten müssen.

Hast du denn so pressirte Arbeit? fragte Lenchen.

Wie man's nimmt, antwortete der Schneider; für meine Kunden ist die Arbeit nicht pressirt, aber wohl für mich; denn

An die königliche Hof- und Staats-Bibli
(Pflichtexemplar.) in Mü

Digitized by Google

wenn ich diese Arbeit heute nicht fertig mache, so werde ich ... Hier stockte er.

Nun, was denn? rief Lenchen.

So werde ich die Carnevalstage in große Geldverlegenheit gerathen, weil ich keinen Groschen mehr habe, erwiderte trübselig der Schneider.

Nun, dann freue ich mich doppelt, sagte Lenchen, daß ich dir einen guten Verdienst zu verschaffen im Stande bin, und das heute noch.

Zwirn rief, erstaunt vom Tische springend: Einen guten Verdienst, und das heute noch? Wie wäre das möglich? Es ist ja schon spät, was kann so spät am Tage noch viel zu verdienen sein?

Ha, spät wird es werden, die ganze Nacht wird es dauern, erwiderte Lenchen, aber der Verdienst wird auch gut, sehr gut sein. Höre zu! Meine Herrschaft gibt heute Abend einen Maskenball, wozu die halbe Stadt eingeladen ist. Unser ganzes Haus ist geschmückt und geziert. Alles ist zur Bequemlichkeit der Gäste eingerichtet. Ueberall im Hause, wo nur eine Gelegenheit dafür war, sind Tische angebracht worden, worauf kostbare Weine, leckere Speisen, Torten u. dgl. stehen und wovon die Gäste nach Belieben essen und trinken können, ohne etwas dafür zu bezahlen. Alles umsonst.

Umsonst? sagte der Schneider erstaunt. Ach, wäre ich doch auch eingeladen! setzte er seufzend hinzu; denn sein Magen kniff ihn eben, und der Mund lief ihm voll Wasser, als er an alle die Kostbarkeiten dachte.

An jedem solchen Tische, fuhr Lenchen fort, steht Jemand von der Dienerschaft, um zu sorgen, daß den Gästen nichts fehlt, und ich werde auch die Aufsicht über ein solches Büffet führen. — Lenchen machte hier eine kleine Pause, indem sie sich all das Vergnügen vorstellte, welches sie bei dieser Gelegenheit haben würde.

Nun, fragte neugierig der Schneider, wie komme ich denn damit in einen Zusammenhang?

Das sollst du gleich sehen, erwiderte Lenchen. Außer den Büffets sind noch viele andere Posten zu besetzen, und unsere Dienerschaft reicht allein nicht dazu hin. So zeigte sich heute plötzlich, daß noch ein Posten zu besetzen war, welchem du gut vorstehen könntest.

Ich? rief Zwirn erstaunt.

Ja, du, antwortete sie; du sollst einem Bedienten in der Garderobe helfen, den ankommenden Gästen die Kleider abzunehmen, hübsch zusammen zu legen, eine Nummer darauf zu stecken und dem Eigenthümer eine gleichlautende Nummer zu überreichen, damit er später seine Kleider richtig und schnell zurück erhalten kann. Bei dieser Gelegenheit fallen gute Trinkgelder ab, und du hast noch dabei das Vergnügen, alle die schönen Masken zu sehen; du siehst, wie es in der vornehmen Welt zugeht. — Nun, wie findest du das, willst du es thuen?

Wie kannst du fragen! rief der erfreute Schneider; ob ich etwas thuen will, was du mir als gut vorstellst und was du mir so anziehend schilderst!

Ein Bedenken habe ich nur, sagte sie schelmisch, ich fürchte, wenn du alle die schönen Damen gesehen hast, so komme ich dir gar zu häßlich vor.

Ich werde das als eine Beleidigung ansehen, entgegnete Zwirn, sie in seine Arme schließend, wenn du mir nicht gleich einen Kuß und die Gelegenheit gibst, dir durch einen zweiten Kuß zu beweisen, daß du Unrecht hast. Ich könnte übrigens, fuhr er fort, wohl weit eher auf die schönen Herren eifersüchtig sein, die dir ohne Zweifel diese Nacht am Büffet die Cour machen werden.

Lassen wir das, sagte Lenchen, heute wird nicht geküßt, dazu haben wir keine Zeit; wenn du Ursache zur Eifersucht hättest, so würde ich dir diese Stelle nicht besorgt haben. — Und nun höre weiter, was du noch vorher zu thuen hast. Du mußt sauber und nett, mit einer weißen Halsbinde und im schwarzen Frack erscheinen. Eine weiße Halsbinde habe ich schon mitgebracht; auch ein Paar Glacehandschuhe habe ich ich für dich geliehen; aber einen Frack mußt du dir wohl bei einem Bekannten leihen.

Der Schneider bedachte sich einige Zeit, doch bald fand er Jemanden, der ihm einen Frack leihen würde.

Dann mußt du sorgen, fuhr Lenchen fort, daß du punct sieben Uhr bei uns bist, weil das sämmtliche Dienstpersonal um diese Zeit zusammen essen soll, damit später keine Störung dadurch verfällt. Komm nur nicht zu spät! Ich werde es einrichten, daß du beim Essen neben mir zu sitzen kommst, und werde dir die besten Stückchen, die ich erhaschen kann, vorlegen.

Zwirn versprach, gleich zu seinem Freunde, welcher den ihm passenden Frack besaß, zu eilen und dann punct sieben Uhr, auf's Sorgfältigste herausgeputzt, zu erscheinen. Nachdem Lenchen ihm noch einmal Alles, was er in der Garderobe zu thuen hatte, vorgehalten und erklärt, ließ sie unseren überglücklichen Schneider allein und eilte nach Hause.

Zwirn legte schnell seine Arbeit weg und machte sich auf, um sich so bald als möglich den nöthigen Frack zu verschaffen.

Die Herrschaft, bei welcher Lenchen diente, war eine der reichsten in der Stadt. Der Herr des Hauses zeichnete sich durch einen seltenen Geschmack vor Allen seines Gleichen aus. Jeden Winter hatte er irgend eine neue glänzende Einrichtung, irgend eine neue, eben so kostbare, als geschmackvolle Decoration, um seinen in dieser Hinsicht erlangten Ruf zu erhalten und wo möglich noch zu steigern. Seine Thee's und Bälle gehörten zu den besuchtesten der Stadt; denn Jedermann war stets neugierig, zu sehen, was sein Erfindungsgeist nun wieder Neues geschaffen habe. Er war freigebig mit Einladungen, weil er die Bewunderung seiner Schöpfungen liebte. In diesem Winter aber hatte er sich vorgenommen, die Einrichtung seines Hauses einmal einem großen Kreise zu zeigen. Er arrangirte einen Ball für den Samstag-Abend vor Carneval, wozu er mehr als tausend Einladungskarten ausgab. Das ganze Haus war auf das Reichste und Geschmackvollste ausgeschmückt. Da gab es Zimmer, in allen möglichen Stylarten decorirt; hier ein Zimmer im Rococo-Style, dort eins im maurischen; dann glaubte man wieder ein türkisches Zelt zu betreten, und so wechselte die Decoration bei jedem einzelnen Raume. Die Corridors waren mit Blumen und Abgüssen der schönsten plastischen Meisterwerke geschmückt; daran schloß sich eine ausgezeichnete Gemälde-Gallerie, kleine Cabinets, auf's Luxuriöseste mit allerhand kleinen Kunstgegenständen und Genrebildchen ausgeziert. Einen Hauptreiz hatten aber für den Besucher die Gewächshäuser, mit blühenden Blumen und vielen seltenen tropischen Pflanzen angefüllt. Sie waren sanft erwärmt und durch Gasflammen, welche an den Aesten künstlicher Bäume hervordrangen, erleuchtet. Hier und dort spie auch wohl ein Salamander Flammen aus. Die Luft war von süßen Blumendüften gewürzt. Auch Grotten, Blumenlauben und Springbrunnen gab es da, und Alles athmete die schönste Harmonie.

Lenchen hatte diese Herrlichkeiten oft ihrem Geliebten beschrieben und dieser sich immer sehr neugierig gezeigt, das Alles einmal zu sehen. Um so mehr wunderte sie sich nun, als es schon sieben Uhr geschlagen, daß er noch fehlte. Die Dienerschaft versammelte sich zum Essen; dasselbe begann, aber der Platz neben Lenchen, welchen sie ihrem lieben Joseph freigehalten hatte, blieb leer. Lenchen konnte vor Unruhe gar nicht essen und hoffte von Minute zu Minute, ihn kommen zu sehen. Aber das Essen ging zu Ende, und Zwirn fehlte noch immer. Endlich wurde abgeräumt, der Herr des Hauses erschien und wurde ungehalten über die Nachlässigkeit des Schneiders, ermahnte Alle, sich keine Unordnung zu Schulden kommen zu lassen, verbot auf's Strengste, während des Festes Wein zu trinken, da sie jetzt Zeit genug gehabt hätten, sich satt zu essen und zu trinken, und drohte, diejenigen, welche sich unmäßig zeigen würden, aus dem Dienste zu jagen.

Digitized by Google

Da erschien plötzlich der Schneider und stotterte einige unverständliche Entschuldigungen; aber zum Essen war es zu spät, denn es schlug eben acht Uhr, und Jeder mußte nun auf seinen Posten. Die Ursache, daß Zwirn so spät erschien, war, daß er den Eigenthümer des Fracks nicht zu Hause fand und so lange herumlaufen mußte, um ihn zu suchen. Er hatte einen ungeheueren Hunger; da aber Alles schon abgetragen war, so mußte unser Schneider hungrig in die Garderobe. Er schämte sich übrigens, seinen Hunger zu gestehen, sonst würde Lenchen doch vielleicht Rath geschafft haben.

In die Geschäfte der Garderobe theilte sich mit ihm ein Bedienter des Hauses, dessen Humor, da er einen gefüllten Magen besaß, von dem unseres schmachtenden Schneiders gar sehr abstach. Der bunte Wechsel der Gestalten, welche jetzt eintraten, die geschmackvollen Toiletten, die kostbaren sowohl, wie die komischen Masken nahmen die ganze Aufmerksamkeit unseres Schneiders in Anspruch, und der Genuß, welchen ihm diese Augenweide verschaffte, ließ ihn seinen knurrenden Magen vergessen.

Unter den Gästen, welche durch Zwirn's Garderobe hinströmten, befanden sich drei Masken, die wir uns näher betrachten müssen. Es waren ein alter dicker Türke, begleitet von einem schwarzen Domino, in dessen Arm ein reizendes Mädchen in carnevalistischer Phantasie-Tracht hing. Nur der schwarze Domino war durch eine, mit schwarzem Gardinchen versehene Halbmaske verhüllt. Dem Türken mochte eine Larve zu warm sein oder unnöthig scheinen, und das junge Mädchen hatte es gewiß für vernünftiger gehalten, das liebliche Gesichtchen unverhüllt zu zeigen, weil der Spiegel ihr sagte, daß es hübsch sei; zudem hatte sie hier wenig Bekannte, da sie nicht in der Stadt wohnte, sondern auf dem Lande bei ihrem Onkel und Vormund, dem dicken Türken. Ob der schwarze Domino Grund hatte, sich zu verhüllen, werden wir später erfahren. Er schien, als sie in die Garderobe traten, etwas unter seinem Domino ängstlich zu verstecken, was seine Begleiter nicht merken sollten, und als sie ihre überflüssigen Oberkleider bei unserem Schneider-Garderobier ablegten, übergab der Schwarze diesem heimlich mit einem guten Trinkgeld ein Paket und trug ihm dabei auf, dasselbe so lange zu verwahren, bis er es selber abholen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Politisches.

Bayern. In München sind auf Aktien der Ostbahnen über 60 Millionen, in Nürnberg eben soviel, in Augsburg bei 24 Mill., in Regensburg über 16 Mill. eingezeichnet worden; kurz man darf annehmen, daß bei 180 Mill. gezeichnet worden sind, während nur 5 Mill. bestimmt waren. In London und Amsterdam werden bereits in Ostbahnaktien Geschäfte gemacht. Kleine Kapitalbesitzer aber, die Aktien zum Nennwerthe kriegen, thun jedoch gut, sollten sie selbe auch mit 10% Gewinn verkaufen können, sie zu behalten, da bei den Ostbahnen jährlich 7% regelmäßige Zinsen zu erwarten sind.

Württemberg. Stuttgart, 5. Mai. Das seit dem Jahre 1848 dahier erscheinende katholische „Deutsche Volksblatt" geht mit dem 1. Juli d. Js. ein, weil sich der Verleger nicht im Stande sieht, die kraft des Preßgesetzes zu leistende Caution von 8000 fl. beizuschaffen.

Freie Städte. In Frankfurt ist für die Zeichnung der für Frankfurt vorbehaltenen 1 Mill. Gulden Aktien der bayerischen Ostbahnen der Vormittag des 8. Mai bestimmt worden. Das Frankf. Journ. „begrüßt" den Tag als einen „erfreulichen für das Börsenpublikum."

Preußen. Aus dem östlichen Preußen, 2. Mai. Russische Reisende, die von Petersburg und Riga kommend, hier in unserer Provinz kurze Rast machen, geberden sich, als ob sie hier bereits im glücklichen Clima Italiens angelangt wären. Sie haben auf fast unfahrbaren Wegen durch Schnee und Eis unsere Grenze gewinnen müssen, in Petersburg die Newa noch fest mit Eis bedeckt und selbst den Riga'schen weit südlicher gelegen verlassen und Golf noch bedeckt mit colossalen Eismassen gesehen. Mit Ungeduld erwartete man namentlich in Petersburg das Ankommen fremder Schiffe, deren Anblick und deren Inhalt den Blokirten lange versagt war. Hier bei uns im nordöstlichen Zipfel Preußens dagegen, hat sich der Frühling fast mit sommerlicher Stärke gestellt; wir haben seit 8 Tagen eine Wärme von 22—24 Gr. im Schatten, eine Erscheinung, die in unserer Gegend in so früher Frühlingszeit unerhört. In Petersburg greift die Cholera die seit länger als einem Jahre dort grassirt, wieder stärker sich. Hart an unserer preußischen Grenze ist in Polen abermals die Rinderpest mit großer Vehemenz ausgebrochen. Militär-Detachements sind nach unseren von der Krankheit bedrohten Grenz-Distrikten zum Cordon dirigirt.

Oesterreich. Wien, 9. Mai. Die „Oesterr. Correspondenz" meldet: Gestern erfolgte in Frankfurt die Vorlage des Friedensvertrags an den Bundestag durch Oesterreich und Preußen. Ueber Bayerns Antrag Ausschußsitzung. Die „Ostd. Post" sagt: Der Specialvertrag vom 15. April. läßt die Gruppirung der Deutschen Verbündeten unverändert. (T. D. d. allg. Ztg.)

Wien, 4. Mai. In dem Abendblatte vom 30. v. Mts. der k. k. Wienerzeitung (officielles Organ) lesen wir über die Reform des Gefängnißwesens folgende zu Vergleichen anregende Stelle: „Von besonderer Wichtigkeit ist die Anvertrauung der Strafhäuser an geistliche Corporationen als Zuflucht zu einem Mittel, um die Gesetzübertreter möglichst gebessert der Welt wieder zu geben, ein Mittel, das mit günstigem Erfolg auch in Frankreich angewendet wird. Die Religion und die aufopfernde christliche Liebe geistlicher Corporationen kann hier die segensreichsten Erfolge erzielen. Wahrhaft berufene Persönlichkeiten aus dem geistlichen Stande werden sich nicht bloß als die besten Lehrer, sondern auch als die liebevollsten Tröster versunkener, besserungsfähiger Gemüther, als die wahren Aerzte der kranken Seelen beweisen. Oesterreich, ein Staat, der sich vorzugsweise einen katholischen nennt, und der so eben einen sprechenden Beweis gegeben hat, daß er Hebung und Verbreitung wahrer Religiosität mit aller Kraft zu fördern bemüht sei, durfte sich wenigstens berufen halten, zur versuchsweisen Anwendung dieses bisher allzusehr vernachlässigten Momente für die Besserung gefallener Glieder der menschlichen Gesellschaft zu schreiten."

Wien, 6. Mai. Der Erzherzog Ferdinand Max ist mit Gefolge heute Abends nach Paris abgereist. Dem Vernehmen nach wird der Erzherzog auf der Rückreise auch Brüssel, Hamburg, Berlin und Dresden berühren.

Ausland.

Schweiz. Bern, 5. Mai. Die Pariser Geldfürsten sind wirklich in Lausanne eingetroffen, und Sonntags fand bereits eine erste Festlichkeit zu Ehren derselben statt. Der Dampfer „Rhone" führte die willkommenen Gäste nach Villeneuve und Vivis: sie fanden dort weißgekleidete Mädchen, Déjeüner, Diner, Toaste, Feuerwerke ꝛc. ꝛc. Das zartfühlende Herz Emil Pereire's wurde tief gerührt, er legte die Hand an die Hosentasche, und pries in schönen Worten das Glück des Landes und den Patriotismus seiner Bewohner, denen er die rasche Ausführung des waadtländischen Bahnnetzes versprach.

Belgien. Brüssel, 6. Mai. Seit Freitag werden auf hiesigem Platz starke Geschäfte in bayerischen Eisenbahnactien gemacht, jedoch weniger an der Börse als von einigen unserer großen Bankhäuser.

Frankreich. Paris, 9. Mai, Mittags 12 Uhr. Ihre Maj. die Königin Viktoria, welche den Friedensabschluß zu Gnaden benützen wollte, hat den wegen politischer Vergehen Verurtheilten Amnestie ertheilt. Die HH. Smith O'Brien und Frost sind in dieser Kathegorie inbegriffen. (Tel. Dep. d. allg. Ztg.)

Paris, 6. Mai. In Notre-Dame werden großartige Vorbereitungen für die Taufe des kaiserlichen Prinzen getroffen. Mit dem Ausmalen der Gewölbe des Mittelschiffs und der Seitengänge

Digitized by Google

allein sind mehr als 100 Arbeiter beschäftiget. Die Tauf-Zeremonie wird in der Mitte des Transeptes stattfinden, welcher eine Länge von 60 Metres hat. Auch der Thron, sowie der Altar und das Taufbecken werden dort aufgestellt werden. Seit 50 Jahren ist dies das Drittemal, daß die ehrwürdige Kathedrale Zeugin einer derartigen Zeremonie ist. Im Monat Juni 1811 fand dort die Taufe des kaiserlichen Prinzen, Königs von Rom, Napoleon Franz Karl Josephs, statt. Der Fürst von Würzburg hielt den Prinzen, Namens des Kaisers Franz, seines Großvaters, über das Taufbecken. Pathin war M. Lätitia, Mutter Napoleons. Die Tauf-Zeremonie nahm Kardinal Fesch, Großonkel des kaiserl. Prinzen, vor. Eine ungeheure, aus allen Enden des Reichs herbeigeströmte Menge drängte sich in den weiten Hallen. Der 1. Mai 1821 sah die Taufe des Herzogs von Bordeaux; König Ludwig XVIII. und die ganze königl. Familie begaben sich in die Kathedrale, wo der damalige Erzbischof von Paris, Kardinal Talleyrand-Perigord, die Taufe mit Wasser aus dem Jordanflusse vornahm, welches von Chateaubriand von seiner Reise nach Jerusalem mitgebracht hatte. Die Festlichkeiten fingen am 30. April an und endeten erst am 13. Mai. Im Mai des Jahres 1841 endlich fand die Taufe des Grafen von Paris, Sohn des Herzogs von Orleans, durch dem Erzbischof Affre statt, der im Jahre 1848 den Tod auf den Barrikaden fand. König Louis Philippe und seine Familie wohnten der übrigens sehr einfachen Ceremonie bei; der König machte der Notre-Dame ein prächtiges Geschenk und Abends war Bankett in den Tuilerien, wobei der Seine-Präfekt dem Könige den Ehrendegen überreichte, welchen die Pariser Munizipalität dem Prinzen, welcher den Namen der „guten Stadt" tragen sollte, anbot. (A. Abdztg.)

Aus den Debatten des englischen Parlaments ist ein Vertrag bekannt geworden, der am 15. April zwischen Oesterreich, Frankreich und England geschlossen worden ist. Die betreffenden Großmächte garantiren darin die Integrität der Türkei, und erklären jede Uebertretung der Bestimmungen des Friedensschlusses vom 30. März für einen casus belli. Der Text des Vertrags lautet: „Art. 1. Die hohen verhandelnden Mächte verbürgen sich gemeinschaftlich und einzeln für die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des osmanischen Reichs nach der Bestimmung vom 30. März 1856. Art. 2. Jede Verletzung der Bestimmungen des besagten Vertrags soll von den den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnenden Mächten als ein casus belli betrachtet werden. Sie werden sich mit der hohen Pforte ohne Verzug über die in solchem Falle nöthig werdenden Maßregeln zur Verwendung ihrer Land- und Seestreitkräfte verständigen. Art. 3. Der gegenwärtige Vertrag soll ratifizirt und die Ratifikation, wenn nicht früher, jedenfalls in den nächsten 14 Tagen ausgewechselt werden. Also geschehen und gegeben 15. April 1856. Clarendon, Cowley, Buol-Schauenstein, Hübner, A. Walewski, Bourqueney."

Großbritannien. London, 5. Mai. Gestern war in allen Kirchen feierlicher Gottesdienst, und wurden die vorgeschriebenen Dankgebete für die glückliche Beendigung des Krieges gehalten. Die Königin und Prinz Albert mit den ältesten Kindern erschienen Nachmittags ohne Prunk und Gefolge beim Gottesdienst in der Westminsterabtei, nachdem sie am Vormittag dem gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst in der Palastcapelle beigewohnt hatten.

London, 8. Mai. In beiden Häusern ist eine Danksagung für die Armee beantragt. Lord Palmerston gibt den Gesammtverlurst der brittischen Armee im Krieg zu 22,450 Mann*), die Invaliden eingerechnet. Eine Botschaft der Königin proponirt den Baronetstitel nebst einer Pension von 1000 Pf. St. für General Williams. Angenommen. (Tel. Dep. d. allg. Ztg.)

Griechenland. Nach Berichten aus Athen vom 2. Mai begibt sich König Otto Ende dieses Monats nach Karlsbad. Der Ministerresident Generalmajor Feder tritt demnächst eine Urlaubsreise an. Der preußische Gesandte reiste heute (2.) nach Berlin ab. Die Spannung zwischen dem griechischen Hof und den Gesandten der Westmächte besteht noch fort. (Tel. Dep. d. N. Münchn. Ztg.)

Türkei. Konstantinopel, 28. April. Auch die Abchasen haben eine Freiheitsadresse an die Großmächte gerichtet.

Beyrut, 21. April. In Nablus hat nach Herbeiziehung von Truppen der Gouverneur die Ruhestörungen gedämpft. Die Einwohner von Aleppo aber zwangen ihren Statthalter durch eine Deputation die Veröffentlichung des Hat einzustellen, indem sie mit der Ermordung aller Rajas drohten.

Dienstliches. Se. Maj. der König haben sich allergnädigst bewogen gefunden:

unterm 6. Mai dem Landwehrdistriktsinspektor, Landwehr-Oberstlieutenant Eduard Frhrn. von Andrian-Werburg die nachgesuchte Entlassung allergnädigst zu ertheilen, und die Stelle eines Distriktsinspektors des I. Landwehrinspektionsbezirkes von Niederbayern dem Commandanten des Landwehrbataillons der Stadt Passau Georg Eglauer, unter Beförderung desselben zum Landwehr-Oberstlieutenant, zu übertragen.

Passau, 9. Mai. Es macht sich bereits ein gegen die letztverflossenen Jahre weit günstigerer Donauverkehr bemerkbar, insonders gehen in Floßgestalt bedeutende Quantitäten Zimmerholz nach Wien, wo heuer eine außerordentliche Baulust herrschen soll; so werden, wie wir vernehmen, auf der Mußdorfer Seite, von Rossau her, mehrere ganz neue Straßen soeben in Angriff genommen. (Auch ein Friedenszeichen!) (N. Pass. Ztg.)

*) Sind hiebei die an Krankheiten Verstorbenen auch mitinbegriffen. Die Red. d. Lpzg. Ztg.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Plazer.

Amtliche und Privat-Anzeigen.

Verkauf.

Ein reales

Ehehafts-Baderrecht

in wohlhabendster Gegend in Niederbayern, in einem Pfarrorte von 2000 Seelen, mit großem Leichenschau-Distrikt und Handapotheke ist sehr billig zu verkaufen. Das Nähere in der Expedition des Blattes. (c3)

Führung einer

Gesuch.

Eine reale

Glaser-Gerechtsame

am liebsten in einem Markte, oder auch auf dem Lande, mit oder ohne Haus wird zu kaufen gesucht. —

Näheres ertheilt auf portofreie Briefe unter Chiffre P.P. die k. Posterpedition Eichendorf. (b2)

Eine reale Priechlergerechtsame

in Landshut ist zu verkaufen.

Das Nähere in der Exp. dieses Blattes. (b3)

In der Jos. Thomannschen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Die

Lehre vom Vergleiche.

Verfaßt von

Karl Porner, k. b. Landgerichts-Assessor.

Preis geb. 21 kr.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahneisig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung

Achter Jahrgang 1856. Nro. 20. Den 19. Mai: Petrus Cöle

Der Maskenball.

Humoreske von Franz Dreckum.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Domino die Nummer für die Kleider in Empfang genommen hatte, ließen sich die drei Masken von dem Menschenstrome ziellos forttreiben. Sie durchzogen die Zimmer, die Gewächshäuser, die Tanzsäle, ohne jedoch zu tanzen; denn der Schwarze schien nicht bemerken zu wollen, welche sehnsüchtige Blicke seine Begleiterin den vorüberschwebenden Paaren nachsandte. Der alte Türke machte gemüthlich alle Späße der anderen Masken mit; aber der schwarze Domino schien es bisweilen sehr übel aufzunehmen, wenn seiner schönen Begleiterin Schmeicheleien gesagt wurden, oder wenn sie sich gar mit anderen Masken in scherzhafte Gespräche einließ. Sie erreichten endlich ein kleines Cabinet, welches außerhalb des Zuges lag, den der Maskenstrom nahm. Der alte Türke ließ sich ganz erschöpft auf ein Sopha nieder und bat um des Himmels willen, ihn ein Bischen verschnaufen zu lassen, weil er vor Hitze und Müdigkeit nicht mehr weiter könne.

Ich werde mir gleich irgendein Plätzchen suchen, das möglichst luftig und in der Nähe eines Büffets ist, keuchte der dicke Türke, und dann werde ich Euch Eurem Schicksale überlassen; laufst, so viel Ihr wollt, gafft, springt, tanzt, laßt Euch herumstoßen und zerren, ganz wie Ihr wollt, ich habe genug davon.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, sagte der schwarze Domino; ich amusire mich auch gar nicht in diesem Gewühle, und würde ohne das geringste Bedauern gleich weggehen können. Ich begreife wirklich nicht, wie Emilie so viel Vergnügen daran findet, diese Narrheiten anzusehen und mitzumachen.

Nun, sagte der Türke, daß sie an einem so glänzenden Stadtballe, wie sie ihn bei uns auf dem Lande nie sehen kann, Vergnügen findet, ist doch leicht zu begreifen; ebenfalls, daß sie Narren gerne sieht; denn, setzte er zögernd hinzu, daran ist sie gewohnt, besonders an eifersüchtige.

Ich bitte, lieber Onkel, fiel schnell Emilie ein, machen Sie mir Rudolph nicht böse. Sie kennen ihn ja, es dauert lange, ehe er aufthaut; aber ich hoffe doch noch, ihn heute Abend in eine fröhliche Stimmung zu bringen.

Das wird dir aber nicht gelingen, erwiederte der Schwarze heftig, wenn du fortfährst, mit jedem Laffen zu scherzen und zu liebäugeln.

Nun reißt mir aber doch bald die Geduld! rief der Türke; sollen wir den hier verdrießlich herumschleichen, Alles übel nehmen, über jedes freie, fröhliche Wort Streit anfangen? Dann hätten wir lieber, oder besser Sie, zu Hause bleiben sollen. Besucht man denn nicht einen Maskenball, um Scherz zu genießen und auszuüben? — Auf einem Maskenball soll man fröhlich sein, lachen, scherzen und tanzen!

Wo denken Sie hin lieber Onkel! sagte Emilie mit einiger Bitterkeit; ich werde nicht tanzen, ich werde mein Versprechen halten.

Was! schrie entrüstet der Türke, du hast ihm ein Versprechen geben müssen, nicht zu tanzen? und warum? — Er fürchtet wohl, du möchtest finden, daß Andere besser tanzen als er. Also wieder die fatale Eifersucht! — Wenn Rudolph sich nicht ändert, so wird es mit Eurer Heirath nichts. — Und nun hört meinen letzten Willen, das heißt nicht vor dem Sterben: du sollst und mußt Heute Abend tanzen, Emilie, oder wir reisen beide morgen ab. Und der Sauertopf kann allein hier bleiben. Ich würde gleich Hundert Thaler geben, wenn ich Jemanden fände, der ihn heute zur Strafe noch mehr eifersüchtig machte.

Der Türke war heftig geworden, und der schwarze Domino fand es gerathen, einzulenken. So war es nicht gemeint, sagte er; wenn Emilie gern tanzen will, so mag sie tanzen, so viel sie will; aber ich kann es nicht über mich gewinnen, hier herumzuspringen.

Jeder nach seinem Geschmack, versetzte der Türke und fügte hinzu: Ich wollte, ich könnte meine hundert Thaler anbringen.

Ach rief Emilie erfreut, da sehe ich einige meiner Freundinnen mit ihren Familien! Wir wollen uns ihnen anschließen, und werden uns dann sicher besser amusiren.

Rudolf war diese Bewegung nicht lieb, weil sich in der neuen Gesellschaft mehrere junge Herren befanden, welche Emilie den Hof machen würden. Doch bald sah er ein, daß dies Alles der Ausführung eines geheimen Planes, der jetzt in ihm auftauchte, günstig war. Er hatte nichts mehr dagegen, wenn Emilie tanzen wollte; er fügte sich all ihren kleinen Launen und überdieß sie ganz ihrem Zuge zu ihren Freundinnen.

Plötzlich, als Emilie gerade in einer Quadrille tanzte, verschwand Rudolf unbemerkt. Er eilte in die Garderobe, legte seinen schwarzen Domino ab und ließ sich von Zwirn das ihm heimlich übergebene Paket reichen: einen rothen Domino nebst Larve. Rudolf legte diesen an; dann gab er den schwarzen Domino Zwirn in Verwahr. So ganz unkenntlich gemacht, wollte er in den Tanzsaal zurück, um Emilie unbemerkt beobachten zu können; denn das Wohlgefallen, womit das junge Mädchen die Huldigungen arglos aufnahm, welche beinahe Jeder, der in ihre Nähe kam, ihrer Schönheit und Anmuth darbrachte, hatte seine Eifersucht geweckt, und diese gab ihm den unwürdigen Gedanken ein, seine Geliebte heimlich zu beobachten und zu belauschen. Der rothe Domino, welcher ursprünglich nur zu einer kleinen Neckerei mit Emilien benutzt werden sollte, mußte ihm jetzt zur Ausführung dieses neuen Planes dienen.

Als Rudolf in den Tanzsaal zurückkehrte, war die Quadrille beendigt und Emilie verschwunden. Dies war genug, um seine Eifersucht noch mehr zu stacheln; er begann, alle Zimmer nach ihr zu durchsuchen. Aber es war schwer, in dieser Masse von Masken durchzukommen; so wie man Eile an ihm bemerkte, fanden sich andere Masken, welche ihn zurückzuhalten suchten. Wurde er nun gar böse darüber, so zwangen sie ihn, mit herum zu tanzen und zu springen, und sein Suchen blieb ohne Erfolg.

Während dessen saß unser hungriger Schneider verschmachtend in der Garderobe. Als das Hereinströmen der Masken nachgelassen hatte, als die Gäste alle angekommen waren, wurde es still in seiner Nähe. Nur zuweilen drangen die Töne der Musik mit ihren sinnberauschenden Melodien und aufregenden Rhythmen aus den verschiedenen Tanzsälen von oben und unten in die Garderobe und erweckten im Herzen des Schneiders sehnsüchtige Gefühle. Noch stürmischer wurde aber das Verlangen seines Magens, wenn hier

An die königliche Hof- und Staats-Bibliot
(Pflichtexemplar.) in Münch

Digitized by Google

und dort betreßte Bediente mit Schüſſeln vorbeieilten, auf denen ſich Häringſalat, Butterbrod, Torten und andere Delicateſſen befanden.

Wenn ich die Muſik ſo zu uns herüberſchallen höre, ſagte er zu ſeinem Gefährten, ſo möchte ich mich in eine Fliege verwandeln können, um unbemerkt einmal all die Herrlichkeiten anzuſehen.

Nun, ſagte der Bediente, welcher mit ihm die Garderobe hielt, das Vergnügen kannſt du leicht haben; zieh' da den ſchwarzen Domino an, nimm die Larve vor, und du kannſt unerkannt überall hingehen, kannſt dir Alles ungenirt anſehen.

Ach, das wäre ſchön! ſagte Zwirn; aber wenn man mich hier vermißte? — und der Eigenthümer des Domino's würde auch ſogleich bemerken, daß ich mir ſeinen Domino unrechtmäßiger Weiſe zugeeignet hätte!

Ich kann jetzt hier Alles allein beſorgen, denn vor anderthalb Stunden wird es hier in der Garderobe nichts Bedeutendes zu thuen geben, und du kannſt lange vor dieſer Zeit wieder zurück ſein; das Kleid wird Niemand erkennen, denn es gibt der ſchwarzen Domino's ja eine Menge auf dem Balle, und ſie ſind ſich alle ähnlich.

Aber Zwirn war zu ängſtlicher Natur, um dieſem Rathe zu folgen. Und doch konnte er den Vorſchlag nicht mehr aus dem Kopfe bringen, und unwillkührlich mußte er im Geſpräche immer wieder darauf zurückkommen. Sein College wurde endlich deſſen müde: er nahm den Domino, kleidete den Schneider, der Alles willenlos geſchehen ließ, an, band ihm die Larve vor und ſchob ihn zur Thüre der Garderobe hinaus.

Da war er nun in einer ihm ganz neuen, wildfremden Welt. Wie fühlte er ſich ſo allein in dem Getümmel! Zuerſt ſtaunte er die Pracht der Zimmer, die herrlichen Gemälde, die koſtbaren Möbel an und war entzückt von den vielen Lichtern, deren Glanz die großen Spiegel vervoppelten. Das bunte Treiben, das heitere Necken der Masken, der tolle Jubel machten ihn Anfangs ganz wirr im Kopfe, und er vergaß alle Sorgen und Noth, bis ihn endlich ſein Magen durch heftiges Knurren daran erinnerte, daß er noch nicht zu Nacht gegeſſen habe. Biſt du nicht ein rechter Eſel, ſchien ſein Magen ihm zuzurufen, daß du alle dieſe Dinge, welche man doch nicht eſſen kann, mit den Augen zu verſchlingen ſucheſt, ſtatt daß du ſuchen ſollteſt, einige Butterbrode, mit einigen Gläſern guten Weines befeuchtet, zu genießen und dir dadurch neue Kräfte zu verſchaffen?

Der Schneider, dem durch das viele Sehen ganz ſchwach geworden war, ſah wohl ein, daß ſein Magen vollkommen Recht hatte; es fehlte ihm aber der Muth, an ein Büffet zu gehen und ſich Wein und Eſſen zu nehmen. So ſehr ihn ſein Magen auch quälte, ſeinen Hunger zu befriedigen, ſo ſehr hielt ihn doch auch wieder ſeine Gewiſſenhaftigkeit davon ab. Es iſt Unrecht von dir, wenn du es thuſt: du eigneſt dir Sachen an, welche nicht für deinen Magen beſtimmt ſind, und der Herr vom Hauſe hat der ganzen Dienerſchaft das Naſchen auf's Strengſte unterſagt! ſo ſagte ſein Gewiſſen. — Du haſt aber nichts von dem Abendeſſen erhalten, und doch eigentlich ohne deine Schuld, und du mußt dich jetzt dafür ſchadlos halten, ſonſt hältſt du dieſe Nacht nicht aus! ſagte der Magen.

Das Gewiſſen wollte aber alle dieſe Gründe nicht anerkennen, und der Streit zwiſchen Magen und Gewiſſen würde noch länger gedauert haben, wenn nicht zufällig ein Bedienter, welcher Wein herumreichte, auch ihm deſſen angeboten hätte. Schüchtern griff er zu, und zweifelhaft, ob er auch recht thue, führte er das Glas zum Munde. Aber mit jedem Tropfen, der ihm durch die Kehle lief, wuchs ihm die Einſicht, daß ſein Magen Recht habe, und als er noch ein paar Gläſer geleert hatte und der Wein aufregend und begeiſternd auf ihn zu wirken begann, folgte er blos noch den Eingebungen ſeines Magens. Er ſah zu, wie die Anderen es machten, und raffte ſich endlich zu einem kühnen Angriffe auf die Speiſen eines Büffets zuſammen. Mit jedem Butterbrode wuchs auch ſeine Kühnheit und, wie es ſchien, auch ſein Appetit. Er leiſtete Unglaubliches, und keine Speiſe war zu ſehen, von welcher nicht wenigſtens etwas ſeinen Zähnen zum Opfer gefallen wäre. Wenn man ſich nun vorſtellt, daß er, um leichter und ſchneller hinunterſchlucken zu können, auch gehörig Wein dazu trank, ſo wird man leicht einſehen, daß er in eine höchſt angenehme, unternehmende Stimmung gerieth.

Als Zwirn nun endlich geſättigt war, wagte er ſich wieder in den Strudel der Masken, ſchon ſicherer und kühner auftretend. Er machte, ſo gut er konnte, die Späße, welche ſich in ſeiner Nähe entwickelten, mit, und Alles ging gut, bis er an eine Gruppe von Masken kam, welche durch helles Lachen zeigte, daß ſie ſich außerordentlich amuſirte. Zwirn wurde neugierig, drängte ſich hinzu und ſah eine weibliche Maske als Zigeunerin, welche den Umſtehenden aus der Hand wahrſagte. Als Zwirn in den Kreis trat, kam die Zigeunerin auch auf ihn zu, um ihm zu wahrſagen. Er mußte einen Handſchuh ausziehen; kaum aber hatte ſie ſeine Hand ergriffen und hineingeſehen, als ſie lachend ausrief: Der Domino iſt ein ausgezeichneter Reiter, er reitet aber nicht auf Pferden.

Nun, worauf reitet er denn? riefen Alle.

Er reitet nur auf dem Ziegenbock, rief die Zigeunerin; ſeht einmal her, ſein Thier hat ihn in den Finger gebiſſen.

Hier zeigte ſie der Geſellſchaft den Zeigefinger der linken Hand des Schneiders, welcher von der Nadel ganz zerſtochen war. Alle brachen in ein ungeheueres Gelächter aus und riefen: Ein Schneider! ein Schneider! und verhöhnten ihn auf alle mögliche Weiſe. Zwirn glaubte vor Verlegenheit und Scham in die Erde ſinken zu müſſen, als ſich glücklicher Weiſe ein anderer Trupp Masken herzuwälzte, welche einen Mann im rothen Domino umtanzten und umſprangen, ſo, daß es ihm unmöglich war, den Kreis zu durchbrechen, obſchon er alle mögliche Liſt dazu anwandte. Zwirn glaubte in ihm den Eigenthümer des ſchwarzen Domino's zu erkennen. Der Kreis der Zigeunerin wurde durch dieſen neuen Maskenſchwarm zerſprengt, und Zwirn ſtahl ſich ſo unbemerkt wie möglich aus dem Saale fort, ganz niedergeſchlagen von ſeinem Erlebniß mit der Wahrſagerin und in der Angſt, der rothe Domino möchte ſeinen ſchwarzen Domino erkannt haben und ihn zur Rechenſchaft ziehen.

Indem er den Rückweg in die Garderobe ſuchte, kam er an einem Büffet vorbei, wo ſo eben eine Ananas-Bowle aufgetragen wurde. Alle Durſtigen ſtrömten hin, und Zwirn entſchloß ſich, um ſeinen Verdruß zu vertreiben, auch von dieſem Getränke ein Glas zu trinken. Es mundete ihm vortrefflich, und einige Stücke einer ſchmackhaften Torte vollendeten die Aufrichtung ſeines gekränkten Gemüthes.

Da plötzlich fühlt er ſich am Aermel gezupft, er wendet ſich um und ſieht ein reizendes Mädchen, welches ſich in ſeinen Arm hängt und ihm zulispelt: Ich habe dich geſucht wie eine Stecknadel, wie bin ich froh, daß ich dich hier gefunden habe! Ich erkannte dich gleich an deinem Domino. — Ihr könnt weiter gehen, rief ſie ihren Freundinen zu, wir werden uns gleich wiederfinden.

Dann zog ſie Zwirn vom Büffet weg und immer weiter durch das Gewühl der Masken, indem ſie ſagte: Warum biſt du denn weggelaufen? Komm mit, das viele Trinken erhitzt dich zu ſehr, ich muß mit dir reden; denn wie es ſcheint, biſt du böſe auf mich. Nun, ich will dich ſchon wieder gut machen; wir wollen uns nur ein Plätzchen ſuchen, wo es ruhig iſt.

Zwirn war ganz verblüfft und verwirrt, er wußte nicht, wie er zu dem Mädchen an ſeinem Arme kam, und ließ ſich willenlos, wie ein Lamm, von ihr fortführen, indem er auf einen glücklichen Zufall hoffte, der in aus dieſer eben ſo angenehmen wie peinlichen Lage befreien würde. Er ſah gleich ein, daß ihn das Mädchen für den Eigenthümer des Domino's nahm, welcher von gleicher Größe war und auch einen gleichen Bart wie Zwirn trug, ſo daß er mit jenem unter der Maske leicht zu verwechſeln war. Aus Furcht, ſich zu verrathen, ließ er das Mädchen immer fort plau-

Digitized by Google

dern, ohne das Geringste zu erwidern, und hoffte so den übeln Folgen einer Entdeckung auszuweichen.

Endlich kamen sie an ein Gewächshaus. Hier war es ruhig. Sie wanden sich zwischen Blumenbeeten durch, die mit blühenden Hyacinthen, welche die Luft mit ihrem köstlichen Geruche erfüllten, besetzt waren. Dann kamen sie an einen bedeckten Gang, von den Blättern verschiedener fremder Pflanzen gebildet. Dieser Gang lief in eine Blumenlaube aus, worin nichts fehlte, als der Gesang der Vögel, um sich in den Frühling hineinträumen zu können. Vor der Laube befand sich ein Springbrunnen, in dessen Becken Goldfischchen herumschwammen. Die Laube wurde von oben durch ein gedämpftes rosenfarbenes Licht erleuchtet. Hier zog sie ihn auf ein kleines Sopha nieder, das dort stand.

Ist das nicht ein schönes Plätzchen? begann sie nun; ganz wie geschaffen, um sich nach all diesem Geräusch zu sammeln, sein Herz sanfteren Gefühlen zu öffnen und die bewegten Wellen des Gemüthes wieder zu ebnen? Gib dich doch einmal diesem freundlichen, zauberischen Eindrucke hin und laß deine Grillen fahren! — Sie machte hier eine Pause, als erwartete sie, daß er etwas sagen würde.

Zwirn jedoch schwieg verlegen still.

Aber lieber Rudolf, warum sprichst du denn gar nicht? bist du so sehr böse auf mich? womit habe ich denn das verschuldet? — Ich kann es nicht mehr aushalten, dich so verdrießlich zu sehen; warum ziehst du dich von unserer Gesellschaft zurück? Ich habe dich ja seit länger als einer halben Stunde nicht mehr gesehen, und habe dich mühsam aufsuchen müssen. Und wo finde ich dich? — beim Weintrinken! dich, der sonst beinahe gar keinen Wein trinkt!

Da er noch immer stumm blieb, so fuhr sie fort: Habe ich denn so sehr dadurch gefehlt, daß ich ein paar mal getanzt habe? Du hast es ja doch erlaubt! Ich muß beinahe glauben, daß du mich nicht so sehr liebst, wie ich dich liebe!

Dem Schneider wurde ganz warm bei der Geschichte. Er hörte zuweilen gar nichts, was sie sagte, so versunken war er im Anblicke ihrer Anmuth, bis sich ihm der Gedanke aufdrang, was aus dieser Sache eigentlich werden solle, und mit Angst dachte er an einen möglicher Weise schlimmen Ausgang dieses Abenteuers. Unwillkührlich entfuhr ein Seufzer seiner geängstigten Brust.

Du seufzest! sagte Emilie; schlage dir doch all die dummen, eifersüchtigen Grillen, welche dich und mich noch unglücklich machen werden, aus dem Kopf, — gib mir die Hand darauf.

Mit diesen Worten griff sie nach der Hand des Schneiders. Dieser zog seine Hand so schnell zurück, als hätte ihn eine Schlange gebissen, weil er eine abermalige Entdeckung befürchtete.

Wie! die Hand willst du mir nicht geben, willst nicht Frieden mit mir machen? sagte Emilie wehmüthig. Ach, setzte sie zärtlich hinzu, wenn du fühltest, wie mein Herz für dich schlägt, nur für dich!

Sie hatte endlich die Hand, trotz Zwirn's Widerstreben erobert und drückte sie heftig an ihr klopfendes Herz.

Die Gedanken des Schneiders begannen sich zu verwirren.

Sie schlang den Arm um ihn und flüsterte ihm zu: Sieh in meine Augen, ob du nicht meine innigste Liebe, mein treues Herz darin findest!

Zwirn blickte unwillkührlich hin. Ach, mit welchen feurigen Blicken ihn das Mädchen ansah! Er konnte zuletzt die süße Macht dieser Blicke nicht mehr auszuhalten; er senkte seine Augen, verletzt von dem Feuer der ihrigen.

Hast du meine Treue in meinen Augen gelesen? hauchte sie ihm zu.

Er schwieg, unnennbare Gefühle bewegten sein Inneres.

Sprich, begann sie wieder, hast du in meinem Herzen gelesen? —

Ja, seufzte der Schneider, kaum hörbar, als er sah, daß er doch etwas sagen mußte.

Bist du denn nicht mehr böse? begann sie nach einer kleinen Pause wieder; willst du auch wieder mit uns fröhlich sein? Bist du nicht böse, wenn ich noch tanze? Darf ich den Cotillon noch mitmachen?

Zwirn konnte nicht umhin, auf alle diese im schmeichelnden Tone an ihn gerichten Fragen bejahend mit dem Kopfe zu nicken.

Nun, so gib mir zum Zeichen der Versöhnung einen Kuß, sagte Emilie.

Der ängstliche Schneider zögerte.

Du willst nicht! rief sie; nun so zwinge ich dich dazu! Und ehe Zwirn sich dessen versah, hob sie das seidene Läppchen an seiner Larve auf und drückte einen Kuß auf seine vor Angst und Aufregung vertrockneten Lippen.

Wie ihm dabei zu Muthe ward, läßt sich schwer beschreiben; es schwindelte ihm, er glaubte umsinken zu müssen und klammerte sich bewußtlos an Emilien fest, welche diese unwillkührliche Umarmung auf das Zärtlichste erwiderte.

Einige Sekunden lag der Schneider so bewußtlos in ihren Armen, da kam ein Schwarm Masken, wobei auch Emiliens Freundinnen waren, in das Gewächshaus. Hier kann sie nur sein, da sie sonst nirgends zu finden ist, so hieß es, und plötzlich riefen sie: Ach, da ist sie ja mit ihrem Bräutigam! Komm, Emilie der Cotillon beginnt.

Emilie hatte, als sie Leute kommen hörte, Zwirn empor gerissen und war der Gesellschaft mit ihm entgegen gegangen. Sie drückte nun Zwirn noch einmal zärtlich die Hand und bat ihn nochmals, nicht böse zu werden, wenn sie diesen Tanz noch mitmache. Sie zog den widerstrebenden Schneider mit nach dem Tanzsaale hin. Als sie in dessen Nähe kamen, trat der Tänzer, welcher Emilie schon früher zum Cotillon engagirt hatte, zu ihnen, und Emilie hüpfte mit ihm vergnügt dem Tanzsaale zu, nachdem sie noch vorher eine große weiße Atlasschleife, welche sie von ihrem Anzuge ablöste, auf Zwirn's Brust befestigt, um, wie sie sagte, ihren lieben Rudolf künftig leichter erkennen und wiederfinden zu können.

Wie sie fort war, sank Zwirn erschöpft auf ein Sopha und suchte sich tief athmend zu sammeln. Er fühlte sich wie berauscht, und alles eben Erlebte kam ihm wie ein Traum vor. Endlich fing er an, sich zu beruhigen. Die aus dem anstoßenden Tanzsaale herübertönende reizende Musik trug mit dazu bei, die Wellen seiner aufgeregten Gefühle zu ebnen. Und als er so eine gute Weile gesessen und sich Alles überdacht hatte, fand er es gerathen, allen künftigen Abenteuern dadurch ein Ende zu machen, daß er wieder in die Garderobe zurückgehe und den schwarzen Domino ablege. Er machte sich augenblicklich auf den Weg, der ihn durch das Vorzimmer des Tanzsaales führte. Dort war das Büffet aufgestellt, vor welchem sein liebes Lenchen als Hebe Erquickungen spendete. Als er sie in ihrem höchst anziehenden Wirkungskreise so emsig beschäftigt sah, konnte er nicht vorübergehen, ohne sich durch ein Gläschen Wein, von ihrer Hand credenzt, gestärkt zu haben. Er trat an das Büffet, und das erste Glas, welches ihm Lenchen reichte, schmeckte ihm besser als alles, was er früher getrunken hatte. Er vergaß sein Vorhaben, sich zurückzuziehen; er konnte sich nicht von Lenchen trennen. Mit verstellter Stimme knüpfte er ein Gespräch mit ihr an, sagte ihr allerlei Liebenswürdigkeiten, und als sie alle Schmeicheleien bescheiden ablehnte, fühlte er sich so recht glücklich in dem Gedanken, daß dieses treue Wesen ihm angehöre und ihn allein liebe.

Da glaubte er zu bemerken, daß sie gegen die Artigkeiten anderer Masken nicht so unempfindlich sei und daß sie mit einigen Herren sogar sehr freundlich thue. Seine Eifersucht begann sich zu regen; denn er wußte nicht, daß diese Herren Freunde des Hauses waren, welche das Mädchen kannten. Aus Verdruß trank er ein Glas nach dem anderen und beschloß endlich, seine Liebenswürdigkeiten zu verdoppeln, um ihre Treue auf die Probe zu stellen. Der Wein umnebelte schon in etwas seinen Verstand und ließ ihn Unrecht wie die Gefahr, worin er war, wenn er entdeckt

Digitized by Google

wurde vergessen. Wie leicht konnte Rudolf ihm begegnen und ihn doch troz der Aenlichkeit des Domino's mit anderen erkennen, besonders als Zwirn auffallend in seinem Benehmen gegen Lenchen wurde!

Rudolf würde ihm auch wahrscheinlich begegnet sein, wenn er nicht endlich Emilien, als sie von der Zusammenkunft mit dem Schneider zurückgekehrt war, im Tanzsaale gefunden hätte. Emilie erkannte natürlich ihren Rudolf in seiner neuen Maske nicht, und dieser konnte ungehindert seine Geliebte ganz nahe beobachten, was er auch that, und manchmal so rücksichtslos, daß er allgemein auffiel.

(Schluß folgt.)

Holländische Städte.

Holländische Städte, sie sind nur einmal da in der Welt. Solch geschniegelte und gebügelte Straßen und Häuser findet man sonst nirgends mehr. Wie das ganze Land an jedem Orte dasselbe Gepräge trägt, so sieht eine Stadt der andern gleich wie ein Ei dem andern. Auch innerhalb der Städte ist holländisches Amphibienleben. Land und Wasser, Straßen und Kanäle concurriren mit einander. Breit und schmal, wie es eben kommt, ziehen die Kanäle in die Stadt hinein, wieder hinaus, durch sie hindurch Schiffe und Boote haben städtisches Bürgerrecht; die einen kommen und gehen auch wieder, die andern aber liegen stets vor Anker, auf ihrem Verdeck arbeitet und wirthschaftet man; Oleanderen und Rosen blühen an den Kajütenfensterchen; ganze Familien haben sich auf ihnen häuslich niedergelassen. Wenige Straßen sind ohne Kanäle; allein diese füllen nicht, wie in Venedig, den ganzen Raum zwischen den Häusern aus, sondern die Straße geht auf beiden Seiten breit genug neben ihnen her. Dadurch bekommen diese holländischen Städte ein großartiges Ansehen; rechts und links die Häuser, in der Mitte der Kanal mit seinen unzähligen Schiffen, hohen und niederen, festen und Zugbrücken, an seinen beiden Seiten die herrlichen Bauwerken und zwischen ihnen und den Gebäuden der Straßenweg. Diese Gebäude sind nicht etwa kleine unansehnliche Dinger, sondern sie können oft von alten Zeiten erzählen; die prächtigen, schattigen Baumkronen reichen weit an die Häuser hinauf, die Zweige hängen in einander hinein, und über die Straße wölbt sich oft ein fast undurchdringliches Schattendach. Und nun diese merkwürdigen Häuser: die schmale Vorderseite, die mit der oft sechs Stockwerke betragenden Höhe in gar keinem Verhältnisse steht; der wie künstlich angeklebte, etwas an unsere mittelalterlichen Bauten erinnernde Dachgiebel, der schwarzrothe glänzende Ziegelbau mit den weiß gekalkten Fugen, die loosflaien, in ungetrübter Reinheit blitzenden Fallstreifen mit den den Holländerinnen unentbehrlichen Spiegeln (Spionen): die bald dunklen, bald grellen Farben der lackirten Thüren und Fensterrahmen, die von der geringen Breite bewirkte rasche Aufeinanderfolge der Häuser, in denen wieder, wenigstens in den untern Stockwerken, fast kein Zwischenraum zwischen den einzelnen Fenstern ist, so daß oft eine ganze Straße wie ein ungeheurer Glaskasten erscheint — Das alles macht Einem, wenn man zum ersten Mal eine holländische Stadt betritt, nicht nur einen eigenthümlichen, sondern geradezu einen verwirrenden, sinnbetäubenden Eindruck. Das Straßenleben trägt nicht viel dazu bei, Einen zu verwirren, denn das ist im Vergleich zu andern Ländern ungemein ruhig, ja tot zu nennen. Der Holländer ist, wie schon öfter bemerkt, ein Mann des Hauses. Darum ist sein Haus auch höchst zu, und diese ewig geschlossenen Thüren, dieses noli me tangere, das Einem die Häuser fast zurufen scheinen, wirkt ganz unheimlich. Prunkende Anpreisungsschilder sucht man vergebens; selbst die Gasthöfe und Cafes haben ganz bescheidene Schriftzeichen über ihren Thüren, und in ganzen Stadtvierteln Amsterdam's wird man keines Speisehauses noch einer Destillation ansichtig. Die eigentliche Symbolik holländischer Häuser gleich zu erraten, ist nicht Jedermanns Sache. Wer soll auch herausfinden, daß der Türken- oder Mohrenkopf hier, der sogenannte Gaper (Gähner), das Schild einer Materialien- oder Droguerienhandlung ist, oder daß die Art Kerb dort von grünem Laub, Kornähren, Seidenlappen und Flittergold neue Häringe anzeigt? Wer soll gleich verstehen, daß Tapperij einen Branntweinladen bezeichnet? oder wer hätte den Zettel dort an der Hausthüre für das täglich öffentlich aufgestellte, vom Arzt unterschriebene Bülletin über das Befinden eines Kranken oder eines neugeborenen Kindes (das in letzterem Falle ungefähr so lautet: de Kraamvrouw en het kind hebben deze nacht redelijk (weil door gebruikt) oder gar das in Harlem z. B. an der Thür angeheftete Todtenschein, eine Unsitte, die man selbst nicht bei den in diesem Genre zu allem fähigen Italienern findet. Die für den Fremden schlimmste Eigenthümlichkeit aber ist die Schoonmakens-Leidenschaft der holländischen Frauen. Wehe ihm, wenn er an einem Samstag Morgen einen gemüthlichen Gang durch die Straßen beabsichtigt! Er läuft Gefahr, bei hellstem, lustem Sonnenschein durchnäßt zu werden. Die sonst hermetisch verschlossenen Hausthüren sind offen, auf Flur und Treppen sieht man mit Wollstücken, Besen, Bürsten mit einer wahren Berserkerwuth arbeiten, an der Außenseite der Häuser lehnen Leitern, und auf ihnen stehen die Mägde, die mittels Handspritzen wahre Wasserströme am Hause hinauf- und hinabfluthen lassen; Holz und Stein, Fenster und Thüren, nichts entgeht dem Reinigungsprojekt. Das Trottoir ist zum Canal geworden; und da soll man sich schützen und retten! Ich denke gern an die holländischen Städte, allein die Schoonmakens-Scenen stehen wie ein Gespenst vor meiner Erinnerung.

Der „Nürnberger Kurier" schreibt: „Als die Stadt Nürnberg 1806 der Krone Bayerns einverleibt wurde, wohnten dort so wenige Katholiken, daß nur 20 Kinder die damals in der Karthause befindliche katholische Schule besuchten; jetzt zählt diese 6 Klassen und die Gemeinde über 7000 Seelen.

*** Niederviechbach. Am 17. d. M. Nachts um 1 Uhr wurden die Bewohner dieses Dorfes durch den Ruf „Feuer" in Angst und Schrecken gesetzt. Es stand das Haus des Schuhmachers Berger in Flammen; in wenigen Stunden ward jedoch vom wilden Elemente durch die angestrengteste Betheiligung der Ortsbewohner, so wie durch die vortreffliche Löschmaschine des Dorfes Weng, Einhalt gethan. Die Ursache der Entstehung dieses Brandes ist zur Zeit noch unbekannt.

☞ Münchener Schrannen-Bericht vom 17. Mai 1856. Telegraphischer

Aufgezogen in München 4 Uhr 30 Min., abgezogen 4 Uhr 34 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 39 Min.

Getreide Gattung.	Verkauft Metzen.	Rest	Höchster Preis. fl.	kr.	Mittel-Preis. fl.	kr.	Niedriger Preis. fl.	kr.	Gelöst. fl.	kr.	Gestellt. fl.	kr.
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	6590	33	22	46	20	58	18	35	1	34	—	—
Kern	1386	36	15	49	15	26	14	54	—	34	—	—
Gerste	595	26	13	6	12	7	11	26	—	16	—	—
Haber	2151	121	6	58	6	32	6	19	—	—	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomannschen Buchhandlung. (J. B. v. Zahneknig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 21. Den 26. Mai: Philippus Ner.

Uebergabe des Gedenksteines für Dr. Andreas Buchner ꝛc. ꝛc. an die Gemeinde Altheim den 18. Mai 1856.

Das schöne große Pfarrdorf Altheim bei Landshut an der Straße nach Regensburg — auch Straubing — war heute im festlichsten Schmucke, beinahe jedes Haus war mit weißblauen Fahnen, auch mit Kränzen und Gewinden, die Hauptstraßen wie die Seitenwege waren reichlich mit Bögen und Triumphpforten in den verschiedensten freundlichsten Formen geschmückt, hübsche junge Reiter mit neuem feinen Sattelzeug, durch Schärpen ausgezeichnet, waren in Thätigkeit, die Männer, frischen Mädchen und Weiber in der kleidsamen, nicht selten sehr kostbaren, goldgestickten Tracht der Gegend waren zum Festzuge oder als Zuschauer erschienen.

Heute, 18. Mai, Dreifaltigkeitssonntag, sollte ein Gedenkstein, der auf Kosten des k. Rentbeamten Götz von Griesbach zur Erinnerung an drei dahier geborne Gelehrte errichtet worden war, der Gemeinde schenkungsweise nach dem pfarrlichen Gottesdienste übergeben werden, ein Ereigniß, das gewiß zu den größten Seltenheiten einer Dorfschaft gehört; die Festlichkeit hatte namentlich auch von Landshut her alle Theilnahme zu gewärtigen, da sie insbesondere auch dem bekannten bayerischen Geschichtsforscher und Universitäts-Professor geistl. Rath Dr. Andreas Buchner galt, und Landshut seiner mittel- und unmittelbaren Beziehung zur Universität noch immer eingedenk ist. Selbst Herr Regierungspräsident v. Schilcher ꝛc. hatte seine Anwesenheit versprochen, nach dessen Eintreffen 10½ Uhr sich ein langer Zug, voraus die Cuirassier-Musik von Landshut, dann die Angehörigen der drei Schulen des Pfarrbezirkes von Altheim, Essenbach und Arklosen, weiters die Zöglinge des Erziehungs-Instituts und sämmtliche Studierende des Gymnasiums zu Landshut mit Herrn Studienrektor Dr. Fertig und den Herren Professoren, sodann besonders ausgewählte Mädchen und Knaben mit den Schenkungs-Urkunden und Kränzen, die betreffende Gemeindeverwaltung Altheim mit ihrem stattlichen Vorstand in voller Manneskraft, die Vorstände der außerdem zum Pfarrsprengel gehörigen vier Gemeinden, die weiters zunächst Festbetheiligten, hierauf die hochansehnlichen zahlreichen Gäste aus Landshut und Umgebung, endlich die Mitglieder der betreffenden fünf Gemeinde- und Schulbezirke sowie der Nachbarpfarrsprengel vom Schul- und Pfarrhaus weg an den mit Inschriften versehenen, besonders geschmückten Geburtshäuseen der gefeierten Gelehrten direct oder zunächst vorüber nach dem Festplatz bewegte.

Der Gedenkstein war auf einer glücklich gewählten erhöhten Stelle an einer Beugung der Straße errichtet, mit Guirlanden, Kränzen und Blumen aus dem benachbarten gräfl. Deroy'schen Schloßgarten zu Mierskofen geziert. Den Gedenkstein umschloß im weiten Gevierte die Schuljugend und die Studentenschaar, in dessen Mitte die Gäste und zunächst die bei der Feier des Tages Betheiligten Platz nahmen.

Nach dem von der Landshuter Liedertafel vorgetragenen sinnigen Liede: An die Heimath, Weiß und blau ꝛc. hielt der Vertreter des k. Rentbeamten Götz, der nicht zugegen seyn konnte, Regierungs-Assessor Christoph von Landshut nach geziemender Begrüßung folgende freie Ansprache an die Versammlung:

„Zu so vielen Gemüth und Geist erfreuenden Verfügungen unsers allergnädigsten Königs gehört auch die Bestimmung, dafür zu sorgen, daß die Geburts-, Wohn- und Sterbestätten um das Vaterland verdienter Männer durch Aufstellung von Gedenksteinen oder Tafeln der Erinnerung erhalten werden.

Die biedere Gemeinde Altheim kann stolz darauf seyn, daß ihr nach Geburt drei solch hochverdiente Männer, es sind die Gelehrten Schwebermayr, Geyll und Buchner, angehören, deren Andenken auch den künftigen Geschlechtern bewahrt werden soll.

Der k. Rentbeamte Remigius Götz von Griesbach im Rottthale hat aus besonderer Pietät für seinen Gönner und Lehrer, geistl. Rath Dr. Buchner diesen Gedenkstein für die drei genannten Gelehrten auf Anregung des k. Landgerichts Landshut und des Pfarramts Altheim aufstellen lassen, der heutige Tag ist zu dessen Uebergabe an die Gemeinde bestimmt.

Die Namen der drei Gelehrten, um deren Willen wir uns hier versammelten, sind verflochten mit der Geschichte unserer alten vaterländischen Universität Ingolstadt, nun zu München, die Aufzählung ihrer wichtigsten Lebensmomente liefert wiederholte Belege, wie Bayerns Regenten stets bemüht waren, die Wissenschaft zu pflegen und zu fördern und ihr die tüchtigsten Männer zu ihren Priestern zu geben.

Nachdem Herzog Ludwig der Reiche von Landshut im Jahre 1450 die hohe Schule zu Ingolstadt gegründet und im Jahre 1472 feierlich eröffnet hatte, beschloß dessen Nachfolger, Herzog Georg der Reiche von Landshut, derselben ein eigenes Priester-Seminar — Georgianum — beizugeben.

Dies geschah im Jahre 1494 und unser Landsmann Johann Georg Schwebermayer, geboren zu Altheim, war der erste, welchen der Herzog zum Regens und Vorstand des neuen Instituts, das erst eingerichtet werden mußte, berief. Diese Berufung allein dürfte schon zu Genüge für die Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Tüchtigkeit Schwebermayers sprechen.

Derselbe — zugleich Professor der Theologie an der Hochschule — starb zu Ingolstadt im Jahre 1531, nicht blos geachtet von seinen Regenten, sondern auch geliebt und hochgeschätzt von seinen Collegen, wie die Verhandlungen über den Testamentsvollzug darthun, welche noch urkundlich vorliegen.

Schwebermayer erscheint als Wohlthäter seiner Gemeinde, indem er zwei Stipendien für arme Theologen, außerdem ein Stipendium für einen armen Priester stiftete.

Ihm folgte, jedoch in einer andern Facultät, in der Medizin, bald ein anderer Gelehrter aus Altheim, Dr. Laurentius Geyll.

Derselbe ist dahier geboren am 28. Juli 1523, studirte dann zu Ingolstadt, Wien, Tübingen, wieder zu Ingolstadt, machte auf Kosten des Johann Jakob Fugger eine mehr als sieben Jahre andauernde Reise durch ganz Deutschland, Italien, Frankreich, England, Belgien, Holland, dann nochmals durch Deutschland, nach Tyrol und Salzburg, auf welcher er sich, wie nur immer möglich, in der verschiedenartigsten Beziehung, insbesondere in der Botanik, Mineralogie, in allen bekannten Bädern ꝛc. Erfahrung für seine Wissenschaft sammelte.

Digitized by Google

Dr. Grienwaldt, welcher in seinem Album der bayerischen Medizin *) vom Jahre 1733 umständliche Nachrichten über die Reise und das Leben des Dr. Gryll, gleichsam sein Tagebuch, bewahrte, nennt ihn einen Mann von großem Namen, einen äußerst glücklichen Arzt und benennt mehrere seiner Werke.

Dr. Gryll besaß nicht nur das Vertrauen seines Fürsten, sondern erwarb sich selbst das des Kaisers Carl V., den er von schweren Leiden heilte, weßhalb er reichlich belehnt wurde.

Nach der Rückkehr von der Reise im Jahre 1556 wurde Dr. Gryll zum Professor der Medizin an der Universität Ingolstadt ernannt, starb jedoch schon am 4. März 1760 erst 36 Jahre alt zu Ingolstadt; auch er hat ein Stipendium gestiftet.

Der dritte Gelehrte, welchen dieser Marmor nennt, gehört unserer Zeit an, er hat mit uns gelebt, viele in dieser Versammlung waren seine Schüler und werden die kräftigen Worte des geraden, edlen Mannes nie vergessen.

Andreas Buchner**) wurde dahier geboren am 23. Novbr. 1776 im selben Hause wie Schwebermayer, er studierte zu Landshut, dann in Regensburg, erhielt am 18. Mai 1799, somit gerade heute vor 57 Jahren die erste höhere Weihe, wurde am 1. Sept. 1799 zum Priester geweiht, hierauf Hilfspriester bei dem Collegiatstift St. Martin und Castulus in Landshut, sodann nach Verlegung der Universität von Ingolstadt nach Landshut im Jahre 1802 Repetitor publicus für Philosophie und Mathematik, hiernach im Jahre 1804 als Professor der Philosophie am Lyceum in Dillingen angestellt.

In diese Zeit fallen dessen verschiedene Schriften über Religion und Philosophie, worüber namentlich damals viel gestritten wurde. —

Am 29. Dez. 1811 wurde Buchner Professor der Geschichte am Lyceum zu Regensburg, 1819 legte er den ersten Band seiner bayerischen Geschichte, die Frucht eifriger Forschungen, vor, dessen Werth von Se. Maj. höchstseligem König Max besonders anerkannt wurde.

Im Jahre 1824 wurde Buchner an das Lyceum nach München versetzt, 1825 zum außerordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt, dann 1826 nach Verlegung der Universität von Landshut nach München zum außerordentlichen, 1828 zum ordentlichen Universitätsprofessor für Geschichte ernannt.

Im Jahre 1835 wählte ihn die Akademie zum ordentlichen Mitgliede, am 1. Juni 1840 wurde er von Se. Majestät König Ludwig zum geistlichen Rathe ernannt.

Unser dermalen regierender König begnadigte denselben bald nach seinem Regierungsantritt, am Neujahr 1849, mit dem Verdienstorden des hl. Michael und zeichnete ihn weiters allergnädigst derart aus, daß er ihn bei Gründung des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft nicht bloß zu dessen Ritter, sondern selbst zum Kapitular an allerhöchst seinem Geburtstag, 28. Nov. 1853, auserkor.

Im nächsten Jahre, 28. Nov. 1854, wurde ihm als Jubilarius im Lehramt das Ritterkreuz des Ludwigsordens verliehen, nachdem er bereits im Sept. 1849 sein Jubiläum als Priester dahier in Altheim gefeiert hatte.

Aber schon wenige Tage darauf, am 13. Dez. 1854, schied er vom Leben, nachdem er noch Tags zuvor thätig gewesen war. Er hinterließ uns außer vielen Werken seine bayerische Geschichte in 10 Bänden, der Kirche und Schule Altheim hat er 1000 fl. legirt.

Dignos laude viros Musa vetat mori. Ruhmwürdige Männer leben in der Erinnerung! Dieses beweist nicht blos die zahlreiche Versammlung, welche hieher gekommen, das Andenken verdienter Männer zu ehren, auch in Zukunft werden noch viele Angehörige der einzelnen Facultäten, welche diese Gelehrten vertreten, sich bei diesem Steine des Andenkens dieser Männer freuen, da sie den Baum ihrer Wissenschaft pflegten und sich die Früchte ihres Wirkens bleibend durch die Zauberkraft der wissenschaftlichen Fortbildung und Mittheilung erhalten.

Die biedern Männer von Altheim, wenn sie im kirchlich festlichen Zuge, oder einzeln von Dorf zu Feld und Abends heimwärts ziehend hier vorüber kommen, sie werden diese geweihte Stätte nicht ohne Selbstbewußtseyn, ohne Rührung und frommer Erinnerung betreten.

Allein nicht blos für die Todten, auch zu den Lebendigen spricht dieser einfache Stein mit hohee Bedeutung und die Töne, die er wach ruft im Innern, werden nicht spurlos verhallen.

Allerdings kann nicht jeder ein Gelehrter, ein Professor werden, wie diese Männer, der Lebensberuf der Heimathsangehörigen unserer Gefeierten ist zunächst ein von dem der letztern völlig verschiedener, allein für die Denk- und Handlungsweise gibt es überall hin nur dieselbe Verpflichtung. Wer seinen Beruf — er sey wie er will — getreulich erfüllt, den Pflichten seines Standes in seinem Wirkungskreis für die Seinen, seiner Heimath vollkommen nachkommt, der ist der rechte Mann, sein Andenken wird fortleben und gesegnet seyn im Kreise seiner Familie, seiner Gemeinde, seines Berufes, seines Vaterlandes wie das der Gelehrten, deren Namen hier zu lesen sind.

Studierende Jünglinge, die sie dem dankenswerthen Rufe ihrer Vorstände folgend hieher gekommen sind, ein Fest zu feiern, das zunächst einem Manne gilt, der kurz vor seinem Hinscheiden 50 Jahre im höhern Lehramt beendet hatte, verkennen Sie die Mahnung nicht, die zunächst auch zu Ihnen aus diesem Steine spricht, folgen Sie getreulich ihren Professoren, denen, die Sie haben und die Sie noch bekommen, pflegen Sie dereinst Ihre Wissenschaft mit der Liebe und Treue, wie jene gethan, deren Namen hier stehen, bewähren Sie sich als deren eifrige Nachfolger, sey es im Lehramte oder in der Ausübung, und ich erinnere Sie hier nur noch an die bedeutsamen Worte aus der Vorrede zu einem von Buchners Werken:

Ich habe redlich gestrebt nach demjenigen, was bei aller Verschiedenheit der Denkungsart dem Edlen und Guten zuletzt doch das Höchste bleibt. Sey nur jeder seinem Gesetze getreu und suche die Sonne des höhern Lebens, die Jedermann aufgeht in irgend einem Moment seiner irdischen Laufbahn immer über seinem Horizont zu erhalten!" —

Der genannte Vertreter des k. Rentbeamten Götz überwies hierauf feierlich und förmlich den Gedenkstein der Gemeinde Altheim als Schenkung für ewige Zeiten mit der Obliegenheit, denselben zu erhalten, und in der Erwartung, daß sie das Andenken ihrer drei gelehrten Ortsabkömmlinge stets achten und bewahren werde, übergab die Schenkungsurkunde in die Hände des Distrikts-Polizei- und Pfarrvorstandes mit dem Ansuchen, den Vorgang zu constatiren, dankte hierauf im Allgemeinen und im Einzelnen nach Stand und Gebühr ganz geziemendst für die so ausgezeichnete Theilnahme, welche diesem örtlichen Feste geschenkt wurde, und schloß die Rede mit den Worten:

„Insgesammt aber lassen Sie uns demjenigen unsern Dank darbringen, dessen allerhöchste Willensmeinung zunächst der Urquell unserer heutigen Festlichkeit ist.

Gewiß ist es ein königlicher Gedanke, die Stätten, die zu verdienten Männern Beziehung haben, dem Andenken zu bewahren; die Erinnerung ist nicht blos für sich selbst erfreuend für die betheiligten Heimathsangehörigen, sie bewahrt auch in ihrem Dankgefühl vor dem Vorwurf, als ob im Lauf der Zeit die Wohlthaten undankbar vergessen würden, welche die Pfleger der Wissenschaften bleibend bringen, sowie die Stiftungen trefflicher Männer, die fortdauern, eine Gemeinde, die sich ihrer verdienten Landsleute erinnert, wird ihrem Vorbilde nacheifern und gut bleiben; darum Dank dem König für die Anregung solcher Gefühle! Aber auch Dank Ihm als Schutz- und Schirmherrn der Wissenschaften, Dank Ihm dafür, daß er insbesondere unsern Angehörigen Dr. Andr. Buchner, wie wir gehört, so besonders geachtet und ausgezeichnet hat. —

So lassen Sie uns einstimmen in den Jubelgruß, mit dem wir unsern Theuersten Glück und Lebensfreude, Heil und Segen wünschen und rufen Sie mit mir:

Unser allergnädigster, allergeliebtester König Maximilian lebe dreimal Hoch!"

Die Hochrufe von Tausenden, begleitet von den Salven der Böller, erschallten weithin über die Flur zu den nächsten Dörfern, aus dem innersten Herzen mit der Begeisterung Leben und Kraft.

Der k. Landrichter Huber, in Amtsfunktion, erwiederte die Ansprache Namens der Gemeinde Altheim, — dabei berührend das urkundliche Alter der trefflichen Dorfschaft seit einem Jahrtausend und dem Besitz ihres eigenen Dorfrechtes schon vor Jahrhunderten nach dem Muster Kaiser Ludwig's Rechtsbuchs, zeug der Forschungen des historischen Vereines für Niederbayern *), der auch bei

*) Album bavarine Jatricae, seu Catalogus celebriorum aliquot Medicorum Franc. Jos. Grienwaldt. Monachii 1733.

**) Vide: Nekrolog von dem k. Universitäts-Professor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften Dr. Friedrich Kunstmann ꝛc. zu München, Jahresbericht des hist. Vereines von Oberbayern für 1854. S. 117.

*) Dr. Wiesend, Verh. des histor. Vereines für Niederbayern. Bd. II. Heft III. S. 87.

Digitized by Google

Schöpfung der Materialien für den betreffenden Gedenkstein thätig gewesen, — indem er dem k. Rentbeamten Götz für die Schenkung seinen Dank darbrachte, die Annahme des Geschenkes von Seite der Gemeinde, sowie den Gedenkstein als förmliches unwiderrufliches Eigenthum der Gemeinde erklärte und dessen bestimmte Erhaltung zusicherte, wobei das Schankungsdocument, sowie die über den ganzen Vorgang aufgenommene Urkunde verlesen wurde.

In wahrhaft kindlicher rührender Weise legten in diesem Momente artige Knaben und Mädchen ihre Kränze vor aller Augen gleichsam als Opfer an den Stufen des erhöht stehenden Gedenksteines nieder.

Inschriften der vier Seiten des Gedenksteines:

Dr. Andreas Buchner,

k. b. geistlicher Rath, Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften, Professor der Geschichte an der Universität München, des k. b. Maximilians-Ordens Kapitular ꝛc. ꝛc.

geb. dahier 23. Novbr. 1776.
gest. München, 13. Dezbr. 1854.

Dignos laude viros Musa vetat mori.

Dr. Lorenz Gryll,

berühmter Arzt, Professor der Medizin an der Universität Ingolstadt,

geb. dahier 28. Juli 1523.
gest. Ingolstadt 4. März 1560.

Georg Schwebermayer,

erster Regens des von Herzog Georg um 1494 gestifteten Priester-Seminars zu Ingolstadt,

gest. um 1531.

Zum Gedächtniß

an diese drei allhier gebornen Gelehrten errichtet 1856

von

Remig. Götz ꝛc. ꝛc.

Von der so ehrenden, ausgedehnten Theilnahme, welcher sich dieses Fest zu erfreuen hatte, — denn es waren nicht blos mit Herrn Reggs.-Präsidenten v. Schilcher Herr Reggs.-Direktor Frhr. v. Du Prel und der Vorstand des historischen Vereines von Niederbayern, Reggs.-Rath Dr. Wiesend, sowie Regierungsmitglieder zahlreich, dabei insbesondere Herr Medizinalrath Dr. Hoffmann, früher Universitäts-Professor, sondern auch Herr Stadtkommandant und Oberst v. Limmer mit Herrn Oberstlieutenant und Offizieren des Cuirassier-Regiments Prinz Adalbert, überdieß waren die Lokal-Beamten, dann der Bürgermeister und Magistratsglieder Landshuts außer den Professoren der Studien- und Lehranstalten daselbst, ferners Geistliche *), Bürger und Gutsbesitzer von Landshut und Umgebung und unter Allen viele frühere Schüler Buchner's erschienen, — wie die gesammte Gemeinde innigst bewegt dankte Herr Pfarrer Burger nochmals herzlichst für die der Feier gewordene so seltene Auszeichnung, sowie für die der Gemeinde gewordene Schenkung, wozu der Herr seine Gnade und seinen Segen geben wolle, indem die Gemeinde gewiß eifrigst dem guten Beispiel in Fleiß und Gesinnung nachleben werde, wozu sie die Erinnerung an die gefeierten Männer immer neu ermahne, und erflehte Heil und Glück von der Güte des Himmels für den König und das königliche Haus, die Gemeinde, die Heimath, das Vaterland.

Aus innigster Seele wurde von der trefflich eingeübten gesammten Schuljugend, unterstützt von der Liedertafel und Militärmusik das Volkslied: Heil, unserm König Heil! abgesungen, als dessen Zeugen für die rundherum liegenden Orte des Pfarrsprengels und der Nachbaeschaft die Böller ertönten.

Eben als die Königshymne zu Ende kam, erklang von dem Thurme der Kapelle des Klausners von Altheim, sowie der Pfarrkirche das Mittagsgeläute zum Ave Maria, alles war im Gebet, da erscholl von der freundlich mitwirkenden Liedertafel vorgetragen: O tu Sanctissima. Den Eindruck dieses feierlich frommen Momentes, als ob das Werk, über dessen innere Bedeutung die Gemeinde genügsam verständigt worden, die Weihe von Oben bekommen sollte — wird Altheim nimmer vergessen.

*) Auch der altehrwürdige frühere Pfarrer Gottstein von Gammelsdorf, dessen Anregung wir zunächst das Denkmal auf dem dortigen Schlachtfelde verdanken, wollte nicht fehlen.

Den Schluß der völlig gelungenen Feier bildete ein trefflicher Festgesang, während dessen die über den Vorgang verfaßte Urkunde von den Betheiligten, wie den hochansehnlichen Gästen, den Verehrern und Schülern Buchners unterzeichnet wurde.

Der Himmel war dem Unternehmen günstig, der Morgen freundlich einladend, auch der Vormittag meist sonnig und klar, gegen Mittags zu wurde es zwar etwas bedenklich, jedoch waren die drohenden Wolken schnell vorüber, der Nachmittag und Abend für die gewöhnlichen Nachfestlichkeiten, den Rückmarsch der Simbirenden so schön, als sich nur wünschen ließ.

Glücklich ein Land, dessen Gemeinden auch Verdienste, die ausser ihrem täglichen Beruf liegen, zu schätzen, und die bei der braven Gemeinde Altheim thatsächlich bewährte Anwendung daraus zu ziehen verstehen, wie das Andenken berühmter Männer erhalten, überall in That und Gesinnung das gute Beispiel befolgt werden soll, Gemeinden, die Biedersinn bewahren, und noch ebenso, wie das treue Volk zu jener Zeit, welcher die heute Gefeierten, längst verstorbenen Männer angehörten, Gott fürchten und den König ehren. —

Ch.

Der Maskenball.

(Schluß.)

Als Emilie bemerkte, daß die rothe Gestalt sie immer im Auge behielt und sich nur mit ihr allein zu beschäftigen schien, belästigte sie dieß zuerst; endlich aber, als sie weder ihren Onkel, den dicken Türken, der sich zu alten Freunden gefunden hatte, noch Rudolph zu Gesicht bekam, wurde ihr ganz ängstlich zu Muthe. Ihre Verlegenheit und Angst wuchs, als die rothe Maske ihr auf jedem Schritt und Tritt folgte. Plötzlich glaubte sie durch die Thüre des Ballsaales im Nebenzimmer am Büffet den schwarzen Domino mit ihrer weißen Schleife, unter welchem sie ihren geliebten Rudolph wähnte, zu sehen. Ein Stein fällt ihr vom Herzen, und sie drängt sich durch, um bei ihrem Rudolph Schutz gegen den rothen Verfolger zu suchen. Dieser eilt ihr auf dem Fuße nach.

Während dieß im Saale vorging, war Zwirn, vom Wein erhitzt, immer zudringlicher gegen Lenchen geworden. Er wurde noch aufgeregter, als das Mädchen sich absichtlich mehr mit anderen Herren beschäftigte, als mit ihm, um sich vor seiner Zudringlichkeit zu retten. Indem Emilie in's Zimmer trat, fielen ihr die lebhafte Unterhaltung und die Bemühungen des schwarzen Domino's um das Mädchen auf. Die Eifersucht erwachte nun auch in ihr, sie schlich vorsichtig näher und hörte, wie das Mädchen zu ihm sagte: „Ach, lassen Sie mich mit Ihren Liebes-Anträgen ungeschoren, bringen Sie die bei der Dame an, welche Ihnen voehin die weiße Schleife angeheftet hat!"

Was! rief Zwirn erhitzt, indem er das Mädchen umarmen wollte, die Dame interessirt mich so wenig wie ihre Schleife! — Damit nahm er die Schleife, warf sie an den Boden und trat darauf.

Da plötzlich hörte er einen Schrei hinter sich, und indem er sich umwendet, stürzt das schöne Mädchen, mit welchem er in der Laube gewesen, auf ihn zu, reißt ihn von Lenchen zurück, schreit: Verräther, ist das der Lohn für meine treue Liebe! und sinkt ohnmächtig zu Boden. Lenchen eilt ihr zu Hilfe, und die Frau vom Hause, welche zufällig in der Nähe war, läßt sie auf ihr Zimmer tragen, wo alle möglichen Mittel angewandt werden, um sie wieder zur Besinnung zu bringen. Als man ihren Onkel herbeigerufen, war sie, wenn auch noch schwach, doch in so weit wieder hergestellt, daß sie diesem in Thränen aufgelöst die vermeintliche Untreue und das verletzende Benehmen Rudolf's erzählen konnte.

Nachdem der Onkel sich von Allem gehörig unterrichtet hatte, eilte er wieder fort, um Rudolf aufzusuchen und sich eine Erklärung über den Vorfall anzubitten.

Als Emilie auf den Schneider zustürzte, ihn beim Arm ergriff und dann niedersank, fuhr Rudolf gleichfalls auf Zwirn los; aber die Sorge um die Ohnmächtige nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er einem Freunde, welcher am Büffet stand, auftrug, den schwarzen Domino nicht vom Flecke zu lassen, bis er wieder komme, um sich über Alles aufzuklären. Zwirn war ganz verdutzt von dem Auftritt und wurde nach und nach nüchtern durch die Angst. Er wollte heimlich entwischen, aber Rudolf's Freund herrschte ihm zu: Nicht von der Stelle, mein Herr, bis mein Freund wiederkehrt! und ergriff ihn dabei so fest am Arme, daß Zwirn fürchtete, in acht Tagen das Bügeleisen nicht wieder aufheben zu können.

Sobald Rudolf Emilien gut besorgt wußte, eilte er zurück,

Digitized by Google

um Zwirn zur Rede zu ſtellen und nach Umſtänden zur Rechenſchaft zu ziehen. Zornig rief er ihm zu: Jetzt, mein Herr, erwarte ich Ihre Erklärung über den unbegreiflichen Vorgang und werde blutige Genugthuung zu nehmen wiſſen!

Ja, ſeufzte der Schneider zitternd, die Sache iſt unbegreiflich. — Es wurde ihm ganz übel, als er von Blut ſprechen hörte.

Wie kamen Sie zu dieſem Domino? ſchrie Rudolf, der unterdeſſen ſeinen Domino erkannt hatte, bekennen Sie Alles!

Rudolf's heftige Sprache zog ſchon viele Neugierige herbei, als der Herr des Hauſes und Emiliens Onkel an ſie herantraten. Mit Emilien geht Alles gut, ſagte der dicke Türke zu Zwirn, den er unter dem ſchwarzen Domino für Rudolf hielt, und die Geſchichte wird weiter keine ſchlimme Folgen für ihre Geſundheit haben. Aber was haben Sie nur gemacht? Meine Nichte iſt ganz außer ſich, weil Sie ihre Schleife mit Füßen getreten haben! Erklären Sie mir das doch.

Ja, ich muß mir eine Erklärung über dieſen Auftritt ausbitten, ich will wiſſen, in welchen Beziehungen dieſer Herr zu Emilien ſteht und wie er zu dieſen Kleidern kommt! ſchrie Rudolf heftig.

Wie! rief erſtaunt der Türke aus, als er Rudolfs Stimme erkannte, der Schwarze iſt nicht Rudolf, ſondern der Blutrothe— wie geht das zu?

Meine Herren, ſagte der Hausherr, ich bitte Sie, ſtören Sie mir die fröhliche Geſellſchaft nicht, und wenn Sie etwas unter ſich abzumachen haben, ſo kommen Sie mit mir, ich werde Sie in ein Zimmee führen, wo Sie die Angelegenheiten ungeſtört ausmachen können.

So gehen Sie voran, ſagte Rudolf zu Zwirn und ſchob den bebenden Schneider vor ſich hin. Der Türke folgte ihnen. Es war Zwirn zu Muthe, als ginge es ihm an's Leben. Der Hausherr führte ſie in ein leeres Zimmer.

Nun, mein Herr, ſchrie Rudolf Zwirn zu, jetzt erklären Sie mir Ihre Unverſchämtheit! Wie kommen Sie zu meinem Domino? in welchem Verhältniß ſtehen ſie zu meiner Braut?

War das Ihre Braut? ſagte zitternd der Schneider; ja, hätte ich das gewußt, ich wäre nicht mit ihr allein in die Laube gegangen, ich hätte mich gar nicht mit ihr abgegeben.

Da hört Ihr es! rief Rudolf außer ſich. Die Maske herunter, Elender! Und damit eiß ee dem Schneider ſo haſtig die Larve ab, daß dieſer vor Schmerz aufſchrie, und an ſeine Ohren griff. Herunter die geſtohlenen Kleider, raſ'te Rudolf und riß dem erſchrockenen Schneider den Domino ſo heftig ab, daß dieſer nicht wußte, wie ihm geſchah, das Gleichgewicht verlor und ſich, um nicht hinzufallen, an ſeinem Gegnee feſtzuhalten ſuchte; er glitt aber aus und riß dabei Rudolf ein Stück vom Kleide.

Der Hausherr und der Türke ſtürzten zwiſchen Beide und brachten ſie wieder auseinander.

Was! er will mir noch die Kleider zerreißen? tobte Rudolf.

Verzeihen Sie, entgegnete der Schneider demüthig und beſcheiden, es war ein Unglück; aber es iſt leicht zu flicken. Kann ich etwas Seide und eine Nadel bekommen, ſagte er zu dem Hausherrn, ſo werde ich es ſauber flicken.

Was! Sie wollen mich noch verhöhnen, Sie wollen mich noch verſpotten? ſchrie Rudolf.

Nein, es iſt mein Ernſt, lieber Herr, ſagte begütigend der Schneider.

Ihren Namen, mein Herr! entgegnete Rudolf heftig, ich muß Genugthuung haben, Ihren Namen! wee ſind Sie?

Ich bin der Schneider Joſeph Zwirn, war zu Aller Erſtaunen die Antwort.

Wie kommen Sie hieher? fragte der Hausherr, wer hat Sie eingeführt?

Ich bin als Garderobier für heute Abend auf die Empfehlung meiner Braut, des Lenchen, das bei Ihnen dient, angenommen.

Wie kommt dieſer Schneider aber mit Emilien zuſammen? fragte der Türke.

Emilie und ein Schneider! rief Rudolf außer ſich.

Der Hausherr bat die beiden Herren, ihm einige Fragen an den Schneider zu erlauben, da die Sache jetzt auch ihn betreffe. Er bedeutete nun Zwirn, zu bekennen, wie er zu dem Domino gekommen, was er von der Dame wiſſe, und erklärte ihm, wenn er etwas verheimlichte, ſo würde er ſeiner Strafe nicht entgehen und ſeine Geliebte aus dem Dienſte gejagt werden.

Da Zwirn ſah, daß kein Läugnen möglich war, ſo begann er mit zitternder Stimme Alles zu erzählen. Der geſpannte Ernſt, mit welchem die Zuhöree ihm lauſchten, wich, wenigſtens bei Zweien, einem Lächeln, als der Schneider ſeinen Hunger und ſeine Glückſeligkeit bei der Stillung deſſelben beſchrieb. Sie brachen in ein Gelächter aus, als er die Entdeckung der Zigeunerin erzählte. Als er an die Scene mit Emilien kam, ſtieß der Türke Rudolf zuweilen an und flüſterte ihm zu: Da ſehen Sie die Folgen Ihrer Eiferſucht!

Rudolf hörte zerknieſcht zu; er fühlte tief, daß er eigentlich alles Unangenehme bei der ganzen Geſchichte verſchuldet hatte, und zitterte vor den Folgen, wenn Emilie den Zuſammenhang erfahren würde.

Nachdem Zwirn die Erzählung der Scene in der Laube beendigt hatte, brach der Türke in ein helles Lachen aus, und es dauerte lange, ehe er ſeine Heiterkeit in ſo weit bemeiſtern konnte, daß der Schneider den Ausgang ſeines Abenteuers an Lenchens Büffet zu vollenden vermochte. Die Unſchuld des Schneiders an Emiliens Irrthum war klar, aber die kühne Benutzung des fremden Domino's nahm ihm der Hausherr ſehr übel. Er kündigte ihm an, daß er ſich augenblicklich aus dem Hauſe entfernen und die weiteren Folgen abzuwarten habe. Da legte ſich der dicke Türke in's Mittel. Laſſen Sie die Gnade für Recht ergehen, ſprach er zum Hausherrn; dieſer arme Schelm hat freilich nicht recht gehandelt, als ee ſich des fremden Domino's bediente; was aber weiter geſchah, kann man ihm nicht zur Laſt legen; wir würden wahrſcheinlich nicht anders gehandelt haben. Ich habe übrigens heute im Scherz ein Gelübde gethan, nämlich demjenigen hundert Thaler zu ſchenken, der Rudolf eiferſüchtig machen würde. Dieſer Schneider gibt mir Gelegenheit, das Gelübde zu erfüllen. Die ganze Geſchichte amuſirt mich ſo köſtlich, daß ich dieſem Glücklichen die hundert Thaler ſchenken will, und wenn er ſich brav hält, will ich ihm auch noch fernee forthelfen unter der Bedingung, daß er Niemanden etwas von dieſem nächtlichen Abenteuer erzählt. Selbſt deinem Lencheu, ſetzte er noch hinzu, die du ſo bald als möglich heirathen ſollſt, darfſt du nichts davon ſagen.

Der Schneider verſprach Alles, was man wollte, und war froh erſtaunt, mit einer ſo großen Belohnung ſtatt Strafe davon zu kommen. — —

Es bleibt uns nun zum Schluſſe unſerer Erzählung noch mitzutheilen, daß der Onkel die Sache bei Rudolf nicht ſo leicht wie bei dem Schneider nahm, ſondern ihm erklärte, daß er als Emiliens Vormund nicht eher ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben werde, als bis er ſich überzeugt habe, daß Rudolf von ſeiner thörichten Eiferſucht geheilt ſei, und daß er einſtweilen die Probezeit auf zwei Jahre feſtſetzte. Daß Emilien verheimlicht wurde, daß ſie den Schneider ſtatt Rudolf's an ihr zärtliches Herz gedrückt hatte, daß ihr die Verwechslung der Kleider als nach der Scene in der Laube geſchehen dargeſtellt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Rudolf war übrigens durch dieſe Begebenheit von ſeiner Eiferſucht ziemlich geheilt; der Onkel ließ ſich doch erweichen, und die Liebenden wurden bald vereinigt.

Der Onkel und Rudolf halfen dem Schneider Zwirn, welcher auch bald ſein Lenchen heirathete, mit Rath und That; er wurde ein braver, tüchtiger, fleißiger Meiſter, dem es recht wohl erging, der ſich aber in ſeinem ganzen Leben nicht mehr maskiren wollte.

☞ Münchener Telegraphiſcher Schraunen-Bericht vom 24. Mai 1856

Aufgegeben in München 4 Uhr 30 Min., abgegangen 4 Uhr 40 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 43 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Reſt.	Höchſter Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigſter Preis.		Geſtiegen		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	6570	1786	21	55	19	54	17	13	—	—	1	5
Kern	1784	120	15	45	15	17	14	47	—	—	—	11
Gerſte	370	27	12	18	11	51	10	50	—	—	—	16
Haber	1936	190	6	51	6	27	6	10	—	—	—	5

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joſ. Thomann'ſchen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 22. Den 2. Juni: Erasmus.

Im Australischen Busch.*)

Von F. Gerstäcker.

Das Goldfieber war in Sidney in voller Wuth ausgebrochen. Fabelhafte Berichte von riesigen gefundenen Goldklumpen, von Reichthümern, die an einem Tage, in wenigen Stunden gewonnen, berauschten die Hörer und machten auch dem Kaltblütigsten das Herz rascher und unbehaglicher schlagen. Was Wunder also, daß alle Die, welche gerade locker und ledig in der Stadt herumliefen und keine bestimmte Beschäftigung hatten, ohne Weiteres aufpackten, „ihr Glück" in den Minen zu versuchen, da ja selbst die Männer in Amt und Würden nicht einmal alle von diesen gehalten werden konnten und hier und da sogar eine „gewisse Zukunft" im Stich ließen, einem höchst ungewissen Erfolge in den Bergen nachzujagen.

Besonders in die Seeleute war der Goldteufel im wahren Sinne des Wortes gefahren, und sie bekamen plötzlich Alle miteinander Lust, das Seeleben mit der Arbeit in den Bergen zu vertauschen. So wenig sie sonst vom Lande wissen wollen, und so rasch sie sich immer wieder an Bord ihrer Schiffe zurücksehnten, sobald nur das mitgebrachte Geld in aller Geschwindigkeit verthan war, so vergessen schienen sie ganz urplötzlich darauf zu sein, ihre „Landbeine," wie sie's nannten, anzuschnallen, und Salzwasser und Schiffszwieback für längere Zeit. — Viele dachten vielleicht auf immer — Lebewohl zu sagen. Ja nicht allein die Matrosen, sogar die Steuerleute waren kaum zu halten, — juckte es doch den Capitänen selber nach Schaufel und Spitzhacke in den Fingern, und alle die Führer von Schiffen, besonders die, denen daran lag, den Hafen bald wieder verlassen zu können, kamen oft in die schwierigsten fatalsten Lagen.

Matrosen sind gewöhnlich von dem Hafen aus, von dem sie fahren, für die Reise, bis zurück von da, wo sie ausgelaufen, verdingt, und dürfen ihr verdientes Geld nicht eher vom Capitän verlangen, bis diese Reise wirklich zurückgelegt ist. Nur kleine Abzahlungen werden ihnen gewöhnlich in den Zwischenhäfen gestattet, hängen aber auch stets von ihrem guten Betragen, d. h. vom Willen des Capitäns selber ab und ob und wie viel er ihnen Geld auszuzahlen denkt.

Was aber kümmert das den Seeman? Es gibt wohl kaum ein leichtsinnigeres Volk auf der weiten Gotteswelt, als eben den Matrosen, und was ihm nicht der Augenblick, die unmittelbare Gegenwart bringt, hat für ihn nicht den mindesten Werth, übt auf ihn nicht den geringsten Einfluß aus. Daß viele der Capitäne deßhalb ihren sauer verdienten Lohn für lange Monate in Händen hielten und ihn jetzt natürlich nicht herausgeben mochten, kümmerte sie gar nicht, und wenn sie die Jacke am Leibe verkaufen mußten, Brod unterwegs zu haben, was thats? Sobald sie nur die Minen erreichten, wie sie dachten, war ihnen ja doch geholfen und sie aller Noth und Sorge ledig.

Um diese Zeit lag auch ein englisches Schiff, die Jane Douglas, im Hafen von Sidney. Der Capitän hatte seine Fracht gelöscht und wollte eben wieder beginnen neue einzunehmen, als ihm eines Morgens die Kunde gebracht wurde, die Hälfte seiner Mannschaft sei in der Nacht „durchgebrannt" und die andere Hälfte würde wahrscheinlich ebenfalls bald nachfolgen. Frische Matrosen waren in Sidney zu jener Zeit gar nicht zu bekommen, ein sehr langer Aufenthalt wäre jedenfalls die unausbleibliche Folge gewesen, und der Capitän, ein resoluter Mann, griff endlich, nach reiflicher Erwägung, zu einem anscheinend verzweifelten, und doch, wie der Erfolg zeigte, gar nicht so üblen Entschluß. Er erklärte nämlich seinen Leuten, er wolle mit ihnen, da sie doch jetzt nicht daran denken konnten wieder bald in See zu gehen, selber in die Minen hinaufziehen und mit ihnen arbeiten, der Ertrag solle aber, da er aus seiner Casse die Kosten bezahlen würde, zum Theil für den Rheder, zum Theil für sie selber angenommen werden. Der Steward, der ohnedies lahm war, sich aber schon lange Jahre an Bord befand und das volle Vertrauen des Capitän besaß, sollte zurückbleiben und das Schiff bewachen, dafür aber bei der Zurückkunft gleichen Antheil mit der übrigen Mannschaft erhalten.

Es läßt sich denken, daß die Leute mit Jubel auf den Vorschlag eingingen; denn liefen sie auf ihre eigene Hand fort, so blieben sie immer der Gefahr ausgesetzt, wieder eingefangen zu werden, und hatten selbst im glücklichsten Falle des Entkommens keinen rothen Heller in der Tasche, ihren Weg in die Minen zu bestreiten. Schon am nächsten Tage war denn auch Alles eingekauft, dessen sie zum Graben und Waschen da oben bedurften, ein Karren gemiethet, ihr Werkzeug, wie ihre nöthigen Provisionen hinaufzuschaffen, und der wunderliche Zug, ein Schiffscapitän an der Spitze seiner Mannschaft, setzte sich in Bewegung.

In den Minen am Turonfluß angelangt, begannen sie frisch ihre Arbeit. Einer der Matrosen war schon früher in Californien gewesen (vielleicht eine Ursache, daß er diesmal nicht fortgelaufen) und konnte die Uebrigen im Handhaben ihrer „Wiegen" unterrichten, und es wurde auch Gold genug gefunden, wenigstens vor der Hand ihre Ausgaben damit zu bestreiten und noch etwas zurückzulegen. Nach und nach kamen sie besser hinein, und theilten sich jetzt in drei Parthien, um eine größere Strecke auf einmal in Angriff nehmen zu können. Der Capitän selber arbeitete nicht, sondern überwachte das Ganze, der erste Steuermann war mit dem Koche und einem Schiffsjungen zusammen, der zweite Steuermann und mit zwei jungen englischen Matrosen, und der Zimmermann und ein anderer Matrose arbeiteten ebenfalls zusammen. Das, was sie den Tag über fanden und auswuschen, wurde dann Abends gewogen und kam in eine gemeinschaftliche Casse, um später in dem bestimmten Verhältniß vertheilt zu werden. Diese Casse hatte natürlich der Capitän.

Der Zimmermann war bis jetzt am glücklichsten gewesen und zwei Tage hinter einander in eine ziemlich reiche Stelle hineingerathen, aus der die beiden Männer eine Anzahl Unzen Gold herausnahmen. Noch besser traf es bald darauf der zweite Steuermann, der in einer Woche 17, in der andern sogar 21 Unzen mit seiner Parthei ausgewaschen hatte.

Es war jetzt die vierte Woche, daß sie arbeiteten, und die Leute fingen an, sich nachgerade zu berechnen, was sie etwa verdient, und was sie davon abgeliefert hätten. Daß ihnen der Capitän dabei die Mittel an die Hand gegeben, diese Stelle zu erreichen, und sobald zu beginnen, brachten sie nicht in Anschlag, und

* Aus der Zeitung für Norddeutschland.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
(Pflichtexemplar.)

der Zimmermann weigerte ſich endlich offen, unter den bisherigen Bedingungen länger mit fortzuarbeiten. Daß ihm der Capitän bewies, wie er hier in der kurzen Zeit gerade etwa das Zehnfache verdiene, als wenn er an Bord geblieben wäre, brachte ihn nicht von ſeinem Vorſatze ab, und eines Morgens war er verſchwunden. Die Uebrigen beharrten indeſſen bei der Arbeit, und dem Matroſen, der bis dahin mit dem Zimmermann zuſammen gegraben und gewaſchen hatte, wurde der Koch beigegeben.

Es war am Mittwoch, als der zweite Steuermann mit ſeinen beiden Leuten wieder ein Loch bis ziemlich auf den Felſen niedergegraben hatte. Er nahm jetzt eine Pfanne voll Erde, in der er ſchon mit bloßem Auge Goldkörner erkannte, heraus, und ging damit an den nächſten Bach, ſie zu waſchen. Wie er damit zurückkam, ſtand der Capitän am Rand, ihren Erfolg zu erfragen.

„Nun, Jones?“ ſagte er, als er dieſen langſam mit der leeren Pfanne zurückkommen ſah, „wie ſtehts? lohnt das hier?“

„Ich glaube nicht, Capitän,“ antwortete dieſer mürriſch, „in der Pfanne war nicht für einen halben Schilling, und das von der beſten Stelle weggenommen. Ich denke, wir fangen lieber auf einem anderen Platze an.“

„Nur nicht ſo raſch verzagt, ermahnte dieſer, — „Ihr habt Euch die Mühe des Abräumens gegeben, nun waſcht auch die Grube aus, Tagelohn macht Ihr doch jedenfalls dabei. Vielleicht iſt's auch in der andern Ecke da beſſer. Ich will nachher einmal wieder zufragen, wie's geht.“ Dabei beehte er ſich ab, und wanderte langſam den Fluß aufwärts der Stelle zu, wo der erſte Steuermann mit dem Jungen wuſch.

Jones blieb in der Grube ſtehen und ſah ihm eine Weile nach, dann aber, als er ſich überzeugt hatte, daß er nicht zurückkehren würde, drehte er ſich plötzlich nach ſeinen beiden Gefährten um, griff mit ſeiner rechten Hand in die Taſche ſeiner blauen Jacke, holte eine ganze Hand voll ſchwerer Goldkörner, von denen einzelne eine halbe Unze wiegen mochten, heraus und hielt ſie den überraſchten Mitarbeitern hin.

„Hallo was iſt das?“ riefen dieſe, die Augen aufreißend, „wo kommt *das* auf einmal her?“

„Aus der Pfanne da,“ lachte Jones.

Aus der *einen* Pfanne? — ich dachte es wäre nichts darin?“

Nichts darin? — weil ich es dem Alten nicht auf die Naſe gebunden habe?“ lachte aber der Steuermann höhniſch. — „Jungens, in der Grube hier ſteckt unſer Glück. In der *einen* Pfanne voll, die ich nur hier oben weggenommen, lagen wenigſtens vier oder fünf Unzen Gold, und wenn Ihr das dem Rheder, der daheim in London mit den Händen in den Taſchen ſitzt, in den Hals ſtopfen wollet, ſo hab' *ich* Nichts dagegen; ich mache mit, was Ihr beſchließt, aber wenn Ihr *meinem* Rath folgt, ſo behalten wir das, was wir hier aus der Grube, und vielleicht aus der nächſten nehmen, für uns, und ſuchen uns in den Bergen dann einen anderen Platz, wo wir weiter arbeiten. Finden wir aber *hier* ſchon, was wir *beauchen*, und was ich jetzt faſt glaube, ſo gehen wir nach England zurück und leben dort wie die großen Herren.“

„Ich bin dabei,“ ſagte Bob, ein junger Burſche von neunzehn Jahren, den der Glanz des Goldes und die Ausſicht auf ſo raſchen und unerwarteten Reichthum geblendet hatte. „Hols der Teufel, die *Sklaverei* für andere Leute hätt' ich überdieß dick und überſatt.“

„Erſt wollen wir ſehen, was wie finden,“ bemerkte indeſſen Ned, der dritte von ihnen, vorſichtig. „Es kann auch ſein, daß der ganze Reichthum hier unten zufällig in dem einen kleinen Neſt gelegen hat, und damit iſt uns denn auch ſo gut wie Nichts gedient. Darin bin ich übrigens mit Euch einverſtanden, — finden wir etwas *Ordentliches*, dann kneifen wir zuſammen aus, und der Alte mag uns dann, wenn er wieder nach Hauſe fährt, beim Rheder „krank“ melden.“

„Was wir ihm gekoſtet haben, iſt lange abgezahlt,“ ſetzte Bob hinzu, „und Gewiſſensbiſſe brauchen wir uns darüber nicht zu machen.“

„Gewiſſensbiſſe?“ lachte Jones, „zum Teufel noch einmal, was hier in der Erde liegt, gehört dem „ehrlichen Finder,“ der niegend in der Welt gebeten wird, das Verlorene gegen eine gute Belohnung in der Expedition dieſes Blattes wieder abzugeben — wie ſie's in den Zeitungen am Land immer haben, und wenn das Schickſal abſolut will, daß wir reiche und angeſehene Leute werden und in Kutſchen fahren ſollen, dann wär' es mehr als albern von uns, wenn wir uns mit Händen und Füßen dagegen wehrten. Das hieße nachher nicht mehr *Ehrlichkeit*, das hieße *Dummheit*, und der Rheder ſelber wäre der Erſte, der uns heimlich dafür auslachte.“

Er hatte ſich indeſſen niedergebückt, und mit ſeinem Meſſer in der Erde herumgeſtochert, als er plötzlich einen kaum unterdrückten Schrei ausſtieß und ein Stück Gold von wenigſtens ſieben oder acht Unzen Schwere zu Tage brachte.

Die Aufregung, in der ſich die drei Menſchen jetzt befanden, war unbeſchreiblich. Mit vor Eifer zitternden Händen gingen ſie daran, die wirklich ungemein goldreiche Erde auszuwaſchen, und in kaum einer Stunde hatten ſie ihren großen Blechbecher bis zum Rande mit dem koſtbaren Metall gefüllt. Vor allen Dingen galt es jetzt aber dem wahrſcheinlich bald zurückkehrenden Capitän den Fund zu verheimlichen, und das Gold wurde deßhalb in einer Ecke der Grube verſteckt und mit einem Stein und dann mit Erde bedeckt. Nur ein paar Körner ließen ſie im Becher zurück und waſchen dann weiter.

Der Capitän kam übrigens an dem Nachmittag nicht wieder zu ihnen und ſie waſchen einen Reichthum aus, den ſie früher in ihren kühnſten Träumen vielleicht nicht für möglich gehalten. Das aber konnte ſie natürlich nur in ihrem gefaßten Beſchluß beſtärken, und der morgende Abend wurde zur Ausführung deſſelben beſtimmt. Sie konnten heute nämlich nicht mit dem Begonnenen fertig werden, und nahmen deßhalb Abends etwa eine Unze mit zum Lager, doch etwas abzuliefern. Ihren Schatz ließen ſie in der Grube zurück, füllten vorher aber die Ecke, in der er lag, mit Erde auf und durften ziemlich ſicher ſein, daß ihnen Niemand Nachts hineinging. Es war dort Loch an Loch gemacht, und wer ſolcherart heimlich und im Dunkeln die verſchiedenen Gruben hätte revidiren wollen, würde — ſelbſt die Gefahr abgerechnet, der er ſich dabei ausſetzte, — im Ganzen ſehr ſchlechte Geſchäfte gemacht haben, der Zufall hätte ihn denn an einen ſolchen Platz führen müſſen.

Am nächſten Morgen nach dem Frühſtücke gingen ſie wieder an die Arbeit und fanden ſehr viel Gold. Mittags nahmen ſie wieder eine Unze davon mit zu ihrem Zelte, der Steuermann Jones verſchaffte ſich dann einen kleinen Leinwandſack, den er heimlich mit heraus an die Arbeit nahm, und mit der Dämmerung wollten ſie ihre Flucht mit dem erbeuteten Raub antreten.

Das Gold war ſchon ausgewaſchen und in den jetzt ziemlich ſchweren Sack gethan, die Grube vollſtändig unterſucht, — eine Ader ſchien auch von dorten nicht abzulaufen, und was ſie gefunden, ſich mehr hier in einer Art von Felskeſſel, durch den Bach im Laufe der Jahre niedergeſpült, geſammelt zu haben — in der Nachbarerde, wie das ſo oft geht, hätten ſie vielleicht wenig oder gar Nichts gefunden. Nur zum Scheine arbeiteten ſie jetzt noch weiter, damit ſie bei einbrechender Dunkelheit nicht etwa verfolgt werden konnten. Hatten ſie aber erſt einmal die Nacht Vorſprung, dann wäee es, wie ſie recht gut wußten, in den wilden Bergen unmöglich geweſen, ihrer wieder habhaft zu werden.

Gerade vor Dunkelwerden kam der Capitän dort vorbei, und blieb bei ihnen ſtehen.

„Feierabend, Feierabend,“ lachte er, „ſeid nur nicht zu fleißig, Ihr Leute, — mit einem Male können wir doch nicht reich werden. Nun wie geht es heute Nachmittag, Jones?“

Digitized by Google

„Etwas beſſer, Sir," ſagte der Mann, wagte aber dabei nicht ſeinem Vorgeſetzten, den er eben im Begriffe ſtand zu hintergehen, ins Angeſicht zu ſchauen. „Wir haben ſeit Mittag etwa wieder eine Unze gefunden, und wollten noch gern, ehe wir aufhörten, die paar Pfannen voll auswaſchen. Es wird morgen früh doch nicht der Mühe lohnen, daß wir hier wieder anfangen." Er deutete dabei auf den oben am Rande ſtehenden Blechbecher hin, in dem die drei Verſchworenen abſichtlich etwas Gold hatten ſtehen laſſen.

Der Capitän nahm ihn auf, ſah hinein, ſtellte ihn wieder hin und ſagte: „Nun gut, Leute, — vergeßt nur Nichts von dem Werkzeug, wenn Ihr heut Abend zum Zelte kommt. Dicht neben uns iſt geſtern Abend wieder eine Brechſtange geſtohlen worden. Es gibt hier aber doch mehr Geſindel wie man eigentlich glaubt." — Und ſeine Hände in die Taſchen ſchiebend ſtieg er den Hügelvorſprung hinan, an deſſen anderer Seite ihr Zelt lag.

„So Jungens," ſagte der Steuermaan, als er ihm wieder mit den Blicken bis dort hinüber gefolgt war; „jetzt iſt's Zeit. Der Alte kommt heute Abend nicht eher wieder hieher, bis es ſtark dunkel iſt, und ſie ernſtlichen Verdacht geſchöpft haben — und dann iſt's zu ſpät. Donnerwetter, der Sack iſt ſchwer," ſtöhnte er, als er das verborgene Gold unter einer drüber gelehnten Steinplatte herausnahm und aufhob. Einer allein kann das gar nicht ſchleppen — wir müſſen's theilen. Die Leute werden überdies Verdacht ſchöpfen, wenn ſie uns nur damit gehen ſehen."

„Ach was," beſchwichtigte ihn Ned, „wenn uns Jemand jetzt fragen ſollte, wohin wir damit wollen, brauchen wir ihm ja nur zu ſagen, zum Commiſſär, dort wird ja doch das meiſte Gold hingeſchafft, und das findet Jeder in der Ordnung. Uebrigens thuen wir am Beſten, wir kaufen uns im nächſten Laden ein paar Ledерſäcke, Proviſionen müſſen wir ja überdies auch mitnehmen, und draußen im Walde können wir's dann theilen, daß Jeder ſein Part nur zu tragen hat."

„Das iſt das Geſcheidteſte," ſtimmte ihm Jones bei, „und damit wir uns dort nicht mit dem Golde aufhalten müſſen, lauf Du Ned raſch hinüber zum nächſten Laden, kaufe was wir brauchen, auch ein paar kleine leichte leinene Säcke und drei wollene Decken dazu, denn wir müſſen Bettzeug mitnehmen, und gehe dann damit oben zu dem großen Gummibaume hinauf, der dort drüben ſteht. Wenn wir Dich dort ſehen, brechen wir von hier auf."

Der Plan war ſo weit gut. Ned nahm zu den Einkäufen das Gold aus dem Blechbecher und noch einiges andere, was in der Pfanne lag, und ging raſchen Schrittes zum nächſten, kaum einen Büchſenſchuß entfernten Laden. Jones und Bob aber wurde es indeſſen unheimlich ſo lange in der Grube zu warten. Jones recognoscirte deßhalb vor allen Dingen, ob er Niemanden von ſeinen Leuten rings entdecken könne, und hob, als er die Luft rein fand, den Sack mit Gold auf den Rand der Grube. Raſch kletterten jetzt die beiden Männer ebenfalls hinaus, und während der Steuermann die Beute auf den Arm nahm und damit bergauf der bezeichneten Stelle zuſchritt, ſchaute Bob indeſſen vorſichtig nach allen Seiten umher, um jetzt nicht dicht vor ihrer Flucht geſehen und entdeckt zu werden. Von der übrigen Mannſchaft, die keine Ahnung von dem beabſichtigten Verrath hatte, zumal beſonders bei dieſer Partei der Steuermann jedes Unrecht überwachen mußte, ließ ſich Niemand blicken. Erſt als die drei Cameraden gar nicht zum Abendeſſen kamen, und die vollſtändig eingebrochene Dunkelheit jeden Gedanken, daß ſie doch noch am Ende arbeiteten, verwerfen ließ, faßte der Capitän Verdacht und ging ſelber zu der wohlbekannten Stelle, nach ſeinen Leuten zu ſehen. Er brauchte auch nicht lange zu forſchen; das noch in der Grube gelaſſene Werkzeug verrieth ihm nur zu bald, daß irgend etwas nicht Gehöriges vorgefallen, und wenn ihm auch Niemand in den benachbarten Zelten, wo er ſich zu erkundigen ſuchte, gewiſſe Nachricht geben konnte, — denn wer bekümmert ſich dort in den Minen um den Andern, — brauchte er nicht länger daran zu zweifeln, daß ſich die Leute heimlich aus dem Staube gemacht, und auch wahrſcheinlich gefundenes Gold mitgenommen hätten.

Allerdings ging er, nachdem er Rückſprache mit dem erſten Steuermann genommen, augenblicklich und noch in der Nacht zu dem Polizeicommiſſär, dieſen von dem wahrſcheinlich verübten Raube und der Flucht der drei Matroſen in Kenntniß zu ſetzen. Am nächſten Tage wurden auch Gendarmen oder berittene Conſtabler nach verſchiedenen Seiten hin abgeſchickt, die Flüchtlinge wo möglich in einer der anderen Schluchten, an denen gearbeitet wurde, wieder aufzuſpüren. Dieſe wußten aber ſelber recht gut, daß ihnen nur ein reiner Zufall die Geflohenen hätte in den Weg und wieder in ihre Gewalt bringen können, gaben ſich deßhalb auch nicht die mindeſte Mühe damit, und kehrten am zweiten Tag, nach einem langſamen Spazierritt durch die übrigen Minen, unverrichteter Sache wieder zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Buchhandlungslehrling im vorigen Jahrhundert.

Wilibald Alexis hat kürzlich den zweiten Jahrgang ſeines Volkskalenders herausgegeben, der auch diesmal, der Geſinnung des Verfaſſers gemäß, nach Text und Bildern vorzüglich auf ein preußiſch patriotiſches Publikum berechnet iſt. Außer mannigfachen Beiträgen finden wir von W. Alexis ſelbſt zwei Porträts aus der Verwaltungsgeſchichte Preußens, Meierotto und Danckelmann, und ein anderes; „Ein deutſcher Bürger," in dem wie Friedrich Perthes, den bekannten Buchhändler, Begründer der Verlagshandlung dieſes Namens in Hamburg und Gotha, gezeichnet finden. Der Sohn des Genannten, Profeſſor der Rechte in Bonn, hat ſeines Vaters Lebensbeſchreibung (3 Bde., Hamburg und Gotha, Friedr. u. Andr. Perthes, 1853—55) veröffentlicht; nach dieſem intereſſanten Buche gibt W. Alexis ſein Porträt eines „Deutſchen Bürgers," dem wir folgende Skizze entnehmen:

Sein Vater war rudolſtädtiſcher Rentamtsſekretär geweſen, deſſen Vater ein berühmter Leibmedicus, und die Väter Beider, ſo weit hinaus man denken konnte, gelehrte, hoch angeſehene Paſtoren in Erfurt oder ſonſt in Thüringen, alle ehrenwerthe Männer, die aber ſämmtlich ihren Kindern ſtatt Vermögen, die Anweiſung hinterlaſſen zu haben ſcheinen, ſich ſelbſt ihr Glück zu ſchaffen. Einundzwanzig Gulden, das ſind zwölf Thaler Preußiſch, hatte jährlich ſeine Mutter fürſtliche Penſion; davon konnte man auch damals in dem wohlfeilen Thüringen keine Familie ernähren, darum mußte die Wittwe, nach des Vaters frühem Tode, in anderen Familien eine Unterkunft ſuchen, und den ſiebenjährigen Knaben nahm ein näherer Oheim, der Mutter Bruder, Friedrich Hendel, zu ſich, der ſelbſt noch nichts hatte, als chriſtliche Liebe und einen klaren Verſtand. Die wenig haben, geben überall am meiſten, darum theilte Friedrich Hendel mit dem verwaiſten Schweſterſohn bis zu deſſen vierzehntem Jahre ſein Alles. Leider aber konnte er ihm nicht das lernen laſſen, was er und der wißbegierige Knabe vor Allem gewünſcht, am wenigſten waren Mittel da, ihn ſtudiren zu laſſen.

Als er nun vierzehn Jahre alt war, hatte er allerdings mit ſeinem anderen Oheim, dem nachmaligen Oberſtlieutenant, die Tannenforſte und Vogelherde über der Schwarza Sommers gründlich ſtudirt und auch ſonſt von dem praktiſchen tüchtigen Manne allerhand gute Lehren erhalten, und Winters in Rudolſtadt eine große Zahl Bücher aus der fürſtlichen Bibliothek verſchlungen, da er ſehr leſewüthig war, und ſein Kopf war voll davon und ſeine immer lebendige Phantaſie aufgeregt, aber — gelernt hatte er nicht viel. Das mußte er ſich ſelbſt ſagen.

Weil nun ein Vetter, auch ein Perthes, in Gotha Buchhändler war, und er ſich vorſtellte, daß man beim Buchhändlergeſchäft ſo viele Bücher leſen könne, als man Luſt habe, hatte er nichts dagegen einzuwenden, als man ihn für den Buchhandel beſtimmte. Indeſſen hatte auch Das ſeine Schwierigkeiten. Als man ihn nach

Digitized by Google

Leipzig gebracht, wollte Herr Ruprecht aus Göttingen ihn nicht, weil er amo nicht geläufig conjugiren konnte, Herr Siegert aus Leipzig nicht, weil er zu blöde sey — der Knabe hatte sich aber nur vor dem langen, hageren Mann mit seinem feuerfarbenen bis zur Ferse hinabreichenden Oberrock gefürchtet. Endlich war er Herrn Adam Friedrich Böhme zu klein. Indessen hoffte dieser, daß er mit der Zeit wachsen werde, und nachdem ihm ein Jahr dazu Zeit gegeben war, schloß sein Vormund Heubel mit dem Buchhändler „im Namen Gottes" einen feierlichen Contract ab, vermöge dessen besagter Friedrich Böhme besagten Friedrich Perthes als Lehrburschen auf sechs Jahre, anzufangen von Michaelis 1787 bis Michaelis 1793, ohne Entrichtung eines Lehrgeldes, aufnahm und versprach, ihn zu aller Gottesfurcht, wohlanständigen Tugenden anzuhalten und mit Essen und Trinken gewöhnlichermaßen zu versehen, nach absolvirter Zeit aber mit einem Lehrbrief zu entlassen. Im §. 2 versprach Herr Heubel seinem Neffen ein Federbett mit dazu nöthigen Ueberzügen mitzugeben, welches nach Verlauf von sechs Jahren Herrn Böhme's Eigenthum werden solle. Stürbe aber Herr Böhme früher, so solle es Herrn Heubel frei stehen, besagtes Federbett wieder zurück zu fordern.

Soweit war nun Alles richtig, aber als Friedrich Perthes am 11. September 1787, von der Reise im unbedeckten Postwagen durchnäßt und erfroren, in Leipzig ankam, fand der Lehrherr zu seinem Schrecken, daß Friedrich noch gar nicht gewachsen war. Er ist auch in seinem ganzen Leben nachher nicht viel gewachsen.

Auf Rosen ward der Lehrbursch in Leipzig gerade nicht gebettet. Sein Principal, der sofort nach Haus die richtige Ablieferung avisirte, auch vermeldete, daß er des Knaben bei sich habendes Geld, nach Leipziger Cours 1 Thlr. 20 gGr., selbem sofort abgenommen, da man nicht wisse, in welche Gesellschaft er etwa gerathen könne, auch den Oheim und Vormund ersuchte, die Aufschrift „Wohlgeboren" fernerhin an ihn selbst wegzulassen, da ihm solche durchaus nicht zukomme, — sein Prinzipal sagen wir, war ein Kaufmann von altem Schrot und Korn: mäßig, streng, ordentlich, dabei zuweilen zornig. Ein gutherziger Polterer nannte man das damals und hielt es für einen deutschen Charakterzug.

Die erste Regula, die der Knabe erhielt, war: Friedrich, Du mußt Dir die Haare vorn zu einer Bürste, hinten zu einem Zopf wachsen lassen und Dir ein Paar hölzerne Locken anschaffen. Deinen runden Matrosenhut legst Du fort, für Dich schickt sich ein dreieckiger." Mode war er nicht mehr, aber Herr Böhme liebte nicht die Mode. Ohne Erlaubniß durfte der Lehrbursche nicht ausgehen und an jedem Sonntage mußte er den Principal in die Kirche begleiten.

Vier Treppen hoch war die Kammer für Fritz und einen älteren Lehrburschen. Da zwei Betten, zwei Stühle, ein Tisch und zwei Koffer sie vollkommen ausfüllten, konnten die Bewohner nur drei freie Schritte darin thuen. Aber es stand auch ein kleines Windöfchen in der Ecke und sie erhielten jeden Abend drei Stückchen Holz zur Heizung.

Auch sonst wurden sie gar nicht verwöhnt. Morgens sechs Uhr erhielt jeder eine Tasse Thee und Sonntags im Voraus für die kommende Woche sieben Stücke Zucker und sieben Dreier zu Brod. Damit mußten sie bis Mittags zwölf ihren Hunger stillen und Nachmittags von eins bis acht mit Nichts. „Da heißt es hungern", schrieb Friedrich nach Haus, „doch ich denke, es soll sich geben", und es gab sich denn auch, denn Mittags und Abends bekamen sie rechtschaffen an dem Familientisch zu essen. Aber sie mußten Alles essen, was ihnen vorgelegt ward, auch fetten Braten in Kürbisbrei! Und „das war schrecklich", schrieb der kleine Friedrich nach Haus. Das „Er", womit der Bursch titulirt ward, kränkte ihn auch tief, aber er brauchte doch nicht den Tisch zu decken und Schnallen zu putzen, was anderen Lehrburschen oblag.

Herr Böhme ging seinen Schülern in Pünktlichkeit voraus. Jeden Tag arbeitete er von sieben Morgens bis acht Abends, die eine Mittagsstunde abgerechnet. Und jeden Sonntag las er nach der Kirche die Jenaer Literaturzeitung von Anfang bis Ende und machte nachher einen Spaziergang um die Stadt. Nie spielte er, nie gab er Gesellschaft, nie betrat er ein Wirthshaus, und auch in seinem Hause trank er nur Wasser. Aber einigemal im Sommer trank er mit der Familie in einem benachbarten Dorfe eine Flasche Gose.

Und doch trug der strenge Mann an einem Hauskreuz, das ihn um alle Früchte seiner Pünktlichkeit zu bringen drohte. Die Frau Principalin trank. Kinder und Lehrburschen sollten ihr heimlich zutragen, wenigstens verschweigen, was sie sahen. Hätte Perthes dem Hausherrn immer hinterbracht, was dieser wissen wollte, so wäre es sein Untergang gewesen, denn im Hause regierte doch die Frau, wo der Mann von früh Morgens bis Abend im entfernten Gewölbe arbeitete.

Der angehende Lehrling war eigentlich nur ein Laufbursche. Während des ersten Jahres war Perthes fortdauernd auf der Straße und in den Gewölben anderer Buchhändler. Kam er bei einbrechender Dunkelheit durchfroren und mit nassen Füßen in das Gewölbe seines Herrn zurück, so mußte er noch Stunden lang auf den steinernen Fließen stehen, um zu collationiren. Böhme, der nie krank gewesen, heizte nicht, sondern wärmte sich durch heftiges Stampfen und Reiben. Von Anderen verlangte er dasselbe. Perthes erfroren die Füße. Der Principal begriff es nicht und blieb ungerührt, bis der Knabe nicht mehr gehen konnte. Der gerufene Arzt erklärte: wenn man noch 24 Stunden gewartet, hätte der Fuß abgenommen werden müssen.

Neun lange Wochen mußte der arme Knabe sein Schmerzenslager im dunkeln und kalten Bodenkämmerchen aushalten, nur gepflegt und getröstet von Böhme's zweiter Tochter, einem zwölfjährigen, lieblichen Mädchen, das sich von Anfang an freundlich seiner angenommen. Sie saß den Tag über mit dem Strickstrumpf an seinem Bette und las ihm mit immer gleicher Freundlichkeit mehrere dicke Quartanten vor. Es war Murateri's Geschichte Italiens, die gerade als Maculatur auf dem Boden nebenan lag!

So klein der Anfang und so hoch das Ziel! Wie oft ist es heutzutage doch umgekehrt! Namentlich bei Buchhändler-Lehrlingen!

Gebirgsscene.

Am Abgrund, wo die Wogen schäumen,
Tief in der nächt'gen Felsenklamm,
Da ragt, umwölbt von Tannenbäumen,
Ein blitzgespaltner Riesenstamm.

Es hängt, wo klafft die Todeswunde,
Ein Crucifix am schwarzen Rumpf,
Und Tag und Tag, und Stund' um Stunde,
Erbraust die Fluth da unten dumpf.

Ein Kreuz, an Trümmern aufgehangen!
Im Graus und Tod die letzte Hab'!
Ein Kreuz, da Alles ist vergangen!
Ein Kreuz auf aller Freuden Grab!

Hat dich der Himmelsstrahl getroffen
In all dem Stolz, in all dem Glück,
Gespalten weit die Brust dir offen:
Das Kreuz in deine Wunden drück'.

Emma von Niendorf.

☛ In Folge eines heute Mittag ausgebrochenen heftigen Gewitters und Sturmwindes ist die Telegraphenleitung unterbrochen worden, so daß wir heute keine Münchner telegraphische Schrannen-Anzeige erhielten.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Nep. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 23. Den 9. Juni: Primus u. Felicianus.

Im Australischen Busch.

Von F. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Die drei Flüchtigen hatten sich inzwischen ihren Plan ganz vortrefflich gemacht und führten ihn eben so durch. An dem bestimmten Baum traf Ned mit den gekauften Sachen zu ihnen und gab einen Theil davon an Bob zu tragen. Bald waren sie damit drin im „Busch", wie der australische Wald stets genannt wird, im Dunkel der jetzt rasch einbrechenden Nacht verschwunden und außer jeder Gefahr, verfolgt und eingeholt zu werden.

Wohin sie gehen wollten, darüber hatten sie sich allerdings noch gar keinen Plan gemacht. Erst mußten sie aus dem Bereich des Turon sein, das andere fand sich dann von selbst, und sie hielten auch in der That nicht eher an, als bis sie, ihrer Berechnung nach, mehrere Meilen zurückgelegt und in einem dort erreichten Dickicht nicht mehr weiter konnten. Jetzt erst beschloßen sie, zu lagern, warfen ihre Last unter einen Baum, zündeten vor allen Dingen mit dort im Ueberfluß umherliegendem dürren Holz ein tüchtiges Feuer an und ging daran, erst ihr Abendbrod zu bereiten und dann ihren Raub zu theilen.

Das erste war bald geschehen. Ned hatte eine sehr zweckmäßige Wahl bei den eingekauften Provisionen getroffen und mit frischem und geräuchertem Fleisch, trockenem Schiffszwieback und Zucker und Thee konnten sie schon eine Weile im Busche aushalten. Der einzige Fehler war, daß sie an ihrem Lagerplatze kein Wasser hatten. Das ließ sich aber nicht mehr ändern, und zum Frühstück beschlossen sie, in das nächste Thal hinabzusteigen, wo sie, wenn nicht eine Quelle, doch irgendwo schon ein Wasserloch zu finden hofften.

Auf einem der untergebreiteten Leinwandstücke wurde dann das sämmtliche Gold ausgeschüttet, und die drei Matrosen, die in ihrem ganzen Leben einen solchen Reichthum noch nicht bei einander gesehen, jauchzten und jubelten um den aufgehäuften Schatz. Sie konnten den Gedanken kaum fassen, daß Alles das jetzt ihnen sei, und die wildesten, tollsten Pläne wurden unter dem alten Gummibaume entworfen, die fabelhaftesten Luftschlösser in die stille Nacht hineingebaut. Und waren das Luftschlösser? hatten sie nicht den soliden festen Grund da vor sich liegen, und bedurfte es etwa mehr, als nur einer einfachen Berechnung, was sie etwa mit dem „gefundenen" Schatze machen könnten? Jedenfalls hatten sie wirklich Jeder mehr, als es ihrer Meinung nach bedurft hätte, ein ganzes Schiff damit zu kaufen, und das war ja doch bei ihnen Allen von je das höchste Ziel all ihrer Wünsche gewesen.

Die Theilung ging jetzt, wie man das Gold überhaupt ohne Wage theilen konnte, so gut als möglich und nach dem Augenmaß vor sich. Der Haufen wurde in drei ziemlich gleiche Theile geschieden, und dann so lange davon herüber und hinüber, hier ab- und dort wieder zugeschoben, bis sie alle drei übereinstimmten, daß es sich nicht mehr verbessern ließ. Dann drehte sich Ned ab, und den Rücken dem Golde zu und Jones frug, indem er nach Gutdünken einen der Haufen mit dem Messer berührte:

„Wer soll den haben?"

„Ich!" sagte Ned.

„Hah, ha, ha, ha," lachte der Steuermann; „er kann's nicht erwarten, bis er seinen Theil kriegt — und den?"

„Ihr selber!" sagte Ned, indem er sich wieder umdrehte, zu sehen, welcher Antheil ihm geworden.

„Gut, dann nimmt Bob also den," setzte der Steuermann hinzu, indem er einen für sich mitgebrachten Lederſack hervorholte, seinen Antheil hineinzuschütten; „großer Unterschied wird überhaupt nicht sein, und auf eine halbe Unze kommt's nicht an. Jungens, Jungens, für eine halbe Unze haben wir sonst einen halben Monat arbeiten müssen. Na, das hat jetzt aufgehört, und der „Esquire" wird hinter meinem Namen gerade so gut klingen, wie hinter dem von John Smith und Thomas Brown."

Jeder der Drei nahm jetzt seinen Sack mit Gold an sich, dann wurde das Feuer noch einmal tüchtig aufgeschürt und dann lagen die Seeleute, in ihre neuen warmen, wollenen Decken gewickelt in so sanftem, festen Schlaf, als ob sie an Bord in ihren Cojen, und nicht flüchtig vor der Polizei mit gestohlenem Golde in der Wildniß lägen.

Am nächsten Morgen waren sie früh wieder auf. Die Provisionen wurden dann ebenfalls in drei, dem Gewicht nach ziemlich gleiche Parten getheilt, und mit den zusammengerollten Decken auf dem Rücken, Jones voran, der einen Brand in der Hand trug, am nächsten Wasser rasch ein Feuer damit zu entzünden, stiegen sie jetzt den Hang hinab. Dort unten sollte denn auch berathen werden, wohin sie von hier aus ihre Richtung nehmen wollten.

Die Schlucht erreichten sie bald, aber fanden dort kein Wasser, obgleich sie ihr eine ziemliche Strecke weit folgten. Jones blieb zuletzt stehen und meinte, sie dürften nicht länger an dem trockenen Bache abwärts gehen, der sie am Ende gerade wieder zum Turon und ihren Verfolgern in die Hände führte, und das wäre nachher, wie er meinte, „ein gefundenes Fressen für den Capitän."

„Ja, aber der Turon liegt ja dort hinüber," sagte Ned, „sind wir denn nicht gestern Abend auf der anderen Seite des Berges heraufgekommen?"

„Gott bewahre," rief Jones — „ich meinte ja noch, wir hätten unten nach Wasser suchen sollen — hier in derselben verdammten trockenen Schlucht, in der wir jetzt stehen. Nicht wahr, Bob?"

„Ja, und wenn Ihr mich todtschlagt, ich weiß nicht, wo wir hergekommen sind," sagte dieser, sich verlegen dabei umsehend, „wünschte aber nur, wir hätten einen Trunk Wasser, denn mir klebt die Zunge am Gaumen. Die Richtung wollen wir nachher schon finden."

„Weißt Du, was Du in dem Laden gestern Abend noch hättest kaufen sollen," sagte Jones jetzt zu Ned, — „einen Compaß. Den hätten wir gut gebrauchen können. Sie haben dort so kleine Dinger zu verkaufen, die ganz vortrefflich die Richtung anzeigen."

„Wenn Du das wußtest, so hättest Du's auch früher sagen können," brummte Ned; „jetzt ist's zu spät, und wir müssen sehen, wie wir ohne Compaß fertig werden. Hol's aber der Teufel, ob hier nicht ein Baum so aussieht, wie der andere, und der Berg, wie der da drüben — und kein Tropfen Wasser in dem verdammten Land. Das Gescheidteste ist, wir machen, daß wir an irgend

An die königliche Hof- und Staats-Biblio-
(Pflichtexemplar.)

einen Fluß kommen, und folgen dann dem Lauf deſſelben. Der bringt uns ſchon zu einem betretenen Weg und zu Menſchen, denn wo Menſchen ſind, da iſt doch wenigſtens Waſſer.

„Nun hier ſind Menſchen und hier iſt kein Waſſer," lachte Bob, „aber Cameraden, ich habe einen ſchmählichen Hunger. Wie wär's, wenn wir hier gleich an Ort und Stelle frühſtückten. Waſſer finden wir nachher ſchon irgendwo."

„Ich bringe ohne Waſſer keinen Biſſen hinunter," verſicherte Jones; „die Kehle iſt mir wie verdorrt und zugeſchnürt. Wenn wir gerade über den Berg hinüber und auf der anderen Seite wieder hinunterſteigen, müſſen wir ja doch zuletzt an Waſſer kommen."

„Ja, an den Turon," brummte Ned. „Ihr könnt Euch heilig darauf verlaſſen, wenn wir zurück gehen, kommen wir wieder an den Turon."

„Da hat er Recht," lachte Bob, „die einzige Frage iſt nur, nach welcher Richtung hin das zurück liegt. Daß auch keiner von uns geſtern Abend daran gedacht hat, nach den Sternen zu ſehen. Jetzt wüßten wir genau, wo wir wären."

„Halt!" rief da Jones plötzlich, indem er Ned's Arm ergriff. „Wo ging die Sonne Morgens auf, wenn wir in unſerem letzten claim [1]) mit dem Geſicht nach dem Turon zu ſtanden?"

„Grad vor uns," ſagte Ned.

„Gut," fuhr Jones fort, „dann ſind wir auch geſtern Abend in einer nordweſtlichen Richtung fortgegangen und ich habe Recht. Dort ſteht die Sonne jetzt, alſo liegt da drüben der Turon."

„Ja, das iſt Alles recht ſchön," lachte Bob, „aber wir ſollen doch wohl nicht die geſtern Abend angenommene Richtung, in der wir eben nur aus dem Bereiche des Fluſſes kommen wollten, beibehalten, denn da kommen wir jedenfalls in die ſchauerliche Wüſte hinein, die zwiſchen hier und den Quellen des Murray oder Hume liegt. Unten im Lager hatten wir einen Kalender, in dem das ganze Land beſchrieben ſtand."

„Suchen wir aber jetzt gleich wieder zurück in beſiedelte Gegenden zu kommen," warf Jones ein, „ſo ſind wir jedenfalls der Gefahr ausgeſetzt, irgend einem nach uns ausgeſchickten Polizeidiener in die Hände zu laufen."

„Bah, wer kennt uns denn?" warf Ned ein. „Ein Matroſe ſieht den Eherlins wie der Andere aus, und ſelbſt mit unſerem Golde können ſie uns nichts beweiſen. Wenn wir nur zwei Tage fort ſind, ſoll uns einmal Jemand entgegentreten und beſchwören können, daß wir Alles, was wir hier bei uns haben, nicht unter einem oder dem anderen Baume, meinetwegen hier in den Bergen gefunden. Hat nicht der Schwarze den Karr'ſchen Klumpen noch mit einem Beil unter einer Gummwurzel herausgeſchlagen?"

„Ja, das iſt Alles recht ſchön," ſagte Jones, der recht gut wußte, daß er, wenn wieder eingefangen, als Steuermann auch die größte Verantwortung würde zu tragen haben; „der Gefahr wollen wir uns aber doch nicht unnöthiger Weiſe ausſetzen und jetzt einmal in Sicherheit, nicht wie die kleinen Kinder gerade da wieder hinlaufen, wo wir nichts mehr zu ſuchen haben. Mein Vorſchlag iſt der, daß wir noch meinetwegen heute bis gegen Abend, oder wenigſtens einen halben Tag lang, die geſtrige Richtung beibehalten, und dann etwa nach der Mündung des Turon hin Cours nehmen. Dort kommen wir wahrſcheinlich wieder an Minen und können getroſt unſeren Weg direct nach Sidney einſchlagen. Jetzt nur vor allen Dingen Waſſer, das Andere findet ſich alles, und treffen wir einen guten Waſſerplatz, bleiben wir eben ſo ſicher einen Tag dort liegen, ruhen uns ordentlich aus und können unſeren Marſch dann mit friſchen Kräften fortſetzen."

Dem ließ ſich nicht gut etwas entgegnen, und die Matroſen, überdies gewohnt, an Bord dem Steuermann unbedingt zu vertrauen und ſich nie viel um den einzuſchlagenden Cours zu kümmern, folgten auch jetzt ihrem früheren Vorgeſetzten, wohin er ſie eben führen würde. Die Sonne fing indeſſen an, ziemlich heiß auf ihre Scheitel niederzubrennen, und es wurde ihnen ſauer, den eben niedergeſtiegenen Berg auf's Neue zu erſteigen. Das ging doch nicht anders, und auf der entgegengeſetzten Seite lag ja auch die Hoffnung auf Waſſer, dem ſie alle jetzt entgegenſchmachteten. Selbſt Bob war einſilbig geworden, und Jones ſtieg, ohne daß weiter ein Wort gewechſelt wurde, ſchweigend voran. Jetzt hatten ſie endlich die andere Schlucht erreicht, wo eine Maſſe wild zerſtreuter Quarzblöcke wohl die Nähe von Gold verrieth, aber — kein Waſſer bot. Gold — was kümmerte ſie jetzt Gold, ſie hatten an dem in ihren Säcken ſchwer genug zu tragen, — Waſſer wollten ſie, und hätten es gerne theuer genug gekauft, wenn es nur eben zu bekommen geweſen wäre.

Dieſer Schlucht über folgten ſie wohl eine ganze Meile nieder, und wenn ſie ſich auch jetzt drehte, und ſelbſt nach Jones Meinung dieſelbe Richtung einſchlug, wie jene an der anderen Seite des Berges, alſo ebenfalls nach dem Turon zu, ſo bedurfte es nur eines Blickes rechts und links, die ſteilen, ſteinigen, ſonngebrannten und faſt ſchattenloſen Wände hinauf, und ſie wanderten oder kletterten wieder ruhig und unverdroſſen weiter. Einmal mußten ſie ja doch an Waſſer kommen — und wenn es der Turon geweſen wäre.

Ned hatte zwiſchen ſeinen Proviſionen allerdings eine gefüllte Whiskeyflaſche mitgebracht, der brennende Trank, von dem ſie ſchon Jeder ein paar Mal einen Schluck genommen, löſchte ihnen aber den Durſt nicht, wenn er auch für den Augenblick half, und die Zungen klebten ihnen am Gaumen.

„Das iſt doch ein gottverfluchtes Land, das Auſtralien," läſterte Jones endlich, während er ſeinen Pack zu Boden warf, „kein Tropfen Waſſer, wohin man tritt — aber ich kann nicht weiter und muß erſt etwas eſſen, und wenn ich's auch hinunter zu würgen habe."

Die übrigen waren gern damit einverſtanden. Erſchöpft und matt fühlten ſich Alle, und die Proviſionsſäcke wurden geöffnet, den Körper nach den überſtandenen Strapazen wenigſtens in etwas zu ſtärken. Das beendet, brachen ſie wieder auf, jetzt aber mit dem feſten Entſchluß, an dem erſten Waſſerloch, das ſie erreichen würden, einen vollen Raſttag zu machen, und wenn ſie ihre Lebensmittel bis auf die letzte Krume aufzehrten. Die Minen konnten ſie dann bald wieder erreichen.

Noch einmal folgten ſie jetzt der trockenen Schlucht, in der vergeblichen Hoffnung, einen Quell, oder doch wenigſtens an irgend einer Stelle vom letzten Regen übergebliebenes Waſſer zu finden. Einmal glaubten ſie auch ſchon ihren Wunſch erfüllt zu ſehen, indem ſie eine feuchte Stelle im Bett des ſonſt trockenen Baches antrafen. Dieſe aber enthielt nur dickflüſſigen, mit grünem Moder überwachſenen Schlamm, und ſelbſt Jones konnte ſich nicht dazu entſchließen, die Lippen daran zu bringen. Er bog ſich allerdings darüber hin, mußte aber in Ekel davon abſtehen. Im weichen Schlamm war die Spur eines vierfüßigen Thieres eingedrückt.

Zwei volle Stunden marſchirten ſie wieder weiter, immer der Schlucht nach, und zwar jetzt genau der Richtung folgend, in der Jones den Turon vermuthete. Wäre das aber der Fall geweſen, ſo hätten ſie ihn ſchon lange erreichen müſſen, und der Steuermann ſelbſt fand jetzt, daß er ſeinen Cours verloren habe. Dort hinaus durften ſie deßhalb unter keiner Bedingung weiter gehen, dieſe Schlucht führte ſie wahrſcheinlich mitten in die furchtbarſte Wildniß hinein, und fielen ſie dort, unbewaffnet wie ſie waren, den Schwarzen in die Hände, ſo wären ſie verloren geweſen. Zu ihrer Rechten lief ein niederer Hügelrücken hin, der es ihnen allem Anſchein nach möglich machte, den dort liegenden hohen Berg zu umgehen. Der Richtung beſchloſſen ſie alſo einſtimmig zu folgen. An einer anderen Schlucht waren ſie vielleicht auch glücklicher und trafen Waſſer, oder hörten nach irgend einer Seite zu das Klappern der Maſchinen, das ihnen die Nähe von Goldwäſchern verrathen hätte. Es ſollten ja hier überall in den Bergen Leute ſtecken.

1) Claim werden in den Minen die von Einem oder Mehreren beanſpruchten und ihnen durch das Geſetz zugeſicherten Stellen genannt, in denen ſie graben dürfen.

Digitized by Google

„Ich fürchte, ich fürchte," sagte Bob, als sie wieder einmal im Schatten eines kleinen Gumbaumdickichts ausruhten, „wir sind bis jetzt in gerader Richtung vom Turon ab und mitten in den tollsten Wald hinein gerannt, wir hätten ja sonst einzelne der dort in der Nachbarschaft zerstreuten Goldsucher finden müssen. Hier die Gegend ist aber wie ausgestorben, und die Spur des kleinen Känguruhs oder was es sonst für eine Bestie gewesen ist, die ich am Schlammloch gesehen habe, ist das erste und einzige Zeichen irgend eines lebenden Wesens, das wir heute den ganzen Tag gefunden haben. Nicht einmal ein Vogel ist zu sehen. Mir graut's vor solcher Einöde."

„Wenn wir der Richtung gefolgt wären, die ich einschlagen wollte," sagte Ned, und suchte eines der ihm nächsten Gumblätter zu kauen, „so wären wir jetzt an Wasser — pfui Teufel, wie das Zeug schmeckt, bitter und ölig, wie Gift."

„Ja, bei Wasser und Brod vielleicht," brummte Jones.

Ned wollte etwas erwidern, verschluckte es aber und lehnte sich erschöpft auf die neben ihm liegende Decke, dort besser auszuruhen.

„Wie schrecklich still das hier ist," sagte Bob nach einer ziemlich langen Pause, „nicht einmal ein Vogel zu hören oder zu sehen. Kein Frosch quackt, — kein Schuß, — kein Peitschenknall, kein Vieh, selbst in den Bergen — nicht einmal Wild. Wenn man abergläubisch wäre, könnte man wahrhaftig denken, man sei von irgend einem bösen Geiste über Nacht ein paar hundert Meilen in's Land hinein versetzt worden. So viel weiß ich, wenn ich den Turon oder einen anderen Fluß erst einmal wieder zu sehen bekomme, bringt mich kein Teufel weg davon, oder wenigstens aus Sicht. Die Quälerei möcht' ich nicht zum zweiten Mal durchmachen."

„Wenn wir ihn nur erst zu sehen bekommen," brummte Ned.

„Da sitzen wir nun," lachte Bob plötzlich, „drei steinreiche Burschen, mit ihren Säcken voll Gold, und trocken wie ein Fisch am Land. Aber zum Henker, das gehört mit dazu, und wenn's uns am Ende gar zu leicht gemacht wäre, hätten wir vielleicht noch Gewissensbisse bekommen. So müssen wir's uns aber sauer genug verdienen, und nachher schmeckt's desto besser. Uebrigens will ich an diese verzweifelt trockenen Gumwälder mein Lebelang denken. Sieht nicht einer von den saftlosen steingrauen Bäumen gerade so aus, wie der andere, und werfen die Dinger überhaupt einen Schatten? Der Stamm, ja, damit sind wir aber auch fertig, und das, was man bei anderen Bäumen Laub nennen würde, hängt hier wie lange Stückchen Zink in Büscheln von den Zweigen nieder und klappert — und kein Grashalm dabei im ganzen Wald. Meine Mutter zu Hause klagte immer über ihre feuchte Wohnung; hier sollte sie sich anbauen, hier wär's trocken genug. — Na — Ihr Beiden sitzt ja da, als ob Euch alle Masten über Bord geweht wären. Hier können wir nicht bleiben, so viel ist gewiß, und je eher wir aufbrechen, desto früher dürfen wir hoffen, irgendwo in diesem verbrannten Lande Wasser oder wenigstens erst einmal Menschen anzutreffen." (Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Venedig *).

Triest, den 10. Mai 1856.

Einen eigentlichen Reisebericht bin ich in der That noch nicht im Stande zu schreiben, es fehlt an Zeit und Ruhe, auch würde der Faden der mühseligen Geschichte gar zu oft abgebrochen werden müssen, was weder mir noch den verehrten Lesern lieb sein dürfte. Aber so ein Seitensprung, der mehr eine Erholung als eine eigentliche Reise ist und auch mit unserem Hauptzweck in keiner weiteren Verbindung steht, dürfte wohl füglich Platz finden. Als ich nämlich Triest erreicht hatte und die ersten und nothwendigsten Bekanntschaften gemacht, ergaben sich ein paar freie Tage, die ich nicht besser anzuwenden oder vielmehr auszunutzen wußte, als daß ich die bequeme Gelegenheit ergriff, mit dem Dampfboot, das täglich binnen 6 oder 7 Stunden von hier aus nach Venedig fährt, eine kleine Wasserfahrt nach der alten Lagunenstadt zu unternehmen, die mir noch mit dem ganzen Zauber alter Erinnerungen vor der Seele stand. Es sind nun bald fünfzehn Jahre her, daß zu Land mich die wißbegierige Neugierde auch dorthin trieb, und vieles, was ich damals bewundert oder angestaunt, das wollte ich nun mit ruhigerm Gemüthe noch einmal besehen. Vielleicht fände sich dann, um wieviel ich kühler und ernster geworden. Auch, das läugne ich nicht, reizte mich das Meer, das wie ein unermeßlicher Spiegel sich vor meinem Fenster ausbreitete, und über das hinzugleiten mir eine wahre, körperliche Wohlthat sein mußte. Also nach Venedig! Am 8. Mai war's, Morgens 7 Uhr, als das Dampfschiff im Hafen von Triest die Anker lichtete und in weitem Bogen dem offenen Meer entgegen eilte. Ein prächtiger Himmel wölbte sich über uns, der nur nach Südwest hin eine trübe Färbung zeigte. Triest selbst, das, beiläufig bemerkt, eine prächtige Lage hat, und mit einem wahren Mastenwalde von der See her umgürtet ist, zog sich in weitem Kreise vor dem Blicke auseinander, um dann wieder sich enger und enger zusammen zu schließen, im Rücken die Istrischen Alpen, die ihm zum grandiosen Hintergrunde dienen. Aber auch um sich soll man schauen, nicht bloß in die Ferne. Die Reisegesellschaft war ziemlich zahlreich. Männer und Frauen, meistens Landreisende, denen das Seefahren eine Neuigkeit war, ungefähr wie mir auch. Ein paar wirkliche, lebendige Türken mit Turban, Kaftan und Pantoffeln waren auch dabei, ein paar köstliche Exemplare, die mich nicht wenig beschäftigten. Beim Beginn der Fahrt ging's sehr glatt ab, und stand und dann saß auch die ganze Gesellschaft auf dem Verdeck herum, die Einen bang und schüchtern, die Andern kühn und trotzig, versteht sich von den Landratten, die zum erstenmale diese spannenlange Seereise machten und ihren Muth zeigen wollten. Kaum sank aber Pirano, ein hervorspringender Hügel nach Südost, in's Meer hinab, als das Schiff einen ziemlichen Knix machte, erst rechts, dann links sich tief zur Seite neigte und was stand und saß ziemlich rüttelte. Der Wind stieß nämlich frisch auf die See und machte allerlei Capriolen mit den Wellen. Das Wiegen des Schiffes dauerte keine fünf Minuten, als sich die Folgen bereits bei den Passagieren zeigten, zuerst bei den Frauen, die eine nach der andern in die Cajüte entwichen, dann aber brach auch der Trotz manchen Mannesbildes vor einer gewissen Magenbewegung, die sich einmal nicht mehr bezähmen ließ. Es ist bei solchen Gelegenheiten fast komisch zu sehen, wie besonders das gelecte Volk der jungen Handlungsreisenden, Studenten und Touristen, — alle waren vertreten — sich verstohlen in einen Winkel duckte und das von innerem Bangen verstörte Antlitz in irgend eine Capuze barg. Aber der Wind fragte nichts darnach, und die Wasser wichen seinen Stößen, ballten sich zu Wogen zusammen und nahmen Reißaus, so gut es ging. Das Schiff ging zwar unbekümmert um diesen kleinen Spektakel seinen Weg, aber machte doch fortwährend solche verdächtige Complimente, daß bald die ganze Cajüte wie ein Lazareth aussah, und das Deck ziemlich gesändert blieb. Da bei solchen allgemeinen Calamitäten, die in diesem Falle mehr lästig als gefährlich waren, der Geistliche besonders den Kopf oben behalten muß, so blieb ich richtig dann auch völlig unangefochten und mochte mich an dem Spiel der Wellen und dem Schaukeln des Schiffes recht freuen nach Herzenslust. Aber auch das Plaisir dauerte nicht lange. Noch war von Venedig nichts zu sehen, Triest aber verschwunden, als sich der Himmel mit trüben Wolken überzog und es erst sanft und dann so unsanft zu regnen begann, daß wir, Gesunde und Kranke, uns in die Cajüte flüchten und schon Verzicht leisten mußten, die alte Königin des Meeres aus den Wellen emporsteigen zu sehen. Erst dicht vor Venedig wagten wir uns auf's Deck, spähten die Regenschirme auf und begrüßten den Lido, hinten weit

*) Aus Kolpings „Rheinischen Volksblättern". — Der vorstehende „Ausflug nach Venedig" ist von Kolping selbst, der bekanntlich gerade auf einer Reise in den österreichischen Staaten begriffen ist. Die Red. der Kath. Fig.

Digitized by Google

Murano, die Kirchhöfe, dann die Stadt, die schwer von Regen traf und nichts weniger als zauberisch aussah. Gerade vor dem Dogenplatz gingen wir vor Anker und zugleich umwimmelte uns ein Heer von Gondeln und Barken, deren die Passagiere nicht an's Land, denn Land gibt's in Venedig nicht, sondern in die Gasthöfe zu bringen. Auch die beiden Türken hatten ihren Kerl gehalten und gesellten sich zu uns in eine Barke, die uns dann pfeilschnell nach einem in der Nähe des Marcusplatzes gelegenen Gasthof brachten. Vom Gasthausleben jetzt kein Wort und von dem Venetianischen am allerwenigsten. Auch über die berühmten oder wenn man will berüchtigten Gondeliere jetzt noch nichts. Wer sich leicht ärgert oder sich den Humor verderben läßt, soll nicht auf Reisen gehen, gar nicht nach Venedig. Nur das setze ich hinzu, wer als Reisender noch kein Lehrgeld bezahlt hat, der zahlt in Venedig sicher und zwar gehörig. Es war Mittags 2 Uhr, als wir in Venedig ausstiegen. Kalter Regen fiel fortwährend vom Himmel und machte den Fuchsbau dieser Stadt noch düsterer, trüber und schmutziger, als er sonst bei heiterem Wetter ist. Mit Hülfe des deutschen Caplans dort, eines gar liebenswürdigen Mannes, erhielt ich trotz Regen und Schmutz einen zuverlässigen Führer für den folgenden Tag und begnügte mich dann für den ersten Anlauf, mich still in eine Ecke der Marcuskirche zu setzen, um dieses kostbare, herrliche Werk kirchlicher Kunst mit aller Muße zu beschauen. Doch, es ist doch der Mühe werth, d'rum den Seitensprung zu thun und etliche Unbequemlichkeit zu dulden. Ob ich die Prachtkirche auch früher gesehen, sie erschien mir noch herrlicher jetzt, wo ich auch noch manches Andere in der Welt gesehen, als ich sie mir in der Erinnerung vorgestellt. Wie reich muß Venedig gewesen sein, um eine solche Kirche nicht bauen, der Bau ist nicht sonderlich groß, sondern so prachtvoll ausstatten zu können. Eine Beschreibung der einzelnen Theile würde ein Buch füllen, und dies endlich doch nur für den Künstler geschrieben sein. Allerdings, die alten Venetianer haben den Orient geplündert, um Venedig reich zu machen, die prächtigsten Säulen von den verschiedensten Marmorarten mit ihren herrlichen Capitälen sind aus Constantinopel, die aus Alabaster hinter dem Hochaltar sogar aus Jerusalem, aber den Venetianer hat's zur Zeit gemacht wie Viele vor ihm und nach ihm, hat sich mit fremden Federn geschmückt und dann in fremder Schule gelernt, nur hat diesmal wieder der Schüler den Meister übertroffen. In der Marcuskirche findet sich eine tausendjährige Kunst und die Arbeit vor weniger Jahrhunderte. Die letzten Mosaiken an den Decken reichen bis ins 17. Jahrhundert hinab. Nur tritt hier schon die Signatur der neuern Zeit kräftig und ungenirt hervor. Nirgendwo erblickt man an den alten Kunstwerken den Namen des Künstlers. Man wußte wenigstens daß man zur Ehre Gottes bauen, arbeiten und bilden mußte; unter den neuern Bildern aber steht, eben so glänzend und dauerhaft als das Kunstwerk selbst, auch der Name des Künstlers in Mosaik und zwar im Tempel des allmächtigen Gottes, dem, so weit mein schwacher Verstand reicht, wenigstens an heiliger Stätte allein alle Ehre und Herrlichkeit gebührt und auch gebühren sollte in solchen Dingen. Es erinnert mich das an die Unsitte, über gewissen Altären, und zwar über dem Tabernakel sogar, das Wappen der Familie zu befestigen, die vielleicht diesen Altar einst herrichten ließ. Mir kommt's vor, als hieße das nichts anders als: Ihr Leute, unser Herrgott verdankt mir diesen Altar! Hier beim Künstler heißt's: Seht ihr Leute, was ich, Heinrich oder Peter, nicht Alles gemacht habe! Das scheint mir vor dem Angesichte Gottes gar nicht sehr erbaulich. Aber in Venedig bin ich noch andern Dingen begegnet, die zur Zeit schon zur Sprache kommen werden.

(Schluß folgt.)

Mainz, 4. Juni. Morgen, am 5. Juni, kehrt der Gedächtnißtag des heil. Bonifacius wieder. Nach bischöflicher Anordnung wird dieser Tag fortan im hohen Dome feierlich begangen und so, wenigstens innerhalb der Hallen der Kathedrale, ein Nachklang des unvergeßlichen Säcularfestes wiederkehren. Schon ist das Innere des Domes ähnlich wie an jenem Feste geschmückt, und wird der morgige Tag in gleicher Weise, wie damals, mit Pontificalamt um 9 Uhr Vormittags, Pontificalvesper um 3 Uhr Nachmittags und Festpredigt Abends um 7 Uhr gefeiert werden. (Mainz. Journal.)

Fulda, 2. Juni. In verflossener Woche weilte hier der Provinzial der Capuciner in Bayern, der hochwürdige P. Joannes Marin a Ratisbona *), wie er sich unterschrieb. Derselbe kam hier mit dem Custos der Capucinerklöster in Franken P. Gregor aus dem Hospitium auf dem Nikolausberge bei Würzburg (das weithin bekannte, herrlich gelegene „Käppele") zusammen, und beide begaben sich dann von hier nach Königshofen im Grabfelde, wo sich ein Kloster ihres Ordens befindet; der P. Provinzial ist, so viel ich weiß, auf einer Visitationsreise begriffen. Dieser Ordensmann ist schon in seinem Aeußeren eine ehrwürdige, imponirende Erscheinung; die Ehrerbietung, womit ihm die Bevölkerung unserer Stadt, wenn er in den Straßen erschien, begegnete, bewies dies auch; gehören zumal Geistliche aus dem Capucinerorden zu den hier nicht häufigen Erscheinungen, besonders seit die letzten noch lebenden Conventualen des ehemals hier bestehenden Klosters mit Tod abgegangen sind. Personen die mit erwähntem Ordensprovinzial zusammen gekommen sind, können aber auch dessen geistige Vorzüge, seinen Scharfsinn, Gelehrsamkeit und dabei herzliches, gemüthliches Wesen nicht genug rühmen; es ist gut, daß auch die protestantische Bevölkerung Norddeutschlands einmal diese Männer kennen lernt, dadurch wird manches Vorurtheil wegfallen. In dem benachbarten Franken bestehen Capucinerklöster und Hospitien zu Königshofen, Karlsstadt am Main, Würzburg, Lohr, Aschaffenburg; in Westphalen ist ein Kloster zu Werne bei Münster, eine Niederlassung zu Ottbergen (3 Patres) in der Wesergegend und, so viel uns bekannt, noch eine dritte im Hildesheimischen. Die fränkischen Ordensleute kommen auch in das Fuldaische auf Termin, jene von Königshofen in den östlichen und südlichen Theil unseres Kreises, die von Lohr in den südlichen (Amt Neuhof). (Mainz. Journal.)

Paris, 2. Juni. Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich tritt, so sagt man, gegen Ende Juni eine Reise nach dem Rhein und Bodensee an. Louis Napoleon begibt sich nach der Schweiz, und hier, auf dem Schlosse Arenenberg im Thurgau, wird es sein, wo Frankreichs und Oesterreichs Kaiser sich zusammen finden. — Man unterhält sich viel von einer Rede, welche Herr v. Montalembert bei Gelegenheit des Portos für Drucksachen in der Legislative gehalten hat. Er sprach sich dabei auf das heftigste über die heutige Speculationswuth aus und gebrauchte unter Anderem folgende Worte: „Diese skandalösen Vermögen, wie ohne Arbeit, so sind sie auch ohne Ehre gewonnen.

*) Regensburg.

Da die Telegraphenleitung auch gestern wieder unterbrochen war, so erhielten wir keine telegraphische Münchener Schrannen-Anzeige und können den Schrannenbericht erst heute nachstehend liefern.

Münchener Schrannen-Bericht vom 7. Juni 1856

Getreide-Gattung.	Verkauft worden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gefällen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	7046	613	23	29	21	10	18	27	—	13	—	—
Korn	3114	162	16	29	16	7	15	48	—	2	—	—
Gerste	298	135	12	8	11	42	11	15	—	—	—	12
Haber	1681	70	7	3	6	33	6	24	—	12	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 24. Den 16. Juni: Benno, Stdt.- u. L.-P.

Im Australischen Busch.

Von F. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Seine beiden Gefährten erwiderten Nichts darauf, standen aber doch auf. Die Kehlen waren ihnen zu trocken, viel zu sprechen, und je eher sie diesem Zustande ein Ende machen konnten, desto lieber war es ihnen. Schweigend setzten die drei Männer ihren Marsch fort, und zwar der Richtung zu, in der sie die verlassenen Minen vermutheten. Und wenn sie selbst wieder zufällig zu der Stelle zurückgekehrt wären, von der sie geflohen, hätten sie sich doch wenigstens nach Dunkelwerden satt trinken und nachher dem Laufe des Flusses folgen, wenigstens in seiner Nähe bleiben können. Vergebens aber legten sie Meile nach Meile zurück, — der Schweiß lief ihnen in großen, schweren Tropfen an der Stirne nieder, und die Glieder vermochten sie kaum weiter zu schleppen. So brach die Nacht an, und noch immer hatten sie keinen Tropfen Wasser, keine Spur eines menschlichen Wesens gefunden und mußten wieder lagern. Allerdings machten sie einen Versuch im Dunkeln ihren Weg fortzusetzen, aber der Himmel hatte sich umwölkt, es war so finstee geworten, daß sie keine Hand vor den Augen sehen konnten, und in den rauhen Felsgesteinen kamen sie nicht fort.

Die Wolken hatten in sofern ihr Gutes, als sie dadurch auf Regen hoffen durften. Freilich verloren sie damit auch wieder die letzte Möglichkeit, ihre Richtung nach der Sonne zu verfolgen. Der nächste Morgen brach trübe an. Am Himmel ließ sich nicht einmal unterscheiden, wo die Sonne eigentlich aufgegangen sei, und kein Tropfen Regen fiel. Schweigend und finster nahmen die Leute ihre Packen wieder auf und wanderten weiter. Wohin? — sie wußten es selber nicht, und einer Schlucht jetzt aufwärts folgend, erreichten sie endlich wieder eine kleine Stelle, in deren Nähe ein paar Grashalme wuchsen und wo der Boden grün aussah — wie bei dem gestrigen Schlammloch.

„Dort ist Wasser!" rief Jones, und sprang darauf zu, aber — umsonst. Wasser hatte da jedenfalls einmal gestanden, aber der Grund war trocken und aufgesprungen und grüne, aber ebenfalls trockene und schon halb vergilbte Flechten zogen sich darüber hin.

„Heiliger Gott!" rief da Bob plötzlich, als sie still und mürrisch den Platz umstanden — „das ist ja dieselbe Stelle, an der wir gestern waren. Dort ist der Stein, auf den ich meinen Packen warf, — da ist der Eindruck selbst von Jones Hand noch, als er sich hinüber bog den Schlamm zu lecken."

Die Anderen waesen rasch und erschreckt den Blick umher; die Thatsache ließ sich nicht leugnen.

„Dann folgen wir aber jetzt auch der Schlucht aufwärts und den Berg hinüber!" rief da Ned, von neuer Hoffnung belebt. Das ist der entgegengesetzte Weg von dem, den wir gestern einschlugen und wird uns zurück zum Turon bringen. Ich hab' es ja gleich gesagt, daß wir irrgingen.

„Wie das in dem einen Tag ausgetrocknet ist," seufzte Jones, der kein Wort mehr gegen die unbestimmte Richtung erwiderte. „Gott gebe nur, daß wir bald wieder zum Fluß zurückkommen. Viel längee halt' ich's nicht mehr aus."

Ned führte jetzt den Zug an und kletterte, so rasch als es ihm seine Kräfte erlaubten, den Hang hinan. Er sah sich auch gar nicht mehr nach den Anderen um, ob sie ihm folgten oder nicht; nur vorwärts — vorwärts drängte er unaufhaltsam fort, aus dem Walde, zu Menschen, nur zu einem betretenen Pfad wenigstens zu gelangen. So kletterten sie keuchend den Berg hinauf, und wollten eben, ohne nur einen Moment anzuhalten oder zu rasten, über die Kuppe hinüber und an der anderen Seite wieder hinunter steigen, als sie Jones' Ruf an die Stelle bannte: „Land, bei Gott! — dort liegt ein Haus!"

„Wo?" schrie Ned, und folgte rasch mit den Augen der angegebenen Richtung. War das ein Haus? In weiter Ferne an einem der gegenüberliegenden Hügelhänge schien es fast, als ob eine Stelle vom Walde gelichtet wäre, und mitten drin stand ein heller viereckiger Block. Es war jedenfalls eine kleine Farm dort vielleicht an der Grenze des Waldes.

„Das ist ein Stein, sagte Bob endlich, der den Platz ebenfalls mit den Augen gesucht und gefunden, — ein Stein und nackte Felsenwand drum rum!

„Ich kann die Fenster im Haus erkennen!" rief aber Jones; „und dort — dort bewegt sich etwas — das ist ein Mensch. Gott sei Lob und Dank, da endlich ist ein Ende dieses Elends. Jungens, Jungens, jetzt kann ich es Euch wohl sagen, mir fällt ein Stein vom Herzen, denn bei unserem Marsch fing mir an, gar nicht wohl zu werden. Da drüben liegt unsere Hilfe."

„Es ist wahrhaftig ein Stein," sagte Bob; „weßhalb sollte sich auch ein Mensch da oben an den nackten Berg hinsetzen. Gehen wir dort hinüber, so kommen wir ganz aus unserem Cours."

„Das ist ein Haus," betheuerte aber auch Ned — „ich kann den blauen Rauch aus dem Schornstein aufsteigen sehen. Cours oder nicht, ich gebe überhaupt keinen Sixpence um unseren ganzen Cours, und das Beste ist, wir steuern gerade auf die Farm da zu. Die Leute dort werden uns nachher schon sagen, wo wir Weg und Steg aus dieser Wildniß finden."

Bob schüttelte den Kopf, da die anderen Beiden aber so fest auf ihrer Meinung beharrten, fügte er sich ihnen und wanderte mit, jetzt die Schlucht und den Abhang nieder, um an der anderen Seit wieder gerade aufzuklettern. Der Berg lag auch viel weiter entfernt, als sie im Anfang vermuthet hatten und mehrere dazwischen eindrängende Hügelrücken mußten sie vorher übersteigen.

Die Wolken brachen sich indessen wieder, die Sonne trat hell und klar heraus und schien noch einmal so heiß als früher niederzubrennen, als sie endlich den Hang, wo sie das Haus gesehen haben glaubten, erreichten und hinan stiegen. Aber keine Spur eines lebenden Wesens war zu finden, nicht einmal der Platz, den sie für die Farm gehalten, Wald — Wald — rings um sie her: Nichts als öder, grauer, schattenloser Wald und scharfer Quarzstein, der ihre Schuhe zerschnitt und ihre Füße verwundete.

„Ich kann nicht mehr," stöhnte Jones da, indem er sich, zum Tode matt, unter einen Baum warf — „meine Leber steht in Feuer, und vor den Augen fliegt's mir wie dunkele, blutige Wolken herum."

„Wir werden den ganzen Weg wieder zurück müssen, den wir nach Euerem Haus hinaufgestiegen sind," sagte Bob endlich

An die königliche Hof- und Staats-B...

(Pflichtexemplar)

kleinlaut. „Nach einer Richtung müssen wir aber doch endlich einmal wieder zum Fluß kommen, und ich denke, wenn wir hier jetzt weiter steigen, wäre es gerade so gut. Keiner von uns weiß doch mehr, wo er ist, und das dort kann gerade so gut der richtige Cours sein, wie der falsche."

Damit waren die anderen Beiden aber nicht einverstanden. Nun sie die Sonne sehen konnten, und wenigstens wußten, wo Norden und Süden war, wollten sie von keinem Cours auf's Geradewohl mehr hören, sondern Jones schlug jetzt vor, nach Süden zu gehen und die Richtung beizubehalten, wo sie dann endlich wenigstens an das Ufer des Meeres, und jedenfalls vorher an Straßen kommen mußten. Schweigend wandten sich die Beiden und schritten und stiegen schweigend weiter, bis endlich, als sich die Sonne schon dem Untergange wieder neigte, Bob plötzlich ausrief:

„Aber um des Himmels willen, Menschen, wir wollen nach Süden hinunter und laufen gerade nach Norden herauf. Steht denn nicht in diesem verzweifelten Lande die Sonne um Mittag im Norden?"

„Das hat noch gefehlt!" stöhnte Jones und sank neben seiner Ladung zu Boden. „Jetzt sind wir, Gott weiß wie viel Meilen mitten in das wilde Land hineingezogen, und wenn wir hier Wasser träfen, könnten wir uns auch darauf verlassen, daß Wilde dabei wären."

„Ja, das kann nichts helfen," sagte aber Bob entschlossen. „Wir haben uns einmal verirrt und müssen jetzt sehen, wie wir wieder hinauskommen. Noch sind wir im Stande, zu gehen, wer weiß, wie es morgen wird. Ich denke deßhalb, wir drehen hier, wo wir liegen, gerade um und gehen von jetzt an den richtigen Südcours und ich glaube, besser auch ein wenig östlich hinunter. Gerade im Süden ist die See weiter, als wenn wir uns mehr links der Küste zu halten."

„See — Hölle!" stöhnte aber Ned — „ich bin nicht mehr im Stande, mit der Last hier die See zu erreichen. Wenn wir nicht früher Wasser finden, bleibe ich liegen."

„Nur Muth, nur Muth!" suchte sie aber Bob aufzurichten, „hätten wir gleich von Anfang an einen richtigen und festen Cours beibehalten, wären wir lange heraus, so aber, da wir überall nur immer nach Wasser suchten, sind wir hin- und hergeklettert, und wahrscheinlich weiter und weiter von dem Orte abgekommen, den wir eigentlich erreichen wollten."

„Du hast jetzt gut peetigen," brummte Jones mit einem Fluch in den Bart. „Daß wir auf keiner Chaussee sind, wissen wir selber. Und nun vorwärts; in der Abendkühle können wir eher noch eine Strecke zurücklegen, als am heißen Tag."

Wieder hoben die Männer seufzend ihre Last auf, und wanderten weiter, den Weg gerade zurück, den sie die letzten Stunden gekommen, als plötzlich Ned stehen blieb und mit leiser, heiserer Stimme sagte:

„Ich weiß nicht; wird mir nur auf einmal so heiß und schwül; aber die Luft hier kommt mir vor, als ob sie uns aus einem Backofen anwehte. Ein paar Mal traf mich's jetzt in den Nacken, als ob mir Jemand seinen heißen Hauch hineingeblasen."

„Mir ist's auch schon so vorgekommen, sagte Jones, indem er stehen blieb und sich umdrehte, aber auch augenblicklich wieder den Kopf abwandte. — „da hinter uns kommt's her" — rief er dabei. „Das hat uns noch gefehlt — das ist der „heiße Wind" und nun sind wir verloren!"

Der „heiße Wind" war es allerdings, der in Australien wie der Samum der Wüste aus den heißen Sand- und Salzebenen des Inneren herausstreicht, und wohin er trifft, Schrecken und Verwüstung trägt. Die drei Unglücklichen, schon außerdem zum Tode erschöpft und halb verschmachtet, brachen fast unter der neuen Last zusammen, und wie sie sich auch mühten vorwärts zu kommen, versagten ihnen zuletzt die erschöpften Glieder den Dienst. Jones blieb zuerst liegen und rief den Andern zu, sich zu retten, er könne nicht weiter und wolle dort sterben wo er liege. Ned drang darauf, noch weiter zu gehen, — sie könnten nicht mehr so weit von Hilfe entfernt sein, und wenn sie hier blieben, wäre ihr Verderben gewiß.

Bob machte jetzt den Vorschlag, ihr Gold, eine kleine Quantität abgerechnet, die sie recht gut mitnehmen könnten, hier zu verstecken, die Bäume dann in der Nachbarschaft zu bezeichnen, und wie sie gingen, dann und wann ein Rinde von einem Baum abzuschälen. Er hatte einmal gelesen, daß es amerikanische Jäger so gemacht hätten, ihre vergrabenen Biberfälle wiederzufinden. Seine beiden Kameraden wollten sich aber nicht dazu verstehen, ihren Schatz im Stiche zu lassen. Das Gold brachten sie schon noch fort, aber das andere Gepäck mit den Decken mochten sie nicht länger schleppen. Die Hitze wurde dabei immer drückender, und sie legten jetzt Alles unter einen der Bäume, legten Steine darauf, daß es der Wind nicht fortwehen konnte, und bezeichneten die benachbarten Bäume mit ihren Messern. Jones hatte sich indessen durch die Rast auch wieder so weit erholt, daß er wenigstens vorwärts konnte und an Gepäck leichter, glaubte er schon mit fortzukommen. Aber immer glühender wurde die Hitze, immer steiler und steiniger ihr Pfad, und der Steuermann, der die letzte halbe Stunde kaum hatte mit den beiden andern gleichen Schritt halten können, griff plötzlich den bis jetzt sorgfältig im Arm gehaltenen Sack mit Gold auf, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn von sich, so weit er konnte.

„Teufelsgold!" schrie er dabei mit heiserer, fast röchelnder Stimme, „da lieg und faule, und möge der Erste, der dich findet und aufhebt, über die verderben und verrotten. Fort mit dem Gift, — es ist kein Segen darin und so lange wir es bei uns haben, kommen wir aus dieser Wildniß nicht heraus, in der uns ein böser Geist in der Irre herumgeführt."

Der Mann war ganz rasend geworden; der Schaum stand ihm vor dem Munde, die Augen glühten ihm im Kopfe, und seine Glieder zitterten wie im Fieberfrost.

„Nein," sagte aber Bob, „das geht nicht, so gerade fort in den Busch wollen wir das Gold, das wir so lange geschleppt haben, auch nicht werfen. Komm, Ned, wir machen's, wie ich vorhin gesagt habe und der Platz hier eignet sich vortrefflich dazu. Der kleine spitze Hügel auf dem wir uns gerade befinden, ist leicht kenntlich, wenn man je wieder in diese Nachbarschaft käme, und etwas behält jeder davon zurück."

Er machte sich jetzt daran, seinen Vorschlag auszuführen. Während ihm Ned aber das Gold willenlos überließ, hatte sich Jones auf die Erde geworfen und heulte nach Wasser und nach Menschen wie ein wildes Thier, ja schlug und trat um sich, als ihm Bob endlich ein kleines Päckchen von seinem Golde wieder einhändigen wollte. Der junge Bursche steckte es dann selber für den Gefährten ein, verscharrte das Uebrige, so gut es gehen wollte, merkte sich, wie er glaubte, die Gegend vollkommen, und schnitt dann in die benachbarten Bäume quer über den Hügel hinüber Kerben. Das beendet, wollten sie wieder aufbrechen, Jones war aber nicht von der Stelle zu bringen. Er hob sich einmal auf die Füße, brach aber wieder zusammen, stöhnte nach Wasser und barg dann das Gesicht am Boden, dem heißen Luftzug, der immer drückender über die Berge strich, Linderung abzugewinnen. Die beiden Matrosen mußten ihn endlich liegen lassen, wo er lag. Bob schnitt aber vorher mit seinem Messer eine Anzahl Gumzweige ab und deckte sie über den Unglücklichen, ihn wenigstens gegen die Strahlen der niederbrennenden Sonne zu schützen. Sobald sie Hilfe fanden, wollten sie mit Wasser hierher zurückkehren und ihn und das Gold abholen.

Hilfe — den ganzen Tag wanderten sie und keine Aussicht auf Rettung zeigte sich. Die Sonne verdunkelte sich dabei mehr und mehr. Wie ein Feuerrauch lag es über den Bergen, der heiße Staub zog in Wolken über sie hin und das Tageslicht stand wie eine glühende mattrothe Kugel am Firmament, bis es endlich ebenfalls verschwand, — die Nacht brach an und keines Bleibens zu

essen hatten sie mehr, keinen Tropfen Thau selbst, ihre brennenden aufgesprungenen Lippen zu kühlen. Anstatt daß ihnen die Nacht dabei Kühlung brachte, wurde es eher noch heißer und drückender; sie athmeten den glühenden feinen Staub und selbst ihre Augen brannten wie Feuer. Die Nacht lag auch Ned in einem wilden, hitzigen Fieber und schrie in seinem tollen Traum, daß sie verfolgt würden und daß der ganze Wald in Brand stände. Sein Ruf: „Feuer! Hilfe! Rettung!“ gellte in markdurchschneidenden Tönen durch den Wald und Bob saß dabei, den Kopf an einen Baum gelehnt, das Gesicht mit den Händen bedeckt und betete, daß ihn Gott nicht auch möchte wahnsinnig werden lassen.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Venedig.

(Schluß.)

In der Nacht nach unserer Ankunft setzte sich das Regenwetter tapfer fort und ließ auch am folgenden Tage durchaus nicht ab. Ich hatte mich eigentlich auch auf das heitere, sonnige Italien gefreut, aber wenn ich berichte, daß ich am 8. Mai sorglich in den Ueberrock gehüllt und doch oft fröstelnd durch die gepriesene Venetia gelaufen bin, um trotz Sturm und Wetter, Schmutz und Regen, wenigstens das Sehenswertheste nochmal gründlich zu beschauen, dann sieht man daheim doch auch, daß Italien nicht gerade immer ein Paradies ist, sogar oft im Mai nicht. Außer dem Dogenpalaste, in dem das Oberkleid alter venetianischer Herrlichkeit hängen geblieben, kostbar und prächtig aber bereits zerfetzt, in dem und um den herum das Hauptstück der inneren Geschichte Venedigs spielt, sind's fast nur die Kirchen, die den lernbegierigeren Wanderer anziehen. In der Kirche der Märtyrer Johannes und Paulus finden sich außer vielen herrlichen Arbeiten des Pinsels und des Meißels noch die wunderbar schönen und köstlichen Reliefs, Scenen aus dem Leben der seligsten Jungfrau darstellend. Stundenlang dürfte man vor diesen Bilderwerken verweilen und man würde immer neue Schönheiten entdecken. Man wird kaum in eine Kirche Venedigs treten, in der man nicht das eine oder andere Kunstwerk zu bewundern fände, leider findet man bisweilen ein Zeugniß, wie sehr man sich durch den herrschenden Zeitgeschmack verleckt, aus allem Christenthum herauskünsteln konnte, selbst in der Kirche. In der sonst so herrlichen Kirche Maria gloriosa del Frari, der alten Minoritenkirche, die in wälschem, deutschem Styl erbaut, die größte und außer der Markuskirche auch die herrlichste Kirche Venedigs ist, stehen ein paar Monumente, von denen das eine geradezu ärgerlich, das andere mindestens völlig unchristlich ist. Das erstere ist dem Andenken Canova's, eines berühmten neuern Bildhauers, gewidmet, das andere zu Ehren Titians, des größten venetianischen Malers, errichtet. Daß man das Genie und die Kunst ehrt, ist menschlich, und will ich's nicht verwerfen, obschon das Christenthum mit seiner Verehrung sehr vorsichtig und heikel zu Werke geht. Daß man großen Männern, also auch großen Künstlern, öffentliche Denkmäler setzt, mag gar nicht unrecht sein. Wenn man aber mit solchen Denkmälern in die Kirche Gottes hineinrückt, in das katholische Gotteshaus, unter das Angesicht des Altars, dann sollte man sich zehnmal bedenken, damit das Denkmal doch wenigstens auch nach Ort und Umstand sich schicke. Die alten, stolzen Dogen haben auch ihre Denkmale hier, und man kann nicht gerade sagen, daß die alten Venetianer überfromm gewesen, eher das gerade Gegentheil trotz der vielen Kirchen und Klöster Venedigs; auch diesen Heiden Venedigs hat man die Ehre angethan, ihre prächtigen Grabmäler in die Kirchen zu versetzen, aber auch der stolzeste Doge faltet doch noch die Hände zum Gebet im Bilde, er ruft doch noch die Erbarmung Gottes an; aber was mögen jetzt Canova und Titian zu ihren Denkmalen sagen, da ihnen die Augen wahrscheinlich für eine andere Schönheit aufgegangen sind? Das Denkmal Canova's hat nicht einmal die leiseste Andeutung an's Christenthum, sondern ist durch und durch heidnisch, dem Gedanken und der Ausführung nach. Dabei Figuren am Fuße des fingirten Grabmals, die auf der offenen Straße sich nicht geziemten, viel weniger im Tempel Gottes! Ich beschreibe sie nicht. Das Denkmal Titians ist eine Art Altar und Titian selbst sitzt leibhaftig, natürlich im Bilde, drauf, umstanden von allegorischen Figuren der Künste, auch wieder keine Spur von Christenthum dabei, kein Kreuz — gar nichts. Nun mag der Titian ein großer Maler gewesen sein, und ich habe seine Bilder selbst geziemend bewundert, aber ein Heiliger war er doch keineswegs, und ihn wie auf den Altar zu setzen in einer christlichen Kirche, selbst ohne Erinnerung an den, vor dessen Richterstuhl er längst mit allen seinen Werken gestanden und der sich besser auf die Kunst versteht, als es Titian je gekonnt, ist mehr als stark und verdient unter diesen Umständen auch noch mehr als Tadel. Aber so sind die Menschen von heute. Je weniger sie das Heilige begreifen, une so höher heben sie das bloß Menschliche und bauen diesem in ihrer Art Altäre. Nun, daß es keine Versöhnung gibt von solchen Altären her, sollen sie schon zur Zeit erfahren. Leider wird diese Erfahrung sehr theuer, vielleicht zu theuer bezahlt.

Am Abend lichtete sich der Himmel ein wenig. Ich benutzte die Stunde, um mich eine Weile durch die arbeitende Bevölkerung Venedigs zu drängen. Darüber später. In der Nacht Sturm und Regen, der sich am andern Tage sehr steigerte, daß kein Schiff auslaufen konnte, selbst die Dampfschiffe ihre Fahrten einstellten. Aber das war ein Wetter. Der Regen goß in Strömen herab, und der Wind peitschte die Wellen der Lagunen über die Ufer des Markusplatzes an den bekannten Säulen von St. Marcus, daß es fast nicht möglich war, den Markusplatz selbst zu passiren, und sich dort auf den Beinen zu halten. Vom Herumlaufen keine Rede; wie ein ächter Venetianer flüchtete ich mich in's Kaffeehaus und gelangte endlich doch noch in die Markuskirche, die mich das schreckliche Wetter vergessen ließ. In den Nachmittagsstunden wurde es wenigstens so erträglich, daß ich einen Theil der Altstadt durchwandern konnte. Lauter enge Gäßchen in tausend und tausend Ecken und Winkel gebogen, finster und schmutzig. Die Handwerker sammt und sonders in offener Werkstatt, die Läden meist geöffnet, aber bereits um 5 Uhr erleuchtet, damit die Käufer wenigstens nicht die Katze im Sack zu kaufen gezwungen würden. Nein, wohnen möcht ich lieber auf einem einsamen Dorfe, als in diesen Fuchsbauten von Häusern und Gäßchen. Einmal hindurchstreifen ist interessant. Wenn Gott mehr Zeit und Muße schenkt, schreibe ich über die Arbeiterbevölkerung Venedigs noch einige Notizen, die ich bei einem sehr kundigen Manne eingesammelt. Interessant sind sie selbst für die Deutschen.

Das waren ein paar Tage in Venedig, die ich keineswegs bereue. In solchem schrecklichen Wetter Venedig zu sehen, hat auch seinen Reiz. Was ich sehen und lernen wollte, ist mir doch nicht entgangen, und bietet noch Stoff genug, um die Leser der Rheinischen Volksblätter ein andermal damit zu unterhalten. In der Nacht stürmte es weiter, am frühen Morgen klärte sich der Himmel. Um 6 Uhr stand ich wieder auf dem Deck des Dampfschiffes, das mich nach Triest zurück bringen sollte. Die Morgensonne beleuchtete das purelnasse Venedig und begann seine Lumpen zu trocknen, als die Räder einsetzten und uns von dannen führten. Mit der alten Herrlichkeit Venedigs ist's für immer aus, aber das herabgekommene Venedig ist noch immer eine Stadt, in der man nicht träumen sollte, sondern recht viel Gutes lernen mag. Nur muß man dann den überflüssigen Enthusiasmus daheim lassen, und seine fünf Sinne beisammen halten. Die Rückfahrt glich der Hinfahrt, wie ein Ei dem andern, nur daß die See vom ausgestandenen Sturm am vorigen Tage etwas unruhiger war. Ein junger Mensch, der Tags vorher in meiner Gegenwart sehr lebhaft den Wunsch geäußert, es möge doch so etwas wie Sturm kommen, wenn er auf der See sei, fürchten thue er sich nicht und — zeigen wolle er auch, daß er halten könne, er Alles, wobei ich natürlich nur die Ruhe zu verstehen konnte, purzelte schon bei dem dritten Wellenstoße, der uns im Golf von Venedig hinter dem Lido begegnete, in eine Ecke, zwei Minuten

Digitized by Google

denauf hatte ihn die Seekrankheit gepackt. Todtenblaß sah er drein und durfte nicht sagen, wie es ihm um's Herz war. Ich rieth ihm, nur sofort in die Cajüte zu kriechen und sich platt niederzulegen, was er auch ganz folgsam that. Erst am Hafen von Triest kroch der arme Kerl an's Tageslicht empor und — schauderte vor der Rückfahrt. Junge Leute sollen nicht prahlen, am allerwenigsten aber wünschen, was sie nicht kennen. Mir hat die Fahrt köstlich wohl gethan und befinde ich mich, Gott sei Dank, nach Umständen sehr gut. A. K.

Der blinde Veteran und Lehrer
Michael Salchee
zu Titling
am Grabe seines verstorbenen Freundes,
Wolfgang Maurer,
Lehrer in Straubing.

Zeilen kommen, gehen und verschwinden,
Menschen gehen mit und folgen nach.
Wie den Sehenden, so auch den Blinden,
Folgt zuletzt das letzte Weh und Ach!

Dreißig Jahre sind bereits verflossen,
Als ich Dich zum Erstenmal begrüßt,
Mein Bekränzniß, in Dein Herz gegossen,
Hat die Liebe auch sogleich geküßt.

Liebe, Güte war Dein ganzes Leben,
Freundschaft nur beseelte Dein Gefühl;
Rathen, Helfen und zum Glücke heben
War Dein Haus auch einst zum Asyl.

Glücklich war ich viele, viele Jahre,
Dankbar dachte ich auch oft an Dich;
Heute denke ich an Deiner Bahre:
Dieses Loos kommt bald auch über mich.

Zwischen Furcht und Hoffnung steht und wanket
Meines Daseins ungewisse Zeit
Und das Leben mit dem Tode zanket,
Mit dem Führer nach der Ewigkeit.

Nicht mehr leuchtet mir die Strahlensonne,
Ganz erloschen ist mein Augenlicht;
Liebes-Tröstung einzig noch die Wonne,
Welche meine Gattin zu mir spricht.

Soll die letzte Stund auch später schlagen,
Einmal kommt und schlägt sie doch gewiß;
Engel werden meine Seele tragen
Und erlösen aus der Finsterniß.

Dort nun soll und will ich ewig wohnen,
Wo Du bist — in einer bessern Welt:
Nicht wie hier, in dieser kalten Zone
Wo die warme Menschenliebe fehlt.

Wo Verstümmlung Augen, Ohren findet,
Und die Arglist einen Doktor hat:
Wo die Wahrheit sich auf Lügen gründet,
Idioten sitzen in dem Rath.

Wenn die Lebensgeister mir entfliehen,
Was auch bald und schnell geschehen kann.
Allen meinen Feinden ist verziehen,
Allen, die mir Leides hier gethan.

Nun hinauf, wenn ich von dannen scheide,
An den Ort, zu meinem besten Freund,
Schnell hinab, was in dem Sterbekleide,
Und ich bin mit meinem Gott vereint.

Nehmt sie, meine letzte Willenskunde,
Freund und Feind, der Tod macht Alles gleich.
Schlage nur, verhängnißvolle Stunde;
Lebet wohl, der Friede sei mit Euch!

△ München, 13. Juni. Soeben wird das Protokoll des I. Ausschusses der Kammer der Reichsräthe über die Berathung bezüglich der Gerichtsorganisation ausgegeben. Daraus ist mitzutheilen, daß Hr. v. Maurer die beiden HH. Minister der Justiz und des Innern gefragt hat: ob die kgl. Staatsregierung dem vorliegenden Gesetzentwurfe, wenn derselbe mit den von der Kammer der Abgeordneten beschlossenen Modifikationen von der Kammer der Reichsräthe angenommen würde, — die Genehmigung ertheilen werde oder nicht? Hierauf erwiederte der Herr Staatsminister der Justiz, daß sich zwar unter den von der Kammer der Abgeordneten beschlossenen Abänderungen des Gesetz-Entwurfes sowohl in dessen legislatorischen als principiellen Bestandtheilen einige befänden, welche der k. Staatsregierung bedenklich erscheinen; daß jedoch die letztere bei diesem, wie bei anderen Gesetzentwürfen um so mehr die Resultate der vollständigen Berathung abwarten zu sollen glaube, als einige jener Bedenken schon nach den Anträgen des Hrn. Referenten gehoben werden zu können schienen. Dieser Erwiderung schloß der Herr Staats-Minister des Innern in der Art an, daß er bemerkte, bezüglich der von der Kammer der Abgeordneten beschlossenen principiellen Veränderungen werde die Staatsregierung auf ihrer Ansicht beharren. An der hierauf erfolgten langeren Debatte, während welcher die beiden HH. Staatsminister den Standpunkt und die Absicht der k. Regierung bei der Einbringung des vorliegenden Gesetzentwurfes umständlich erörterten, und hiernach abweichende Auffassungen zu berichtigen suchten, betheiligten sich sämmtliche Mitglieder des Ausschusses. — Nach dem Schlusse dieser allgemeinen Berathung fand sich der Hr. Vorstand, Reichsrath Graf v. Reigersberg, veranlaßt, über folgende zwei Vorträgen abstimmen zu lassen: a) ob der Ausschuß dem ursprünglichen Gesetzentwurfe, wie dieser von der k. Staatsregierung vorgelegt worden sei, beistimme? b) ob der Ausschuß dem Gesetzentwurfe in der Gestalt, welche derselbe durch die Modificationen der Kammer der Abgeordneten erhalten hat, seine Zustimmung ertheilen wolle? Die erste dieser Fragen wurde jedoch einstimmig, die zweite mit 4 Stimmen gegen 1 verneint, weßhalb nunmehr zur speciellen Berathung über die einzelnen Artikel des Entwurfes nach dem Vortrage des Hrn. Referenten übergegangen wurde. Das darauf erzielte Gesammtresultat der Ausschußberathung besteht darin, daß in allen Punkten die Zustimmung des Ausschusses zu den von der Kammer der abgeordneten vorgeschlagenen Modifikationen beschlossen wurde. Der Referent Frhr. von Freyberg hatte einige Modifikationen vorgeschlagen, auf die aber der Ausschuß nicht einging. Voraussichtlich werden über diesen wichtigen Punkt Gesammtbeschlüsse erzielt und sich dann vielleicht doch das Ministerium entschließen, den von zwei Gesetzgebungsfactoren anerkannten Bedürfnissen die Würdigung angedeihen zu lassen. Nach Allem, was man hört, dürfen Sie sicher darauf rechnen, daß morgen der Ausschußantrag in der Kammer angenommen wird.

Telegraphische Depesche der Landshuter Zeitung.

Abgegangen in München um 3 Uhr 10 Min. Nachmittags. Angekommen in Landshut um 3 Uhr 12 Min. Nachmittags.

*München, den 14. Juni 1856. Die Reichsrathskammer tritt der Gerichtsorganisation dahin abgeändert bei, daß die Landgerichts-Vorstände sich an nicht streitigen Rechtsgeschäften sollen betheiligen, und die Richter versetzt werden können.

☞ Münchener Schrannen-Bericht Telegraphischer vom 14. Juni 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 40 Min., abgegangen 4 Uhr 58 Min. angekommen in Landshut 5 Uhr 1 Min.

Getreide-Gattung.	Verkaufte Mutten.	Rst.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Geblieben.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	7121	1444	23	42	21	28	18	59	—	18	—	—
Korn	2803	811	15	45	15	16	14	42	—	—	—	51
Gerste	366	57	12	—	11	38	11	20	—	—	—	4
Haber	1776	139	6	52	6	25	6	3	—	—	—	12

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 25. Den 23. Juni: Edilitrudis.

Im Australischen Busch.

Von F. Gerstäcker.

(Schluß.)

So brach der Morgen an, aber keine Linderung mit ihm. Bob raffte sich auf und schüttelte den Kameraden; der aber kannte ihn nicht mehr, stieß ihn von sich und wühlte wie Jones sein Antlitz in den Boden. Bob selber fühlte, wie ihn die Kräfte verließen, aber die Angst der Verzweiflung, hier rettungslos verderben zu müssen, ließ ihn noch einmal seine Mattigkeit überwinden. Es flirrte ihm, als er aufstand, Alles vor den Augen — er sah die Sonne nicht mehr, die, wie sie gestern untergesunken, heute wieder matt und glühend emporstieg, und als sein Blick endlich zufällig darauf fiel und er sich der Richtung bewußt wurde, die er einschlug, wunderte er sich nur, daß sie heute, statt wie immer im Osten, im Westen aufging. Er kannte keinen Cours mehr, und als er fast unwillkürlich, wie er ging, die Bäume mit seinem Messer bezeichnen wollte, fiel ihm das Messer aus der Hand, ohne daß er es gewahr wurde oder sich danach umgesehen hätte. Nur weiter, immer weiter taumelte er, jetzt aber immer nur zu Thale, denn einen Berg war er nicht mehr im Stande zu erklettern, bis er endlich ebenfalls an Kraft und Muth gebrochen, zu Boden sank und nicht mehr weiter konnte.

Mit dem letzten Bewußtsein, das ihm geblieben, wollte er sich eine Ader öffnen und das Blut trinken — nur noch einmal trinken, ehe er starb, aber er fand sein Messer nicht mehr. Er brachte den Arm an die Lippen, ihn aufzubeißen, aber die Sinne schwanden ihm dabei, ein Schlaf kam über ihn und der Arm sank matt an seinem Körper nieder, der Kopf auf die Wurzel des Baumes, unter dem er lag.

Wie lange er in dem Zustande geblieben, wußte er nicht, aber ein Gefühl der Kühle in seiner Kehle, über seinen Schläfen brachte ihn wieder zu sich. Es war Nacht und ein Mann kniete neben ihm und goß ihm mit einem Blechbecher Wasser in den Mund, während ein anderer ihm ein nasses, kaltes Tuch über Stirn und Schläfe legte. Neben ihnen loderte ein hohes flackerndes Feuer.

Bob trank — o, wie ihm das so kühl und erfrischend durch Mark und Adern strömte, — er trank und trank und würde sich zu Tode getrunken haben, hätten ihn seine Retter nicht daran verhindert. Wohl einer Stunde bedurfte es aber, ehe er seiner Sinne wieder soweit mächtig wurde, den Leuten zu erzählen, wie er sich im Walde verirrt und wo er hergekommen, und er erfuhr jetzt auch, wo er sei und wie er gerettet worden.

Das Letzte war einfach genug, denn kaum fünf oder sechs englische Meilen vom Turon, wo er niedergebrochen, hatten zwei Goldwäscher aus einem entfernten Bach, die sich ebenfalls vor dem heißen Winde nach dem Turon retten wollten, den leblosen, wenigstens bewußtlosen Körper des jungen Mannes im Busch gefunden und mit der Gegend hier vollkommen gut bekannt, ihn aufgepackt und bis zum nächsten Wasserloch, das dicht versteckt unter einem Felsen lag, niedergetragen. Der Turon selber lag, wenn sie dieser Schlucht folgten, keine zwei starke Stunden Weges von da entfernt.

Bob erholte sich bald, und sein erster Gedanke war jetzt, die zurückgelassenen Kameraden zu retten. Davon wollten nun die beiden fremden Goldwäscher allerdings Nichts hören, denn sie meinten, sie seien nicht hier heraufgekommen, halbtodte Menschen im Walde herum zu schleppen. Als ihnen aber Bob von dem Golde sagte und ihnen gleiche Theile mit ihnen zusicherte, gewann die Sache ein anderes Licht, und ihre Wasserflaschen gefüllt, machten sie sich jetzt auf den Weg, die Verirrten aufzusuchen. Der heiße Wind hatte überdies nachgelassen und ein frischer Südwind wehte kühl von der See herauf.

Vergebens brachten sie aber zwei Tage wieder in den Bergen zu. Von den zurückgelassenen Kameraden sowohl, wie von dem Golde war keine Spur mehr zu finden. Auch die Goldwäscher wollten keinen so spitzen Hügel in der Nachbarschaft kennen, wie ihnen Bob denselben beschrieb. Am zweiten Tage war ihr Wasservorrath erschöpft und nicht gesonnen, sich einer ähnlichen Gefahr auszusetzen, kehrten sie trotz Bobs Bitten, nur noch einen Tag daran zu wenden, zum Fluß zurück.

Vier Wochen später wurde von drei andern Goldwäschern, die vom Turon aus eine kleine Excursion machten, neue Minen aufzufinden, ganz in der Nähe des Flusses und kaum eine englische Meile davon entfernt, der halbvertrocknete Leichnam eines Matrosen gefunden. In seiner Nähe und zwar vom Fluß fortwaren eine Anzahl Bäume eingekerbt. Sie untersuchten den Leichnam, aber er hatte nicht das mindeste Gold bei sich, und um ihn nicht an der freien Luft länger liegen zu lassen, gruben sie neben ihm mit ihren Handwerkszeug ein Grab und legten ihn hinein. Das dicht dabei versteckte Gold hatten sie nicht gefunden. Ihrem Vermuthen nach mußte der Mann dort an der Stelle krank geworden und ohne Hilfe gestorben sein.

Bob kehrte in die Minen zurück und begann an einer anderen Stelle wieder zu arbeiten. Das damals gefundene Gold war zu verführerisch gewesen, die Hoffnung auf weiteres Glück so rasch und plötzlich aufzugeben; als er aber zwei volle Monate fast nur gearbeitet, sich selber am Leben zu erhalten, belam er es satt, ging nach Sidney zurück und dort wieder an Bord des ersten Schiffes, das den Hafen verließ.

Der Capitän der Jane Douglas blieb noch einige Wochen in den Minen, bis seine Leute ebenfalls der Arbeit mit Spitzhacke und Schaufel müde wurden, engagirte sich dann gleich an Ort und Stelle unter den fortgelaufenen Leuten von andern Schiffen eine volle Mannschaft und konnte, während andere Capitäne noch im Hafen lagen und mit Schmerzen auf nur wenigstens halbzählige Bemannung harrten, seine Segel setzen und die gefährliche Nachbarschaft des Goldes wieder verlassen.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung von Friedrich Halm.*)

I.

Zu Veszprim in Ungarn lebte in den ersten Jahrzehnden des 18. Jahrhunderts kurze Zeit nach dem Abschlusse des Szathmarer Friedens ein Kaufmann, Namens Paul Horvath, in Wohl-

*) Dem Verfasser der „Griseldis“ und des „Fechter von Ravenna.“ Aus Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Heerd.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek (Pflichtexemplar.) in München

Digitized by Google

stand und Fülle des Gedeihens. Er besaß vor den Thoren der Stadt ein großes Haus mit tiefen Kellern und geräumigen Vorrathskammern, die gleichwohl zur Aufbewahrung der Berge von Ballen, Fässern und Kisten, die sie aufnehmen sollten, oft kaum hinreichten; denn zunächst mit dem Umsatze von Tüchern beschäftigt, die er aus Steiermark und Kärnthen bezog, betrieb Horvath nebenbei auch einen ausgebreiteten Handel mit Wein und Getreide. Das Bestreben, sein Geschäft in Schwung zu bringen, und das Bedürfniß, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, hatte ihn in früheren Jahren genöthigt, sich bald hier bald dort auf Märkten und Messen herumzutreiben, und ihn nach Venedig, in das deutsche Reich, bis nach Holland geführt, so daß monatelang die Erziehung seiner einzigen Tochter Crescentia und die Verwaltung seines verwaisten Haushaltes der alten Margit, einer Base seiner verstorbenen Frau, überlassen blieb. Später sah er sich dieser Anstrengung überhoben; sein Ruf wie sein Wohlstand waren fest begründet; Käufer und Verkäufer, die er sonst hatte suchen müssen, pochten nun auf seine Thüre; mit Ausnahme einiger Tage, die er jährlich auf dem Michaelismarkte zu Ofen zuzubringen pflegte, mochte er nun in seinen eigenen vier Pfählen in Bequemlichkeit sein Geschäft betreiben, seine Tochter vom Kinde zur blühenden Jungfrau heranwachsen sehen und in heiterer Behaglichkeit die dem Ungar angeborene Tugend der Gastfreundschaft so glänzend und freigebig üben, als Neigung und Klugheit ihm geboten; denn in jenen Tagen waren bei dem Mangel zureichender Verkehrsmittel und entsprechender Unterkunft die Handelsleute darauf angewiesen, in ihren Geschäftsfreunden auch Gastfreunde zu finden, und in dem Hause des reichen Horvath, unmittelbar an der Straße gelegen, die Ofen mit Gräz und Warasdin verbindet, fehlte es weder an häufigem Zuspruch noch an freundlichem Willkomm.

Eines Tages hatte Horvath einem seiner Gäste auf der Straße nach Stuhlweißenburg bis gegen Palota hin das Geleite gegeben und fuhr nun in seinem leichten einspännigen Wagen, Dies und Jenes erwägend, wieder seinem Wohnorte zu. Er ließ eben vorsichtig und bedächtig, wie er war, sein Rößlein eine kleine Anhöhe im Schritte hinangehen und hüllte sich fester in seine Binde — denn es war ein rauher Herbstabend und aus der Richtung von Bürös Bereny pfiff der Seewind scharf und schneidend vom Balaton herüber, — als er an der Einmündung eines Seitenweges in die Hauptstraße einen jungen Menschen gewahrte, dessen Haltung auf den ersten Blick ebenso entschieden tiefe Erschöpfung und Niedergeschlagenheit ausdrückte, als der Schnitt seiner abgenutzten und staubbedeckten Kleidung ihn als einen Nichtungar kundgab. Er saß hart am Wege auf einem halbversunkenen Grenzsteine; neben ihm lag ein Knotenstock, ein kleines Bündel und sein Käppchen, während seine langen fahlblonden Haare, vom Herbstwinde hin- und hergetrieben, die feinen, gesäugten Züge seines blassen, abgezehrten Antlitzes bald zeigten, bald verbargen und seine graublauen Augen wie in gedankenlosem Trotze trüb vor sich hinstarrten. — „Da, heb' auf, Junge!" rief Horvath, indem er in die Tasche griff und ihm ein Geldstück hinwarf. Der Bursche fuhr bei dem Anrufe in die Höhe; seine erste Bewegung war auf Flucht gerichtet, die zweite ein hastiger Griff nach seinem Knotenstocke; als er aber das Geldstück gewahrte, schien er sich wieder zurechtzufinden und sank wieder auf den Stein zurück. „Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben!" sagte er und schleuderte die vor ihm liegende Münze mit einem Fußstoß in den Staub der Straße hinaus. — „Eszem adta!" rief Horvath, indem er die Zügel anhielt, und fügte dann zornig in deutscher Sprache hinzu: „Ist er ein Millionär? Oder ist ihm kaiserliche Münze zu schlecht, um sie aufzuheben? Will er Antwort geben, Landstreicher?" Der Jüngling wechselte die Farbe und schoß einen scheuen, stechenden Blick voll feindlichen Ingrimmes nach dem Sprechenden; aber er schien Gründe zu haben sich zurückzuhalten, denn er biß sich in die Lippen und versetzte nach einer Pause mit gepreßter Stimme: „Ich will kein Almosen! Ich will ein Unterkommen, ich will Arbeit finden!" — „Pah, Arbeit," rief Horvath, „mit den seinen, zarten Händen! Was für Arbeit will Er damit verrichten?" Der Jüngling richtete sich empor und erwiderte mit verächtlichem Lächeln und dem sichtlichen Gefühl geistiger Ueberlegenheit: Mit der Feder sei mehr Arbeit zu verrichten, als mit der Holzaxt; er sei des Rechnens und der Buchführung kundig; er spreche zwar nicht Ungarisch, aber Deutsch, Welsch und Latein und verstehe sich auch noch auf andere nützliche Dinge. Horvath hörte die zuversichtlichen Worte mit beifälligem Kopfnicken an und warf nach kurzem Besinnen die Frage hin: Wie er heiße, was er bisher getrieben und ob er Zeugnisse seines Wohlverhaltens habe? Der Fremde stockte eine Weile, aber bald gesammelt berichtete er mit geläufiger Zunge, er heiße Franz Bauer, sei aus Wien gebürtig, habe dort bei einem Advocaten servirt, diesen aber verlassen, um sich in der Welt umzusehen; in Fünfkirchen sei er schwer erkrankt und durch Diebstahl seiner Zeugnisse und des besten Theiles seiner Habe beraubt worden; gestern sei er über den Plattensee herübergekommen und sitze nun hier und wisse sich nicht Rath noch Hilfe. Horvath's Verfallnicken hatte sich während dieses Berichtes mehrmals in ein bedenkliches Kopfschütteln verwandelt, aber das gefällige Aeußere des Fremden schien seinen einfachen Sinn bestochen zu haben. „Gut," sagte er endlich, „ich will Ihm für heute Nacht Herberge geben und morgen, wenn sich zeigt, daß Er arbeiten kann und will, soll sich auch das Unterkommen finden! Sitz' Er auf!" Und damit rückte er in die Ecke des Wagensitzes, ihm Platz zu machen. Der junge Mann bedachte sich einen Augenblick und musterte mißtrauisch schen die offenen, ehrlichen Züge des Kaufmanns; dann warf er Bündel und Knotenstock in das Korbgeflecht am Hintertheil des Wagens und schwang sich an Horvath's Seite, der nun sein Rößlein die Anhöhe hinunter rasch auf Veszprim zutraben ließ.

Am nächsten Morgen, als Horvath dem jungen Manne zur Probe eine der vielen Rechnungen vorlegte, die zu seiner großen Verlegenheit durch den vor einigen Wochen erfolgten Tod seines Buchhalters in Unordnung gerathen waren, zeigte sich bald, daß Franz Bauer den Verstorbenen nicht nur an Richtigkeit der Auffassung, Gewandtheit und Scharfsinn, sondern auch an Kenntnissen weit übertraf, so daß Horvath sich auf der Stelle der Dienste des jungen Mannes zum Abschluß der unvollendeten Rechnungen und zur Aufarbeitung der in Briefwechsel und Buchführung erwachsenen Rückstände versicherte. Die Lösung dieser Aufgaben konnte beiläufig sechs Wochen in Anspruch nehmen; allein der Eifer, den Franz in der Erfüllung der übernommenen Pflichten bewährte, und die Leichtigkeit, mit der er die verwickeltsten Geschäfte gleichsam spielend bewältigte, ohne daß seine Arbeiten dabei an Gehalt und Genauigkeit auch nur im mindesten verloren hätten, machten ihn seinem Dienstgeber bald ganz unentbehrlich. Schon nach Verlauf eines Monats schlug Horvath dem neuen Hausgenossen vor, die Stelle seines Vorgängers mit allen damit verbundenen Ehren- und Genüssen bleibend einzunehmen und legte ihm die Annahme seines Antrages so nahe, daß es dem jungen Manne ein Leichtes gewesen wäre, durch scheinbare Weigerung auch noch höheren Ansprüchen Geltung und Gewährung zu verschaffen. Allein Franz war zu klug, um für einen kargen Gewinn in der Gegenwart vielleicht für alle Zukunft an Gunst und Vertrauen verlieren zu wollen. Er nahm Horvath's Antrag als unverdiente Huld und Ehre demüthig dankbar an, und pries sich hochbeglückt, fortan dauernd einem Hause angehören zu dürfen, dessen Mitglieder ihm insgesammt mit so freundlichem Wohlwollen, so herzlicher Theilnahme entgegenkämen.

Der Schreiber Ferencz, wie er nun nach seiner Beförderung genannt wurde, war wirklich in kürzester Zeit der Liebling aller Hausgenossen geworden. Schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft hatte er allmälig den menschenscheuen, argwöhnisch finsteren Trotz, mit dem er zuerst aufgetreten war, mit einem sanften, leidenden Wesen, mit stiller, schüchterner Freundlichkeit und dem rührenden Bestreben vertauscht, Jedermann in jedem Wunsche zuvorzukommen und Allen Dienste zu leisten, ohne je welche für sich in Anspruch zu nehmen. Die Regentin des Hauses, die alte Margit,

Digitized by Google

wußte er durch seine ungewöhnliche Frömmigkeit, durch die laute Anerkennung der Vortrefflichkeit ihrer Haushaltung, vor allem aber durch die dankbare Bereitwilligkeit einzunehmen, mit der er bei seinen häufig wiederkehrenden Augenleiden die unerschöpfliche Fülle ihrer Heilmittel über sich ergehen ließ; die Knechte des Hauses machte er sich theils durch kleine Geschenke, theils durch die Wärme geneigt, mit der er ihre Bitten um Urlaub oder Zulage bei ihrem Herrn befürwortete; die Mägde aber bestach er durch freundliches Grüßen, bescheidenes Lobpreisen ihrer Reize und durch die schwermüthig klagenden Töne, die er in schönen Mondnächten, am Brunnenrande hingelehnt, seiner Flöte zu entlocken wußte. Czenczi, die Tochter des Hauses, war es, der er sich von Allen zuletzt, aber nicht minder erfolgreich, näherte. Das erste Auftreten Ferencz hatte einen abstoßenden Eindruck auf das siebzehnjährige, einfach schlichte Mädchen gemacht; es war ihr unheimlich in seiner Nähe, sie fürchtete sich vor dem starren Blicke seines hellblauen Auges; aber die Lobeserhebungen des Vaters, das gefällige Aeußere, das feine Wesen des jungen Mannes verwischten bald diesen ersten Eindruck; die Berichte der Mägde und der Base Margit von der Niedergeschlagenheit, dem sichtlichen Kummer des armen Schreibers gewannen ihm allmälig in demselben Maße ihre Theilnahme, als die von allen Seiten gepriesene Fülle seiner Kenntnisse ihre beneidende Bewunderung erregte. Bei allem Reichthum Horvath's war nämlich der Unterricht, den Czenczi in jenen Tagen in einer Landstadt Ungarns empfangen konnte, weit hinter den Wünschen des Vaters wie der Tochter zurückgeblieben; vor allem war ihre Kenntniß der deutschen Sprache äußerst mangelhaft, und diesen Umstand wußte Ferencz zu benutzen, um auch nach dieser Seite hin seine Stellung zu befestigen. Sein Anerbieten, ihr in seinen freien Stunden in dieser Sprache Unterricht zu ertheilen, wurde von Horvath mit Beifall, von Czenczi mit Entzücken angenommen, ja diese Letztere bestand darauf, ihrem Lehrer dafür die Elemente der ungarischen Sprache beizubringen. Der wechselseitige Unterricht begann und wurde von den jungen Leuten, die sich anfangs nur nothdürftig verstanden, mit so ungewöhnlichem Erfolge fortgesetzt, daß Czenczi schon nach einigen Monaten der Base unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen konnte, daß die Braut des armen Ferencz ihn treulos verlassen und einen Anderen geheirathet habe; daß er darüber verzweifelnd in die weite Welt gegangen und erst jetzt wieder so weit sei, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben und Trost anzunehmen; ein Bericht, der, mit seltsamer Unruhe und häufigem Erröthen vorgetragen, eine weltkundigere Zuhörerin als die alte Margit über die Person der Trösterin und die Art und Weise der Tröstung wohl kaum in Zweifel gelassen hätte.

Indessen hatten die raschen Fortschritte des Schreibers Ferencz in der Gunst der Hausgenossen dem Glücklichen im Stillen einen Feind erweckt, der allmälig hervortretend ihn aus der siegreich eingenommenen Stellung wieder hinauszudrängen oder ihm doch die Ausbeutung derselben bedeutend zu erschweren drohte. Dieser Feind war Antal, der Schaffner des Hauses. Sey es, daß Ferencz ihn zu geringer Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, oder konnte Antal, aus der Marmaros gebürtig und ein Ungar mit Leib und Seele, es nicht verschmerzen, dem verhaßten „Schwaben" eine Stelle vertraut zu sehen, zu deren Uebernahme er selbst früher sich unfähig bewiesen hatte, genug, er scheute keine Mühe, jedem Schritt des Schreibers nachzuspüren, und es gelang ihm auch mit dem Scharfblicke des Hasses Bemerkungen zu machen, die, vergiftet durch die Folgerungen des Argwohnes und mit der Beredsamkeit der Mißgunst verbreitet, allerdings geeignet waren, seinem Gegner Verlegenheiten aller Art zu bereiten. Vor allem wußte Antal hervorzuheben, daß die Duplicate der Zeugnisse, die dem Schreiber zu Fünfkirchen gestohlen worden, von Wien nicht eintreffen wollten; wobei er nicht verfehlte, zugleich auf den seltsamen Umstand hinzuweisen, daß die heftigen Anfälle von Kopfgicht und Augenleiden, denen der Schreiber unterworfen war und die ihn jedesmal nöthigten, sein Antlitz mit Binden und Schirmen aller Art zu umhüllen, ihn fast regelmäßig an den Tagen heimzusuchen pflegten, an denen Handelsfreunde des Herrn aus Steiermark oder Kärnthen im Hause zu Gaste wären; ja, er behauptete, Beweise in Händen zu haben, daß Ferencz die Augenwasser, Salben und Kräutersäckchen der Base Margit, wie sehr er deren Heilkraft auch rühme, meist ungebraucht, wie er sie empfange, beiseite werfe. Aber auch auf noch von anderer Seite her bemühte sich Antal, dem beneideten Günstling ins Gedränge zu bringen, indem er ganz unverholen sein Erstaunen, ja seine Entrüstung äußerte, daß ein so gewiegter, weltläufiger Mann wie Herr Horvath seine einzige Tochter und Erbin mit einem von der Straße aufgelesenen, so ganz „unvorhergesehenen" Menschen, wie der Schreiber wäre, stundenlang in einer Sprache verkehren lasse, die den übrigen Hausgenossen mehr oder weniger unverständlich sey, so viel wäre wenigstens gewiß, daß die Wangen Czenczi's nach solchen Zusammenkünften mit dem schönsten Scharlachtuch in dem Waarenlager ihres Vaters an Farbenpracht wetteifern könnten, während Ferencz, wenn er seine Schülerin verließe, nicht anders einhergehe, als sollte er nächstens Palatin oder gar König von Ungarn werden.

Solche Aeußerungen pflegte er mit häufigem Kopfschütteln und bedauerndem Achselzucken zu begleiten, oder sie mit einigen Sprichwörtern, als: „Der Bock taugt nicht zum Gärtner," „fette Bissen wären leicht verschlungen" und „Gelegenheit macht Diebe" zu beschließen, und so laut und so unablässig wiederholte er aller Orten diese und andere Redensarten, daß sie endlich auch zu Horvath's Ohren drangen. Dieser jedoch, durch Antal's Benehmen über alles Maß hinaus verletzt und aufgebracht, stellte sich mit höchster Entschiedenheit auf die Seite des verdächtigten Ferencz und wies laut und öffentlich alle gegen ihn gerichteten Beschuldigungen als schändliche Verläumdungen von sich. Ferencz hatte seinem Dienstherrn in der Gegenwart zu schlagende Beweise seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit gegeben, als daß dieser an dessen Rechtlichkeit in der Vergangenheit hätte zweifeln können. Ebenso widersinnig erschien dem leichtsinnig gutmüthigen, in das Wesen der Dinge selten tief eindringenden Manne die Annahme, seine Tochter könne sich mit einem solchen hergelaufenen, wildfremden Menschen in einen Liebeshandel einlassen. Weit entfernt, durch Entlassung des Schreibers jede Möglichkeit der Fortdauer eines solchen Verhältnisses abzuschneiden, besorgte er viel mehr, eben dadurch einestheils den von Antal verbreiteten Gerüchten einen Anschein von Begründung zu geben, anderntheils sich selbst ohne Noth eines vortrefflichen, nicht leicht zu ersetzenden Arbeitsgehilfen zu berauben. Um Czenczi's Ruf vor Verläumdung sicher zu stellen, erschien es ihm genügend, den jungen Leuten die Fortsetzung des wechselseitigen Unterrichtes zu untersagen, und so unterbrach er eines Tages die Lehrstunde, wies den Schreiber dahin zurück, wohin er gehöre, nämlich in die Schreibstube zu seinen Büchern, verbot seiner Tochter allen ferneren Verkehr mit dem flötenspielenden Betteljungen, legte dem mit Entlassung bedrohten, in tiefster Zerknirschung um Gnade flehenden Antal ewiges, unverbrüchliches Stillschweigen auf, und Alles war abgethan. Die jungen Leute, die erst ganz vernichtet schienen, fanden sich, ehe man es erwarten konnte, in den ihnen aufgelegten Beschränkungen zurecht und gaben sich, wenn nicht heiter, doch gefaßt und ruhig; Antal knurrte und murrte innerlich, ballte die Fäuste in der Tasche und fletschte die Zähne gegen die Wand, und Horvath, dem keine Verdächtigung weiter zu Ohr kam und der nichts Ungebührliches mehr bemerkte, ließ allgemach die Dinge, die er glücklich in das richtige Geleise gebracht zu haben glaubte, wieder ruhig wie vor ihren Gang nehmen. (Fortsetzung folgt.)

Die Grausamkeit des Menschen gegen Käfer und Schmetterlinge.

Ohne daß der Mensch es weiß, fühlt oder empfindet, begeht er die größte Grausamkeit gegen Käfer und Schmetterlinge. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Kinder und Erwachsene diese harmlosen Thiere, die mit wenigen Ausnahmen unschädlich sind, unter dem

Digitized by Google

Vorwarde, „Sammlungen anzulegen," mit Vorwissen der Eltern, Erzieher und Lehrer den größten Martern unterwerfen. Die Käfer werden mit einer Stecknadel durchstochen und auf ein Papier oder Brett aufgesteckt; sie leben in dieser übernus peinlichen und qualvollen Lage ganze Tage lang. Die Schmetterlinge werden auf gleiche Weise durchstochen und „aufgespannt," d. h. in eine ganz widernatürliche, ihren ganzen Organismus schrecklich folternde Pressung gebracht, die in Bezug auf die dadurch hervorgebrachten Leiden füglich mit der in barbarischer Vorzeit an dem Menschen geübten Tortur verglichen werden kann! Man darf nur diese Dinge öffentlich sagen, um die empörende Unmenschlichkeit, die hier begangen wird, allgemein fühlbar zu machen. Die Ausbeute an Naturkunde, die angeblich dadurch erlangt wird, ist unerheblich und läßt sich auf andere, bessere und sittlichere Weise erreichen. Die Mittel, die erwähnten Thiere durch schnellen Tod empfindungslos zu machen, sind für Kinder zu umständlich und werden, wenn sie auch bekannt sind, selten angewandt. Wir rufen daher den Eltern, Erziehern und Lehrern zu: Gestattet den Kindern diese Sammlungen nicht und verhütet eine Grausamkeit, die eine Entheiligung des kostbaren Schatzes menschlicher Empfindungen ist, welchen der allgütige Schöpfer als Schutz für seine unbewehrten und harmlosen Geschöpfe in die fühlende Brust des Menschen gelegt hat.

Frankreich. Paris, 17. Juni. Eine große Schaulust hat sich befriedigen können. Paris, ein Theil der Provinz, ein bedeutender Theil des Auslandes waren auf den Beinen. Der große Pomp der religiösen Ceremonien, das Gepränge des Hofes, die Anwesenheit der Truppen — alles das, im Styl Napoleons des Ersten ausgeführt, überbot an Festlichkeit alles, was man gewohnt war, zur Zeit der Bourbonen beider Linien anzustaunen. Die Republik hatte ihren Prunk mit den Aufzügen der Göttin Vernunft, dem Fest des obersten Wesens, ja die Februar-Revolution hatte einen Friedensaufzug mit gekrönten Gästen und einer feierlichen Procession der Agricultur und der Civilisation; der denkende Beschauer fragt sich: was denn am Ende übrig bleibt von all diesen Aufzügen verschiedenartigster Natur, von all dieser Pracht und Herrlichkeit? Unsere Zeit kehrt rasch zum Positiven zurück, und das Positive ist für sie von zweierlei Sorte. Das Positive der Industrie und der Geldspeculation, das Positive geheimer Umtriebe unter der Handwerkerclasse, seitdem diese Classe keinen andern Unschied gefunden hat unter den Menschen als das Gold. Der Reichthum ist hier vorangegangen. Nicht Tugend, nicht Bildung, nicht Frömmigkeit, nicht Wissenschaft, keine Art von Philosophie oder Kunst bildet einen Unterschied unter den Menschen mehr; nur das Gold. Ein kluger Mann ist der Reiche, ein dummer Esel ist der Gebildete, der seiner Bildung nicht das Relief des Vermögens zu geben verstanden hat, der Aermste wer zählt nicht, bis er drohend wird, und findet: ein Sturmlauf auf Reichthum und Civilisation sei ein gutes Ding, Religion sei Priestertrug, und es bestehe alles in Genüssen und Befriedigung der Begierden. (Allg. Ztg.)

Niederlande. Amsterdam, 14. Juni. Vor einigen Tagen hat die Verdingung der Eisenwerklieferung für die zu Köln über den Rhein zu legende Brücke stattgehabt. Elf Millionen Pfund zu einem Werthe von über eine Million Gulden sind dazu benöthigt. Diese Lieferung hat die zu Steinhausen großentheils durch holländische Capitalisten errichtete Eisenfabrik übernommen.

In Lindau ist von Oben herab der Befehl angekommen, daß an Sonn- und Feiertagen am dortigen Hafen und an der Güterhalle keine Güter mehr ein- oder abgeladen werden dürfen und daß überhaupt das Arbeiten an Sonn- und Feiertagen eingestellt werden soll. (Sehr gut! Bei dieser Gelegenheit möchten wir den Wunsch aussprechen, daß doch auch einmal der Sonntagsentheiligung durch den Satz, Druck und die Ausgabe mancher Zeitungs- und Lokalblätter überall ein End' gemacht würde. Die Zeitungen haben doch sicher kein Vorrecht, die göttlichen und polizeilichen Verbote, wornach an Sonntagen nicht gearbeitet werden soll, zu übertreten. Wahrlich die Welt fällt nicht ein und kein Leser stirbt aus Langweile, wenn die Woche einmal kein Blatt herauskommt und auch die Feiertage gehalten werden.)

Den historischen Verein für Niederbayern betr.

Landshut, den 20. Juni 1856.

Es können wieder nur freudige Ereignisse den Hrn. Mitgliedern gemeldet werden:

1) Hr. Kaufmann J. Mayer, zu Mainburg schickte drei Bracteaten zwei bischöfliche und einen von einem weltlichen Fürsten geschlagen. Alle drei gehören dem 12. Jahrhunderte und dem Anfange des 13. Jahrhunderts an. Höchstwahrscheinlich rührt die Münze des weltlichen Fürsten von Otto dem Erlauchten.

2) Hr. Bachmaier, Taferwirth zu Viecht sendete aus einem seiner Aecker einen Kornhalm 9 Schuh 1 Zoll lang, gewiß eine seltene Größe, im gleichen

3) Hr. Pfarrer Ehrnthaler zu Frontenhausen, Mitglied des Vereins, einen Fund römischer Alterthümer und so andere Merkwürdigkeiten aus einem Hügel bei der Einöde Lichtenegg, nachdem schon früher das Mitglied der Hr. k. Civilbau-Inspektor Schmidtner, alterthümliche Geräthe aus demselben Fundorte mitgetheilt hatte.

Oeffentlicher Dank den Herren Gebern!

4) Ein neuer Verein der für Geschichte und Alterthum Schlesiens, trat wieder mit uns in Verbindung, zugleich das 1te Heft seiner Zeitschrift übermachend.

5) Das kgl. Landgericht Abensberg trug zur Errichtung eines Standbildes für Aventin 2 fl. nach.

6) Uebrigens wurden abermals als ordentliche Mitglieder des Instituts aufgenommen:

a) Herr Dr. Theodor Wiedemann, kgl. Professer und jüngst Pfarrer zu Petropolis der Provinz Rio de Janeiro, in nächster Nähe von Landshut verweilend und eifrig fortan mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt und

b) Herr Alois Schels, Sekretär und Bibliothekar des polytechnischen Vereins für Bayern in München.

Dr. Wiesend, d. Z. Vorstand.

☞ Münchener Schrannen-Bericht — Telegraphischer vom 21. Juni 1856

Aufgegeben in München 3 Uhr 15 Min., abgegangen 4 Uhr 50 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 52 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Mk.	Höchster Preis.		Mittel Preis		Niedrigster Preis		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr	fl.	kr.
Weizen	7781	109	27	17	25	2	22	46	3	34	—	—
Korn	2523	30	17	14	16	54	16	21	1	38	—	—
Gerste	275	15	12	31	11	54	11	10	—	16	—	—
Haber	1544	76	7	20	6	54	6	40	—	29	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 26. Den 30. Juni: Pauli Gedächtniß.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung von Friedrich Halm.

(Fortsetzung.)

So waren zwei Jahre verflossen; ein schöner Herbst lag über dem Lande und in wenig Tagen sollte der Michaelimarkt zu Ofen beginnen, den Horvath jährlich zu besuchen pflegte. Zwei Frachtwagen mit seinen Tüchern waren auch diesmal schon dahin abgegangen und der Kaufmann gedachte ehestens seiner Waare nachzufolgen. Es war Mittag; den Schreiber hatte Horvath Gelder einzukassiren in's Kloster nach Bakonybel gesandt, und er selbst kramte unter Papieren und Waarenmustern, als Antal der Schaffner in die Schreibstube trat und die Anrede des Herrn erwartend demüthig an der Thüre des Gemaches stehen blieb. Antal hatte vor wenigen Wochen eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende Erbschaft gemacht und in Folge dessen Herrn Horvath seine Dienste gekündigt, um in seiner Heimath selbst einen Kramladen zu eröffnen. Seine Dienstzeit war abgelaufen, das Wägelchen, das ihn heimwärts führen sollte, stand vor der Thüre, und er war nun gekommen, Abschied von dem Manne zu nehmen, der ihm durch zehen Jahre ein mitunter ungeberdiger und auffahrender, aber bei alledem ein wohlwollender und freundlicher Herr gewesen. Horvath hatte die Feder weggelegt und war auf den nicht eben mehr jungen, aber von Kraft und Gesundheit strotzenden Burschen zugeschritten, der durch ein seltsames Zucken in seinen offenen Zügen und durch ein krampfhaftes Drehen des wohlgewichsten Schnurrbartes unverkennbar heftige innere Bewegung verrieth. Als nun Horvath in gewohnter Gutmüthigkeit die Hand auf seine breite Schulter legte, ihm für die Dienste, die er ihm geleistet, für Redlichkeit und Treue, die er ihm durch lange Jahre bewiesen, freundlich dankte und bedauerte, daß er trotz aller Abmahnungen, statt in seinem Hause bessere Tage abzuwarten, sich in so mißlicher Zeit auf seine eigenen Beine stellen und sein Glück im Handel versuchen wolle, da rollten große Thränen über Antal's braune Wangen. „Herr," stieß er schluchzend heraus, „ich weiß, es kann mein Unglück sein, daß ich gehe, und gewiß werde ich's nirgends mehr so gut haben, als ich's bei Euch hatte, aber ich muß fort! Gott straft mich; weil ich zur Unzeit Ungebührliches in's Blaue hineinschwatzte, darf ich nun zur rechten Zeit das Nothwendige nicht sagen, und zusehen kann ich auch nicht mehr, oder mir drückt es das Herz ab! — „Was sieht er denn," rief Horvath, den die Erschütterung des Burschen anzustecken begann, „und warum muß Er es verschweigen?" — „Ich muß! Ich muß!" versetzte Antal, indem er sich mit der mächtigen Hand vor die Stirne schlug, „ich habe im Zorn meine Seele dem Teufel verschworen, wenn noch ein Wort über meine Lippen käme, das Einen hier im Hause beträfe. „Ich darf nur Eins," fuhr er fort, indem er die Hände faltete, „bitten, bitten darf ich Euch, macht die Augen auf und sehet den Weg, den Ihr geht! Schafft Rath, da es noch Zeit ist! Denkt nach, warum der hübsche Nis Sandoe zu jung und der wackere Barna Laßlo zu alt war, Euer Schwiegersohn zu werden. Denkt nach, nehmt Euer Herz in die Hand und Gott — segne Euch!" und damit küßte er schluchzend dem Herrn die Hände und den Saum des Kleides und fuhr zur Thüre hinaus. — Horvath stand betroffen und von Staunen und ungewisser Angst wie gelähmt; als er, wieder zur Besinnung gekommen, Antal nacheilte, war dieser längst auf sein Wäglein gesprungen, hatte mit Zunge und Peitschenknall das Gespann angetrieben und flog von Staubeswirbeln umhüllt in ächt ungarischem, rasendem Jagen der Heimath zu.

Spät am Abend desselben Tages, als die Dämmerung längst hereingebrochen war, kehrte der Schreiber Ferencz in seinen Szür eingehüllt, einen schweren Geldsack unter dem Arm, von Bakonybel zurück. Die heller als gewöhnlich durch das Küchenfenster beleuchtende Flamme des Herdfeuers und ein ihm unbekannter Knecht, der ein paar sichtlich ermüdete Rosse pfeifend im Hofe herumführete, damit sie langsam sich abkühlten, ließen ihn bald gewahren, daß ein Gast im Hause wäre. Er stand eine Weile unschlüssig unter dem Thorwege; als er aber später den Burschen die Pferde in den Stall weisend ein lustiges „Schnadahüpfl" anstimmen hörte, stampfte er unmuthig mit dem Fuße und wandte sich dann hastig einem dunkeln Gange zu, der vom Thorwege zur Küche führte. Das Rasseln und Klirren eines mächtigen Schlüsselbundes und teippelndes Pantoffelklappern verkündete ihm bald die Nähe der Base Margit, die er eben suchte und die er demüthig mit einem Handkuß begrüßend um die Gefälligkeit ersuchte, den Geldsack an seiner Statt dem Herrn zu überbringen und ihm zu sagen, seine Aufträge seien ausgerichtet; denn ihn habe wieder sein Kopfrheuma gepackt, er fröstle und wolle zu Bett! „Ei, wo denkt Er hin, mein Sohn," versetzte die Alte, „Er will nicht zum Abendessen kommen, und wir haben Besuch, den Herrn Steidler, den reichen Hammerherrn aus Münzhofen, der nach Ofen zum Markte will! Und ich soll dem Herrn den Geldsack bringen und mich ausschelten lassen, wenn ich ihm die Auskünfte nicht geben kann, die er verlangt? Zu Bette gehen! Zu Tische soll Er gehen und sich zusammennehmen, wie es einem jungen Burschen geziemt, das soll Er!" Auf diese und ähnliche Vorstellungen erwiederte Ferencz in kläglichem Tone, er leide heute mehr als je, er wolle lieber glühend Eisen anfassen, als nur den Kiefer bewegen, dabei thränte sein Auge wie ein leckes Eimer und empfinde jeden Lichtstrahl wie einen Nadelstich! Die Alte aber meinte, er solle sich mit ihrem Wunderwasser waschen, den Kopf einbinden und den Lichtschirm nehmen, so werde es ihm nicht ans Leben gehen. Er solle an das Gerede der Leute denken, und wie ungern eben darum der Herr sein Wegbleiben vom Tische sähe, wenn Gäste da wären; zudem sei er Mittags fortgewesen und der Czenczi würde es leid thuen, wenn sie auch Abends ihn nicht sehen sollte! Sei es nun, daß diese letzte Rücksicht den jungen Mann überredete, oder gab Herr Horvath den Ausschlag, der eben seinen Gast zu Tisch geleitend am oberen Treppenende vorbeikam und in die Flur hinabrief: Was es gäbe und ob der Schreiber noch nicht zurück wäre? Genug, er erwiderte auf den Anruf: Er sei zurück und werde gleich Rapport erstatten! worauf er hastig in sein Stübchen sprang, um, wie er der Base Margit zuflüsterte, vorerst ihre ärztlichen Vorschriften zu befolgen.

Die Mahlzeit hatte bereits begonnen, als Ferencz ein Tuch um die Backen geschlungen und einen Schirm über die Augen gezogen, in die Stube trat, und sich dem Herrn des Hauses näherte, der das obere Ende des Tisches in einer ernsteren und nachdenk-

Digitized by Google

licheren Stellung einnahm, als er ſonſt bei dem Empfange lieber Gäſte zu zeigen pflegte. Horvath warf einen verdrießlichen Blick auf den Schreiber, nahm ſeinen Bericht mit ſtummem Kopfnicken entgegen, winkte ihm, ſich an ſeinen Platz am unteren Ende der Tafel zu begeben und wandte ſich dann wieder zu ſeinem Gaſte, während Czenczi mit einem Blicke der Freude und des Bedauerns dem Verſpäteten zunickte. Das Tiſchgeſpräch erging ſich lange Zeit in Klagen über die mißlichen Ergebniſſe der Erndte und in Vermuthungen über den Einfluß derſelben auf die Waarenpreiſe des bevorſtehenden Marktes, um ſich dann den Witterungsverhältniſſen zuzulenken, die einen regneriſchen Hochſommer mit einem anhaltend ſchönen, hellen Herbſte zu vergelten verſprachen. Die Wendung des Geſpräches gab dem Gaſte Anlaß, auf die grundlos ſchlechten Wege zurückzukommen, die er von Steinamanger bis über Sarvar hinaus gefunden und die ihm wenigſtens zwei Stunden Aufenthalt verurſacht hätten! „Uebrigens," ſetzte der ganz verſtändige, nur etwas umſtändliche Mann hinzu, „übrigens hätten mich meine Schimmel doch noch vor dem Abenddunkel hierhergebracht, hätte ich nicht heute früh mit dem armen Sünder zu viel Zeit verſäumt!" „Mit welchem armen Sünder," fragte Horvath, und Seidler, die allgemein ſich kundgebende Neugier zu befriedigen, berichtete nun in ſeiner breiten Redeweiſe, wie ein Tiſchlergeſelle zu Steinamanger vor zwei Jahren ſeinen Meiſter erſchlagen, aber allen Verdacht abzulenken gewußt, ſich ſpäter auf die Wanderſchaft begeben und auch ſein gutes Fortkommen gefunden hätte, vor drei Wochen aber, von der nie ruhenden, unerträglichen Folter des Gewiſſens getrieben, plötzlich nach Steinamanger zurückgekehrt wäre, um ſich ſelbſt als den Mörder ſeines Dienſtherrn dem Gericht zu überliefern, worauf er denn am heutigen Tage bereuend und mit Gott verſöhnt zur höchſten Erbauung der tiefererſchütterten Menge ſein Verbrechen auf der Richtſtatt mit dem Leben gebüßt hätte.

Steidler's Bericht war nicht ohne Wirkung auf ſeine Hörer geblieben, dafür bürgte die tiefe Stille, mit der er aufgenommen wurde und die ihm folgte. Horvath war es, der ſie zuerſt unterbrach. „Ja," ſagte er mit nachdrücklicher und bewegter Stimme, Gott weiß jeden zu finden, und nichts," fuhr er fort, indem er einen ernſten forſchenden Blick auf die jungen Leute warf, „nichts iſt ſo fein geſponnen, es kommt zuletzt ans Licht der Sonnen!" Der Eindruck, den dieſe ziemlich ſcharf betonte Bemerkung machte, war ein ſehr verſchiedener; auf Czenczi's Wangen rief ſie dunkle Röthe hervor, Ferencz dagegen, der ſtumm und gleichgiltig wie zuvor mit den vor ihm liegenden Brodkrumen ſpielte, ſchien ſie gar nicht zu beachten, während Herr Steidler nachdenklich den Kopf ſchüttelte und ſie mit dieſen Worten erwiderte: „Ja, die Leute ſagen ſo! Aber es kommt nicht Alles an's Licht der Sonne! Ich ſelbſt weiß von einem Fall zu erzählen, von einer ſchaudelichen Mordthat, die ſich vor etwa dritthalb Jahren begeben, ohne daß ſeither auch nur eine Spur des Mörders entdeckt worden wäre!" — „Ei was," verſetzte Horvath ärgerlich, denn ihm war, als ſähe er die Lippen des Schreibers ſpöttiſch zuſammenzucken, „es iſt nicht alle Tage Abend, und kann nicht eine Stunde entdecken, was dritthalb Jahre verſchwiegen blieb? Wenn ihn auch die Menſchen nicht erreichen, Gott weiß ſeinen Mann zu finden, dabei bleibe ich! Aber laßt uns doch die Geſchichte hören, deren Ihr eben gedachtet! Noch ein Glas Somlyoer, werther Herr Steidler, dem Wein dürft Ihr trauen, er iſt eigenes Baugut und vom beſten Jahrgang, und nun gebt uns Euere Mordthat zum beſten!" Horvath hatte während dieſer Worte die Gläſer gefüllt, und Steidler, der vergebens vorſtellte, daß jener Vorfall an und für ſich nicht beſonders ſpannend und nur vielleicht für Jene, die die betheiligten Perſonen gekannt, merkwürdig wäre, fügte ſich endlich dem Andringen ſeines freundlichen Wirthes und begann folgendermaſſen ſeine Erzählung.

II.

„Ihr müßt wiſſen," ſagte Steidler, daß mich meine Geſchäfte mehr als einmal des Jahres nach Bruck führen, einem hübſchen Städtchen, das einige Meilen von meiner Heimath am Zuſammenfluß der Mürz und der Mur gelegen iſt. Ich pflege dort beim Kreuzwirth Herberge zu nehmen und habe mich, ſeit Jahren ein Stammgaſt des Hauſes, unter ſeinem Dache immer ſo wohl beſorgt und aufgehoben gefühlt wie nur am eigenen Heerd. Eines Tages, es mögen nicht ganz drei Jahre ſein, gegen Abend zukommend finde ich jedoch das Haus von oben bis unten erleuchtet, Gänge und Treppen von Menſchen wimmelnd und vor dem Hauſe ein Gewirr ineinandergefahrener Wagen, daß ich nur mit Mühe an den Thorweg gelangen konnte. Kreuzwirth, ſage ich abſteigend, Euer Haus ſieht heute nicht anders aus, als die leibhaftige Arche Noah, da werde ich denn wohl rechtkum machen und im Brauhaus einſprechen müſſen! Der aber krummbuckelt und entſchuldigt ſich, die Schützengilde feiere heute unter ſeinem Dache einen Ehrenſchmaus, dem ein Tanz folgen ſollte; die Stube, die ich gewöhnlich einnehme, diene als Bankettſaal, aber für mich hätte er immer Unterkunft; er würde mir, wenn ich es nicht übel nehmen wolle, eine hübſche Kammer im Hinterhauſe einräumen und an Aufmerkſamkeit und ſchuldiger Rückſicht für meine Bequemlichkeit ſolle es nicht fehlen! Was war zu thun? Im Hauſe war ich einmal und im Handumdrehen ſah ich mich eine Hintertreppe hinauf in die verheißene Kammer geſchoben, die auch wirklich ganz bequem und ſo abgelegen war, daß ich darin ungeſtört von dem Geſtampfe der Tanzenden und dem Geſchwirre der Muſik ganz ruhig und behaglich die Nacht zubrachte. Es war hellichter Tag, als ich erwache, mich in die Kleider werfe und das Fenſter öffne, um ein Viertelſtündchen friſche Luft zu ſchöpfen, wie dies im Sommer und im Winter, bei Sonnenſchein wie Schneegeſtöber mein Gebrauch iſt. Das Fenſter der Kammer ging in ein Gäßchen, das ich, ſo oft ich auch durch Bruck gekommen, niemals bemerkte, noch weniger betreten hatte. Mir gerade gegenüber lag ein alterthümliches, wettergeſchwärztes Haus mit hohem Giebel und unter dem Spitzbogen der Hausthüre, zu der einige Stufen hinaufführten, ſah ich zwei Perſonen in eifrigem Geſpräch begriffen, deren Vertraulichkeit bei der großen Verſchiedenheit ihres Alters und ihrer bürgerlichen Stellung meine Aufmerkſamkeit erregte. Die eine dieſer Perſonen nämlich, ein junger Mann in zierlicher blonder Stutzperücke in einem anſtändigen braunen Tuchkleide und geſtammten Seidenſtrümpfen, gehörte unzweifelhaft zu den Honoratioren der Stadt, während das Frauenzimmer, das den Abſchiednehmenden bis zur Hausthüre begleitet zu haben ſchien, in Tracht und Haltung nur wie eine gewöhnliche Bürgersfrau ausſah. Sie war alt und überaus häßlich; die kleinen ſtechenden Augen und das ſpöttiſche Grinſen des zahnloſen Mundes gaben dem gelben, runzlichten Geſichte einen widerlich hämiſchen Ausdruck, den das wilde graue Haar, das unter der ſchwarzen Drahtflügelhaube hervorhing, nicht zu mildern vermochte. Die kleine, hagere Geſtalt war mit einem etwas abgenützten Kleide von ſchwarzen Kamelot und einem mit verſchoſſenem Sammetband beſetzten Halbmäntelchen von demſelben Stoffe angethan, aus deſſen Armſchlitzen ihre dürren Hände mit den gichtgekrümmten Fingern wie Adlerklauen hervorſahen. Dazu trug ſie blauwollene ſchlechte Strümpfe, grobe Schuhe, Zinnſchnallen, ein grellgelbes Halstuch und eine feuerfarbene Schleife auf der Drahthaube: kurz und gut, nur der Beſen fehlte, ſo war die Hexe fertig."

„Ach, du dreieiniger Gott," ſtöhnte Baſe Margit, indem ſie ſich bekreuzigte; Czenczi aber ſchlug die Hände vor's Geſicht und rief: „Gott behüt' uns, mir iſt, als ſähe ich es vor mir ſtehen, das häßliche Weib!"

„Denkt Euch nun mein Erſtaunen, werthe Jungfer," fuhr Herr Steidler fort, „als ich plötzlich den jungen hübſchen Mann die dürren, krummen Knochenfinger der Alten erfaſſen und mit einer Andacht und Inbrunſt küſſen ſah, als wäre ſie eine kaiſerliche Prinzeſſin und der Ausbund aller Schönheit! Alle Wetter, ſage ich zu mir ſelbſt, mit welcher Halfter ſind die zwei Leute zuſammengekoppelt? Und da eben der Kreuzwirth mit der dampfenden Weinſuppe, meinem Frühſtück, in die Stube tritt, winke ich ihm zu mir heran und frage ihn, wer die Zwei wären? Ei, ſagte der, an's Fenſter tretend, das iſt die Marzipan-Liſe, und da ich

Digitized by Google

neugierig wiederholte: Die Marzipan-Lise? berichtete er, die Alte wäre die Wittwe eines reichen Lebküchlers, nach dessen Tode sie jedoch sein Geschäft aufgegeben, um ein minder süßes, aber bei weitem einträglicheres zu betreiben; sie leihe nämlich auf Pfänder, drücke ihren Schuldnern wucherische Zinsen ab, verkaufe ihnen Haus und Hof und wenn die armen Leute dann ihre Hartherzigkeit verfluchten, pflegte sie zu sagen, wenn sie nur ihr Geld habe, das Andere wäre ihr Marzipan, welcher Redensart sie denn auch ihren Spitznamen verdanke. Sie wäre nun an die Siebzig, besäße zwei Häuser zu Bruck und drei Häuser zu Grätz, und auch sonst noch Grundstücke, Weingärten und scheffelweise Geld, aber nicht Kind noch Kegel, und kein Mensch wisse, wem nach ihrem Tode all der Reichthum zufallen werde. Und da der junge Mann, sage ich darauf, wer ist er, und macht er der Alten den Hof und will er sie etwa heirathen? Worauf der Kreuzwirth lachte und meinte die Alte wolle Der nicht, nur ihr Geld; denn er wäre armer Leute Kind und hatte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit, vorzüglich aber durch die Gunst der Weiber emporgearbeitet, mit denen er als ein hübscher, pfiffiger Bursche gar gut umzugehen wisse, so daß er jetzt Registrant im Magistrat und sehr beliebt bei Rath und Bürgerschaft wäre; nur der Herr Lamprechter, der Kaufmann auf dem Markte, sei ihm nicht grün, weil er der Nani, seiner einzigen Tochter, nachgehe, die um seinetwillen schon drei Freier und darunter den Syndicus der Stadt abgewiesen habe. — Da ich aber meine Frage wiederholte, was denn wohl der Herr Registrant mit der boshaften Alten wolle, sagte der Kreuzwirth: Nun, er ist ihr Miethsmann, und seit er in ihr Haus gezogen, hätschelt und pflegt er die Alte, besorgt ihre Geschäfte, redet ihr in aller Weise zu Gehör, und alles Das in der Hoffnung, sie werde ihm ein tüchtig Stück Geld hinterlassen, damit er nach ihrem Tode die Lamprechter Nani heirathen könne. Es solle auch, setzte der Kreuzwirth hinzu, schon Alles in Richtigkeit sein; ja der Registrant behauptete sogar, er selbst habe der Alten auf ihr Verlangen den Entwurf zu einem Testamente aufsetzen müssen, in dem sie ihn zu ihrem Universalerben erklärte; die Alte dagegen wolle es nicht Wort haben, sie lächle boshaft, wie sie pflege, wenn sie darüber zur Rede gestellt werde, und meine, es sei nicht Alles Gold, was glänze; es gäbe wohl noch Tauben auf dem Dache, aber darum stäcken sie noch nicht am Spieße, und manche Henne auf ihrem Ei wisse nicht, was sie ausbrüte, und derlei Dinge mehr, so daß im Grunde doch Niemand recht wisse, welchen Ausgang die Geschichte nehmen werde. — Während dieser und anderer Reden war im Gäßchen unten der Registrant seine Wege gegangen und der alte Drache in seine Höhle zurückgeschlüpft und ich" —

(Fortsetzung folgt.)

Im Mond auch eine Zeitung!

+ Regensburg, den 27. Juni 1856. Da es in gegenwärtigen Zeitläufen keine Kriegsberichte mehr absetzt, die Bauernfrage verlagt und die Friedensconferenz geschlossen, auch das Kind von Frankreich offiziell getauft ist, und die obligaten 101 Kanonenschüsse verpufft sind, so erlaube ich mir, Ihre mir nun einmal an's Herz gewachsenen Leser mit etwas Anderem zu unterhalten, das gewiß erstaunlicher und merkwürdiger ist, als alles vorhergegangene zusammen genommen. Daß der Mond größer ist, als eine Suppenschüssel, wissen heutzutage die gemeinsten Leute; daß es ferner im Monde Berge und Thäler, Flüsse und Brücken, Städte und Menschen gibt, das haben die Gelehrten mit ihren „aufgeklärten" Augen auch schon längst erschaut, und erst vor ein paar Jahren ist Einer gestorben, der hat nicht nur den Rauch von ihren Kaminen gesehen, sondern sogar, was sie im Monde gesotten und gekocht, gebraten und gebacken haben. Da aber die Erdbewohner die Eigenheit haben, daß sie nur sich für gescheidt halten und unter ihnen selbst nur jeder allein den Stein der Weisen gefunden haben will, so haben sie die Mondbewohner die ganze Zeit her immer für recht dumme Klötze angesehen, und haben sie zum Spott nur Mondkälber genannt: — daß diese Mondkälber jedoch mindestens ebenso klug sind, wie die Erdgebornen, ja daß sie im Uebermaaße ihrer Pfiffigkeit sogar auch eine Zeitung schreibn, das ist bis anher ein Geheimniß gewesen, dessen Enthüllung auf mich, Ihren unwürdigsten Correspondenten, gewartet zu haben scheint. Ja, es ist so: im Mond erscheint ein Journal, „die Mondscheinzeitung", redigirt von dem in den weitesten Kreisen bekannten Dr. Selen Lunularius, und mit dieser Zeitung möchte ich als deren langjähriger einziger Abonnent auf Erden die Leser der Landshuter Zeitung ein wenig bekannt machen. O diese Mondscheinzeitung, das ist ein Blatt! Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß sie unterm Mond nicht ihres Gleichen hat, und der Leser wird nach einer kurzen Andeutung einer Beschreibung sicherlich meine Ueberzeugung theilen. Nicht auf Lumpenpapier ist sie geschrieben, denn Lumpen, Lumpen aller Art, gibt's nur auf Erden, und wer also mein Exemplar fände, wenn es an einem Orte, denn ich nicht verrathen mag, herabgesenkt wird, der würde es keineswegs für ein Zeitungsblatt halten und möchte es nicht aufheben. Ueberhaupt ist an der Mondscheinzeitung der Inhalt das Beste, was auf Erden nicht von allen Blättern und Büchern gesagt werden kann. Man sieht es den redigirenden Mondkälbern — denn so will ich der Gewohnheit halber auch die Monsieurchen nennen — an, daß sie noch nicht beschnitten sind, wie viele Zeitungsschreiber auf Erden, so haben sie also auch keinen grimmigen Haß gegen Kirche und Christenthum; sie haben also nicht die Milch einer verdorbenen Mutter gesogen und haben schlechte Freude am Schlechten; sie sind nicht in gelehrten Schulanstalten um ihren Verstand gebracht worden, wie viele Gelehrte der Erde, und schaun sich deßhalb, unterstützt von der auf dem Monde herrschenden Kaltblütigkeit und von ihrem erhabenen, „über allen Partheien stehenden Standpunkte" die Dinge auf dem Monde und auf der Erde mit klarem, gesundem Auge und mit einer Billigkeit und Unbefangenheit des Urtheils an, die auf Erden ohne Beispiel ist. Eben diese Erhabenheit des Standpunktes ist auch oft Veranlassung zu den drolligsten Scenen, welche das einförmige Grün beständigen Ernstes mit den farbigsten Blumen beleben. So z. B. meinten sie anno 1848 es müsse auf der Erde brennen, weil gar so gewaltiger Rumor aufstieg; sie fuhren deßhalb schnell alle ihre Feuerspritzen auf, und als aus dem vielen Rauche kein Feuer aufstieg, gelangten sie zuletzt zu dem argen Schlusse, es brenne nur — in den Köpfen der Erdenmenschen. Die Mondscheinzeitung ist ferner eine unerschöpfliche Quelle der artigsten Anekdötchen, besonders von Liebenden: denn dem Monde vertraut man ja Alles an, man hält ihn für stumm. Wenn also ein verschmachtend verliebt Wesen in Zukunft noch hinausgeht und dem Monde seine Klagen vorheult, so kommt das eben in die „Mondscheinzeitung", und ich kann nicht gut stehen, ob ich sie nicht in einer Anwandlung boshafter Laune auch noch in die Landshuter Zeitung setze. Was die politische Haltung der Mondscheinzeitung betrifft, so ist sie einmal für Oesterreich und seinen herrlichen Kaiser ganz merkwürdig eingenommen; ich möchte wetten, sie wäre wie der Volksbote und die Postzeitung mit österreichischen Gelde bestochen und gehe damit um, den Mond an Oesterreich auszuliefern und alle übrigen Länder in beständiger Mondfinsterniß zu lassen. Auch eine famose Preßfreiheit müssens im Monde haben, denn sie schlendert oft Anatheme auf Personen und Thaten, daß ein irdischer Redakteur seines Lebens nicht mehr sicher wäre, wollte er ihr dergleichen Artikel nachdrucken: aber gerade dirse Sprache freut mich, und gerade deßhalb habe ich auch mit der Mondscheinzeitung gar ein solches Gaudium, sintemal es ja auf unserer Erde oft ein wahrer Jammer ist, was man sich da Mühe gibt, alle Mohren weiß zu waschen, alles Krumme gerade zu recken und den Hohen, den Göttern der Erde, zu schmeicheln. Aber ich mache ja meinen Lesern nur die Zähne lang, und breche also meine Elbogen ab, indem ich als Probe und als Beweis für das Gesagte gleich einen ganzen Artikel der Mondscheinzeitung mittheile, der für uns gerade näher liegendes Interesse hat, und mir vorbehalte, in Zukunft vielleicht öfter pikante Aufsätze aus diesem Blatte zum Besten zu

Digitized by Google

geben. Wenn nämlich die mondbewohnenden Gentlemans auf der Erde etwas recht besonders merkwürdiges im Gange sehen, so durchschifft ein gebildeteres Mondkälblein die blaue Luft als Correspondent, und so haben sie denn auch einen solchen zu den neuligen Taufefeierlichkeiten nach Paris entsendet. Wie das zugeht, das kann sich die poetische Phantasie des Lesers beliebig vorstellen und ausmalen; ich für meinen Theil halte mich an die Erklärung von Romeos Freund Merkutio: „nicht größer als der Diamant an eines Glasers Schneidestift, kömmt es mit einem Spann von Sonnenstäubchen und fährt mit Windeseile durch die Luft dahin. Die Speichen sind gemacht von Spinnenbeinen, des Wagens Deck aus eines Hupferos Flügeln, aus seinem Spinngewebe das Geschirr, die Zügel aus des Mondes feuchtem Strahl. Aus Heimchenknochen ist der Peitschengriff, die Schnurr aus Fasern; ein kleines Mückchen im grauen Mantel sitzt als Fuhrmann vorn, nicht halb so groß als wie ein kleines Würmchen, das in des Mädchens müß'gem Finger nistet." — Der beregte Artikel aber lautet: „● Vom Erdball. Ein wißbegieriges Mondpublikum erwartet von mir eine Schilderung der Festivitäten bei Gelegenheit der Taufe des Kindes von Frankreich. Allerdings lauteten meine Instruktionen nach Paris, aber ein gräulicher Sturm hat mich in wüster Luft überfallen und mit fortgerissen, bis ich an den Ufern eines großen grünen Stromes strandete, in der Nähe einer Stadt, die sie Regensburg heißen. Dieses Regensburg liegt in einem Königreiche, das sie Bayern heißen; und wird wohl eine der reichsten Städte in diesem Lande sein, denn so viel Sammt und Seide habe ich nirgends rauschen hören, obgleich es ein Werktag war, als ich mich dort befand. Die Göttin des vorbeifließenden Stromes kann daher mit Recht von sich rühmen:

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken.
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spies.

Wem daran liegt, diese Bayern kennen zu lernen, muß sich in eine Schenke begeben, allwo sie ihre Volksversammlungen abzuhalten pflegen, und zwar bei der Nacht, wenn bei uns überm Mond schon lange Polizei ist. Ich meinestheils sah mich sogleich nach den Zeitungen um, wie es sich für einen echten Journalisten gezlemt, und erfuhr nun, daß es in Regensburg drei Zeitungen gibt. Zweien davon konnte ich nicht genug Charakter abfühlen, um sie charakterisiren zu können, das dritte aber, „das Volksblatt," ist ein ehrenwerthes Journal. Wer aber das Blatt recht würdigen will, der fange beileibe nicht vorne zu lesen an, sondern von Hinten, allwo er auf eine Erscheinung stoßen wird, die kein Mondkalb ohne große Befriedigung wahrnehmen kann. Es ist dieß nämlich der „Briefkasten," welcher eine ungemeine Aehnlichkeit mit den Altweiberbewahranstalten hat, welche der große Granphilos bei uns stiftete, um einerseits die Mondkälber von dem lästigen Geschwätze dieser Vettrln zu befreien, anderseits aber ihnen selbst Gelegenheit zu einer anständigen Unterhaltung zu bieten. O wüßten diese Regensburger, welche Segnungen diese Klatschstuben überm Monde gestiftet haben, sie würden nicht so spöttisch auf ihren Klatschkasten hinblicken. Ueberhaupts ist der neueste Redakteur dieses Volksblattes, — es hat seit seinem 8jährigen Bestehen schon den 9ten — eine sehr energische Natur. Nur zu muthig wendet er machmal „sein Ohrenwerk den brennenden Tagesfragen zu," so daß man es kaum ohne große Besorgniß für seine Locken ansehen kann.

„Die Wärme ist Leben! die Hitze ist Tod!
Die bringt Dich um Liebe, und Ruhe und — Brod!

Er ist ferner ein ausgezeichneter Kenner eines guten Styles, und rifselt ein gewisses anderes Blatt recht tüchtig durch, wenn es dagegen verstößt. Seine Sprache ist so fließend als wenn ein Schwindsüchtiger, über einen Knüppeldamm fahrend, nach Luft schnappt und dabei eine „zweckliche Rede" halten will. Mit großer Befriedigung haben wir auch gesehen, daß der Mann ein ausgezeichneter Dichter ist, und unsern größten Bänkelsängern gleichkommt. So singt er vom Wucher:

„Ein Weisel kriecht er auf der Erde,
Und säuft der Brutnest Eier leer."

Wer wird die Schönheit der gelungensten Assonanz diesen Versen abzusprechen vermögen? wahrlich, übertroffen sind „der Cicade Gezirp und der Unke Gesang und des Kuckucks reiche Gedanken." Freilich so ein irdisches Ohr fühlt diese Feinheit nicht heraus, aber für unsere mondkälbernen Ohren ist es eine wahre Himmelsmusik. Deßhalb dürfte es dem Dichter vielleicht schwer werden, sein Genie hier zur gebührenden Anerkennung zu bringen; weßhalb wir Ursache haben dürften, ihm vom ganzen Herzen zu gratuliren, daß er nicht mehr zu Zeiten jener intoleranten Sphynx lebt, die den großen Poeten Kind über den Felsen stürzte, weil er ein einzigesmal „Holzkloppstock" als Daktylus gebrauchte.

So raisonirt nun unser reisendes Mondkalb noch lange fort; fegt namentlich auch die neuesten Nachrichten noch tüchtig ab, und kommt am Ende zu dem Schlusse, daß die Journalistik des Mondes recht gut einen Vergleich mit der unserer Erde auszuhalten vermöge. Auf die meisten unserer Blätter meint es, passe recht gut jener Ausspruch eines unserer Dichter:

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Von Regensburg reiste er über Landshut nach München weiter. Seine Bemerkungen über Landshut und Niederbayern werde ich ihrer Originalität halber, vielleicht später noch nachrücken lassen; was es aber über München schreibt, das wird auf Erden nie gedruckt werden. „In dieser stitterreichen Stadt der Neuhellenen, wie einer ihrer Götzenpriester sie nennt," schwätzt das dumme Mondkalb, als ob man die leichtgeschürzten Musensöhne so mir nichts, dir nichts Götzenpriester heißen könnte — „hat mir wenig gefallen." Man sieht, das Ding ist auf dem kaltrn Mond zu Hause und die wahre Schönheit hat noch nicht ganz über es gesiegt.

Doch für heute habe ich genug und meine Leser auch. Sollte Jemand Lust haben, sich durch diesen Artikel der „Mondscheinzeitung" getroffen zu fühlen, dem sei zu wissen, daß ich ihn nur wörtlich aus genanntem Blatte abgeschrieben habe, dafür also wohl ich nicht verantwortlich gemacht werden kann. Etwaige Repliken beliebige man daher der Redaktion der „Mondscheinzeitung" selber zuzusenden, wo dann die Antwort sicher nicht baumwollen ausfallen wird.

München, 26. Juni. Frhr. M. K. v. Rothschild ist von Frankfurt hier eingetroffen, um an den heute wieder begonnenen Sitzungen des Verwaltungsrathes der bayerischen Ostbahnen theilzunehmen.

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer vom 28. Juni 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 45 Min., abgegangen 4 Uhr 50 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 52 Min.)

Getreide-Gattung	Verkauft worden.	Rest	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	7671	1366	27	25	25	9	22	44	—	7	—	—
Korn	2216	795	16	54	16	6	15	34	—	—	—	46
Gerste	184	—	12	41	12	11	11	28	—	17	—	—
Haber	1388	16	7	38	7	4	6	42	—	10	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 27. Den 7. Juni: Willibald.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung von Friedrich Halm.

(Fortsetzung.)

Hier hielt der Erzähler inne, denn einer seiner Zuhörer hatte in dem Bestreben, sich leise zu erheben und seinen Stuhl recht unbemerkt zurückzuschieben, mehr Geräusch verursacht, als das vielleicht bei minderer Vorsicht der Fall gewesen wäre. Es war der Schreiber Ferenczy, der nicht wenig verwirrt schien, die allgemeine Aufmerksamkeit durch diese Störung so ausschließend auf sich gezogen zu haben. Erst auf den wiederholten Aufruf Horvath's, was es gäbe, stammelte er die Entschuldigung hervor, auf dem Platze, den er bisher eingenommen, verletze das grelle Kerzenlicht seine leidenden Augen und er gedächte sich daher in die dunkleren Räume der Stube zurückzuziehen. „Geh' Er nur lieber gleich zu Bette; kranke Leute taugen nicht zu den Gesunden," gab ihm Horvath rauh und hart zur Antwort, worauf aber Ferenczy nach kurzem Besinnen mit unsicherer Stimme erwiederte, er wolle nichts von der anziehenden Erzählung des Herrn Steitler verlieren und daher, wenn es ihm vergönnt wäre, auf der Bank hinter dem Ofen Platz nehmen! — „Auch gut, krieche Er hinter den Ofen," brummte Herr Horvath; gleich darauf aber Ezenczi's Erbleichen und Erröthen, ihre besorgten Blicke, die schlecht verhehlte Unruhe gewahrend, mit der sie den Bewegungen des Schreibers folgte, rief er, mit der derben Faust auf den Tisch hinschlagend, daß Flaschen und Gläser klirrten: „Kreuz — schwere Noth! Rühre dich, Mädel! Das Glas des Herrn Steidler ist leer! Schenk ein und präsentire ihm den Kuchenteller! Donnerwetter, paß auf!" Während Czenczi zusammenfuhr und so rauher Mahnung ungewohnt, zitternd die Aufträge des Vaters erfüllte, hatte dieser, seinen Unmuth unter einer scherzenden Miene verbergend, sich wieder zu seinem Gaste gewandt und ihn aufgefordert, nach dieser unliebsamen Unterbrechung den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen.

„Liebwerthester Freund," begann Herr Steidler, „ich habe Euch wohl vorausgesagt, daß an jenem Vorfalle, von dem ich Euch heute berichten sollte, nicht eben viel Merkwürdiges wäre: Ihr habt mir aber nicht glauben wollen; erstaunt also nicht, wenn ich an den Anfang meiner Geschichte statt ihrer Fortsetzung, die Ihr erwartet und begehrt, gleich unmittelbar ihr Ende knüpfen muß. Nachdem ich nämlich auf die Art und Weise, wie ich eben berichtet, die Marzipan-Lise und ihren Miethmann kennen gelernt hatte, ging ich meinen Geschäften nach und kehrte dann in meine Heimath zurück, ohne von jenen Beiden weiter zu hören oder ihrer auch nur von ferne zu gedenken. Nach etwa sechs Wochen hatte ich wieder eine Geschäftsreise nach Bruck anzutreten und diese Gelegenheit benützte ich, einen Freund auf einem von Bruck kaum eine halbe Stunde entfernten Hammerwerke zu besuchen; dort abgestiegen, wurde ich nicht mehr fortgelassen; ich mußte bei meinem Freunde übernachten und setzte erst ziemlich spät morgens meine Reise wieder fort. Ich wußte, daß an jenem Tage zu Bruck der Wochenmarkt abgehalten werde und gedachte von diesem Umstande zur Besorgung mancher nothwendigen Einkäufe Nutzen zu ziehen; ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich bei meiner Ankunft in Bruck zwar den Marktplatz mit Waaren aller Art bedeckt, aber weder Käufer noch selbst Verkäufer, nur einige Kinder und alte Weiber, die Waaren zu behüten, zur Stelle fand. Vor dem Kreuzwirthshaus angelangt sah ich weder Hausknecht noch Kellnerin herzuspringen, noch schwenkte mir der Kreuzwirth sein grünes Sammetmützlein entgegen, dagegen bemerkte ich an der Ecke des Hauses einen Knäuel von Menschen, den immer neuer Zulauf vermehrte. Dies erregte meine Neugier; ich schritt auf das Gewimmel zu und hatte kaum einige Schritte gethan, als ich den Kreuzwirth erkannte, der mir zuwinkte und schrie: Hierher, nur hierher, kommt nur, Herr Steidler! — Kreuzwirth, sage ich, als ich ihn endlich erreicht hatte, heißt Euch das Mäuslein, daß Ihr hier Maulaffen feil habt? Gibt's Feuer oder ist sonst ein Unglück geschehen? — Der aber, ganz erhitzt und verwirrt meiner Worte nicht achtend, schnaubt mir entgegen: Wollt Ihr sie sehen? Ich führe Euch hin, wenn Ihr sie sehen wollt! — Potz Hammer und Ambos, rufe ich, wer oder was ist denn zu sehen? — Was zu sehen ist? war die Antwort, nun die Marzipan-Lise, nach der Ihr letzthin fragtet! Kommt nur mit! Eben ist der Syndicus hinein und die Herren vom Rathe! — Und ohne mir weitere Auskunft zu geben, faßte er mich beim Arm, rief mit barscher Stimme der vorwärtsdrängenden Menge ein: Platz da! Vorgesehen! und zog mich, mit breiten Schultern und derben Fäusten mir Luft machend, in das Gäßchen hinein, dessen ich früher gedachte, und das nun mit Menschen jeden Geschlechtes und Alters so vollgepfropft war, daß nirgends auch nur ein Apfel hätte zur Erde fallen können. Endlich hatten wir das Haus erreicht, waren die Eingangsstufen hinangestolpert und hatten uns durch die dunkle Hausflur an der steilen, finsteren Treppe vorbei durch mehrere Stuben des Erdgeschosses in ein kleines gewölbtes Gemach gedrängt, das, wie sich später auswies, die Schlafstube der Hausfrau war.

Das Erste, was mir hier in die Augen fiel, war die über einen Haubenstock gestülpte Drahthaube mit der feuerfarbenen Schleife; über der Lehne eines Stuhles hing das Kamelottkleid und das dazu gehörige Halbmäntelchen; die Besitzerin dieser Gewänder aber lag unfern von ihrer Bettponde, nur nothdürftig bedeckt, auf dem Boden; das dünne graue Haar hing aufgelöst um das runzlichte schwarzblaue Gesicht und den pergamentähnlichen Nacken, den scharf in's emporquellende Fleisch gerückt, das grellgelbe Halstuch umschlang, mit dem die Unglückliche nach kurzer vergeblicher Gegenwehr erdrosselt worden war; dafür bürgten die starren hinunterlaufenen, gewaltsam aus ihren Höhlen herausgetriebenen Augen, der halboffene Mund, der sich zu einem gräßlichen Hohngelächter zu verzerren schien, und die verkrümmten Hände, die offenbar in dem vergeblichen Bestreben erstarrt waren, den erdrosselnden Knoten des gelben Halstuches zu lösen. Es war ein entsetzlicher Anblick! Als ich endlich im Stande war, meine Blicke von dem furchtbaren Schauspiele abzuwenden, auf das ich lange voll Schaudern und Entrüstung hingeblickt hatte, gewahrte ich in einer Ecke des Gemaches mehrere mir bekannte ansehnliche Bürger der Stadt um einen stattlichen Herrn versammelt, der an dem geöffneten Schreibtische der Ermordeten sitzend, die darin enthaltenen Papiere durchmusterte und den mir der Kreuzwirth als den Syndicus der Stadt und einen der Freier der Lampertzer Nani zu erkennen

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek

Digitized by Google

gab. Die Herren waren, der Leiche kaum mehr eingedenk, in ein leises, aber höchst lebhaftes Gespräch verwickelt, das, allmälig lauter werdend, durch einzelne Worte erkennen ließ, daß es sich um den Nachlaß der Ermordeten handelte. Dieser Umstand hatte mich zu der Frage veranlaßt, was denn mit dem Registranten, dem Miethsmanne und muthmaßlichen Erben der Todten und dem glücklichen Nebenbuhler des Syndicus geworden wäre, und der Kreuzwirth theilte mir eben halblaut mit, daß derselbe, mit der Versteigerung eines in der Laming in Gänt verfallenen Anwesens beauftragt, schon seit 6 Tagen abwesend wäre, als sich ein immer zunehmendes Gewirre von Stimmen in der Hausflur erhob, die ärgerlich abmahnend einen ungestüm Vorwärtsdrängenden zurückzuweisen bemüht schienen. Gleichwohl drang der laute Ruf: Ich muß sie sehen! immer näher, bis zuletzt der Schwall der Menge sich plötzlich theilte, und verstört, geisterbleich, große Schweißtropfen auf der Stirn, ein junger Mann in's Gemach stürzte, in dem ich augenblicklich den Registranten wiedererkannte, von dem wir sorben gesprochen. Bei dem Anblicke der Ermordeten bebte er zurück, rang die Hände, und rief einmal über das anderemal: O Jammer! O Entsetzen! O unglückseliger, grauenvoller Tag!

Mittlerweile war der Syndicus, der sich bei dem Eintritte des jungen Mannes erhoben und ihn eine Weile von fern mit finsterem fast feindlichem Blicke gemessen hatte, auf ihn zugeschritten, und begann jetzt in langsam feierlichem Tone, in dem mir aber Hohn und Schadenfreude ganz deutlich durchzuklingen schienen: Ja, beklage Er das gräßliche Ende seiner mütterlichen Freundin! Beklage und beweine Er sie, wie wir sie beklagen und beweinen, wie bald ganz Bruck dieß edle Herz, diese vielverkannte Seele, diese Mutter der Armen, diese Zuflucht der Betrübten, beklagen und beweinen wird! Denn hört und beherzigt es, schätzbarste Anwesende, die oft geschmähte und verläumdete, diese mit Schimpf und Hohn verfolgte, mit Spottnamen verunehrte Frau hat feurige Kohlen auf Euer Haupt gesammelt und ihr ganzes Vermögen ungetheilt und ausschließend hiesiger Stadt zur Gründung eines Bürgerspitals und Waisenhauses in bester Form Rechtens letztwillig hinterlassen! — Ein Murmeln und Flüstern des Staunens zog brausend durch die Versammlung, während der junge Mann eine Weile stumm und gedankenlos den Sprechenden anstarrte; als aber hier und dort in der Menge ein: Gott segne sie! ein: Ruhe sie in Frieden! laut wurde, als die erst stumpfe und mehr neugierige als erschütterte Menge plötzlich vom Drang des Dankgefühles hingerissen wie ein Mann sich auf die Kniee warf und ein Gebet für ihre ermordete Wohlthäterin anstimmte, da flammte in seinen Augen die Glut des feindlichsten Hasses auf, die, als sein Blick sich abwendend wieder auf die Leiche fiel, in den Ausdruck wahnsinniger Wuth sich verwandelte; er knirschte mit den Zähnen, wühlte mit den Händen in seinem Haar, dann stieß er einen Schrei aus, der halb wie Schmerzgeheul, halb wie Gelächter der Verzweiflung erklang, taumelte, verdrehte die Augen und schlug im nächsten Augenblick leblos wie ein Stück Holz neben der Leiche hin!"

Herr Steidler, der in dem Bemühen, seinen Zuhörern die Eindrücke des vorlängst Erlebten recht anschaulich zu vergegenwärtigen, ungewöhnlich lebhaft geworden war, hielt hier inne, um sich zu sammeln und seine Erinnerungen für die Fortsetzung zu ordnen, als vom Ofen her, hinter dem schon lange schwere Athemzüge hörbar geworden, nun plötzlich ein dumpfes ängstliches Stöhnen wie das Röcheln eines Erstickenden erscholl: „Herr Jesus," jammerte Base Margit, „es spukt!" und verbarg das Gesicht in ihre Schürze; Horvath war vom Stuhle aufgesprungen, Czenczi aber stürzte mit dem Angstgeschrei: „Um Gottes willen, was ist geschehen?" auf den Ofen zu. Noch ehe sie aber das mächtige grüne Kachelgebäude erreicht hatte, schwankte schon Ferenez, wie Einer, dem die Kniee brechend versagen, krampfhaft an das Gesimse des Ofens geklammert und daran sich forthelfend hinter demselben hervor. Er war kreideweiß bis in die Lippen, seine Brust flog und arbeitete nach Luft; fieberhaftes Zittern schüttelte seine Glieder und ließ seine Zähne hörbar aneinanderklappern. — Ihm sei todenübel geworden, es verlege ihm den Athem, ächzte er, aber es werde wohl vorübergehen, wenn er nur erst zu Bette wäre! — „Wasser, Wasser!" schrie Czenczi, „er stirbt! Hilfe!" und damit stürzte sie auf ihn zu und unterstützte den Schwankenden. Aber kaum, daß sie ihn berührt hatte, fühlte sie auch schon die schwere Hand des Bauers auf ihrer Schulter, die sie wie eine Flaumfeder fortdrehte, daß sie taumelnd in einer Ecke des Gemaches niedersank. — „Schickt sich das?" rief Horvath, dessen Grimm nur des zündenden Funkens gehärrt hatte, um aufzuflammen wie eine Pulvertonne; „Ist's hier zu Lande Brauch, daß sittsame Mädchen sich nach Betrieben den jungen Burschen an den Hals werfen? Gott's Donnerwetter! Ich will dich lehren, Dirne, was sich schickt!" — Und damit erhob er die Hand; aber er besann sich und winkte die Base Margit heran: „Heiß dem Burschen auf seine Stube," sagte er, „und macht fort! Ich bin des Gewinsels satt und will Ruhe haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Walzer.

(Aus dem „Spanischen für die gebildete Welt" von Aldan Stolz. Freiburg 1854.)

Während im Alterthume und jetzt noch bei den Spaniern der Tanz Erzeugniß und Ausdruck überschwellenden Lebens in Phantasie und Körper ist, ist der Walzer kaum ein Tanz zu nennen. Ich will den Fall setzen, unsere Nation wäre schon insgesammt für das Christenthum zu blödsinnig und schlecht geworden, so daß sie, wie man von einem großen Theil Magdeburgs hört, nicht mehr daran glaubte, und es käme ein Missionär aus fernem Christenlande, um in dem teutschen China wieder die Religion des Erlösers zu verbreiten; wie würde derselbe in seinen Reiseberichten wohl über den Walzer sich auslassen, wenn er etwa darauf zu sprechen käme? Ich denke mir ungefähr folgender Gestalt:

„Die Barbaren, bei welchen ich mich befinde, halten ganz besondere Tänze, welche ihnen von den Dämonen angelehrt worden sein müssen. Am liebsten Samstags oder Sonntags warten sie ab, bis es Nacht und etwas spät wird; dann kommen die, welche sich gebildet nennen, um den sogenannten Walzertanz zu treiben. Sie stellen sich vorerst an den Wänden auf; sobald die Musik anhebt, laufen die Mannspersonen auf die Mädchen und Frauen los, und Jeder nimmt eine derselben in seine Arme. Wenn du dächtest, daß sich letztere geschämig sträuben werden, wie einst die Sabinerinen, als sie von den Römern geraubt wurden, so würdest du dich höchlichst irren; im Gegentheil, die germanischen Frauenzimmer scheinen sehr froh zu sein, wenn sie geholt werden; und obschon sie es sonst für unanständig ansehen, wäre es auch von dem nächsten Verwandten, in solcher Weise in die Arme genommen zu werden, so nehmen sie bei dieser Gelegenheit den fremdesten Menschen an, der mit ihnen tanzen will, und fassen ihn selbst noch begierig an der Hand und am Arm. Jedes Paar dreht sich dann fortwährend, gleich einer senkrechten Walze um, weßhalb dieser Tanz auch Walzer genannt wird; und dergestalt sich drehend, fahren sie zugleich im ganzen Umkreis der Stube herum; man muß sich nur verwundern, daß sie nicht schwindlich werden. Was sonst bei Tänzen zu sehen ist, freie, schöne Bewegung, Mannigfaltigkeit, Kunst, Heiterkeit, fehlt bei diesem Walzer durchaus. Der ganze Mensch, Seele und Leib sind unthätig, die Tanzenden könnten die Augen schließen; nur die Füße allein müssen es thun, wie auf einer Tretmühle. Sonderbarer Weise machen dabei die Tanzenden ganz ernsthafte Gesichter, wie wenn sie ein wichtiges Geschäft von großem Belang verrichteten; da sie durch das heftige unnatürliche Drehen zugleich sehr erhitzt werden, so bewirkt die Röthe und die Starrheit des Antlitzes, daß manche Tanzenden dasselbe Aussehen haben, wie Nervenfieberkranke in der Hitze. Während in andern Ländern Jedermann mit Vergnügen dem Tanz zusieht, weil Anmuth, Abwechslung, Phantasie, Musik der Bewegung darin zu schauen ist, so gibt der Walzer nur einen

Digitized by Google

angweiligen, widerwärtigen Anblick, er sieht aus, wie eine stumme Sünde, wozu Musik gemacht wird.

„Besonders wunderlich dabei ist aber erst die Kleidung, womit die Barbaren zum Tanz sich schmücken. Die Mannespersonen haben ein Stück Tuch um die Schultern, welches ein ehemaliger Rock zu sein scheint, wovon aber von der Gegend des Magens an die ganze vordere Seite abhanden gekommen ist, so daß nur auf der Hinterseite zwei breite Lappen herunterhängen. Man heißt dieses Gewand einen Frack. Ich mußte, da ich dasselbe zum erstenmale sah, fast laut lachen; so spöttisch aber auch dieser Frack aussieht, so halten die teutonischen Barbaren sehr viel darauf; sie sehen den Frack für die Hauptsache an überall, wo es vernehm, hoch und feierlich hergehen soll. Ich bin überzeugt, daß sie sich einbilden, im Himmel, wenigstens im obersten, trage Jedermann einen Frack. — Ferner haben jene Barbaren die Hände mit gelb angestrichenem Ziegenleder überzogen, was sie für äußerst schön und würdevoll halten; und klemmen von Zeit zu Zeit ein Stückchen Glas, das sie an einem schwarzen Bendel befestigt haben, in den Augenwinkel und blinzeln gegen eine oder mehrere Personen des andern Geschlechts.

„Was die weibliche Kleidung betrifft, so ist dieselbe zu gewöhnlichen Zeiten ganz anständig; sobald aber die Teutoninnen zum Walzertanz gehen, werfen sie urplötzlich alle Schamhaftigkeit und Gefühl für Schicklichkeit ab. Es muß den züchtigen Menschen, der nicht schon daran gewöhnt ist, eine Art von Entsetzen anwandeln, wenn er sieht, daß Mädchen und Frauen unbedenklich Schultern und Brust in dem Tanzsaal vor den Männern mehr oder weniger entblößen, wie eine ehrbare Person nicht einmal auf ihrer einsamen Kammer thut. Ja, die roheste, verdorbenste Bauernmagd würde sich schämen und sich nicht getrauen, auf einem Kirchweihtanz in solchem Aufzug zu erscheinen, wie vornehme Damen und Dämchen. Ich kann es daher nur für ein Gemisch von Narrheit und Heuchelei ansehen, wenn dieselben Personen, welche so unzüchtig gekleidet von jedem Tänzer sich umfassen lassen, an höchst unschuldigen Worten ihre kuriose Keuschheit ausüben wollen. Jene sogenannt Gebildete sind nämlich außerordentlich sorgfältig in ihren Gesellschaften ja niemals Worte auszusprechen, die etwas Natürliches bezeichnen, so z. B. das Wort, welches übel riechen bedeutet, sprechen feinere Barbaren niemals aus; ja, wer hochgebildet sein will, dem geziemt es sich nicht wohl, die Worte: schwitzen oder Bauch über seine Lippen gehen zu lassen, obschon auch die Gebildeten schwitzen und einen Bauch haben; das wesentlichste Kleidungsstück der Mannsleute aber mit seinem wahren Namen zu nennen, gilt für durchaus gräulhaft. —

„Um aber wieder auf den Tanzaufzug zurückzukommen, so geben sich jene Barbarinnen außerordentlich viele Mühe, möglichst dünn über den Hüften sich zu machen; und es würde sich jede, die es bewirken könnte, daß sie am Leib nicht dicker als ihr Arm wäre, für die allerschönste auf der ganzen Welt halten und sich unaussprechlich glücklich fühlen. Dafür müssen dann weiter unten, besonders gegen die Füße hin, die Kleider möglichst weit und breit sich ausdehnen, so daß eine solche Barbarendame gerade aussieht, wie eine wandelnde Glocke, oder im Vergleich zur natürlichen Menschengestalt, wie eine abgeschmackte Karikatur; denn für ein schönes Verhältniß hat jenes Weibervolk keinen Sinn; schön ist ihnen, was Mode ist, und am schönsten die abgeschmackteste Uebertreibung einer Mode.

„Die teutschen Barbaren scheinen auch mit einer wunderbaren Zähigkeit an solchen Unsitten zu hängen. Während in andern Dingen die Mode außerordentlich schnell bei ihnen wechselt, so halten sie stets fest an jenem Walzertanz und den ausgeschnittenen Kleidern. Ja, damit solches bei ihrem Tod nicht ausgehe, sondern von spätern Generationen fortgeführt werde, so veranstalten die Reichen sogenannte Kinderbälle, wo die Kinder schon walzen, sich verlieben und ganz so machen müssen, wie die Erwachsenen bei ihren nächtlichen Tänzen. Und damit die Mädchen gewöhnt werden, sich später nicht zu schämen, wenn sie halb entblößt zum Tanz geführt werden, so kleiden Viele ihre Kinder in frühester Jugend schon mit solchen ausgeschnittenen Kleidern und schicken sie in solchem Aufzug an öffentliche Orte, z. B. auf Schulprüfungen.

„Man würde aber den schrecklichsten Zorn erregen, wenn man das Geringste dagegen sagen wollte. Fiele z. B. dieser Brief jenen Barbaren in die Hände, so wäre ich keinen Augenblick mehr des Lebens sicher; man würde mich todtschlagen oder doch mit vielen Unbilden aus dem Lande jagen." So weit das Schreiben des Missionärs.

Doch lassen wir den einseitigen finstern Zeloten mit seinen Vorurtheilen und seinem Mangel an feinerer Bildung und kehren wieder nach Gerona in Spanien zurück. („Spanisches" v. Stolz, S. 121 u. f. f.)

32stes Schwurgericht von Niederbayern zu Straubing.

§* Straubing, den 2. Juli 1856.

7. Fall.

Die Sitzung eröffnete der Stellvertreter des Schwurgerichts-Präsidenten, der kgl. Kreis- und Stadtgerichts-Direktor Herr Gebrath.

Die Anklage vertrat der k. II. Staatsanwalt Hr. Neuper.

Die Vertheidigung führte der Advokaten-Concipient Herr Stubenrauch.

Als Geschworene zu fungiren traf das Loos die Herren: 1) Anton Kuchler, 2) Johann Waas, 3) Jos. Hartl, 4) Joseph Pröll, 5) Georg Simet, 6) Georg Rötzer, 7) Andreas Bauer, 8) Anton Lang, 9) Jakob Pichler, 10) Ignaz Brunner, 11) Michael Krebs, 12) Georg Absmayer.

Den Gegenstand der heutigen Verhandlung bildet die Anklage gegen Franziska Ortler, ledige Glasschleiferstochter von Zwiesel, Lgr. Regen, wegen Kindsmordes.

Diese Sache war bereits unterm 3. März laufs. Jrs. beim Schwurgerichtshofe von Niederbayern verhandelt, und die Ortler zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt worden. Der oberste Gerichtshof kassirte jedoch dasselbe in seiner öffentlichen Sitzung vom 5. April.

Den Geschwornen war nämlich eine Frage auf das Verbrechen des Kindsmordes und beziehungsweise der den konkreten Fall bildenden Thatsachen gestellt worden, welche sie in der Art beantworteten: „Ja, jedoch ohne Absicht"; der Schwurgerichtshof hatte diese Antwort für widersprechend erachtet und die Geschwornen zur Verbesserung ihres Wahrspruches ins Berathungszimmer zurückgeschickt, worauf sie bei ihrer Rückkehr die Frage einfach bejahten.

Der oberste Gerichtshof nahm nun an, es hätten die Geschwornen die Absicht zu tödten verneinen wollen, und von dieser Absicht sei in der gestellten Frage auch lediglich die Rede gewesen; allein sich selbst widersprechend sei diese Antwort nicht, denn sie enthalte neben den Merkmalen des Kindsmordes auch die der fahrlässigen Tödtung und fahrlässige Tödtung hätte der Schwurgerichtshof annehmen sollen; demnach könne der verbesserte Wahrspruch nicht zu Recht bestehen, der erste nicht aufrecht erhalten werden, und wurde die Sache zur neuerlichen Aburtheilung an gegenwärtige Schwurgericht verwiesen.

Was nun den Sachverhalt selbst betrifft, so werden wir uns, da selber bereits bei der Mittheilung vom 3. März bekannt gegeben worden ist, kurz fassen.

Am 6. Juli 1855 wurde 3 Stunden unterhalb dem Markte Zwiesel im Regenflusse bei einer Schleuße der Leichnam eines Kindes weiblichen Geschlechtes aufgefunden, welches schon dem bloßen Ansehen nach als ein neugebornes, d. h. vom Momente der Geburt nicht über 3 Tage altes, erachtet werden mußte. Alsbald ging das Gerücht, daß die Schleiferstochter von Zwiesel, deren Wohnung unweit des Regenflusses sich befand, unlängst ein Kind geboren habe, und daß das im Regenflusse aufgefundene todte Kind das ihrige sei.

Die sogleich eingeleitete Untersuchung bestätigte nur zu sehr dieses Gerücht, indem sich an ihr noch die unverkennbaren Spuren unlängst erfolgter Niederkunft zeigten, und mehrere Zeugen, insbesondere ihre Wohnungs-Nachbarn, Maria Rusch 14 Tage vor-

Digitized by Google

her den Zustand nicht zu verstellender Schwangerschaft an der Franziska Ortler bemerkt hatte. Die Angeschuldigte hatte Anfangs sowohl die Geburt als die Tödtung des Kindes in Abrede gestellt, aber noch im Verlaufe der Voruntersuchung gab sie zu am 27. Juni 1855 ein Kind geboren zu haben. Nach ihrer damaligen Deposition, wollte sie wohl vorher die Absicht gehegt haben, das Kind, wenn es zur Welt komme, auf die Seite zu räumen, allein nach der Geburt schon sei ihr die Reue gekommen, und ihr Entschluß wankend geworden; die Geburtsschmerzen hätten sie in Ohnmacht versetzt, und als sie nach einer Stunde wieder zu sich kam, und nach dem noch unter der Bettdecke liegenden Kinde sah, sei dasselbe todt gewesen, worauf sie selbes nahm und in den Regenfluß warf. Bei der heutigen Verhandlung leugnete sie, daß sie je die Absicht gehabt, das Kind ums Leben zu bringen und sucht glaublich zu machen, es hätte das Kind nicht gelebt, und sie, Angeklagte, damals ohnehin an Gicht krank, sei wegen der großen Schmerzen unfähig gewesen, Jemand zu ihrer Hilfe herbeizurufen.

Das auf den Grund der Sektion und Obduktion der Kindesleiche gebaute gerichtsärztliche Gutachten spricht sich dahin aus, daß das Kind lebendig zur Welt kam, und fähig war, das Leben fortzusetzen; Alles dieses nach Befund der Lungenprobe, des Knisterns der Lungen, das Offensein des foramen ovale und sonstigen untrüglichen Anzeichen. Der k. Gerichtsarzt Dr. Brunner erklärte ferner, seiner Meinung nach könne bei der Ortler keine solche Schwäche eingetreten sein, daß sie nicht im Stande gewesen wäre, um Hilfe zu rufen, oder wenigstens die nöthigste Vorsorge für das Kind zu treffen, selbes von dem Drucke der Bettdecke zu befreien; durch das Liegenlassen des Kindes unter der Bettdecke habe selbes nothwendig verkümmern und sterben müssen.

Der kgl. Staatsanwalt hielt die Anklage nach Maßgabe der Verweisung aufrecht.

Die Vertheidigung hob hervor, einestheils, daß eine Ueberzeugung für die Lebendigkeit und Lebensfähigkeit des Kindes keineswegs feststehe, anderntheils, daß der Franziska Ortler nicht die rechtswidrige Absicht zu tödten, sondern höchstens eine fahrlässige Handlung zur Last gelegt werden könne.

Es wird sich auch auf den ersten Wahrspruch der Geschwornen bei der Verhandlung vom 3. März bezogen, aus welchem unverkennbar ihre Absicht erhelle, die Ortler blos wegen Fahrlässigkeit für schuldig zu finden.

Das Verdikt der Geschwornen, eröffnet durch ihren Obmann Hrn. Joseph Prött, lautet auf fahrlässige Tödtung des Kindes.

Die Angeklagte wurde sonach durch Urtheil des Schwurgerichtshofes zu einer zehnmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Programm
zu dem
Kreislandwirthschafts-Feste in Niederbayern
im Jahre 1856
(Fortsetzung.)

§. III. Gartenbau.

A. Eine bayerische Dukate, eine silberne Vereinsmünze und Geschichtsthaler nebst einem Buch zu jedem dieser zwei Preise für diejenigen, welche in den letzten 6 Jahren einen neuen Garten von mindestens ½ Tagwerk angelegt haben, oder sich durch Zeugnisse über vorzügliche Gartenkultur und namentlich Gemüsebau auszuweisen vermögen; dann

B. Eine silberne Vereinsmünze nebst 3 Zweiguldenstücke und eine weitere derlei nebst 2 Zweiguldenstücke für diejenigen, welche sich über vorzügliche Zeistungen in der Blumenzucht und in jener der Ziergewächse durch legale Zeugnisse ausweisen werden.

§ IV. Obstbaumzucht.

A. Eine Dukate, dann zwei silberne Vereinsmünzen für Landwirthe, welche in den Jahren 1854, 1855 und 1856 durch Anlegung neuer Obstbaumschulen oder bedeutende Verbesserung der bestehenden, durch Anlage größerer Obstkulturen oder durch Einführung der den örtlichen Voraussetzungen zusagendsten veredelten Obstsorten und zweckmäßigere Verwendung des Obstes sich ausgezeichnet haben.

B. Eine Dukate und 4 silberne Vereinsmünzen für Schullehrer, welche ihre Schulgärten zu vorschriftsmäßigen Baumpflanzungen mit Erfolg verwenden, durch Einführung des Institutes der Preisebäume sich ausgezeichnet haben, den Schuljugend in besonderen Stunden in der Obstbaumzucht fleißigen Unterricht ertheilen und bemüht sind, derselben die Vortheile der landwirthschaftlichen Verbesserungen deutlich und klar darzustellen, worüber die k. Lokal- und Distrikts-Schulinspektionen nach bester Ueberzeugung die erforderlichen Atteste ausstellen können.

§. V. Kultur von Nutzhölzern.

A. Eine große silberne Vereinsmünze und 3 kleine silberne Vereinsmünzen für diejenigen, welche sich in der Eichenkultur, insbesondere durch Anlegung von ausgedehnten Eichensaaten oder Eichenpflanzungen, sowie durch größere Anpflanzungen von Nutz- und Werkholz, als Ahorn, Eschen, Ulmen und Akazien auf eigenthümlichen Waldgründen und durch Pflege und Schutz derselben ausgezeichnet haben.

B. Eine große silberne Vereinsmünze für denjenigen, welcher ein Areale von wenigstens 2 Tagwerk zur Eichenschälwaldung angelegt hat.

§. VI. Waldkultur.

Eine Dukate und zwei silberne Vereinsmünzen für diejenigen, welche die größte Grundfläche durch Pflanzen oder Aussaat aufgeforstet haben, ohne hiezu gesetzlich verpflichtet gewesen zu sein.

§. VII. Seidenzucht.

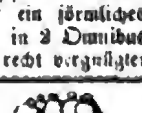
Eine große silberne Vereinsmünze des Frauenvereins zur Förderung der Seidenzucht in Bayern, eine derlei kleine Vereins-Münze und eine dergleichen für diejenigen Landwirthe und Privaten, welche im Laufe der letzten drei Jahre die größte Anzahl Maulbeerbäume (nicht Pflanzen) mit Erfolg angepflanzt haben, und bis zum Kreislandwirthschaftsfeste über das Gedeihen durch Zeugnisse sich ausweisen können.

§. VIII. Auszeichnung und Belohnung landwirthschaftlicher Dienstboten.

Für Dienstboten, welche zu landwirthschaftlichen Arbeiten irgend einer Art verwendet, sich durch wenigstens fünfzehnjährige, bei einer und derselben Herrschaft, ohne mit derselben in Verwandtschafts-Verhältnissen zu stehen, geleistete treue und eifrige Dienste, bei stets tadelloser Aufführung ausgezeichnet haben, sind 12 Preise, jeder in einer silbernen Vereinsmünze und einem Geschichtsthaler bestehend, ausgesetzt. (Fortsetzung folgt.)

Großbritannien. In London schreiben jetzt englische Blätter, der Ueberrock, in dem neulich der „Vetter Jonathan Yankee" bei dem großen Empfang der Königin hat in die Säle eintreten wollen, sei ein amerikanisch „offizielles Ueberrock" gewesen, und als Königin Viktoria von der Sach' Kenntniß erhalten, hätt' sie sogleich zur Thür' hinaussagen lassen, sie wollt' den Herrn in jedem Rock sogleich empfangen; er aber wär' derweil schon fort gewesen.

In Augsburg hat vergangenen Montag eine eigenthümliche Jahrtagsfeier statt gefunden. Die Wäscherinen nämlich hatten auf Siebentisch" ein förmliches Tanzfest veranstaltet, zu welchem Lustplatze sie in 2 Omnibus unter Musikbegleitung fuhren. Sie sollen einen recht vergnügten Abend gehabt haben.

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer vom 5. Juli 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 18 Min., abgegangen 4 Uhr 28 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 28 Min.)

Getreide-Gattung	Verkaufte Portion.	Retl.	Höchster Preis.		Mittler Preis.		Niedrigster Preis.		Erlöstigen.		Erlösen.	
	Sch	Sch	fl	kr	fl.	kr	fl.	kr.	fl.	kr	fl.	kr.
Waizen	4972	3689	26	17	24	—	21	41	—	—	1	9
Korn	3408	46	14	9	15	36	15	9	—	—	—	29
Gerste	251	29	12	21	11	22	11	2	—	—	—	19
Haber	1636	102	7	35	7	8	6	44	—	4	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduenig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 28. Den 14. Juli: Bonaventura.

+ Der Natternberg bei Metten.

„Nein, nimmer soll,
Dieß Haus mir steh'n!
Kann Satan wohl
Es länger seh'n,
Wie eine Heerd'
Von Sklaven ihm
Sein Reich zerstört?
Bei meinem Grimm!
Ich fahre aus
Und ruhe nicht,
Eh' dieses Haus
In Trümmer bricht.
Zerreißen will
Ich Berge, wie
Der Aar das Reh,
Und schleudern sie
Im Sturz herab
Auf Isters Strom,
Er sei das Grab
Für Mettens Dom."

So sprach auf seinem Flammenstuhl
Satan und stieg empor vom Pfuhl,
Und brüllend spie ihn Aetnas Schacht
Hinauf in schwarze Mitternacht.
Ein Drache spannt er seine Schwingen
Gleich schwarz Gewölke rasselnd aus,
Sein Flügelschlag ist Sturmgebraus,
Er heult, als wenn Orkane ringen.

Wie Ungewitter, aufgescheucht
Vom Sturm, aus wildem Meere steigt,
Flog Satan feuerschnaubend hin,
Jetzt ob dem stolzen Apennin,
Jetzt wo die Alp' gen Himmel strebt.
Da faßt er einen Fels und gräbt
Die ehernen Krallen tief hinein, —
Die Erde bebt, die Felsen zittern, —
Es kracht, als wenn den Eichenhain
Zugleich zehn Donnerkeile splittern.

Zittre, bebe,
Haus des Friedens
Am geweihten
Isterstrand!
Ach umschwebe
Himmelsbote!
Schütze es mit
Starker Hand.
Horch! wie's krachet,
Sieh! wie's flammet!
Ob die Welt in
Trümmer geht?
Betet, wachet,
Fromme Brüder,
Euch wird Heil nur
Durch Gebet.
Blutig röthet
Sich der Himmel,
Satan naht mit
Sturmgebraus;
Und euch bettet
Süßer Schlummer!
Wer ach! rettet
Dieses Haus?
Eilet, schützet,
O ihr Mächte!
Hu! Wie graus sein
Auge glüht!
Gleich den Blitzen
Schwarzer Nächte.
Wie sein Rachen
Feuer sprüht!

„Ha! wie schwelle
Ich, Gebirge
Niederschleudernd,
Deine Fluth;
Deine Welle,
Stolzer Ister,
Will ich wälzen
Auf die Brut."
Sprach's, es prasseln
Seine Gluthen,
Grauenvoll lichtet
Sich die Nacht.
Mächtiger rasseln
Seine Flügeln,
Winde flieh'n
Vor seiner Macht.
Durch die Thürme
Heulen Stürme;
Hoch in Lüften
Ob den Au'n
Fliegt der Drache
Voll von Rache,
Einen Felsen
In den Klau'n.
Schon erhebet
Weh! schon schwinget
Er ihn, zielend
Nach dem Strom. —
Ister bebet,
Horch! — da klinget
Rüber von des
Klosters Dom,
Mitternächt'ges
Preisen kündend,
Eines Glöckleins
Silberton.
Und wüthend starrt
Von Schreck erfaßt
Der Drach und brüllt,
Wie Donner rast
In wilder Schlucht,
Und schleudert jäh
Des Steines Wucht
Aus schwindler Höh'.
Deß jauchzet wild
Der Sturm, es dröhnt
Rings das Gefield,
Die Tiefe stöhnt.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothe
(Pflichtexemplar.)

Digitized by Google

Und wie gehetzt
Von Teufeln heult
Satan entsetzt,
Flieht unermeßt
Vom Blitz, und fuhr
Durch Aetnas Gluth,
Und donnernd zur
Dämonen Brut.

Nah, wo Isters Wogen wallen,
Meilen ihm ein Hügel hüllet,
War des Drachen Fels gefallen,
Hat sich halb hineingewühlet
In den Grund; halb stand er nackend,
Schrecklich, wie Geisterwache,
In der Gegend einsam ragend;
Und es sendete der Drache
Aus des Abgrunds finsterm Grauen
Vippern, die mit schwarzen Häuten
Aus des Steines Spalten schauen.
Und zum Fluche ward der Felsen.
Und ihn floh erschreckt der kühne
Jäger und des Lammes Hort,
Und der Pilger, der zur Sühne
Wallte nach des Klosters Pfort.
Keiner, den ihm Nachts mit Tücke
Zugeführt ein böser Zwerg
Kehrte lebend je zurücke;
Und man nannt' ihn „Natternberg."
Doch der frommen Mönche Flehen,
Und das Holz, das Jesu Blut
Trank auf Golgathas heil'gen Höhen
Scheuten endlich diese Brut.
Und der Stein hub an zu grünen,
Hallen wuchsen hehr und groß,
Thürme sproßten, hohe Zinnen,
Majestätisch stand das Schloß.*)

Die Marzipan-Lise.

Erzählung von Friedrich Halm.

(Fortsetzung.)

Margit gehorchte und entfernte sich mit dem halbohnmächtigen Ferenez, zu dessen Wiederbelebung der eben stattgehabte Auftritt auch freilich nicht sehr geeignet war. Kaum war die Thüre hinter den Beiden zugefallen, als Horvath, der ihren Abgang mit unmuthig düsteren Blicken beobachtet hatte, sich wieder zu Czenczi wandte, die blaß und regungslos dasaß und von deren Wimpern große Thränen auf die in ihrem Schooße gefalteten Hände niederträufelten. „Geh' auf dein Zimmer," sprach er in mildrem Tone, „die Erzählung unseres Gastes hat dich aufgeregt, und wenn bei euch Weibsleuten das Rädlein einmal in's Laufen gekommen ist, so will's nicht mehr stille stehen! Geh' und ein andermal sei klüger; und damit gute Nacht!" — Czenczi wiederholte tonlos und kaum vernehmlich die letzten Worte des Vaters, verneigte sich schweigend vor dem Gaste und verließ langsam das Gemach. Horvath's Blicke folgten ihr mit dem Ausdrucke schmerzlichen Bedauerns und bitterer Kränkung. Die leidenschaftliche Theilnahme, die Czenczi für den Schreiber bei einem so unbedeutenden Anlaß, wie seine Unpäßlichkeit es war, an den Tag gelegt hatte, ließ über den Zustand ihres Herzens keinen Zweifel übrig, und in Horvath's Brust, der sich in seiner blinden Zuversicht getäuscht, in seinem Stolze verletzt und in die bittere Nothwendigkeit versetzt sah, dem Herzen wehe thun zu müssen, das er am meisten liebte, kämpften die widersprechendsten Gefühle einen harten, peinlichen Kampf. Endlich seines Gastes gedenkend, faßte er sich und nahm wieder an seiner Seite Platz: aber sei es, daß er es für unnütz hielt, sich über die Bedeutung des Vorganges täuschen zu wollen, oder daß er sich in diesem Augenblicke unfähig fühlte, demselben irgend einen anderen annehmbaren Sinn unterzuschieben, er erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Silbe und begnügte sich, seinen Tischgenossen zu bitten, die angefangene Erzählung zu Ende zu bringen.

„Meine Geschichte zu Ende bringen? sagte Herr Steidler, der ein stummer, aber nicht theilnahmsloser Zeuge der Ereignisse des Abends gewesen und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, seinen Hauswirth auf irgend eine Weise zu zerstreuen, „theuerster Freund, sie ist zu Ende; denn was noch zu berichten bleibt, ist kaum der Rede werth und läuft auf unbestimmte Gerüchte und Vermuthungen hinaus. Nur Das ist gewiß, daß die Marzipan-Lise mit unerhörtem Gepränge zur Erde bestattet wurde, daß es mit ihrem Testamente seine volle Richtigkeit hatte und daß ihrem erbschleicherischen Miethsmanne, dem Registranten, wirklich nicht ein Heller aus ihrem Nachlasse zufiel, wodurch denn auch jede Möglichkeit seiner Verbindung mit der Lamprechter Nani zu Wasser wurde. Der junge Mann, der alle seine Anschläge vereitelt sah und wie gewöhnlich zum Schaden auch noch den Spott hatte, lief seit jenem Tage verstört und halb wahnsinnig in der Stadt herum, bis er nach drei Wochen plötzlich verschwand. Sein Hut und sein Oberrock, die an den Ufern der Mur gefunden wurden, lassen vermuthen, daß der arme Teufel in seiner Verzweiflung sich ertränkt habe. Was den Mörder der Marzipan-Lise betrifft, so führten die sorgfältigsten Nachforschungen auf keine Spur. Ein ehemaliger Schuldner der Ermordeten, den sie um Haus und Hof gebracht hatte und der sich zur Zeit des Mordes in der Gegend von Bruck herumtrieb, wurde auf Veranlassung des Registranten als der That verdächtig eingezogen, mußte aber entlassen werden, da er ein Alibi standhältig nachzuweisen vermochte. Dagegen ging später, und zwar kurze Zeit nach dem Verschwinden des Registranten das Gerücht, er selbst wäre es gewesen, der in der sicheren Hoffnung, die Alte zu beerben, ihr hingeholfen hätte, um früher zu Geld und Gut und in den Besitz seiner Liebsten zu kommen. Man erzählte sich nämlich, zwei Brauknechte hätten dem Syndicus angezeigt, daß sie in der Nacht des Mordes, von einem Besuche gegen Morgen nach der Stadt heimkehrend, dem, wie gesagt, damals in der Laming stationirten Registranten, hastig von der Stadt kommend, begegnet wären und ihn deutlich erkannt hätten, obgleich er bei ihrem Herannahen von der Straße weg in den Busch gesprungen wäre. Wenn nun auch der Hauswirth des Registranten in der Laming dagegen steif und fest behaupte, dieser Letztere habe sich daselbst in jener Nacht wie gewöhnlich zu Bette begeben und sey von ihm selbst geweckt worden, so schließe das doch nicht aus, daß der verruchte Mörder heimlich in stiller Nacht das Haus verlassen, die Unthat vollbracht habe und dann unbemerkt wieder zurückgekehrt sei, wofür auch der Umstand spreche, daß der Mörder die Gelegenheit im Hause der Marzipan-Lise sehr wohl gekannt haben müsse, da kein Einbruch stattgefunden habe und Thür und Fenster unverletzt gewesen wären. Mehrere aber wußten mit dieser Angabe noch eine andere zu verbinden und berichteten, zu selbiger Zeit habe der Syndicus, den Nachlaß der Marzipan-Lise ordnend, unter ihrer Wäsche ein Päckchen mit der Ueberschrift: „Legat für meinen Miethsmann," gefunden. Dieses Päckchen habe ein Tellertüchlein, einen von dem Registranten für die Marzipan-Lise aufgesetzten Testamentsentwurf und ein Schreiben dieser Letzteren enthalten, worin sie dem Registranten für die Mittheilung jenes Entwurfes dankte, den sie auch zu ihrer Absicht und zu ihrem Zwecke redlich benutzt habe; ihn zum Erben einzusetzen, wäre ihr nie eingefallen; sie hätte ihn damit nur hingehalten, damit sie ohne viele Kosten zu einem brauchbaren Testamentformular käme; wohl aber würde sie ihn für die guten Dienste, die er ihr geleistet,

*) Dieses Gedicht, welches uns keine gemeine poetische Begabung zu verrathen scheint, wurde uns von befreundeter Hand mitgetheilt. Der Dichter ist ein amerikanischer Benedictiner, P. Otto Hörmann zu St. Vincent in Pensylvanien, ein geborner Altdorfer. Es entstand bei Gelegenheit der Feier des hohen Namensfestes Se. Excel. des Herrn Erzbischofes von München-Freising, damaligen Abtes von Metten im Jahre 1851, wo Hörmann die dortige zweite Gymnasialklasse frequentirte. Die Sage, welche zu Grunde liegt, ist in Niederbayern sehr volksthümlich und erkläret auf sinnige Weise das Vorhandensein jenes in unabsehbarer Ebene ganz isolirt dastehenden Berglegels. Die Burg, einst der Sitz niederbayr. Herzoge, — Heinrich IV. der Natternberger 1312—1333 — ist jetzt kaum mehr Ruine. Uebrigens kennt die Sage auch Schöppner I. 83.
Die Red. d. Landsh. Ztg.

Digitized by Google

mit einem hübschen Capital bedacht haben, wenn nicht ihre Katze von dem Kuchen, den er ihr unlängst verehrt, genascht hätte und daran verreckt wäre; sie habe darüber ihre eigenen Gedanken und meine demnach vollkommen genug zu thuen, wenn sie ihm das anliegende Tellertüchlein hinterlasse, um — sich das Maul zu wischen. Nach Lesung dieser Papiere habe der Syndicus, wie die Leute wissen wollten, sich in großer Verlegenheit befunden, indem dieselben, in Verbindung mit den Aussagen der Brauknechte, den Registranten allerdings schwer verdächtigten; endlich aber habe er beschlossen, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu erlegen: nämlich einestheils das unliebsame Aufsehen zu vermeiden, das die Eröffnung des hochnothpeinlichen Verfahrens gegen ein Mitglied des Magistrats nach sich gezogen hätte, anderntheils aber durch den Anschein ritterlicher Großmuth gegen seinen Nebenbuhler sich des Besitzes der Lamprechter Nani um so bestimmter zu versichern. Er habe sich also zu dieser Letzteren verfügt, ihr den Sachverhalt mitgetheilt und ihr ans Herz gelegt, wie der Mann ihrer Neigung, falls er sich nicht ganz rein wüßte, sehr wohl daran thäte, ungesäumt das Weite zu suchen; dabei aber auch nicht undeutlich merken lassen, auf welche Weise er die zarte Rücksicht, die er für ihre Person an den Tag lege, belohnt zu sehen hoffe. Auf diesem Weze, meinten die Leute, habe der Registrant Wind bekommen, sich aus dem Staube gemacht und die Hand seiner Liebsten gewonnen. — Das Letztere hat nun allerdings seine Richtigkeit; die Lamprechter Nani hat wirklich den Syndicus geheirathet; das Uebrige ist wohl nur eitles Gerede, mit dem böse Mäuler unbarmherzig genug den armen Registranten noch im Grabe verfolgen. Das Ende der ganzen Geschichte ist aber denn doch, daß der Mörder der Marzipan-Lise bis jetzt nicht entdeckt worden ist und daß ihn daher Gott wird finden müssen, wie Ihr sagt, da ihn die Menschen nicht erreicht haben."

Diese Bemerkung, absichtlich von Herrn Steidler hingeworfen, um den in Gedanken verlorenen Horvath ins Gespräch zu ziehen, blieb ohne Erwiderung. Horvath hörte sie nicht; den Kopf in die Hand gestützt, starrte er vor sich hin und hatte die Worte seines Gastes unbeachtet an sich vorüberrauschen lassen. Ihn beschäftigte nur Eins: daß Antal Recht hatte, daß er selbst in thörichter Verblendung sein Kind ins Verderben hatte rennen lassen, daß er nun ein Ende machen müsse und daß es selbst dazu vielleicht zu spät sein könnte. Die tiefe Stille, die eingetreten war, nachdem Steidler seine Erzählung vollendet hatte, entriß ihn endlich seinem Hinbrüten; er fuhr auf und ohne weitere Vorbereitung, als daß er die zunehmende Kränklichkeit seines Schreibers beklagte, fragte er Herrn Steidler, ob er ihm einen Buchhalter empfehlen könne. Diese Frage wurde von dem umständlichen und in Geschäften sehr pünktlichen Gaste mit der Gegenfrage nach den Eigenschaften, die er fordere, und den Genüssen, die er gewähren wolle, und nach entsprechender Erörterung dieser Punkte mit dem Versprechen erwiedert, ehe drei Wochen ins Land gingen, welle er ihm einen ältlichen aber noch rüstigen Mann zuweisen, der ihm gewiß genügen würde, worauf Herr Steidler, da er frühmorgens aufbrechen müsse, für den freundlichen Empfang dankjagend, sich vom Tische erhob und von seinem Wirthe mit den besten Wünschen für eine „ruhigschlafende" Nacht auf seine Stube geleitet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hochaltar der Filialkirche Kriestorf.

„Stetes Schweigen über die Vorzüge der Heimath
dünkt etwas mehr als Bescheidenheit."

‡ Diese Worte jenes alterthumskundigen Korrespondenten der Augsburger Postzeitung, welche er in seinem Schlußaufsatze zur Kunstgeschichte der Diöcese Regensburg anführt, haben mich bewogen, mein Schweigen zu brechen und die Freunde der Kunst auf einen Schatz aufmerksam zu machen, an welchem sie sonst sicherlich, ohne ihn zu bemerken, vorüber gehen werden. Wenn es auch nicht Sache des Clerus der Passauer-Diöcese ist, groß Geschrei zu erheben oder viel an der publicistischen Glocke zu ziehen, so würde man doch sehr irren, wenn man glaubte, die Bestrebungen alter und nun wieder neu gewordener Kunst fänden nicht auch hier ihre Kenner, Gönner und Freunde. Im Gegentheil, angeregt durch das Beispiel ihres hochverehrten Bischofs, der eben daran ist, ein Museum kirchlicher Antikaglien aus der Vergangenheit der Passauer-Diöcese (bereits einer tausendjährigen) anzulegen, ist ein reges Streben unter den Clerus gefahren, die Kirchen zu reinigen, das Mißbräuchliche und Geschmacklose zu entfernen und das Schöne und Edle wieder an die gebührende Stelle zu setzen.

So sind in einer Anzahl der Kirchen die Altäre neugefaßt, andere, wie die Salvator-Kirche in Ilzstadt aus Verwüstung und Entehrung herausgerettet, alle aber von jenen Auswüchsen befreit worden, mit welchen eine Zeit, welche in Kunst und Sitte gleich bejammernswerth war, sie verunziert hatte. So in jüngster Zeit Hofkirchen und Schwanenkirchen. Wieder mehrere sehen einer vollständigen Neuerbauung entgegen, so Zwiesel, Waldkirchen und Triftern, die Pfarrkirche von Burghausen hat dieselbe bereits erfahren.

Eine ähnliche Auferstehung nun hat auch der Hochaltar der Filialkirche Kriestorf erlebt. Wäre dieser etwas Alltägliches, dann wäre ich nicht aus meinem Schweigen herausgetreten, da aber derselbe etwas Außerordentliches, eine wahre Perle der Sculptur ist, so kann ich mich nicht enthalten, Kunstkenner auf denselben aufmerksam zu machen.

Kriestorf, 1½ Stunde oberhalb Bilshofen, an der Vils, besitzt nur ein kleines Kirchlein, erbaut gegen Ende des XV. Jahrhunderts von den Grafen Goder auf Kriestorf und Walchsing. Der einzige und größte Schmuck desselben ist sein Flügelaltar. Auf der Mensa erhebt sich auf leichtem, schlankem Aufsatze der viereckige Kasten des Altares, (das Sanctissimum ist nicht reponirt) verschließbar auf beiden Seiten durch Thüren und überkrönt von einem Aufsatze mit Figuren, umgeben von Bialen und herrlichem Maaßwerk.

Wenn nun beide Thüren offen sind, so erblickt man in der Mitte des Raumes, wo sonst der Tabernakel steht, nur durch schlanke Säulen von einand getrennt, die Figuren dreier Heiligen, denen die Kirche dedizirt ist, in der Mitte der heil. Ottmar mit Regelbuch und Hirtenstab, zu seiner Rechten St. Wolfgang, den zweikuppigen Dom tragend, zur Linken St. Sebastian, den Pfeil in der Hand. Alle drei stehen so auf künstlich durchbrochenen Gestellen und sind überdacht von einem Gegitter des künstlichsten Maaßwerkes, welches bis an ihre Häupter reicht und ohngefähr den 3ten Theil des Raumes einnimmt. Vier kleine Figürchen — St. Laurentius, Johannes Evang., Stephanus und Leonhardus — zwei oben unter zierlichen Baldachinen, zwei unten auf schlanken Socken zieren rechts und links die Rahmen dieses Kastens.

Die Flügelthüren stellen in Basreliefs in vier künstlich abgetheilten Feldern das Martyrthum der heil. Dorothea, Margaretha, Catharina und Barbara dar.

Der Aufsatz oder Untersatz des Altars ist in drei Felder getheilt, mehr lang als hoch, welche mit Hautreliefs gefüllt sind. Ohnstreitig ist dieß die werthvollste Parthie des Ganzen. Zur Rechten zeigt sich Christus, sein kostbares Blut aus allen Wunden spritzend und im Kelche des Heiles es auffangend und bewahrend; ihm gegenüber zur Linken seine gebenedeite Mutter, vom siebenfachen Schwerte des Schmerzes durchbohrt; in der Mitte aber findet sich der Leichnam Jesu vom Kreuze abgenommen, daneben Jünger und Frauen mit Salbgefäßen.

Im Aufsatze der den oberen Theil des Altars krönt, findet sich in der Mitte auf zierlichem Postamente Jesus seine Wunden zeigend, rechts und links durch Säulen getrennt Maria und Johannes, Alles aber um- und überflochten von Baldachinen und künstlichem Maaßwerk, auslaufend in die Kreuzesblume. Sind schon die drei Mittelfiguren, jede vielleicht 3½ Schuh hoch, von ausgezeichneter Arbeit, so noch mehr die Basreliefs an den Flügelthüren, welche eine außerordentliche Zartheit der Zeichnung beur-

Digitized by Google

kunden, ganz besonders werthvoll aber die Hautreliefs gleich oberhalb der **Mensa**. Der Künstler hat in die Figuren des blutvergießenden Heilands und seiner gebenedeiten Mutter eine solche Zartheit und Innigkeit zu legen gewußt, daß sogar gemeine Arbeitsleute, welche an nichts weniger, als an Sensibilität leiden, davorstehend, von innigster Rührung durchdrungen werden.

Durch die Barbarei früherer Zeit fast in Trümmer gesunken, hat der gegenwärtige Hr. Pfarrer von Galgweis, dessen Filiale Kriestorf ist, unterstützt von der Gemeinde und dem tüchtigen Kunstmaler Alb. Mändel es unternommen, den Altar wieder in seiner ganzen Schöne herzustellen. Ja, es ist zu zweifeln, ob derselbe, was Malerei und Vergoldung anbelangt, jemals so schön sich gefunden habe, als er jetzt dem Blicke sich darstellt, und der Wanderer dankt es seinem Geschicke, neben den Schönheiten einer üppigen und freigebigen Natur im Bilsthale auch die Schöpfungen einer Kunst zu bewundern, welche, lange begraben, in unserer Zeit ihren verjüngenden Auferstehungsmorgen gefunden hat.

32stes Schwurgericht von Niederbayern zu Straubing.

§* Straubing, den 10. Juli 1856.

12. Fall.

Die Sitzung eröffnete der Präsident des Schwurgerichtshofes: kgl. Appellationsgerichtsrath Hr Fischer.

Die Anklage vertrat der k. III. Staatsanwalt Hr. Mayr.

Die Vertheidigung führte der Advokaten Koncipient Herr von Stubenrauch.

Als Geschworne gingen aus der Urne hervor die Herren: 1) Joseph Hartl, 2) Michael Krebs, 3) Andreas Bauer, 4) Anton Lang, 5) Johann Waas, 6) Christian Lägl, 7) Karl Kuchler, 8) Joseph Stuck, 9) Georg Rötzer, 10) Joseph Leeb, 11) Georg Simet, 12) Ignaz Brugger.

Auf der Anklagebank befindet sich heute

Johann Mitterer, 57 Jahre alt, vormaliger Krämer von Hofberg, kgl. Ldgts. Landshut, ist beschuldigt des Verbrechens der Fälschung einer öffentlichen Urkunde.

Als Johann Mitterer im Jahre 1849 als Krämer abgehaust und vom Hofberge in die Stadt Landshut herab sich übergesiedelt hatte, wurde er mit einer gewissen Margaretha Bacher, Müllerstochter von Luhr, Ger. Weiden, die sich mit Verfertigung von Fleckschuhen mühsam fortbrachte, bekannt. Er spiegelte ihr vor, er könne mit Leinsaamen ein vortheilhaftes Geschäft machen, bedürfe aber hiezu einer Baarschaft von 125 fl. Er ging die Bacher an, ihm ein Darlehen zu diesem Betrage zu geben, versprach ihr dagegen, ihr zur Sicherung ein gerichtliches Dokument zuzustellen, bis er sie aus einem Guthaben auf einem Schwaiger-Anwesen, welches erst in einem Vierteljahre zahlbar werde, befriedigen könne. Magdalena Bacher ließ sich hiezu bereden, und gab ihm 127 fl. gegen 4% Zins, wofür sie von Mitterer ein in Form einer Urkunde zusammengebogenes, auf einen Stempelbogen geschriebenes Dokument mit der Ueberschrift: Schuld- und Hypothekenbrief für Johann Mitterer über 150 fl. auf Michael Brunhofer als Schuldner lautend, gefertigt mit den Worten, kgl. Lrg. Dingolfing, versehen mit einer unleserlichen Unterschrift, dann einem aufgeklebten ächten Siegel des kgl. Lrg. Dingolfing, erhielt, und zwar mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß dieß eine gerichtliche Versicherung und das Siegel gleichfalls ein landgerichtliches sei. Die Margaretha Bacher beruhigte sich damit um so mehr, als sie den Inhalt wegen Mangels der Kenntniß des Lesens und Schreibens nicht prüfen konnte. Als sie weder nach Ablauf eines Vierteljahres noch weiterer zwei Jahre die Rückzahlung ihres Darlehens von Mitterer erwirken konnte, stellte sie am 24. September 1852 beim kgl. Lrg. Landshut Klage gegen denselben, der denn auch eine Darlehensschuld von 135 fl. einbekannte, und die Klägerin auf einen aus der Verlassenschaftsmasse des Schwaigers Michael Brunhofer von Goben anzusprechenden, am 7. Oktober 1852 fällig werdenden Erbtheil, anwies.

Als sich zeigte, daß wohl für die minderjährigen Stiefkinder des Mitterer deren Muttergutsantheile auf dem Anwesen des Brunhofer versichert seien, aber Nichts für Johann Mitterer selbst, ließ sich die Margaretha Bacher mit dem Vergeben, es seien diese Muttergüter bereits mit Einwilligung der Vormundschaft zur Tilgung ihrer, der Bacher, Forderung bestimmt, und würden bei bald eintretender Großjährigkeit der Kinder, demnächst zur Auszahlung gelangen, dennoch wieder beschwichtigen, und 3 Jahre hinhalten.

Endlich zeigte sie die Sache bei Gericht an, unter Produzirung ihres Schuldbekumentes, welches sofort als ein gefälschtes, zwar mit ächtem Siegel, jedoch von einer andern Urkunde abgelöst, erkannt wurde.

Mitterer gesteht zu, die Urkunde geschrieben, und derselben das ihr anklebende Gerichtssiegel aufgedrückt zu haben. Er sucht seine Handlung durch die Angabe zu rechtfertigen, daß er eine Urkunde in Handen gehabt habe, worin vom kgl. Lrg. Dingolfing das Schuldenverhältniß des Brunhofer bestätigt war. Diese Urkunde habe er abgeschrieben, übrigens sei er erbötig, wenn möglich die Margaretha Bacher zufrieden zu stellen.

Gegen diesen seinen Einwand spricht aber die Thatsache, daß eine Urkunde über das Guthaben an Brunhofer vom kgl. Lrg. Dingolfing gar nicht ausgestellt worden war, zudem ist die gefälschte Scriptur so voll grammatikalischer und orthographischer Fehler, daß gar nicht vermuthet werden könnte, irgend ein Landgericht würde solche Urkunden expediren.

Der kgl. Staatsanwalt legte den Geschwornen die Existenz der zum Verbrechen der Fälschung öffentlicher Urkunden gesetzlich nothwendigen Momente für den gegenwärtigen Fall, nämlich, daß es sich um eine öffentliche Urkunde handle, solche gefälscht, und dieses in rechtswidriger Absicht geschehen sei, dar.

Die Vertheidigung erklärte sich außer Stande, gegen die Schuld des Angeklagten, oder daß objektiv das fragliche Verbrechen nicht gegeben sei, eine Einwendung zu machen, nur gab sie zu bedenken, ob nicht die große Unwissenheit, die die Handlung begleitete, und der Umstand, daß der Angeklagte damals sehr schwer krank war, Anhaltspunkte seien, um auf Freisprechung den Wahrspruch zu richten.

Die Geschwornen erklärten durch ihren Obmann Hrn. Jos. Leeb den Johann Mitterer „schuldig" des Verbrechens der Fälschung einer öffentlichen Urkunde.

Der kgl. Staatsanwalt beantragte achtjähriges Zuchthaus.

Der Vertheidiger schließ sich diesem Antrage an.

Das Urtheil des Schwurgerichtshofes lautete gleichfalls auf achtjährige Zuchthausstrafe.

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer vom 12. Juli 1856.

Aufgegeben in München 5 Uhr — Min., abgegangen 5 Uhr 4 Min. angekommen in Landshut 5 Uhr 6 Min.)

Getreide-Gattung	Verkauft worden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis		Niedrigster Preis		Gestiegen		Gefallen.	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr	fl.	kr.
Weizen	4219	495	27	8	25	16	22	56	1	16	—	—
Korn	3131	1	17	38	17	8	16	27	1	29	—	—
Gerste	190	85	12	33	11	55	11	19	—	3	—	—
Haber	1761	92	7	37	7	10	6	51	—	2	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

☞ Noch im Besitze von einigen Exemplaren des

Albums des Gesangs-Festes zu Landshut,

gefeiert am 12. und 13 Juli 1846, erlassen wir das Exemplar bei Gelegenheit der eben stattfindenden 10jährigen Erinnerungsfeier zum ermäßigten Preise von **12 kr.**

Jos. Thomann'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduetnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 29. Den 21. Juli: Daniel.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung von Friedrich Halm.

(Fortsetzung.)

III.

Der Morgen dämmerte herauf und die ersten blassen Strahlen des Zwielichtes, die in die Kammer des Schreibers Ferencz brachen, fanden ihn wach und halbangekleidet auf seinem zerwühlten Lager sitzend, dem diese Nacht Ruhe und Schlummer fern geblieben zu sein schienen. Der Lichtschirm und das schwarzseidene Tuch, das er Tags zuvor um die Backen geschlungen hatte, lagen inmitten der Stube auf den Boden hingeschleudeet, der mit zerrissenen Papieren bedeckt war; Schrank und Lade standen weit offen; Kleidungsstücke, Wäsche und andere Habseligkeiten lagen theils da theils dort auf Tischen und Stühlen, theils neben dem Fellleisen aufgehäuft, das in einer Ecke des Gemaches halbgepackt dastand und nach dem die Blicke des Scheeibers von Zeit zu Zeit unruhig düster hinüberglitten, als überlegte er, ob er das angefangene Werk nicht doch vollenden sollte. Wenn die Umgebung des jungen Mannes durch diese und andere Züge einen seltsamen Ausdruck des Unfriedens und der Verworrenheit erhielt, so zeigten sich diese letzteren ihm selbst und seiner ganzen Erscheinung noch viel deutlicher aufgeprägt. Seine zusammengeknickte Haltung, das tief auf die Brust herabgesenkte Haupt, die fahle Bläße der Wangen verriethen die äusserste Erschöpfung, während die schweren Seufzer, die von Zeit zu Zeit aus dee beklommenen Brust sich losrangen, und das unter den krampfhaft zusammengezogenen Brauen düster hervorblitzende Auge, das bald minutenlang auf das erlöschende Flämmchen der Nachtlampe gedankenlos hinstarrte, bald in ängstlich scheuer Hast von Gegenstand zu Gegenstand schweifte, von einer inneren Ruhelosigkeit, von einer Gottverlassenheit der Seele zeugten, wie nur Verzweiflung oder Schuld sie empfinden. — Jetzt fuhr ee auf und horchte. — „Schritte — waren das nicht Schritte? Nein, es war nichts!“ Er trocknete den Schweiß von der Stirne, strich die wirren Haare zurück, die sie bedeckten nnd schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. — „Warum gab ich auch dem Drängen der alten Margit nach,“ murmelte er vor sich hin, „und was bestand ich später daranf, mich nicht zu entfernen? Der alte Schwätzer mußte freilich im Auge behalten werden, und wer konnte wissen, daß mich das dumme Fieber packen würde, und daß ich wie ein Schulknabe“ — Er vollendete nicht, denn jetzt schallten wirklich draußen rasche Schritte nah und näher, denen bald ein derbes Pochen an der verschlossenen Thüre folgte. Ferencz stand einen Augenblick wie versteineet, dann sich ermannend, sprang er in die Ecke der Stube, riß mit zitternden Händen seinen Mantel von der Wand, breitete ihn über das offene Felleisen hin und wankte dann zur Thüre, den Riegel zurückzuschieben; nun öffnete sie sich und Horvath stand auf ihrer Schwelle dem bis in die Lippen erbleichenden Ferencz gegenüdee, der vergebens seine tödtliche Unruhe unter Bücklingen und eheerbietigen Morgengrüßen zu verbergen strebte.

Horvath hatte seinerseits die Nacht nicht besser zugebracht, als sein Schreiber. Gekränkt in seinem Stolze, erbittert durch den Mangel an Vertrauen, den seine Tochter gegen ihn bewiesen und voll Zornes gegen den treulosen Diener, der seine Wohlthaten mit Undank vergolten hatte, war er zu Bette gegangen; aber in der Stille der Nacht die ihn immer deutlicher der eigenen Mitschuld an der Verirrung der jungen Leute sich bewußt werden ließ, verloschen allmälig die Flammen seines Zornes. Dagegen faßte er den festen Entschluß, geschehe was da wolle, am nächsten Morgen, sobald nur Herr Steidler abgereist sein würde, unverzüglich mit aller Entschiedenheit einem Verhältnisse ein Ende zu machen, das ihm ebenso schmachvoll als unnatürlich und ganz und gar unmöglich erschien. Gleichwohl war sein Wesen so durch und durch Milde und Gutmüthigkeit und so sehr widerstrebte es seiner innersten Natur, Irgendjemanden, außer im ersten Auflodern des Zornes, etwas vorsätzlich zu Leide zu thun, daß er nach Steidler's Abreise kaum minder schweren Herzens den Gang nach der Kammer des Scheeibers antrat, als dieser ihn in derselben erscheinen sah! — „Ist Er wieder hergestellt?“ sagte er langsam in die Stube tretend und die Thüre hinter sich zuziehend. „Nun, das sehe ich gern; denn ich habe mit Ihm zu reden und es freut mich, daß Er Seine fünf Sinne beisammen hat!“ Er setzte sich mit diesen Worten auf den Stuhl, den ihm Ferencz hingerückt hatte, und blickte wie verlegen im Zimmer herum. — „Ja, ich habe mit Ihm zu eeden,“ wiederholte ee mit barschem, ja rauhem Tone, aber es war etwas in diesem Tone, als thäte er sich Gewalt an, fester und entschlossener zu scheinen, als er war. — „Ich will Ihm sagen, daß ich heute nach Vasarhely hinüberreite, um in den Weingärten nachzusehen, und morgen,“ setzte er nach einigem Zögern hiuzu, „morgen reise ich nach Ofen!“ Hier hielt er wieder inne, dann aber sich ein Herz fassend und das Unvermeidliche rasch herausstoßend, sagte er, indem ee aufstand und dem Schreiber den Rücken kehrend an den Tisch trat: „Und dann will ich Ihm sagen, daß ich einen Anderen zu meinem Buchhalter bestellt habe und daß Er mein Haus noch heute verlassen muß!“ Ferencz zuckte bei diesen Worten zusammen wie Einer, dem ein Blitzstrahl hart vor den Füßen in die Erde schlägt. — „Hier ist Sein Dienstzeugniß,“ fuhr Horvath fort, ein Papier aus der Tasche ziehend und es abgewandt ihm hinreichend, „und hier ist Sein rückständiger Lohn und ein Reise- und Zehrpfennig dazu!“ und damit warf er eine Rolle hin, die, im Falle berstend, den Tisch mit Geldstücken bedeckte. — Er schwieg, als ob er eine Antwort erwartete, als diese aber ausblieb, wandte er sich um und ein Blick auf den wie vernichtet dastehenden Schreiber genügte, ihn vollends zu entwaffnen. Er schritt auf Ferencz zu und ihn mit der Hand auf die Schulter schlagend sagte er: „Er ist ein braver, geschickter, fleißiger Mensch, ich entbehee Ihn ungern und habe Ihn auch in meinem Zeugniß als treu und fleißig bestens recommandirt; aber Er selbst wird einsehen, daß Er nicht bleiben kann. Morgen reise ich nach Ofen und darum muß Er noch heute, diese Stunde fort! Hört Er?“ Ferencz lallte einige unverständliche Worte, während Horvath der Thüre zuschritt, die Klinke in der Hand aber noch einmal sich umwandte und sagte: „Daß Ee sich abee nicht einbilde, Er könne sich in der Gegend herumtreiben und um mein Haus heeumlungern! Das verbitte ich mir, und werde Ihm auch das Handwerk zu legen wissen! Er muß fort, gleich und ganz fort! Und damit Gott befohlen!“ Mit diesen Worten öffnete er die Thüre und verließ, froh, das ihm pein-

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek

Digitized by Google

liche Geschäft kurz und entschieden abgethan zu haben, raschen Schrittes das Gemach.

Solange noch der Schall von Horvath's Schritten auf Gang und Treppen zu hören war, verharrte Ferencz in der zerschmetterten Haltung, die ihm in seiner Gegenwart so gute Dienste geleistet hatte; dann aber schnellte er aus seiner gebückten Stellung empor; das kaum noch tiefgesenkte Auge funkelte sich wieder erhebend von Selbstbewußtsein, das farblos blasse Antlitz glühte vor Freude und ein höhnisches Lächeln hämischen Spottes zuckte um die noch schreckensbleichen Lippen. — „Nichts, gar nichts wissen sie," rief er, raschen schwunghaftigen Schrittes die Stube aus- und niedermessend, „nur dumme Selbstquälerei war es, die mich heute Nacht halb verrückt machte! Aber nun ist Alles gut, selbst daß er mir den Abschied gegeben! Zur Entscheidung mußte es doch einmal kommen, und diesmal bin ich meiner Sache gewiß; die Czenczi habe ich fest!" Aus diesen und anderen Gedanken weckten ihn die Hufschläge des Pferdes, das Horvath nach Basarhely trug; die Zeit seiner Entfernung mußte benutzt, jetzt oder nie rasch und entschieden gehandelt werden. Hastig seinen Anzug vollendend überlegte er, welche Wege er einzuschlagen hätte, erwog die Hindernisse, die ihm entgegentreten könnten, die Mittel, die ihm zu Gebote stünden, sie zu beseitigen, und eben, da er endlich seinen Entschluß gefaßt hatte, sah er Czenczi's schlanke Gestalt den Hofraum entlang dem Garten zuschweben, wohin er ihr augenblicklich folgte.

Die Züge des jungen Mannes, die noch von Siegesfrohlocken und hämischer Zuversicht strahlten, als er die Stufen zur Gartenthüre emporstieg, hatten den Ausdruck tiefen Schmerzes und mühsam errungener Fassung angenommen, als er dem Mädchen sich nahte, das ihm mit der rührendsten Hingebung entgegeneilte und ihn mit zärtlicher Besorgniß nach dem Zustande der bösen Augen fragte, die ihr gestern so viel Kummer gemacht hätten. Seine Antwort war kurz, ernst, gemessen; mit gepreßter Stimme, aus deren Klang das Ohr der Liebe unterdrückte Thränen heraushörte, berichtete er ihr das harte Urtheil, das ihr Vater ihm gesprochen, und schloß mit zärtlichen Abschiedsworten und heißen Segenswünschen für die Zukunft der Geliebten, wenn auch die seine für immer vernichtet und ein früher Tod fortan das einzige Ziel sei, dem er noch hoffend entgegenschaue! Die Wirkung, die diese Worte auf Czenczi's thatkräftige und feurige Seele machen mußten, war eine wohlberechnete gewesen. Einen Moment von Schreck und Schmerz überwältigt, raffte sie sich bald empor, schloß ihn in ihre Arme und fragte ihn, ob er an ihr zweifle, ob sie ihm nicht Treue, unverbrüchliche Treue verheißen, ob er sie für wortbrüchig halten könne, und durch das schmerzliche Lächeln, mit dem Ferencz diese Frage erwiederte, nur noch mehr bewegt und erregt, überhäufte sie ihn mit Liebkosungen und Vorwürfen und schwor ihm zu, sich noch heute ihrem Vater zu Füßen zu werfen und vor aller Welt zu gestehen, daß sie ihn liebe und daß nicht Drohung, Gewalt, noch jahrelange Trennung ihr Herz jemals dem seinen entfremden könnte!

Diesem Ueberströmen der Leidenschaft setzte Ferencz das düstere Schweigen hoffnungslosen Schmerzes, die dumpfe Ruhe der Verzweiflung entgegen. Was ihre Bitten fruchten würden? fragte er sie endlich; ob sie meine, der stolze Horvath werde im Handumkehren sich entschließen, dem von der Straße aufgelesenen Schreiber die reiche Erbtochter in die Arme zu werfen? ob sie die besten Tage ihres Lebens, den Frühling ihrer Jugend vertrauern wolle, um ihm nach jahrelanger Trennung endlich über dem Grabe ihres Vaters die Hand zu reichen? Nein, hier gelte es, jede Selbsttäuschung sich ferne zu halten; nur ein Mittel gebe es, die berechtigte Forderung ihrer Herzen roher Willkür gegenüber durchzusetzen und den Vater zum Glücke seines Kindes zu zwingen und dieses eine Mittel — er zögerte es auszusprechen, endlich sprach er es doch aus — dies eine Mittel sei — Flucht aus dem Vaterhause! — Czenczi, schon in der Wiege der Mutter beraubt, hatte sich während der häufigen und langwierigen Reisen des Vaters und bei dem geringen Ansehen, das die alte Margit dem feurigen lebhaften Sinne des jungen Mädchens gegenüber zu behaupten vermochte, frühzeitig zu großer Entschiedenheit des Willens und seltener Selbstständigkeit des Geistes entwickelt. Zwang und Willkühr waren ihr verhaßt, aber so heilig berechtigt sie sich fühlte, ihr Glück auf eigenem Wege zu suchen und zu finden, ebenso sehr überzeugt war sie auch, daß dies nicht auf Kosten Anderer, am wenigsten auf die ihres raschen und heftigen, aber sie so zärtlich liebenden Vaters geschehen dürfe. Es war ein harter Kampf, den Ferencz zu kämpfen hatte, bis das Pflichtgefühl des Kindes dem Drange der Leidenschaft erlag; endlich aber siegte er doch. Die Flucht wurde beschlossen und als der geeignetste Zeitpunkt sie anzutreten die erste Nacht festgesetzt, die auf Horvath's Abreise nach Ofen folgen würde, weil sie dann hoffen durften, wenigstens die ersten Tage unverfolgt zu bleiben.

Schwieriger war die Lösung der weiteren Frage, wo Ferencz bis zu jenem Zeitpunkt sich aufhalten solle. Sich in der Nähe zu verbergen, erschien bei dem einmal erweckten Mißtrauen Horvath's gefährlich; die Wahl eines entfernteren Verstecktes aber stellte einestheils bei der Schwierigkeit, sich gegenseitig in Kenntniß etwa eintretender hindernder Wechselfälle zu erhalten, das Gelingen des Fluchtplanes in Frage; anderntheils hatte Czenczi sich mit solchem Widerstreben herbeigelassen, mit ihrer Vergangenheit so gewaltsam zu brechen, und zeigte sich von ihrem Unrecht so durchdrungen, in ihrem Gewissen so beunruhigt, daß Ferencz nur den fortdauernden Einfluß seiner Anwesenheit und die auf Czenczi's Seele gewälzte Verantwortlichkeit für die Sicherheit seiner Person als ein hinlängliches Gegengewicht erkannte, um die Zweifelnde, ängstlich hin und her Schwankende bei dem kaum gefaßten Entschlusse festzuhalten. Bei dieser Lage der Dinge mußte gewagt werden, um zu gewinnen, und so erklärte denn Ferencz, daß er sich von Czenczi nicht trennen könne, daß er bleiben und im Hause sich verborgen halten müsse, wenn ihr Vorhaben gelingen solle. Czenczi ließ sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen und ein sicheres Versteck wurde nach kurzem Ueberlegen ausgefunden. Ein Stübchen, das Horvath im untersten Geschosse seiner weitläufigen Keller hatte herstellen lassen, um dort während der Weinlese in aller Bequemlichkeit die Einlieferung der Erträgnisse seiner Weingärten überwachen und nach derselben mit den Abnehmern seiner Weine, die Weinproben gleich vom Fasse weg durchkostend, über die Preise der verschiedenen Sorten sich behaglich besprechen zu können, erschien zu diesem Zwecke um so geeigneter, als es in dieser Jahreszeit nie benutzt und erst nach der Heimkehr Horvath's vom Ofenee Markte für seine Bestimmung wieder in Stand gesetzt zu werden pflegte. Nachdem die Liebenden sich über die Wahl dieses Verstecktes geeinigt und sich noch in wenigen hastigen Worten über die Art und Weise, wie Ferencz es beziehen sollte, verständigt hatten, trennten sie sich, um ihr Vorhaben noch vor Horvath's Heimkehr in's Werk zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Wien.

* Der wackere Domvikar und Gesellenvater Kolping ist kürzlich von einer längeren Reise in den österreichischen Staaten nach Köln zurückgekehrt und erzählt nun in seinen „Rheinischen Volksblättern", was er auf dieser Reise beobachtet, gesehen und erfahren. Wir heben daraus folgendes aus:

„Die Bevölkerung zu Wien ist ein wahres Völkergemisch, fast jedes Kronland des weitschichtigen Kaiserstaates ist in der Bevölkerung der Hauptstadt vertreten, und von fremden Nationen findet sich dann noch immer ein ziemliches Contingent dazwischen. Da findest Du eine Vorstadt, drin ist das böhmische, polnische und jüdisch-polnische Element so stark vertreten, daß es fast das deutsche überwuchert. Dazwischen und daneben kommen Elemente von der untern Donau, aus Ungarn, Slavonien und Croatien; eine Menge Steyermärker, Krainer, sogar Italiener schieben sich durch die andern Vorstädte, die nur im südwestlichen Theile — sie ziehen sich

Digitized by Google

in weitem, ungeheurem Bogen, getrennt durch das Glacis, um die eigentliche Stadt, — das deutsch-österreichische Element ziemlich rein und compakt zusammen bewahrt haben. Griechen und Türken sind auch oft zahlreich anzutreffen, aber von ihrer so malerischen Landestracht haben sie meist nur noch den Fez, die blaue oder rothe Mütze mit der rothen oder blauen Quaste behalten, im Uebrigen stecken sie in Frack und in modischen Pantalons. So recht lebendige Türken sind das nicht mehr; halb todt sind sie schon und werden immer mehr absterben, je länger sie sich in der christlich-europäischen Luft aufhalten. Die thut's ebenmal nicht anders. Trotz all diesen fremdartigen Elementen ist Wien doch eine deutsche Stadt, denn das deutsche Element kann eine ziemliche Portion Fremdländisches vertragen — so lange es auf dem heimischen Boden steht. Allerdings kommt der Deutsche auf fremden Boden, wird er gleich ein Weltbürger und ist über kurz oder lang vielleicht gar nichts Rechtes mehr. Wenn Du überdies auch noch in Wien viel Französisch parliren hörst, dann mußt Du nur ja nicht glauben, daß das wirkliche Franzosen wären. Viele ächte Wiener Kinder partieren in Gesellschaften u. s. w. französisch, — nicht gerade aus Patriotismus, aber aus — der Modeschule her. Könnten es kühn bleiben lassen. Das ächt gemüthliche Wienerisch steht ihnen viel besser zu Gesicht und zu ihrem ganzen Gehaben. Ferner sieht ein sehr großer Theil des Wiener Volkes sehr, sehr lebenslustig in die Welt hinein und — Kostverächter sind sie einmal sicher nicht. Verzehrt doch das Wien allein beinahe noch um die Hälfte mehr Fleisch als das dreimal größere Paris, was doch schon etwas heißen will. Man weiß doch so ziemlich alle Welt, daß der Schreiber dieses Reiseberichtes gerade kein Anhänger jener sauertöpfigen Sekte ist, die die ganze Welt in den finstern Sack ihres pueen Sünden-Bewußtseins hineinstecken möchte, nein, er glaubt an eine wirkliche Erlösung auch schon in diesem Leben und deßhalb auch, daß man frohen Muthes sein dürfe; auch kann er hungerleidende Völker nicht gut leiden, oder er wird sie von Herzen bedauern. Aber dieses Wien da, „wie es ißt und trinkt" und sich überhaupt des Lebens freut, scheint dieses Capitel doch fast zu Oberst gesetzt zu haben in's Tagewerk des irdischen Lebens, so daß es — versteht sich, gilt nur einem gewissen Theil — den rechten Ernst nicht mehr zu fassen, oder doch zum Mindesten nicht fest zu halten weiß. Ein recht stattliches Behagen leuchtet der behäbigen, oft reichen Bürgersklasse aus dem ganzen Angesichte, worin sich wohl eine gewisse Gutmüthigkeit abspiegelt, aber das Fleisch überwiegt doch auch dabei oft so sehr den Geist, daß eben nicht sonderlich viel mit dem Letzteren anzufangen ist. Auch hat man — das ist früher geschehen — auch Kräften gesorgt, das handfeste, praktische, milde aber ernste Christenthum, so viel möglich, in den weichen Brei des Humanismus umzusetzen, der in seiner faulen Gefühlsseligkeit dem lebensflüchtigen Wiener zwar ziemlich mundete, aber vielfach das wahrhaft christliche Fundament in ihm zerfressen hat. Statt des alten grundfesten Catechismus von Canisius hat die seichte Aufklärung geschulmeistert, und die steckt in Oesterreich dem sogenannt gebildeten Theile noch vielfach tief im Gebein. Das wird noch eine gute Zeit dauern, bis diese Leute erst wieder gelernt haben, christlich fest und sicher aufzutreten. Bis dahin Nachsicht und Geduld — aber mit der verkehrten Sache kein Erbarmen. Zum Glück ist das Oesterreichische Volk durchweg viel zu gemüthlich, auch nach der bessern Seite hin, leben in ihm dazu auch noch zu viele altkatholische Familien-Traditionen, als daß es sich in jene rationalistischen Brüderein so leicht hineinräsonniren könnte, wie sie anderwärts in der Welt das Leben versauern. Geschwätzt wird auch in Oesterreich, in Wien namentlich, in Wirthshäusern und derlei Versammlungsorten gar viel oberflächliches oder nichtssagendes Zeug über hohe und ernste Dinge, aber das ist beim Oesterreicher lange nicht so gefährlich als anderwärts. Hat so ein ächter Wiener Philister auch draußen bei Braten und Wein miträsonnirt über diese oder jene religiöse Frage, die eben in einer Tageszeitung malträtirt worden ist; Abends findet er doch noch seinen Weihbrunnen am Bett und Schutzengel und die „lieben Heiligen" gelten doch noch was vor Schlafengehen, und wäre es auch nur, um ihn bei seinem süßen Dasein zu beschützen.

Unverkennbar aber regt sich auch in Wien der ernste religiöse Geist wieder mächtiger als zuvor. Der Severinus-Verein hat nach vielen Seiten hin anregend und fördernd zum Guten gewirkt und manches gute Werk, auch den Gesellenverein, in's Leben gerufen, was jetzt mithilft, ihn am Leben zu erhalten. Die Kirchen werden meist fleißig besucht; leider mangelt es in einzelnen, sehr bevölkerten Vorstädten an Geistlichen, um allen Bedürfnissen zu genügen. Hier muß geholfen werden. Bei der feierlichen Grundsteinlegung der zu erbauenden Votivkirche, eine Feier, die durch die Anwesenheit des sämmtlichen in Wien gerade versammelten Episkopats, man zählte 64 Bischöfe, Erzbischöfe und 4 Kardinäle, und des ganzen kaiserlichen Hofes, einen seltenen Glanz entfaltete und deßhalb auch eine ungeheure Menschenmenge an dem Weiheorte versammelte, konnte man die ruhige, anständige, der Feier angemessene Haltung des Volkes im Ganzen nur loben. Allerdings ist eine solche Feier für das Volk mehr ein religiöses Schaustück als die nächste Veranlassung zur Andacht, aber gerade bei einer solchen Gelegenheit offenbart sich gern die wahre Volksart und seine Gesinnung spricht sich durch seine Haltung aus. Nur habe ich einen Trupp junger Diplomaten in meiner nächsten Nähe beobachtet und mich an diesen am Wenigsten erbaut. Sie waren von Draußen her und in der That fremd in diesem Israel. Später habe ich noch Anderes beobachtet in dieser Art, was gelegenheitlich noch wird erzählt werden. — Der Gesellenverein in Wien schafft mit Gottes Hilfe viel Gutes, und haben wir in ihm viele herzliche Freude erlebt. Leider reichen die Räume des jetzigen Lokales bei weitem nicht für den Zweck und die Aufgabe des Vereines aus und hält es sehr schwer, andere und gar genügende schaffen. Man müßte in den einzelnen Vorstädten einzelne Zweigvereine errichten. Wenn diese aber wieder für die sich anmeldende Zahl genug geräumig hergerichtet werden sollten, wären, menschlich zu reden, die dazu nöthigen Kosten schwerlich auch in dem sonst so sehr wohlthätigen Wien aufzutreiben. Hier helfen thäte Noth, und doch weiß man noch gar nicht recht, wie man's denn angreifen soll. Es gibt zwar einen Ausweg, aber dieser Ausweg erfordert einen so großen Umweg, daß wir vor der Hand besser davon schweigen. Bis Gott hilft, müssen die braven Gesellen in ihrem Lokale weidlich schwitzen und wir mit ihnen. Am 27. April war Fahnenweihe in der Mariahilfer Pfarrkirche. Die Fahne selbst, ein kostbares Stück Arbeit, die kostbarste Fahne Wiens der Arbeit und dem Werthe nach, ist das Geschenk einer Wiener Dame, die nicht allein sich die ungeheure Arbeit aus Liebe zur guten Sache aufgeladen, sondern auch die Kosten nicht minder mühsam zusammen zu bringen gewußt. Gott möge sie d'rum segnen! Daß die Gesellen über das herrliche Geschenk hocherfreut waren, braucht kaum bemerkt zu werden, aber daß auch die Bürgerschaft sich dran erbaute und erfreute, verdient noch besonders aufgeschrieben zu werden. Abends bei der Festversammlung brehrten 7 Bischöfe und viele andere hohe Prälaten den Verein mit ihrem Besuche, und das muß wahr sein, den Buschen schlägt immer das Herz höher, wenn solche Gäste es nicht verschmähen, sich in ihrer neuen Heimath auch einmal niederzulassen.

Man gehe in Oesterreich mit dem Gedanken um, die alten Zünfte und Innungen in die Luft zu sprengen, wenn nicht gar volle Gewerbfreiheit an deren Stelle einzuführen. Es kann aber auch sein, daß man sich noch bei Zeiten bedenkt, bevor man das furchtbare Wagestück unternimmt. Mir graut einmal davor und mag ich diese Freiheit keinem Lande, also sicher auch Oesterreich nicht gönnen. Die alten Formen der Zünfte mögen sich in vieler Beziehung überlebt haben, zum Theil sind sie schon längst gefallen, die Handwerkes-Verhältnisse der Gegenwart anpassen, mag oft sehr schwer sein, wenn man Alle zufrieden stellen will, sicher wird man auch dann es nicht allen Menschen recht machen; aber die unbeschränkte Gewerbefreiheit ist einmal ein so praktisches Uebel, daß kein besonnener Mensch, wenn er mit der Sache hinreichend ver-

traut ist, dazu rathen kann. Gerade die mittlere Bürgerklasse hat der Stärkung sittlich und materiell nöthig, sollen unsere ohnehin schon sehr wankelmüthigen Zustände nicht noch wackelichter werden. Bald ist Altes eingerissen, schwer tüchtig Neues gebaut, wir meinen, das sei eine schon sehr alte Erfahrung. Indessen, was kommen soll, kommt einmal, und für uns steht die Frage nur so: wie werden wir mit dem Gesellenvereine den kommenden Dingen auch dort begegnen? Wir stehen thatsächlich außer jedem Streit, haben wir doch nur für einen tüchtigen und ehrenwerthen Meisterstand nach Kräften zu sorgen, und den kann man unter allen Umständen brauchen. So pflegen wir denn die annoch wackeren, braven Gesellen, daß was Tüchtiges für's Haus, für die Familie und für's Handwerk draus wird, und zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen können wir des Guten viel, ja überreich viel verbreiten.

Von der Kunst habe ich diesmal in Wien nicht viel gesehen, habe die Zeit nicht dazu gefunden. Nur hat's mich erfreut, daß der stattliche St. Stephans-Dom äußerlich zunächst wieder würdig hergerichtet wird. Inwendig bedürfte er auch einer gründlichen Restauration und Ausäuberung, aber die wird doch noch eine Weile auf sich warten lassen. Schade drum! St. Stephan ist doch ein herrliches Bauwerk jener thatkräftigen, gottbegeisterten Zeit des Mittelalters, an dem man sich immer noch erfreut und woran man sich noch mehr erfreuen würde, wenn das Innere der Kirche im reinen Schmuck seines Baustyles wieder hergestellt wäre. Uebrigens muß bei allen auch noch so großen und schönen Kirchen draußen in der Welt der Kölner immer wieder an seinen Dom daheim denken, und still im Herzen oder laut heraus sagt er sicher: und über unsern Kölner-Dom geht doch nichts in der Welt! Die neue Votivkirche in Wien wird auch im gothischen Styl gebaut, und da auch Maria Stiegen daselbst noch immer diesem Style Ehre macht, so werden doch wenigstens drei Kirchen daselbst anzutreffen sein, die diese Richtung ehrenvoll vertreten. Die andern Kirchen Wiens sind, die große Stadt im Auge behalten, nicht besonders, auch durchweg viel zu klein für die große Bevölkerung. Aber das ist eine Klage, der man heut zu Tage fast in allen Residenzstädten begegnet. Arsenale und Kasernen überragen fast alle göttlichen und menschlichen Wohnungen und die Zeit erfordert es so. Leider!

Legende von den lieben Heiligen Gottes, nach den besten Quellen neu bearbeitet und herausgegeben von G. Ott. Mit oberhirtlicher Gutheißung. Mit einem Stahlstiche und vielen Bildern und Vignetten in feinem Holzstich. Regensburg, Pustet 1856. Preis 5 fl. 36 kr. gr. 4.

Dieses Werk des durch seine ascetischen Arbeiten (wahre Diener Gottes, Gertrudenbuch, heiliges Herz Mariä, Goffine 13. Auflage) rühmlich bekannten Verfassers bildet die Krone seiner Verdienste. Wir wissen wirklich nicht, sollen wir mehr den staunenswerthen Bienenfleiß in Vergleichung, Benutzung, Ueberarbeitung der zahlreichen in die Hagiographie einschlägigen Quellen-Werke bewundern, oder die mit so großem Geschicke getroffene Auswahl der einzelnen, darunter oft nur wenig bekannten Heiligen und die vollkommene Ordnung, die durch das Ganze läuft. Jedenfalls wird diese Legende Epoche machen, was wir um so freudiger hoffen, als auch die Verlagshandlung zur Ausstattung des Werkes durch eine sehr große Zahl der feinsten und ansprechendsten Heiligenbilder und Vignetten alle Kräfte aufgeboten hat. Zugleich mit diesem Werke wollen wir die Leser aufmerksam machen auf: „Höre mein Gebet, o Herr! und horche auf mein Flehen." Vollständiges Lehr- und Gebetbuch. Pustet, Regensburg 1856. Dieses Büchlein, welchem Hr. Häglsperger, in der ascetischen Literatur ein vollgiltiger Beurtheiler, die Ehre einer überaus rühmlichen Bevorwortung gab, verdient auch in der That eine willkommene Aufnahme bei den hochw. Herren Seelsorgern und bei allen Gläubigen.

(Deutschland.)

Altötting.

* Viele mögen sich schon gefragt haben, wie es komme, daß die Mutter Gottes in Altötting ein schwarzes Antlitz habe (in Einsiedeln ist dasselbe der Fall)? Die Volkstradition und auch die Historie erklärt dies durch einen durch die Hunnen oder Ungarn veranlaßten Brand, der die Muttergottesstatue wunderbarer Weise verschont, aber geschwärzt habe. Ein Kunstkritiker nimmt an, durch die lange Zeit (eine Reihe von Jahrhunderten) und durch den vielen Kerzenrauch (darnach müßte das Bild früher nicht durch Glas geschützt gewesen sein) sei das Antlitz der Mutter Gottes und des Jesuskindes geschwärzt worden. Indeß ist uns dieser Tage von werther Hand auch ein Aufsätzchen übergeben worden, das die Sache mystisch auffaßt und folgende fromme Meinung äußert: „In der heiligen Schrift steht von ihr geschrieben: „Schwarz bin ich, aber schön." (Nigra sum, sed formosa.) Die Mutter Gottes ist, wie der heilige Alphons von Liguori sagt, so schön, daß ihr Glanz alle Himmel durchstrahlt. Dieser ihr Glanz aber ist in Ansehung des Glanzes Gottes schwarz. Daher wird sie schwarz, aber eben deswegen in ihrer höchsten Herrlichkeit und Schönheit verehrt. Man kann daraus abnehmen, wie unendlich schön und glänzend Gott sei, da die Mutter Gottes in ihrem höchsten Glanze gegen Ihn schwarz ist."

Aus München, 13. Juli wird dem „Deutschland" geschrieben: Sie werden sich noch erinnern, welch' heißer Kampf vor zwei Jahren über die Gymnasialstudien bei uns geräumpft wurde, und welche Triebfedern in Bewegung geriethen, um die Geistlichen als Professoren als untauglich darzustellen, wobei es insbesondere auf die Anstalten abgesehen war, welche unter der Leitung von Klostergeistlichen stehen. Um den Streit abzuschneiden und mit eigenen Augen zu sehen, wer Recht hat, erließ das Ministerium einen eigenen Schulplan, nach welchem es sich genaue Einsicht conservirt hat. Seitdem nun dieser in's Leben getreten, hat sich die Ungerechtigkeit der Ankläger gegen die Klosterschulen bis zur Evidenz gezeigt, denn gerade sie liefern die besten Aufgaben ihrer Schüler, und bereits in diesem Jahre zeigt sich wieder, daß z. B. das Gymnasium im Kloster Metten, dessen Vorstand wir jetzt als unseren Erzbischof verehren, als dasjenige bezeichnet werden kann, daß durch die bereits gelieferten Arbeiten seiner Schüler als ausgezeichnet erscheint.

Griechenland. Athen, 5. Juli. Der Ueberrest des Räuberhaufens unter Davely hat sich über die Gebirgsbrücken bis an den Golf von Lepanto herabgezogen, gewahrte dort in einer verlassenen Bucht ein kleines Fahrzeug, dessen sich Davely bemächtigte, war aber nicht im Stande auszulaufen hindernden Windes wegen, verließ deßwegen die Barke wieder und ging landeinwärts. Die Truppen, welche zehn Minuten später am Hafen ankamen, würden ihn haben fangen können, wenn sie früher gekommen wären. Uebrigens ist Davely an der Hand verwundet, und der zweite Führer Saphiris, den man alle Tage für todt ausgibt, hat eine schwere Schußwunde durch das Schulterblatt. Man kann jetzt schon annehmen, daß die ganze Bande vernichtet ist. In dieser Woche wurden in Amphissa vier Raubmörder durch das Fallbeil hingerichtet.

☞ Münchener Schrannen-Bericht Telegraphischer vom 19. Juli 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 45 Min., abgegangen 5 Uhr — Min. angekommen in Landshut 5 Uhr 2 Min.)

Getreide-Gattung	Verkaufte Viertel.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gattungs.		Gefallen.	
	Sch.	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	5545	1818	26	45	25	6	22	50	—	—	—	—
Kern	3768	1090	16	39	16	16	15	41	—	—	—	52
Gerste	355	77	12	5	11	31	11	25	—	—	—	24
Haber	1606	191	7	44	7	14	6	54	—	4	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 30. Den 28. Juli: Innocenz.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung von Friedrich Halm.

(Fortsetzung.)

Ferencz eilte in seine Kammer zurück, packte schleunig seine Habseligkeiten zusammen, schloß sein Felleisen und begab sich gegen Mittag in das Gemach der Frau Margit, um ihr das Vorgefallene mitzutheilen und von ihr Abschied zu nehmen. Die gute Alte gerieth über die Nachricht von der Verabschiedung ihres Günstlings außer alle Fassung; Ferencz aber bat sie mit der Geberde des tiefsten Schmerzes, den Hausgenossen seine letzten Grüße darzubringen, denn ihm selbst gebräche es dazu an Muth; dann erbat er sich ihren Segen und nachdem er ihn empfangen und ihr empfohlen hatte, sein Felleisen in Obhut zu nehmen, bis er es abholen lassen würde, entwand er sich den Armen der schluchzenden und vor Schreck und Kummer halb gelähmten Alten, um, wie er sagte, einsam in die weite, weite Welt hinauszuwandern. Ehe Frau Margit sich recht besinnen und dem Fortstürzenden das Geleite geben konnte, war er die Treppe hinabgeeilt, hatte sich, an der Küche vorüberschlüpfend, überzeugt, daß das Hausgesinde sich daselbst wie gewöhnlich um diese Stunde zum Mittagsmahle versammelt habe und war zum Thore hinausgesprungen. Er schlug den Weg nach der Stadt ein; um die Ecke des Hauses gekommen, bog er links ab, lief an der Gartenmauer hin, bis er an das angelehnte Hinterpförtchen gelangte und durch dasselbe sich wieder in's Haus stehlend und an der Hinterwand der Stallungen fortschleichend den Holzhof erreichte. Dort erwartete ihn Czenczi mit einem mit Eßwaaren gefüllten Korbe an der Kellerthüre und geleitete ihn die Treppen hinab in das Kellerstübchen, das in einer Ecke des untersten Kellergeschosses aus starken, mit Backsteinen verkleideten Bohlenwänden erbaut war und in das die Fürsorge Czenczi's schon früher Betten, Kerzen und was sonst zur Bequemlichkeit des freiwillig Gefangenen dienen konnte, hinuntergeschafft hatte. Hier verließ sie ihn mit dem Versprechen, Nachts, wenn Alles zur Ruhe wäre, Nachricht zu bringen, wie es im Hause stehe; Ferencz aber, nun des Gelingens seines Anschlages gewiß und voll der sicheren Hoffnung, dem Hause, in dessen einsamstem Winkel er nun sich verbergen mußte, dereinst als Herr und Eigenthümer zu gebieten, erquickte sich an den im Korbe befindlichen Lebensmitteln und streckte sich dann auf das ihm zubereitete Lager, um die entbehrte Nachtruhe nachzuholen.

Horvath kehrte erst spät Nachmittags von Basarhely zurück; die Niedergeschlagenheit Czenczi's und ihre verweinten Augen schien er nicht zu bemerken; die alte Maegit, die in unkluger Geschwätzigkeit die Entfernung ihres Lieblings zur Sprache zu bringen versuchte, fertigte er kurz und barsch ab und ging dann, Geschäfte vorwendend, nach der Stadt, wahrscheinlich um Nachforschungen anzustellen, ob Ferencz sich nicht irgendwo in der Nähe verborgen halte. Die Ergebnisse seiner Wanderung schienen ihn befriedigt zu haben, denn wieder heimgekehrt, zeigte er sich milder und gesprächiger als frühee; des Schreibers gedachte ee mit keiner Sylbe, dagegen erklärte er beim Nachtmahl, daß die Weinlese dieses Jahr so ergiebige Ausbeute verspreche, daß er um das nöthige Geschirr, die Fechsung aufzunehmen, verlegen sei und genöthigt sein würde, selbst alte, schon halb ausgediente Fässer wieder in Gebrauch zu nehmen, und da er, um sie nach Möglichkeit wieder auszubessern, auf Morgen den Küfermeister mit seinen Gesellen bestellt habe, so könne er erst übermorgen die Reise nach Ofen antreten. Diese Nachricht war für Ferencz allerdings eine bittere Zuthat zu den Leckerbissen, die Czenczi in tiefer Nacht ihm zitternd in das Kellerstübchen hinunterschmuggelte, denn er sah dadurch nicht nur seine Gefangenschaft verlängert, sondern auch ihre Bequemlichkeit wie seine Sicherheit wesentlich beeinträchtigt. Zwar befanden sich die Fässer, die wiederhergestellt werden sollten, im oberen Kellergeschosse; aber wie leicht konnte es Horvath oder einem der Küfer beifallen, auch in das untere hinabzusteigen? Er mußte nicht nur, da ihm sonst das ganze untere Kellergewölbe zu Gebote stand, sich fortan streng auf den engen Raum des Stübchens beschränken, sondern auch, wenigstens während der Arbeitszeit der Küfer, auf alle Beleuchtung verzichten, damit ihn nicht etwa der Lichtschimmer, der durch eine Ritze der Thüre dringen konnte, verrathe; ja es schien sogar nöthig, die Thüre des Stübchens, damit kein Unberufener, absichtlich oder zufällig, sie öffne, zu verschließen, was nur von außen geschehen konnte, da an der inneren Seite derselben Schloß oder Riegel anzubringen bei der Bestimmung des Stübchens niemals auch nur in Frage gekommen war. Wie lästig und unangenehm alles Dies auch sein mochte, es mußte gleichwohl von Ferencz als ein Unvermeidliches ruhig ertragen werden, wenn nicht die Unruhe und Beklommenheit Czenczi's, die mit jedem Augenblicke zuzunehmen schien, sich zur vollkommenen Fassungslosigkeit steigern sollte.

Tags darauf erschienen am frühen Morgen wirklich der Küfer und seine Gesellen im oberen Kellergeschoß und weckten alsbald, den schadhaften Fässern neue Bänder und Reifen antreibend, mit dem Gepoch der Schläge den Widerhall seiner Gewölbe. Horvath ging ab und zu, überwachte den Fortgang der Arbeit, unterließ aber nicht, von Zeit zu Zeit in der Gegend herumzustreifen, um zu erkunden, ob Ferencz sich denn auch wirklich ganz und gar entfernt habe. Dem Kellerstübchen aber nahte den ganzen Tag hindurch weder er noch ein Küfer, die, von allen Seiten in Anspruch genommen, nur auf Förderung ihrer Arbeit bedacht waren. Dagegen mußte Ferencz, als Czenczi ihrem Gefangenen gegen Mitternacht wieder Speise und Trank zutrug, von ihr in Erfahrung bringen, daß der Vater, sei es der Küfer wegen, oder weil das plötzliche, spurlose Verschwinden des Schreibers ihn mehr beunruhigte als zufriedenstellte, seine Abreise wieder um einen Tag hinausgeschoben hätte. Ferencz nahm die Nachricht von dieser neuen Verzögerung bei weitem weniger gefaßt und gleichmüthig auf, als er sich am vorigen Tage der Nothwendigkeit des engeren Verschlusses in seinen Käfig gefügt hatte. Während Czenczi durch die abwechselnden Gemüthsbewegungen des vorigen Tages in solche Aufregung und in so fieberhafte Spannung gerathen war, daß eben diese Steigerung ihres gesammten Seelenlebens ihr jetzt wieder, trotz aller inneren Erschöpfung, den Anschein von Kraft, ja selbst von Ruhe gab, war bei Ferencz das Gegentheil eingetreten; seine Seelenstärke war infolge der einsam dunkeln Haft erlahmt und hatte alles in sich zusammengebrochen. Selbst die Aussicht, in naher Zukunft das Ziel langjährigen, unermüdeten Bestrebens zu erreichen und in Fülle des Reichthumes die langentbehrten Mittel

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
(Pflichtexemplar.) in München.

Digitized by Google

zur Fülle des Lebensgenusses zu besitzen, schien ihren Zauber für ihn verloren zu haben und unfähig geworden zu sein, die finsteren Gestalten zurückzudrängen, die Nachts in der lautlosen Stille des dunklen Kellergelöchleins vor ihm emporzutauchen wochten. Er war es, der jetzt verwirrt, beängstigt und vor jedem Geräusch zusammenschreckend, von Czenczi benutzt und getröstet werden mußte; Gefahren würde er ernstlig bestanden haben, den Schrecken der Einsamkeit vermochte er nicht die Stirn zu bieten; und als Czenczi Abschied nahm und wieder die Thüre des Stübchens hinter sich verschließen mußte, hielt er sie zurück und wieder zurück und gehadte sich nicht anders, als sollte er für immer von Licht, Luft und Leben abgeschieden werden.

Endlich am dritten Tage gegen Mittag machte sich Horvath fertig, die längst beschlossene Reise nach Ofen anzutreten. Der Wagen war angespannt und Horvath, von Base Margit und seiner Tochter begleitet, trat aus dem Hause, vor dem sich das Gesinde, der Abfahrt seines Herrn gewärtig, versammelt hatte. Horvath ertheilte seine letzten Aufträge; den Knechten befahl er, das Haus vor Zigeunern, Bettlern und anderem Gesindel in Acht zu nehmen und Thor und Thüren wohl verschlossen zu halten; die Mägde hieß er Feuer und Licht behüten, und nachdem er Frau Margit die Aufsicht über das Gesinde und die während seiner Abwesenheit zu vollendenden Arbeiten, vorzüglich jene der Käser, an's Herz gelegt hatte, wandte er sich zu seiner Tochter. Diese, in tiefster Seele von Vorwürfen und Reue zerrissen und gefoltert von dem Bewußtsein, ihren alten, liebevollen Vater so grausam täuschen und für lange Zeit, vielleicht für immer unsinnlich verlassen zu wollen, war sich krampfhaft schluchzend in seine Arme, und so groß war ihre Erschütterung, daß es nur wenigen rührend eindringlicher Worte ihres Vaters bedurft hätte, dem schwerblutenden Gemüthe des verwirrten Kindes sein Geheimniß abzulocken und die Anschläge Ferencz für immer zu vereiteln. Aber der Unsterm Horvath's hatte über ihn verhängt, daß er, wie früher durch thörichten Leichtsinn, jetzt durch ungeübige Strenge begünstigen sollte, was er am liebsten vermieden hätte. Er zog das zitternde Mädchen auf die Seite und sagte ihr in rauhem, barschem Tone, das Gewesene und Geschehene wolle er vergessen und vergeben, aber auch ferner eine Auflehnte nicht mehr gelten lassen; er habe Herrn Farkas, dem reichen Specereihändler in Fünfkirchen, ihre Hand zugesagt und wer Altersdeiligen 'müsse sie Dankgeit gemacht haben. Mit diesem Worte wies er sich die Thränen des Trotzes über die Tiefen ihrer in kindlichem Vertrauen sich öffnenden Seele; sie weinte, aber sie schwieg, und als Horvath, von den besten Wünschen der Hausgenossen begleitet, dahingerollt war, schwankte sie stumm und blaß in ihre Kammer zurück, um die wenigen Habseligkeiten, die sie auf ihrer Flucht mitzunehmen gedachte, in ein Bündel zusammenzuraffen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Vorsatz auszuführen: denn der Rückschlag der überwältigen Aufregung, der verzehrenden Unruhe, in der sie die letzten Tage zugebracht hatte, machte allmählig in dumpfer Abspannung des Geistes, in gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte immer fühlbarer seine Rechte auf sie geltend. Bleierne Schwere lagerte sich auf ihre Glieder; bald von Frost geschüttelt, bald in Fieberhitze glühend, vermochte sie nicht mehr die Wacht des Heißen, von dumpfem Schmerze wie mit einem Eisenringe umfangenen Kopfes aufrechtzuhalten und erschöpft und leidend wie sie war, streckte sie sich auf ihr Lager, um in erquickender Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Dort lag sie stumm und still, die zuckenden Hände über der Brust gefaltet, und vor ihren halbgeschlossenen Augen zogen in langer, buntverwirrender Reihe die Bilder ihres Lebens schattenhaft vorüber. Hier lächelten die Spiele der Kindheit sie an, dort saß sie, eine emsige Schlierin, an Ferencz's Seite; auch Antal's Züge sah sie lauernd durch's Fenster hereingrinsen; dann vernahm sie Herrn Stebler's Stimme, die von der Marzipan-Pise erzählte, und das Aufstöhnen Ferencz' und das Drehen und Schelten des Vaters, und dann — dann ward es trüb und dunkel vor ihren Augen, schwarz wie die Nacht, in der sie dem Vaterhause den Rücken kehren sollte, und finster wie die Zukunft, der sie entgegenging.

Viele Stunden mochte sie in fieberhaftem Halbschlummer dagelegen haben, als von der Stadt her der Glockenschlag Mitternacht verkündete und sie gedieterisch in's Leben, in die Wirklichkeit zurückrief. Sie raffte sich mit der Entschlossenheit, die alle Erschöpfung überwindet, von ihrem Lager auf, langte nach ihrem Bündel, und mit der Dunkelaterne versehen, die sie schon früher auf ihren nächtlichen Wanderungen begleitet hatte, verließ sie ihr Stübchen. Auf der Schwelle stand sie still und blickte zurück in die stillen, friedlichen Räume des Gemaches, in dem sie heiter und sorglos, unberührt von allen Stürmen des Lebens, vom Kinde zur Jungfrau aufgeblüht war, als ob sie jetzt erst, da sie es verlassen sollte, empfände, was sie verlor! Aber Ferencz wartete ihrer, sie durfte nicht säumen! Sie schritt leise über den Gang hin, den nur der blasse Schimmer des von dichten Wolken halbbedeckten Mondes erhellte. An die Thüre gekommen, die in das Gemach des Vaters führte, stockten ihre Schritte. Es war ihr, als träte seine hohe mannhafte Gestalt daraus hervor, sie zu fragen, was sie suche, wohin sie gehe? Aber es war nur der Wipfel des Lindenbaumes draußen im Garten, der seinen zitternden Schatten auf die Thüre hinwarf, uns sie wußte fort, denn Ferencz wartete. Sie war die Treppe hinabgeeilt und nun im Hofe angelangt, wehte ihr die frische Herbstluft erquickend und kräftigend entgegen. Sorgfältig den Schimmer der Laterne verbergend, schlüpfte sie, an den Wänden sich hindrückend, dem fernen Holzhofe zu: endlich war der Keller erreicht und pochenden Herzens öffnete sie mit den mitgebrachten Schlüsseln die Thüre.

Am Eingeiß, die ersten Stufen hinabzusteigen, war es ihr, als ob ihr von unten, wo die Treppe zum untersten Geschoß sich hinabbreyte, ein Lichtschimmer entgegendränge. Was war das? Von Ferencz, der im Kellerstübchen eingeschlossen war, konnte das nicht kommen. Sollte ein Fremder in den Keller sich eingeschlichen haben? Hier war Vorsicht nöthig! — Ihre Kniee zitterten, aber Muth und Entschlossenheit vertießen sie keinen Augenblick. Sie verlöschte das Licht der Laterne, damit sein Schimmer sie nicht verrathe, und drückte sich hinter einen Pfeiler, zu erwarten, was da kommen würde. Aber es kam nichts; Alles blieb still und stumm wie zuvor. Nach einer Weile streckte sie lauschend den Kopf hinter dem Pfeiler hervor; der Lichtschimmer war verschwunden und nur schwarze Finsternis glotzte ihr entgegen. Sollte jene Lichterscheinung nur Selbsttäuschung gewesen sein oder war die veranlassende Ursache derselben im unteren Kellergeschoß zu suchen. Mit einemmale erfaßte sie eine nie gefühlte Beklommenheit; ihre Pulse kämmerten, ihre Zähne klapperten aneinander; aber Ferencz harrte ihrer, und wenn er etwa in Gefahr wäre — — Diese Rücksicht überwog alle Bedenken und hastig stieg sie beiläufig die Hälfte der Treppe hinunter, als plötzlich dort, wo die Treppe zum untersten Geschoß hinabbog, sich wieder ein dämmernder Lichtschimmer zeigte, der eine weibliche Gestalt in dunklen Gewändern zu umfließen schien, die mitten auf der Treppe mit weit ausgebreiteten Armen ihr drohend und abwehrend entgegenwinkte. Rasche Flucht war bei diesem Anblick die erste Bewegung des zitternden, halb ohnmächtigen Mädchens, und schneller, als sie hinabgestiegen, war sie die Stufen der Treppe wieder hinaufgeeilt. An der halboffenen Kellerthüre stand sie still; sie schämte sich ihrer Flucht und zweifelhaft, ob sie nicht wieder umkehren sollte, wendete sie sich abermals, die Hand auf das krampfhaft zuckende Herz drückend, nach rückwärts und sah kaum, betroffen und erstaunt, jenen Lichtschimmer abermals verschwunden, als er jetzt auch schon dicht vor ihren Füßen wieder auf dem Boden aufzämmerte und in seinem grauen Schimmer ein Weib vor ihr emportauchte, das, die welken, runzligen Züge grinzend verzerrt, mit stechenden, zornglühenden Augen sie anstarrte und, während Czenczi's Blicke wie magisch angezogen an der feuerfarbenen Schleife ihrer Filzgelhaube und ihrem greilgelben Halstuche hafteten, und dem schwarzen Halbmäntelchen dürre Hände mit gekrümmten, klauenähnlichen

Digitized by Google

Fingern nach ihrem Halse streckte. — Da zuckte es wie ein Blitz durch Czenczi's Seele! „Die Marzipan-Lise!“ schrie sie gellend auf, sprang zum Keller hinaus, warf die Thüre hinter sich zu, wankte taumelnd noch einige Schritte in den Hofraum hinein und brach dann dumpfächzend bewußtlos zusammen.

(Schluß folgt.)

Chronika des Hrn. Petrus Nöckerlein von Franz Trautmann

(Frankfurt, bei Sauerländer 1856.)

Es ist sehr erfreulich, daß die Engländer in letzter Zeit so vortreffliche Muster katholischer Prosadichtungen über den Canal herübergeschickt haben, deßgleichen sind die Rührigkeit des Lang'schen Hausbuches und die Leistungen anderer Schriftsteller in den letzten Monaten mit Dankbarkeit zu verzeichnen. Aber unter Allen, welche an der Lösung des Problems arbeiten, daß der katholische Geist die schöne Literatur durchweht, die Formen der Poesie belebe, ist unter den Ersten und Besten Franz Trautmann zu nennen.

Er schreibt nicht in katholisirender Tendenz, er schreibt auch keine christlichen Romane, oder jeder Blutstropfen in seinen Figuren ist katholisch und wenn es das freudenreichste Leben ist, das er schildert, so ist die zarte Grenze des edlen Anstandes nie überschritten, jede Jungfrau darf sein vorliegendes Buch lesen, ohne daß sie sich zu verständigen und schamroth zu werden fürchten müßte. Unseren jüngern Dichtern, welche den Sieg über die Sünde schildern wollen, liegt die Gefahr nahe, daß sie die Sünde recht breit und umständlich malen, um die Herrlichkeit des Sieges desto lichter strahlen zu lassen. Auf dieser abschüssigen Bahn scheint uns — wir sagen es mit Schmerz — eine reiche Dichterkraft, Herr Joseph Pape, zu stehen. Gleich am Anfange seines „Eckart“ steht eine grauenvolle Sünde verzeichnet; trotzdem, daß sie zur Grundlage des ganzen Gedichtes in nächster Beziehung steht, hätte ein wahrhaft künstlerisch gebildeter Dichter es nicht über sich gebracht, den unglückseligen Fall einer eidbrüchigen Nonne mit dieser Umständlichkeit zu beschreiben und auszumalen.

Auch in seinem neuesten Gedichte: Schneewitchen vom Graal nimmt die lüsterne Sinnlichkeit mit ihrer breiten Beschreibung einen viel zu großen Raum ein. Wahrhaft künstlerisch lassen Cardinal Wiseman in der Fabiola und Dr. Newman in der Kallista die dunkeln Gestalten des heidnischen Sündenlebens im Hintergrund nur auftauchen und alsbald wieder verschwinden, und doch wollen beide Dichtungen grade den Gegensatz des christlichen Lebens gegen das heidnische, und den Sieg des ersteren schildern.

Letzteres will nun die Chronika des Hrn. Nöckerlein gerade nicht, darum war dem Dichter auch weniger Gelegenheit geboten, die dunkeln Gegensätze des christlichen Lebens Gestalt gewinnen zu lassen. Uebrigens immerhin wäre genug Spielraum zur Darstellung sinnlicher Gegenstände gewesen. Aber wir erkennen grade in diesem feinen Takte des Dichters sowohl das hohe Maß seiner künstlerischen Durchbildung, als der Katholicität seiner Anschauungsweise, welche ihre Züchtigkeit nie vergißt.

In katholischen Familien lebt man wie es Gott will und in seinem Auftrag die Kirche vorschreibt, und man sagt sich nicht bei jedem Schritte, wir sind katholisch, und doch sieht es selbst das blöde Auge allen Gliedern der Familie an, daß sie Kinder der Kirche sind. So ist's bei den Gestalten, die in reicher Mannigfaltigkeit durch die Chronika des Hrn. Nöckerlein gehen. Sie haben Alle Einen Grundton; der ist nicht gewollt und gemacht, der muß der eigene des Dichters sein. Darum wird auch das Katholische, resp. Kirchliche nirgends absichtlich, mit Manier hereingezogen, sondern wo es hervortreten muß, kommt es von selbst, wie das Blatt dort am Zweige hervorsproßt, wo es sich von Natur aus angesetzt hatte.

Hiernach ist Jedem klar, daß es ein liebenswürdiger Geist ist, welcher die Dichtung beseelt. Mit derselben Liebenswürdigkeit geht der Dichter in alle seine Charactere ein, es ist kein Schuft unter ihnen und kein vollendeter Verbrecher, vor dessen Anblick wir uns scheuen müßten. In allen ist wenigstens Eine gute Seite, an der wir uns festhalten, wenn eine dunkle That den Mann verdecken will.

Gerade in der Zeichnung der Hauptfigur zeigt sich eine nicht gewöhnliche Kunst. Hr. Petrus Nöckerlein ist ein Glücksritter, wir erwarten eine windige, fadenscheinige Figur. Aber er ist rein geblieben vor aller Unsitte, im verzweifelten Gulpech thut er seine argen Schritte, aber einer verbrecherischen Absicht ist er sich nicht bewußt, und nur sein unergründlicher Leichtsinn läßt ihn den Finger übersehen, den warnend und strafend das Gewissen immer wieder erhebt. Auch der Seilwip, der arge Junkie, ist im Grunde kein böser Gesell, auch das bemooste Haupt aller Universitäten, der Studiosus perpetuus Glockenton kann mit Behaglichkeit betrachtet werden. Am tiefsten steht Hr. Nepele, der Gerichtsschreiber, ein schwindsüchtiger Gesell, eine unübertreffliche Schreibeesigur, aber so tief muß er stehen als die Carrikatur des gesteengen, zähnknirschenden, donnerwetterneen Herrn Nußheimer, Unterrichters der löblichen Stadt München, der sich höchlich darüber verwundert, daß man in der Amtsstube nicht mehr „Pah!“ und „Donnerwetter“ und „Dixi!“ sollte schreien dürfen. Aber von der Amtsstube geht Hr. Nußheimer zu einem alten Frauchen und spendet ungesehen von der Welt sein Almosen. Auch der frömmsten Jungfrauen Schalkhaftigkeit kommt an den Tag durch die Lingsalzin Elisabeth und die Barth Antonia, welchen zwei Jungfrauen ihre kostbaren Herren Liebhaber gegenüber und über beiden Gruppen die köstlichen Väter stehen. Und damit das Bild des Münchener Lebens um das Jahr 1517 vollständig werde, gewittern in der Ferne die Unruhen im Reich und in der Kirche und steht mild und leidend vor uns Sabina, Ulrichs von Württemberg herzogliches Gemahl, bei ihren Brüdern dem gestrengen Wilhelmus und dem frohen Ludovicus, Herzogen in München. Auch der alte Aventinus läßt einen Blick in seine Geschichte Land Baierns thun, und damit wir in München ganz heimisch werden, dafür sorgen Hr. Nöckerlein und die Gastwirthe, bei denen er auf dem Kerbholz steht, und die Mädchen, welche vom Wahne gestochen sind, er werde sie heimführen, und noch Vieles Andere, das zu verzeichnen uns zu weit führen würde.

Die Sprache ist die altmodische der Chroniken, aber doch auch nicht immer die echte, alte des 16. Jahrhunderts. Sie gibt dem Ganzen etwas Reifes, aber sie kann auch belebt und sogar wunderbar gehoben werden.

Aber endlich ist der Gang der Dichtung doch etwas dürftig; Verwickelung und Lösung des Knotens liegen gar zu sehr an der Oberfläche. Seine volle Kraft hat der Dichter auf die Zeichnung der Einzelheiten verwendet, wie die Meister der niederländischen Malerschule, und hierin liegt auch seine Meisterschaft, die ihm von Freund und Feind unbestritten bleiben wird. Dessenungeachtet verkennen wir nicht, daß jenen Werken der Kunst, welche als Zeugen wahrer Künstlerschaft so lange dastehen, als die Menschen an der Kunst ihre Freude haben werden, die Chronika des Hrn. Petrus Nöckelein sich nicht anschließt. Dazu ist sie nicht angelegt. Sie will nicht eine große Idee zur künstlerischen Darstellung bringen; sie ist ein harmloses Spiel der Phantasie — aber auch diese haben ihren dauernden Werth.

Der Name Gisela.

Dieser langvergessene Name klingt oft wieder, seitdem er der zweitgebornen Tochter des ritterlichen Kaisers geschöpft wurde. Männiglich wurde durch diese Benennung überrascht, denn Gisela zählte zu jenen alten Namen, die unsern Gebildeten zu altfränkisch, zu deutsch und deßhalb unzeitgemäß (!) scheinen. Der geistreiche Kaiser von Oesterreich, der für das deutsche Alterthum hohen Sinn zeigt, kümmerte sich wenig um die sinnlose Mode

Digitized by Google

und beachte einen altdeutschen, altehrwürdigen Namen zu neuer Ehre. Und mit Recht! Gisela war einer der in Deutschland beliebtesten Namen des Mittelalters. Prinzessinnen trugen ihn ebenso, wie die Tochter des Baumannes. Wie alt und hochgeachtet dieser Name gewesen, möge Folgendes beweisen: Gisela hieß die Gemahlin Chariberts von Aquitanien († 631). Denselben Namen trug die Gemahlin des Königs Childerich des Dritten, die auch dem Pipinische des Gotten und des Thrones Trost bei Gaitzwinde am Rechnitze fand. Sehr beliebt war der Name im Hause der Karolinger. Töchter Pipins, Karls des Großen führten diesen Namen. Gisela hieß eine Tochter Lothar des Jüngern, die 882 den Normannen Gottfried ehelichte. Daß Gisela einer der beliebtesten und bekanntesten Namen des Mittelalters gewesen, bezeugen die Stammbäume der adeligen Geschlechter. Besonders häufig kam dieser Name in Bayern und Tyrol vor, wo er sich bis in's 15. Jahrhundert erhielt. Daß Gisela auch in das Volk drang und selbst Bäuerinnen diesen Namen führten, finden wir bei den höfischen Dorfdichtern des 13. Jahrhunderts. Graf Konrat von Kilchberg nennt neben andern bei Bäuerinnen geläufigen Namen folgende: „Mese, Engel, Udalhilt, Beate, Gisel, Note" und bekannt ist Neithart's Vers:

„Die moot, Gisel sulu da mit einandern treten;
michel wirt der tanz" (Manesse II, 36, 6).

Der alte Namen, der im Mittelalter von Fürstinen wie Dörferinen mit gleicher Liebe und gleich häufig, getragen wurde, hat aber für Oesterreich seine spezielle Bedeutung noch. Eine Gisela, Tochter des Hermann Herzogs von Schwaben, heirathete Ernst, den Sohn Leopold's von Oesterreich und brachte diesem das schöne Schwaben zu. Gisela hieß die Schwester Kaiser Heinrich's des Zweiten, die ihre Hand Stephan dem Heiligen reichte und für die Christianisirung Ungarns von so großer Bedeutung wurde. Gründe genug — um den edlen Namen aus der Verschollenheit zu retten und ihn einer Kaisertochter zu geben. Uns scheint es aber innig, daß wieder einmal ein uralter Name von echtdeutschem Klange zu Ehren gekommen ist. Möchte es öfters geschehen!

Das „Remscheider Volksblatt" enthält eine den jetzigen Aktienschwindel geißelnde Aufforderung zum Beitritte zu einer neuen großartigen „Aktienunternehmung zur Ausbeutung des Haidestreu und Besenfabrikation." Nachdem die unterirdischen Schätze dortiger Gegend sämmtlich in sichern Händen und Aktien für die Ausbeutung derselben zu enormen Kursen an den Börsen nicht mehr zu haben seien, sollen nun die bisher vernachlässigten überirdischen Schätze ausgebeutet und die in Quantität und Qualität so ausgezeichnete Haidestreu möglichst hoch verwerthet werden. Für diesen Ur-Handelsartikel in Besen soll nun der ausgedehnteste Absatz erzielt werden. Es stehe ein enormer Absatz und mithin eine bedeutende Dividende, wenigstens 70%, preß., in sicherer Aussicht. Das Grundkapital ist auf 200,000 Sgr. in Aktien à 2½ Sgr. festgesetzt. Das Comité ist unterzeichnet: Nimmersatt, Bankier. Schwindler, Kaufmann. Preller, Avokat. Gauch, Speculant.

Die Schäferhüte kommen bei den Damen immer mehr in die Mode, sogar in Städten, wo es sonst lange dauert, ehe sich eine Mode Bahn bricht. Es ist ein romantisches Ding um einen solchen ländlichen Schäferhut mit seinen runden Krämpen, die über die Schultern fallen; aber abgesehen von den widersinnigen Zuthaten von Zugvögeln, Federn oder Schleier, ist wohl nicht jede Schöne fähig ihn so zu tragen, wie er es verlangt. Zu einem solchen Schäferhut gehört eine ganze Einrichtung von Schönheiten, eine ganze Apotheke von Liebenswürdigkeiten und tausend Döschen und Büchschen. Man lese das nachstehende gereimte Recept von Th. Drobisch:

Alle meine Schönen und lasset Euch sagen:
Wer einen Schäferhut will tragen,
Die schaffe sich zu dem Behuf sortan,
Als Zugemilie folgende Kleinigkeiten an:
Sechszehn, höchstens siebenzehn Jahre,
Langgelocktes und wo möglich blondes Haar!
Auf den Wangen Lilien mit Röschen,
Ein wahrhaft griechisch feines Näschen!
Blaue Augen, die ganz schalkhaft schauen,
Scharfgeschnittene edle Brauen,
Kinn ganz rund, kleiner Mund,
Lippen wie Korallen, Zähne weiß vor allen,
Hals und Schulter weiß wie Wolle
Und der Nacken rund und volle,
Und der Wuchs wie eine Ceder,
Leicht das Ganze wie 'ne Feder.
Und die Finger und die Aermchen
Zart gebaut wie Drechsler-Stöckchen, —
Und zu diesem Zugemüß' an Reiz,
Von Natur bekommen ohne Geiz,
Nehme man dazu den Geist ganz munter,
Mische etwas gute Schalkheit drunter,
Etwas feischen, frohen Geist,
Etwas Witz, der nicht sehr beißt,
Etwas Fülle von Natur,
Gar kein Bischen Unnatur;
Etwas wahre Herzensgüte,
Etwas wahre Seelenblüthe! —
Die dies Alles hat vollauf,
Setz' den Schäferhut nur auf,
Der allein nur steht er gut
So ein Schäferhut.

---

* Landshut, 26. Juli. Heute Nachmittag nach 4 Uhr fiel bei der Weiß'schen Badeanstalt ein 9 Jahre alter Knabe des Hrn. Metzgers Wimmer in den äußern Isararm und schwamm bis zum Reicherbräuhaus, wo er herausgezogen wurde. Da er noch Lebenszeichen von sich gab, wird er wohl gerettet werden können. —

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 26. Juli 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 55 Min., abgegangen 5 Uhr 1 Min. angekommen in Landshut 5 Uhr 3 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gattungs.		Schäffler.	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	6063	1753	27	10	26	18	23	15	—	10	—	—
Kern	3680	22	17	14	16	52	16	21	—	56	—	—
Gerste	246	6	12	41	12	6	11	44	—	35	—	—
Haber	1537	127	7	59	7	27	7	10	—	13	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zadnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 31. Den 4. August: Dominikus.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung von Friedrich Halm.

(Schluß.)

Zwei Knechte des Hauses, die sich in der Schenke verspätet hatten und lange nach Mitternacht auf Schleichwegen ihr Lager suchten, fanden die erstarrt und wie leblos Hingestreckte, erkannten sie mit namenlosem Erstaunen und trugen sie nach dem Hause zurück, wo alsbald, von dem Lärmen und Jammern der Mägde geweckt, Frau Margit herbeieilte und den ganzen Schatz ihrer Heilmittel an der Bewußtlosen versuchte, ohne sie jedoch aus ihrer todesähnlichen Betäubung erwecken zu können. Selbst die Kunst des mittlerweile herbeigeholten Arztes zeigte sich erfolglos und erst gegen Mittag gelang es der sorgfältigsten Bemühung, in der Ohnmächtigen ein dumpfes Bewußtsein zurückzurufen, aber nur, um es sogleich wieder in den wilden Phantasien eines wüthenden Fieberanfalles untergehen zu sehen. Dem Irrereden und dem ersten, entsetzlichen Ausbruche unheimlicher Tobsucht folgte dann bald gänzliche Erschöpfung und dumpfes, gedankenloses Hinbrüten, aus dem die Kranke nur, wenn das Gehämmer und Gepoche der Küfer vom Keller her ihr Ohr erreichte, in grauenvollen Zuckungen und krampfhaft ängstlichem Stöhnen emporfuhr, so daß Frau Margit alsbald den Küfern ihre Arbeit gänzlich einzustellen und den Keller zu schließen befahl. Als nun aber der Arzt gegen Abend achselzuckend erklärte, es unterliege keinem Zweifel mehr, daß Czenczi von einem in der Umgegend herrschenden, höchst bedenklichen und mörderischen Nervenfieber ergriffen sei, wurde unverzüglich Herrn Horvath ein reitender Bote nachgesandt, um ihn schleunigst an das Krankenlager seines einzigen Kindes zurückzurufen. Als Horvath am vierten Tage nach dem Ausbruche der Krankheit wieder in Beszprim eintraf, fand er die Kranke, eher schlimmer als besser, noch immer besinnungslos in dumpfer Betäubung daliegend, aus der sie aber regelmäßig gegen Mitternacht in peinlicher Unruhe erwachte, nach den Kellerschlüsseln verlangte, Miene machte, das Bett zu verlassen, und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, bis sie dann, plötzlich mit einem lauten Angstschrei in sich zusammenbrechend, wieder in den früheren fieberhaften Halbschlummer zurücksank; dabei nahmen ihre Kräfte so sichtlich ab und ihr Aussehen veränderte sich so auffallend, daß der Arzt nicht umhin konnte, den Zustand der Kranken als höchst bedenklich, ihre Rettung als sehr zweifelhaft zu bezeichnen.

So war die siebente Nacht seit dem Beginn der Krankheit herangekommen. Die Kranke hatte den Abend ruhiger als sonst zugebracht und lag in heftigem Schweiße. Hinter dem Wandschirme, der das Krankenlager empfing, laiete Herr Horvath, der die Erkrankung des geliebten Kindes in verzweifelndem Schmerze einzig und allein seiner lieblosen Härte zuschrieb, und betete brünstig um seine Erhaltung, während Frau Margit, erschöpft von den Anstrengungen sechs durchwachter Nächte, an Czenczi's Bette eingenickt war. Es mochte Mitternacht sein, als die Kranke mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erstaunt und wie allmälig sich besinnend umhersah. Als sie mühsam ihre Gedanken gesammelt hatte, versuchte sie sich aufzurichten; ein Versuch, der bei ihrer Kraftlosigkeit gänzlich mißlang und keine andere Folge hatte, als daß Frau Margit, durch denselben geweckt, emporfuhr und sich besorgt über sie hinbeugte. Wie froh erstaunt war die gute Alte, als sie den sonst trüb und gläsern vor sich hinstarrenden Blick des lieben Auges ruhig und klar dem ihrigen begegnen sah, als es ihr leise von Czenczi's Lippen entgegentönte: „Base, liebe Base Margit!“ In einen lauten Freudenruf ausbrechend, umarmte sie die geliebte Kranke; diese aber winkte ihr, zu schweigen. „Ihr müßt mir einen Dienst erweisen, Base,“ flüsterte sie in unruhiger Hast ihr zu, „einen wichtigen Dienst! Ihr müßt mir in den Keller hinabsteigen!“ — Ach lieber Gott, nun redet sie wieder irre!“ seufzte Frau Margit. — „Nein, ich rede nicht irre,“ versetzte Czenczi, „ich weiß, was ich sage, und ich sage Euch, Ihr müßt vollbringen, woran mich gestern mein plötzliches Erkranken verhinderte! Ferencz ist im Kellerstübchen eingeschlossen; Ihr müßt ihn befreien!“ — „Gestern? du Unglückselige!“ stammelte Frau Margit, bestürzt die Hände ringend. — In diesem Augenblicke wurde der Wandschirm zurückgeschoben und Horvath stürzte nicht minder entsetzt als Frau Margit aus seinem Verstecke hervor. „Du barmherziger Gott, Ferencz im Kellerstübchen!“ rief er und damit riß er die Kellerschlüssel von der Wand, schrie nach Licht und eilte mit einigen Knechten, die er geweckt hatte, dem Keller zu.

Es war ein gräßlicher Anblick, der sich ihnen darbot, als sie das Kellerstübchen betraten. Sein unglücklicher Bewohner hatte an zwei Stellen die Wände desselben zu durchbrechen versucht und auch die innere Seite der Thüre trug sichtliche Spuren der gewaltsamen Anstrengung an sich, mit der an der Oeffnung derselben gearbeitet worden war. Erschöpfung schien den Verzweifelnden genöthigt zu haben, seine fruchtlosen Bemühungen aufzugeben, denn man fand den Leichnam des unglückseligen Ferencz, in seinem Blute schwimmend, auf dem Lager hingestreckt, das ihm von Czenczi zubereitet worden und auf dem er, sei es, um seinen brennenden Durst mit seinem eigenen Blute zu stillen, oder um den Folterqualen langsamen Verschmachtens in diesem Hungerthurme durch raschen Tod zu entgehen, mit einem Taschenmesser sich die Adern geöffnet und in Verzweiflung und Entsetzen geendet hatte.

Czenczi war schon durch die überraschende Erscheinung des Vaters an ihrem Krankenlager und die unwillkürliche Einweihung desselben in ihr Geheimniß auf's tiefste erschüttert worden und hielt nur mit äußerster Anstrengung die Besinnung fest, zu der sie kaum wieder erwacht war. Als nun aber die unbedachte Geschwätzigkeit einer der Mägde ihr die Kunde von dem gräßlichen Ende des Geliebten hinterbrachte, stieß sie einen Schrei aus, gerieth in furchtbare Zuckungen und Krämpfe und bald steigerte sich die Wuth des Fiebers, in das sie zurückfiel, zu solcher Höhe, daß der Arzt jede Hoffnung aufgab und stündlich ihr Ende erwartete. Allein die Vorsehung hatte anders beschlossen. Horvath, hatte nun Kummer und Schrecken seine Gesundheit untergraben, oder vergiftete sie sein hartnäckiges Verweilen am Krankenlager Czenczi's, der starke, rüstige Horvath war es, der, von der Krankheit dieser Letzteren ergriffen, in wenig Tagen ihr erlag, während das schwache Mädchen nach mondelangem Siechthum siegreich aus dem Kampfe hervorging, in dem sie unfreiwillig um den Preis ihrer Jugend und ihrer Jugendblüthe das nackte Leben gewonnen hatte. Sich selbst als Mörderin des Vaters wie des Geliebten anklagend, verlebte sie die Tage des Winters in stillem, dumpfem Trübsinn, dem

Digitized by Google

sie nur zeitweise die Sorge um Base Margit entriß, die, von übermäßigen Anstrengungen und verzehrender Gemüthsbewegung erschöpft, nun ihrerseits zu kränkeln und sichtlich hinzuwelken begann. Mit dem herannahenden Frühjahr aber erwachte in Czencz's Seele der Wunsch, den Angehörigen des gelichten Ferencz einen Theil des rauhen Beyleides zuzuwenden, von sie einst mit ihm zu theilen geräumt hatte. In der Hoffnung, über den ihr unbekannten Aufenthaltsort derselben vielleicht einige Andeutungen in Ferencz' Papieren zu finden, beschloß sie das Felleisen zu öffnen, das der Hingeschiedene in Base Margit's Verwahrung zurückgelassen hatte. Ihre Erwartung wurde auch nicht getäuscht; in dem Felleisen fanden sich wirklich einige Papiere, die zwar auf den Namen Anton Lenhart lauteten, aber nichtsdestoweniger sich ganz entschieden auf Ferencz zu beziehen schienen; eines derselben war nämlich ein Schreiben von weiblicher Hand, womit Anton Lenhart in Beziehung auf eine frühere mündliche Verabredung aufgefordert wurde, nicht länger zu säumen, sich auf den Weg zu machen und die Straße über Grätz und Marburg nach Croatien einzuschlagen, denn auf dieser werde er nicht verfolgt werden. Dieser Erklärung waren einige Worte des Abschiedes und die Unterschrift beigefügt, nach dem Vorgefallenen könne eine weitere Verbindung zwischen der Schreiberin dieses Briefes und dessen Empfänger nicht mehr bestehen; Sie bäte ihn daher um Zurückstellung ihres Porträts, das sie ihm hier das seine zurückstelle. Das fern Briefe heiligende Porträt zeigte aber unverkennbar Ferencz' Züge, der also früher den Namen Anton Lenhart geführt und sich in Steiermark aufgehalten haben mußte. Diese Umstände bewogen Czencz, die aufgefundenen Papiere an Herrn Steibler, den Geschäftsfreund ihres Vaters, einzusenden und ihn um Auskunft über Anton Lenhart zu ersuchen, obwohl sie nur schaudernd des Mannes gedachte, der einst das furchtbare Bild der Marzipan-Vise ihrer Seele eingeprägt hatte. —

Sie erhielt lange Zeit keine Antwort und immer schwerer und finsterer ward der Trübsinn, der sich ihrer bemächtigte; immer nichtiger und eitler erschien ihr das Leben, das sie nur mehr in Gebeten und Liebesgaben der an dem Krankenbett der ihrer nahen Auflösung entgegensiechenden Frau Margit fand sie. Endlich kam die langerwartete Antwort des Herrn Steibler; in ihr Stübchen zurückgezogen, öffnete sie das Schreiben und durchflog begierig seinen Inhalt; aber bald begann sie so heftig zu zittern, daß die Lätter des Briefes in ihren Händen hin- und herrauschten, und immer bleicher und zerstörter wurden ihre Züge, je weiter sie las. Endlich hatte sie vollendet und nun ward sie unter einem Strome bitterer Thränen sich auf die Kniee, um in heißer Inbrunst zu dem gerechten Richter zu beten, der sie zum willenlosen Werkzeuge seiner Rache gebraucht, der sie gesüchtigt und gereitet, der sie dunkle Wege, aber zum Lichte geführt hatte. Dann erhob sie sich, warf den empfangenen Brief und das Porträt Ferencz', das sie von Herrn Steibler zurückerhalten hatte, in's Feuer und sah zu, wie die Flamme dieselben zum Knattern es verzehrte. Denselben Abend verschied Frau Margit still und schmerzlos in Czencz's Armen. Der Tod hatte das letzte Band irdischer Neigung gelöst, das die Unglückliche noch an's Leben fesselte; sie sah darin einen Fingerzeig, sich allein und für immer Gott zuzuwenden. Am nächsten Morgen verschwand sie ihre ganze reiche Habe dem Kloster der Cistercienserinnen im Thale zu Besprim, in dem sie bald darauf den Schleier nahm, den Rest ihrer Tage in Gebet und Buße für das eigene Vergehen und für die Seelenheil des gerichteten Mörders hinzubringen, den die Menschen nicht erreicht, den aber Gott gefunden hatte.

Die frühern Landshuter Wallfahrtszüge nach Altötting.

† Landshut, 29. Juli. Die verehrliche Redaction der Landshuter Zeitung hat seit langer Zeit etliche Mal Veranlassung genommen, von dem diesjährigen Wallfahrtsgange nach Altötting sowohl des hiesigen als auch des Münchner Wallfahrer-Vereines ihren Lesern etwas, besonders das Aus- oder Einzug Betreffendes, zu erzählen. Es dürfte nun diesen, vornämlich aber den Vereins-Genossen hier nicht uninteressant sein, auf eine frühere Zeit zurückgehend zu berichten, wie es ehedem bei diesem Wallfahrtsgange gehalten worden ist. — Es wird als eine bekannte Sache vorausgesetzt, daß, gleichwie der gegenwärtige und noch weit Jahrzehnte alte Verein seine Erstaltung und den Bestand einem schlichten Andachtsmanne verdankt, den sein Glaube und sein Vertrauen jährlich zum Bitte der göttlichen Gnadenmutter in Altötting hinzog und dem sich bald einige Gleichgesinnte anschlossen, — solches ehedem eine Herzens-Angelegenheit der ganzen Bürgerschaft Landshuts gewesen ist. Und wer es etwa noch nicht wüßte oder dieß gar bezweifeln wollte, dem möchten es die dafür sprechenden Zeugen kund thun, welche die Schatzkammer in Altötting zum Theil noch besitzt. Auch dieß ist nicht unbekannt, daß nur alle sieben Jahre so ein feierlicher Wallfahrtszug stattfand, bei welchem ein aus dem inwohnen zu diesem Zwecke angefallenen Opfer gefertigtes namhaftes Weihgeschenk dargebracht wurde. Die Einhaltung dieser Zeit wurde jedoch erst im vorigen Jahrhundert zur Regel, da man früher sich eben nach dem Bedürfnisse der mächtigen Fürbitte der göttlichen Gnadenmutter richtete. Einsonder dieß, dem beständige Aufzeichnungen zu Handen stehen, fanden bei dem Landshuter Wallfahrtsgang, an welchem die ganze Einwohnerschaft (Processio universalis hujus civitatis) zur Danksagung für einen über die Türken errungenen glorreichen Sieg Antheil nahm, im Jahre 1684 vorgemerkt, und muß der größere Theil der Pfarrgeistlichkeit mit den Chorsängern demselben sich angeschlossen haben, weil während dessen Dauer, vom 18. bis 21. September, bei St. Jodok nur eine Frühmesse allein gelesen wurde. Als Opfergabe überbrachten da die Landshuter ein silbernes Bild, „Maria vom Siege" darstellend, dessen Anfertigung auf 700 fl. zu stehen kam. Bei der Rückkehr versammelten sich bei Maria Loretto zum feierlichen Einzuge die Stiftsherren von St. Martin und sämmtliche Ordensmitglieder der hiesigen Klöster. Die Prozession durchkreist dann die Jodokskirche und endete mit einem Te Deum laudamus bei St. Martin.

Feierlicher noch scheint der nächste Wallfahrtsgang (1689) abgehalten worden zu sein. Er wurde am 9. September eingeleitet mit einer Litanei, worauf eine Anrede von Seite des Pfarrherrn von St. Martin folgte. Am 10. September gab die große Glocke um ¾ auf 4 Uhr das Zeichen zur Frühmesse, nach deren Beendigung die Wallfahrt unter Ausbegleitung der Herrn Stift-Canoniker angetreten ward, der auch diesmal die beiden Pfarrherren mit je zwei Cooperatoren anwohnten. In Neumarkt, wo das erste Nachtlager bestimmt war, von den Herrn des dortigen regulären Chorstiftes erwartet, wurden die Wallfahrer prozessionaliter in die Kirche eingeführt. — Der feierliche Einzug in Altötting aber bewegte sich von der Stadtpfarrkirche in Neuötting und dahin und zwar in die Stiftskirche, wo von einem Priester der Gesellschaft Jesu die Predigt gehalten wurde. Das Votiv-Amt in der heiligen Kapelle celebrirte damals der Pfarrherr von St. Martin.

In gleicher oder doch ähnlicher Weise mögen dann auch die folgenden Wallfahrten stattgefunden haben, zu denen man sich theils um sie die christlichen Waffen in dem noch dauernden Türkenkriege einen völligen Sieg zu erflehen, theils zur Abwendung anderer Kriegsgefahren und theils zur Danksagung für die empfangene Hilfe in klügern Zeiteäumen (1693, 1694, 1695 und 1699) veranlaßt und gerungen sah. Und wie richtig das von dem Aufzeichner diesen jedesmal gebrauchte Wort „universalis" ist, dafür wie allgemein oder zahlreich die Einwohnerschaft Landshuts sich hiebei eingefunden hat, mag wohl auch daraus genügend erhellen, daß, im Falle die Wallfahrt an einem Sonntage früh angetreten wurde, die Pfarrpredigten unterblieben. —, Bemerkenswerth dürfte noch sein, was an neuern Opfergaben während obiger Zeit dargebracht worden, als: Die aus Silber gefertigten Bilder der heil.

Digitized by Google

Jungfrau, des heil. Sebastian und Rochus, dann ein Cruzifix und 4 Leuchter von gleichem Metalle. — In der Folge, nämlich im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts, begegnen uns nun diese Wallfahrten — wie schon erwähnt — regelmässig alle 7 Jahre und zwar mit noch erhöhterm Pompe. Es nahmen nämlich auch die Bruderschaften mit ihren Insignien daran Theil. In Oetting empfingen die Canoniker des dortigen Chorstiftes die Wallfahrer, und zurückgekehrt, wurden sie mit einer förmlichen Prozession einbegleitet, die sich auf schon bezeichnetem Wege von Loretto nach St. Martin bewegte. Voran gingen sämmtliche Bruderschaften mit ihren Fahnen und ihrem Genius, dann die Mitglieder der Mönchsorden; hierauf kamen die Chorsänger und der gesammte Clerus der beiden Stadtpfarreien, welchem sich der Stifts-Dechant mit den Kapitularen anschloß, und endlich der betreffende Pfarrherr im Pluviale mit zwei assistirenden Priestern. — So wurde es ehedem gehalten. —

Die Sixtinische Madonna von Raphael in Dresden.

(Aus Kolpings „Rheinischen Volksblättern.)

Das Dresden ist wohl eine hübsche Stadt, aber wer sie einmal gesehen, der hat für immer genug. In Bau und Einrichtung modern, eigentliche Baukunst weniger oder gar nicht vertreten, es müßte denn einer am Zopf besonderes Gefallen finden. Prächtig ist die neue Bildergallerie, und wie bekannt, diese reich an seltenen Kunstschätzen. Viel sehen macht Kopfweh und endlich, besonders in solchen Sammlungen, sieht der Reisende, der das Alles nur so mitnehmen will, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Ich kenne das aus Erfahrung. Also nur Einzelnes sehen und das gehörig. Mit einem guten Freunde besuchte ich die Sixtinische Madonna von Raphael, die in einem ganz besondern Gemache und zwar ganz allein thronet. Ich wollte doch einmal sehen, ob ich vor mehreren Jahren mich geirrt, als ich ziemlich unbefriedigt von ihr weggegangen, oder ob ich meine besondere Meinung wohl mit stichhaltigen Gründen behalten könne. Ich will gern gestehen, ein rechtschaffen zugeschulter Kunstkenner- und Bewunderer bin ich nicht, vielleicht bin ich zu kühl, oder meine Phantasie fliegt zu hoch. Sei es, wie es sei, sie, diese Sixtinische Madonna hat mich wieder nicht gerührt, ich will geschweigen, begeistert oder gar hingerissen. Schön gezeichnet, trefflich gemalt ist sie, die Figuren sind herrlich auf dem Bilde, das in seiner Conception und Ausführung untadelhaft sein mag, aber diese Madonna ist einmal keine rechte, wahre katholische Muttergottes, und nun mögen die Kunst-Enthusiasten sagen, was sie wollen. Zu dieser „Kunstoffenbarung" erhebt sich kein katholisch Herz singend oder betend hinan, das Mutterherz der Gottesmutter ist nicht zu finden in dieser überirdischen aber nicht himmlischen Offenbarung. Meine selige Mutter hat mich doch auch das „Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnade" beten gelehrt, und meiner Mutter traue ich noch immer eine ganz würdige Vorstellung von der Hochgebenedeiten zu; — hier bringe ich es von Herzen nicht heraus. Damit ich's nur deutlich sage, mich weht etwas Heidnisches an aus dem Bilde, etwas Fremdes, was ich weder fassen mag noch kann, und was im wirklichen katholischen Himmel auch sicher nicht daheim ist. Und nun gar das Jesus sein sollende Kind auf ihren Armen, der Weltheiland! Man thut sich fürchten, je länger man dieses dunkele, fast düstere Knabenantlitz schaut. Ein Jupiter kann daraus werden, oder auch ein Alexander, oder ein Napoleon der Erste, ein salvator mundi nie. „Wie ist's", und ich wandte mich endlich an meinen kunstverständigen Begleiter, „würde wohl der heil. Bernhard angesichts dieser sogenannten Madonna sein Salve Regina mit dem Beisatze „o clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!" ausgerufen haben?" Der schüttelte den Kopf, und wir gingen — weiter. Ich glaube, der Raphael hat mehr an einen irdischen Himmel gedacht, als an den — hoch über den Sternen, wo die seligen Geister ihr Heilig, heilig, heilig singen. So meine ich, und meine Meinung darf ich haben und — aussprechen. Vor einer Madonna von Murillo, dem herzigen Spanier, blieben wir wieder stehen. Das ist schon ganz was Anderes. Dieses selige Mutterauge blickt zum Himmel und zieht unwillkührlich auch des Beschauers Blick zum Himmel. In dieser Erscheinung liegt in der That etwas vom Kinde, und zwar vom Kinde Gottes, was sehr viel heißt. Wie ist sie in Gott glücklich! Auch das Kind ist herzgewinnend, und das ist der Heiland sicher immer ganz gewesen. Wir hatten schon bald genug gesehen — für diesmal. Mich reut's nicht, und wollen wir's künftig gerade so halten.

Pius IX. als Dieb im eigenen Hause.

Als Pius IX. noch Bischof in Immola war, so wurde ihm von seiner theuren Mutter ein kostbares Service, welches aus goldenem Löffel, goldenem Messer und Gabel rc. bestand, verehrt, und er hielt dieses Geschenk hoch, daß er dasselbe höchst selten im Jahre gebrauchte. Bei einer außerordentlichen Gelegenheit aber, wo mehrere vornehme Gäste zu Tische geladen waren, befahl der Bischof, ihm das Service seiner Mutter vorzulegen. Selbes geschah. Die geladenen Gäste fanden sich nach und nach in dem Empfangssalon ein, wo sie vom Bischof auf's freundlichste unterhalten wurden. Auf einmal wurde aber derselbe aus dem Salon gerufen, da ihn ein gewisser Herr sprechen wollte. Der Bischof ließ Niemanden abweisen und gab darum auch diesem Herrn Gehör. Derselbe brachte eine Bitte vor und sagte: „Hochwürdigster Herr Bischof! Sie selbst wissen, daß ich vor einigen Jahren noch unter die ersten Bürger in unserer Stadt gezählt wurde, aber durch ein Mißgeschick in dem Handelsgeschäfte so weit zurückkam, daß ich aus Liebe zu meiner Familie, um selbe spärlich ernähren zu können, Handelsdiener werden mußte. Jetzt aber hätte ich Aussichten, wieder in den Besitz meines früheren Vermögens zu gelangen, wenn mir augenblicklich eine gewisse Summe vorgestreckt würde, ich habe schon an mehreren Häusern angeklopft, wurde aber überall abgewiesen: wenn Sie mir nicht helfen, so ist mein Glück für immer dahin." Der Bischof erwiederte sehr freundlich: „Mein Theurer! Es ist zwar nicht schön, daß ich es sagen muß, aber es ist die Wahrheit: ich habe in meiner Casse gegenwärtig keinen Heller, aber da Sie in so dringender Noth sind, so muß geholfen werden." Der Bischof lief in den menschenleeren Speisesaal und nahm das goldene Service, wickelte dasselbe ein und überreichte es dem Manne mit den Worten: „Gehen Sie mit diesem hier auf das Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat, denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich Alles wieder auslösen können, und Sie werden die nöthige Summe erhalten." Der Kaufmann verabschiedete sich und vollzog freudig den Befehl des Bischofs. Derselbe ging zu seinen Gästen zurück und vergaß gänzlich dieses Vorfalles. Die gewöhnliche Zeit, zur Tafel zu gehen, war vorüber. Der Bischof hatte noch ein wenig Geduld, indem er glaubte, daß die Dienerschaft etwas mehr Zeit für mehrere Gäste brauchte, um die Vorbereitungen zu treffen, als gewöhnlich. Als es aber zu lange dauerte, zog er die Glocke, um von der Dienerschaft zu erfahren, was eine so lange Zögerung verursachen solle. Die ganze Dienerschaft erschien sich zu den Füßen des Bischofs werfend, und wie aus einem Munde rufend: Herr Bischof, ich bin es nicht, ich habe keine so schändliche That begangen, und es ist doch von Jemand im Hause geschehen, denn kein fremder Mensch ist dorthin gekommen. — Der Bischof konnte sich diesen Auftritt gar nicht erklären. Endlich fragte er, was denn vorgefallen sei? Alle riefen: Ihr goldenes Service ist gestohlen und wir werden nicht eher von dem Platze weichen, bis der Dieb entdeckt sein wird. — Jetzt lachte der Bischof und sprach: „O mein Gott! Dieser Dieb bin ich selbst. Leget nur mein gewöhnliches Service vor und besorgt schnell den Tisch." Freudig war nun wieder das ganze Haus und die Gäste riefen scherzend aus: Heute zum ersten Male ist es eine Ehrensache geworden, an der Tafel eines Diebes zu speisen. — Dem Kaufmann glückte sein Unter-

Digitized by Google

nehmen und er wurde durch die gelichene Summe ein reicher Mann. Der Kaufmann aber vergaß der erzeigten Wohlthat nicht, sondern er wurde ein großer Gutthäter der Verarmten und ein Vater der Armen. — Gehe Gott, daß sich recht viele dergleichen Diebe auf dem großen Weltschauplatze vorfinden möchten!

Herder's Conversations-Lexikon. Davon ist gegenwärtig der IV. Band (bei Herder in Freiburg im Breisgau) erschienen, die Buchstaben K—R umfassend. Seine Vorzüge sind: populäre Deutlichkeit, Prägnanz der Fassung, umfassende Allgemeinheit mit besonderer Berücksichtigung des Neuesten, dabei eine entschiedene katholische Auffassung und Beleuchtung der Dinge. Wenn nun hiezu noch eine überaus lobenswerthe Billigkeit des Preises kommt — bei einem meist über 800 doppeltspaltige Seiten umfassenden Bande in groß Octav, mit reinem Papier und schönstem Druck — so darf ein solches Unternehmen auf die weiteste Verbreitung rechnen. Als Beleg lassen wir z. B. den Artikel Wolfgang Menzel folgen: „Menzel, Wolfgang, einer der tüchtigsten Schriftsteller und Kritiker der Gegenwart, auch Dichter, geboren 1798 zu Waldenburg in Schlesien, studierte in Breslau, Jena, Bonn, war einige Zeit Professor in Aarau, zog alsdann nach Heidelberg, ließ sich dann in Stuttgart nieder, wo er sein einflußreiches Literaturblatt noch heute redigiert, 1830 bis 1838 und wiederholt 1848 und 1849 Mitglied der Ständekammer war. Bei seiner durch und durch deutschen Richtung, derben Offenheit und Schroffheit, mit welcher er der Götzenverehrung, dem Franzosenthum, anderen Zeitkrankheiten und allem Unwahren den Krieg machte, konnte es an Verunglimpfung und Gegnern um so weniger fehlen, weil M. mit einer außerordentlich vielseitigen Bildung ein scharfes und gediegenes Urtheil verbindet. Von diesen Schriften und Dichtungen: Strecknerse (1823); Boß und die Symbolik (1824); Geschichte der Deutschen (5. Aufl., Stuttg. 1855); Moosrosen, Taschenbuch für 1826; die deutsche Literatur (Stuttg. 1828, 2. Aufl. 1836); Rübezahl (1829); Narcissus (1832 u. 1834); Reise nach Oesterreich (1834); Geist der Geschichte (1835) u. s. w. Neuestes: Gesänge der Völker (1851); der Roman Furore (1851); Geschichte Europas von 1789 bis 1815 (Stuttg. 1853, 2 Bände); endlich auch die in der katholischen Welt mit großem Beifall aufgenommene Christliche Symbolik (Regensb. 1854 ff.).

Die moderne Baukunst.

Die moderne Zeit hat zwar allerlei fertig gebracht, aber mit ihrer Baukunst und noch vielen anderen Künsten ist's nicht weit her, und wenn es wahr ist, daß jede Zeit sich in ihren Bauten am treuesten spiegelt, ob geistig groß oder dumm und klein, dann hat die moderne Zeit sich ihr Armuthszeugniß deutlich genug in die Welt hineingebaut. Je nachdem unsere Enkel sind, werden sie es zu schätzen und zu beurtheilen wissen. (Kolping's „Rheinische Volksblätter).

Satzungen
für
den kirchlichen Kunstverein zunächst in der Diöcese Regensburg.

I.
Vorstand.

1. Der christliche Kunstverein der Diöcese Regensburg steht unter der Obhut des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Regensburg und des hochwürdigsten Herrn Abtes von Metten.
2. An der Spitze des Vereins steht ein leitender Vorstand von mindestens vier Mitgliedern.
3. Der Vorsteende wird durch den hochwürdigsten Herrn Bischof ernannt. Die Mitglieder des Vorstandes unterliegen seiner Bestätigung.
4. Der Vorstand wählt den Schriftführer und den Säckelmeister und entscheidet über den Eintritt neuer Mitglieder.
5. Der Vorstand stellt jährlich Rechnung in einem öffentlichen Blatte und erstattet Bericht über die Wirksamkeit des Vereins.

II.
Mitglieder.

6. Mitglieder des Kunstvereines sind alle Geistlichen und Laien, welche zur Erreichung der Vereinszwecke beitragen und einen Gulden Eintrittsgeld, sowie einen monatlichen Beitrag von 6 kr. entrichten. Jedes Mitglied verbindet sich durch seinen Beitritt auf ein volles Jahr, und kann den Beitrag auch vierteljährig oder ganz vorausbezahlen.*)
7. Stiftende können statt des Eintrittsgeldes, sowie statt des jährlichen Beitrages für die Sammlungen des Vereins eine entsprechende Zeichnung oder ein Modell liefern.
8. Ehren-Mitglieder können alle Freunde der christlichen Kunst werden, welche durch Leistung außerordentlicher Beiträge in Geld, Zeichnungen, Modellen oder anderen kirchlichen Kunstgegenständen die Zwecke des Vereins fördern.
9. Sämmtliche Mitglieder werden vom Vorstande aufgenommen, und haben zu den Sammlungen des Vereins freien Zutritt und freie Benützung der Vereinsschriften.

III.
Wirksamkeit.

10. Der Verein hat vor Allem auf Förderung und Verbreitung gediegener Kenntniß auf dem kirchlichen Kunst-Gebiete und Belebung eines geläuterten Kunstgeschmacks hinzuwirken. Zu diesem Zwecke sollen aus den Vereins-Beiträgen einschlägige literarische Werke, Zeichnungen, Modelle und andere kirchliche Kunstgegenstände angeschafft, im Kloster Metten gesammelt, zum Unterrichte und zur Bildung der Zöglinge des bischöfl. Seminars daselbst benützt und jährlich bei den Exercitien für die versammelten Priester ausgestellt werden.
11. Ferner wird der Verein nach Möglichkeit die Kirchenvorstände durch Rath und That bei Neubauten, Anschaffung und Restauration unterstützen, er wird z. B. auf Ansuchen Gutachten ertheilen, an Ort und Stelle untersuchen, jene Künstler namhaft machen, die auf Grund ihrer Leistungen vorzugsweise empfehlenswerth erscheinen. Die Kunstgegenstände, Zeichnungen, Modelle ꝛc. ꝛc., welche im Museum des Vereins vorhanden sind, wird derselbe zum Zwecke der praktischen Ausführung auf Ansuchen und gegen gehörige Caution für eine bestimmte Zeit unentgeltlich an Vereinsmitglieder überlassen. Damit aber der Verein die Hilfsmittel in kurzer Zeit zu vermehren im Stande ist, werden sich die Vereins-Mitglieder angelegen sein lassen, Zeichnungen, Modelle und andere Kunstgegenstände echt kirchlichen Styles zu Gunsten des Vereins zu erwerben oder dem Vereine zur Verfügung zu stellen.

*) Beitritts-Erklärungen kann man gelangen lassen an die hochw. Herrn Pfarrer Uhrnthaler in Frontenhausen, P. J. Lechner, Conventual im Kloster Metten, Pfarrer Niedermayer in Gottsheim, und Pfarrer Schwäbl in Plattling. Siehe übrigens über den Regensburger kirchlichen Kunstverein die Nummern 188 und 190 der Ostb. Ztg. (D. R. d. Ostb. Ztg.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 2. August 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 15 Min., abgegangen 4 Uhr 20 Min., angekommen in Landshut 4 Uhr 40 Min.)

Getreide-Gattung	Verkauft wurden	Rest.	Höchster Preis		Mittel-Preis		Niederster Preis		Gelegen.		Gestiften.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3632	4704	24	11	24	58	22	14	—	—	—	30
Korn	3018	654	16	29	15	54	14	56	—	—	—	58
Gerste	806	58	12	11	11	32	11	12	—	—	—	24
Haber	1697	61	8	1	7	34	7	12	—	—	5	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesing.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 32. Den 11. August: Susanna.

Der Friedhof von Sebastopol.*)

Ein Beitrag zur russischen Sittengeschichte.

(Aus dem Französischen von J. M.)

Von dem Vorgebirge Chersones bis zur Katscha bietet die Küste der Krim eine Reihe von Einschnitten dar, durch welche die Gewässer des schwarzen Meeres tief in das Land eindringen, und so schöne Buchten mit vorzüglichen Ankerplätzen bilden.

Die letzte dieser Buchten, die Quarantainebucht, befindet sich unmittelbar vor dem Eingange in die Rhede von Sebastopol. Sie stößt an eine Landzunge, deren hügeliger Boden mit seiner grünen Bekleidung während der schönen Jahreszeit sehr vortheilhaft absticht gegen den kahlen, gelblichen Lehmboden der weiten Hochfläche, die sich rings um die Stadt zieht.

Wendet man den Blick nach links, so gewahrt man in geringer Entfernung von der Quarantaine eine Schlucht, die einem langen, fast gleichmäßig tiefen Thale ähnlich sieht. Von einem Ende bis zum anderen beträgt ihre Ausdehnung in der Breite ungefähr vierhundert Meter.

In diesem Thale, und zwar theilweise in der Tiefe, theilweise an den niederen Abhängen, liegt der Friedhof von Sebastopol, der so berühmt geworden durch den heroischen Muth, welchen die französischen Soldaten und Offiziere in hartnäckigen Kämpfen entfalten mußten, ehe sie diesen Schauplatz ihrer Heldenthaten in den Bereich der Belagerungslinie einzuschließen vermochten. Derselbe bildet ein längliches Viereck, dessen Länge, bei einer mittleren Breite von 200 Meter, ungefähr 400 Meter beträgt. Eine Einfriedigung von ziemlicher Höhe und aus weißen Hausteinen fest aufgeführt, umschließt denselben. Das Eingangsthor, welches der Meeresseite zugekehrt und ebenfalls aus Hausteinen mit Giebeldach und griechischem Profil aufgeführt ist, gewährt einen großartigen, monumentalen Anblick. An jeder Seite befindet sich noch ein kleines Thor, das vor dem Kriege den Tag über geöffnet blieb, um den Familien den Besuch der Begräbnißstätten ihrer Angehörigen möglich zu machen.

In derselben Richtung, und zwar in ganz geringer Entfernung von dem Eingangsthor, befindet sich eine schöne Kirche, deren Länge zwölf Meter beträgt. Die Vorderseite derselben ist den französischen Werken zugekehrt, und besteht aus einem Giebeldach, das von kleinen dorischen Säulen aus Stein getragen wird. Oben an der Giebelseite befindet sich folgende Inschrift in russischer Sprache: „Bringen wir dem Erlöser des Menschengeschlechtes unser Opfer dar. 1821 bis Juli 1824."

Darüber erhebt sich ein grüner, viereckiger Kirchthurm, der leicht aufstrebend, in seine Spitze ausläuft, die eine Kugel von vergoldetem Eisen trägt, auf welcher sich ein ebenfalls vergoldetes Kreuz befindet. Ueber dem Chor am anderen Ende des Gotteshauses befindet sich eine grüne Kuppel, die, von geringerer Höhe als der Kirchthurm, wie dieser mit einem goldenen Kreuze geziert ist. In der Mitte auf beiden Seiten der Kirche befinden sich noch zwei Thore, die kleiner sind, als das Hauptthor. An jedem derselben ist ein großer Almosenkasten angebracht. Der eine trägt als Aufschrift: Für die Armen. Der andere: Für die Bettler. So findet man es an allen Gotteshäusern in Rußland.

Die Kirche selbst mit ihrem grünen Dache und ihren glänzend weißen Mauern hat keinen bestimmten Styl; dennoch sind die Proportionen derselben glücklich gewählt, und namentlich bieten die oberen Theile dem Auge einen sehr wohlthuenden Anblick dar. Da die Kirche in der Tiefe liegt, so gewahrt man sie erst, wenn man den Friedhof selbst betritt: die Spitze des Thurmes aber ist schon in geraumer Entfernung sichtbar.

Ein kleines Eisengitter umgibt die Kirche und schließt einen engen Platz ab, auf welchem sich die Grabstätte der Familie des Stifters befindet, sowie auch der Geistlichen, welche die Kapelle seit ihrer Erbauung bedient hatten, und dann noch mehrerer Freunde des Stifters, denen durch Testament die Gunst zu Theil geworden, neben dem Stifter zu ruhen. Rund um die Kirche, bis zu einer Ausdehnung von 80 Meter, befindet sich eine große Anzahl von schönen Grabstätten aus Marmor oder Stein. Dort ruhen die Leiber berühmter Persönlichkeiten aus der Marine, dem Heere und der Verwaltung; ferner haben hier ihren Ruheplatz die angesehenen Einwohner der Stadt, welche seit 35 Jahren verstorben sind. Eine beträchtliche Anzahl dieser Denkmäler sind aus schönem und vorzüglichem, dauerhaftem Marmor angefertigt, welchen das Tschergun-Thal, in der Nähe von Sebastopol, liefert. Sie tragen alle die Spuren jener heldenmüthigen Kämpfe, deren stumme Zeugen sie gewesen. Jeder Grabhügel ist von feindlichen Kugeln und Granaten durchlöchert; dennoch bleiben sie alle unberührt und werden mit heiliger Scheu in ihrem schadhaften Zustande erhalten, um gleichsam Zeugniß abzulegen von dem Heldenmuthe der französischen Soldaten.

Nach der Einnahme der Stadt besuchten wir Alle häufig diesen einsamen Ort, der zur Ruhe und Betrachtung stimmt. Auf unseren Wanderungen über den Kirchhof hatten wir schon öfters, aber vergeblich, nach einem Grabe gespähet, das in uns die Erinnerung an irgend eine, den Kämpfen des Winters fernliegende Begebenheit wach rufen möchte. Eines Tages jedoch untersuchten wir, abseitrn des Denkmals des Vice-Admirals Papáchoroff, eine Reihe von Grabstätten, die man uns nähee bezeichnet hatte. Dort fanden wir, was wir suchten: ein Grab, das eben erst voe Kurzem seine Bekleidung erhalten hatte, welche aus einer Granitplatte bestand, die zur Hälfte in den Boden eingesenkt war. Hohes Gras umwucherte dasselbe, und einige Feldblumen, die ihre halbgeöffneten Kelche auf die Platte herabsenkten, verbargen folgende Inschrift, die in russischer Sprache in einer Ecke des Steines eingegraben war: „Ihre Seele ist im Himmel; ihr Leib ruht hier." Keine Silbe mehr, weder Datum noch Namen. — In Folgendem wollen wir die rührende Geschichte dieser geheimnißvollen Begräbnißstätte näher aufhellen.

Im Mittelpunkte der Ebene, welche rings um Sebastopol liegt, stand zue Zeit der Belagerung ein Haus, das ungefähr 1600 Meter von den auf der linken Seite aufgeführten Belagerungswerken entfernt war. Es lag, dem Aeußern nach sehr baufällig, in der Mitte eines von zerfallenem Mauerwerke umschlossenen Raumes. Trotzdem galt es Allen als ein Gegenstand der größten Achtung. Beim Vorübergehen blieb ein Jeder stehen und

*) Aus dem „Feuilleton" des Blattes „Deutschland."

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
(Pflichtexemplar.) in München.

Digitized by Google

entblößte ehrfurchtsvoll sein Haupt, wie vor einer geweihten Stätte. Und das mit vollem Recht, denn es befand sich ja in diesem geheiligten Raume, der, von einem Erdaufwurfe gedeckt, eine Reihe von Zelten und Hütten umschloß, das Feldlazareth für die Invaliden. Dorthin brachte man die in den französischen Werken und bei den Batterien der linken Seite verwundeten Soldaten und Seeleute, am ihnen unter den Händen der Wundärzte, deren Verbandstoff und Hingebung über alles Lob erhaben ist, die nothwendigste Pflege angedeihen zu lassen. Dort wurden die Verwundeten auch zuerst verbunden. Ein würdiger Feldgeistlicher, der früher selbst Soldat gewesen und von Jedermann geliebt und geschätzt war, bewohnte ebenfalls die Lebensstätte und spendete den Unglücklichen in reichlichem Maße geistlichen Trost und Erquickung.

Am Tage ward in der Entfernung von wenigen Schritten eine weiße Fahne aufgepflanzt, um den Trägern die Stelle zu bezeichnen, wo sie mit dem Transporte von Verwundeten anhalten wurden: in der Nacht versah eine Laterne mit rothem Glas, die ihren Schein weit hin warf, diesen Dienst und bezeichnete in der Dunkelheit die Richtung.

Wir besuchten häufig diesen abgelegenen Ort, wo die französischen Soldaten so großen Muth und eine unerschütterliche Resignation an den Tag legten. So gingen wir denn eines Morgens, gegen Ende des Winters 1855, wo es sehr kalt und nebelig war, mit mehreren Offizieren zum Feldlazareth der Laufgräben. Die Russen hatten während der Nacht, auf der linken Seite der Werke, einen Ausfall gemacht, der aber mit Kraft zurückgeschlagen worden war. In den Werken war eine nicht geringe Anzahl todter und verwundeter Russen zurückgeblieben, welche die Franzosen alle wegtrugen und wie ihre eigenen Soldaten verpflegten. Diese armen Verwundeten schienen heftige Schmerzen zu leiden, und waren voller Unruhe. Einer unter ihnen, der älter war als die übrigen, ertrug seine Leiden mit größter Ergebung. Seine Blicke flehten auf uns, und er las auf unserem Gesichte das Mitgefühl, welches sein Unglück allen einflößte.

Als er merkte, daß wir an ihn herantraten, bemühte er sich zu sprechen und richtete an uns in sehr gutem Französisch folgende Frage: „Könnten die Herrn wir wohl darüber Auskunft geben, ob wir bald nach Konstantinopel gebracht werden?“ Da wir den Grund seiner Frage wohl kannten, antworteten wir mit Ja, und fügten noch hinzu, er möge sich deßhalb keine Unruhe machen, da wir vor nicht langer Zeit die Spitäler in Konstantinopel besucht und Alles in der besten Ordnung gefunden hätten, indem französische Aerzte die Leitung in die Hände genommen, um die Verwundeten so gut als möglich zu verpflegen. „Ich bin Ihnen sehr dankbar“, war seine Antwort, „denn die Mittheilung, daß auch in Zukunft französische Aerzte mich behandeln werden, ist für mich äußerst erfreulich.“

Indem er so sprach, näherte sich der Wundarzt, welcher ihm den Verband angelegt hatte, und erkundigte sich nach seinem Befinden. Darauf sind er ihn ein, das Gefährt zu besteigen, welches die Verwundeten in das Hauptlazareth abführte. Scheidend reichte der Arzt ihm freundlich die Hand mit den Worten: „Muth! es wird gut gehen, ich stehe Ihnen dafür.“ Als er seinen Sitz in dem von einem Maulthiere getragenen Lehnkorbe eingenommen, grüßte er noch einmal herzlich zum Abschiede, und zog dann an der Spitze seines Zuges von noch anderen verwundeten russischen Soldaten langsamen Schrittes weiter. Der Zug verschwand bald in den Krümmungen einer Schlucht.

Diese Scene machte auf uns einen tiefen Eindruck. Das vornehme Aeußere des Verwundeten, sein schon vorgerücktes Alter, die Angaben der Krankenwärter, welche, während man ihn verband, ein sehr schönes in Gold eingefaßtes und an einer Haarkette befestigtes Medaillon gesehen haben wollten, Alles dieses, sowie manche andere werthvolle Gegenstände brachten uns auf den Gedanken, es möchte sich wohl um die Erlösung dieses Soldaten eine jener geheimnißvollen Geschichten knüpfen, wie die Annalen Rußlands deren so viele darbieten.

Kurze Zeit darauf besuchten wir während unseres Aufenthaltes zu Konstantinopel, in Begleitung von einigen Offizieren der Flotte, jenen Theil des Arsenals, in welchem sich die russischen Gefangenen befanden. Nachdem wir uns und die Säle und Hofräume dieses großen Gebäudes angesehen, traten wir auch in das Krankenhaus, um Alles genau in Augenschein zu nehmen. Die türkische Regierung hat mit der größten Sorgfalt die erforderlichen Vorkehrungen getroffen, um Alles auf's Beste einzurichten. Französische Aerzte und barmherzige Schwestern leisten den Kranken mit großer Hingebung die sorgfältigste Pflege. Dieß weiß auch der Hof von St. Petersburg sehr gut, und läßt dießfalls den Franzosen die größte Gerechtigkeit widerfahren.

Gleich bei unserem Eintritte in den Saal, wo sich die erst kürzlich verwundeten Gefangenen befanden, machte Einer unter ihnen, sobald er uns erblickte, große Anstrengungen, um sich in seinem Bette aufzurichten. Durch seine vor Freude strahlenden Blicke zog er unserer Aufmerksamkeit auf sich. Wir traten näher und erkannten alsbald in ihm den Gefangenen, welchen wir kurz vorher in dem Lazareth der Laufgräben getroffen hatten. Sein immerhin noch bedenklicher Zustand hatte sich in etwas gebessert. Wir sprachen eine Zeitlang mit ihm; seine stets anziehende Unterhaltung bekräftigte uns immer mehr in dem Glauben, dieser Mann müsse etwas mehr als ein gewöhnlicher Soldat sein. Von da an sahen wir ihn häufig wieder. Die Theilnahme, welche er uns eingeflößt, schien ihn tief zu rühren. Einen Tages, da er zum erstenmale aufgestanden, und von den Uebrigen getreunt im Hofe des Gebäudes auf und ab ging, sagten wir es ihm, daß seine Erziehung und Bildung eine über seinen Stand erhabene Persönlichkeit verrathen ließen. Zugleich ersuchten wir ihn, im Falle er unserer Bitte Gehör schenken wolle, uns seine Lebensgeschichte zu erzählen.

„Die Wechselfälle meines Lebens, erwiderte er, enthalten nur Ehrenvolles. Doch zwingt mich die Theilnahme, welche Sie mir zollen, Ihnen den Beweis zu liefern, daß ich derselben würdig bin.“ Darauf ließ er sich auf einer steinernen Bank nieder und wir schlossen einen engen Kreis, um ihn besser zu verstehen.

Er hob also an:

„Ich stamme aus Curland, bin im Jahre 1802 geboren und gehöre einer adeligen, aber wenig begüterten Familie an. Mein Vater, der nichts als seinen Degen besaß, ließ mir eine militärische Erziehung angedeihen und brachte mich dann in die adelige Cadettenschule. Im Jahre 1828 erhielt ich das Patent eines Secondelieutenants, das ich aber zwei Monate später durch einen unglücklichen Zufall wieder verlor. Mein Vater selbst war damals Obristlieutenant bei der Artillerie. Da er aber nie an den Hof kam, sondern ein sehr zurückgezogenes, einzig der Arbeit und den Studien gewidmetes, Leben führte, so vermochte er mir trotz seiner erprobten und tüchtigen Dienste, weder Beschützer noch Freunde zu verschaffen. Während des ersten Abschnittes meiner Laufbahn war die Vorsehung allein meine Beschützerin.

„Zur Zeit des Krieges gegen Persien, im Jahre 1827, war ich Lieutenant. Mein Regiment war damals der von dem General Paskiewitsch befehligten Heeresabtheilung zugetheilt. In der Schlacht von Eriwanbethpol, wo ich eine schwere Wunde davontrug, zeichnete es sich in besonderer Weise aus. Der Umstand, daß ich vor den Augen des commandirenden Generals verwundet wurde, erwarb mir den Grad eines Hauptmannes. Von meiner Wunde genesen kehrte ich zum Regiment zurück, welches immer noch in Asien stand. Zu der Zeit führte Rußland Krieg gegen die Türkei. Nach der Einnahme von Achalzik, wo ich das Glück hatte, meinen Obersten aus einer schlimmen Lage, in die er durch seine Unvorsichtigkeit gerathen war, zu befreien, wurde ich zum Bataillons-Commandanten ernannt, und zu einem andern Regiment der Heeresabtheilung des Generals Diebitsch, der in den Balkan-Gebirgen operirte, versetzt. Bald darauf wurde Friede geschlossen.

Digitized by Google

Ich erhielt eine neue Bestimmung in der Kaukasus-Armee, bei welcher ich bis zum Jahre 1847 verblieb. In genanntem Jahre wurde ich nach einer, in fortwährenden Feldzügen vollbrachten Dienstzeit von 18 Jahren, und nachdem ich drei neue Wunden davongetragen, zum Generalmajor befördert, was dem Range eines Brigade-Generals im französischen Heere gleich steht.

„Hier sollte mein Glücksstern in seinem Laufe stille stehen. Ich war verheirathet. Meine Frau und eine zwölfjährige Tochter machten all mein Glück aus. Fern von der Welt, einzig dem Familienleben und der militärischen Laufbahn mich widmend, hatte ich mir für diese geliebten Wesen in Abchasien's steilen Bergen eine glückliche und freudenvolle Zukunft vorgeträumt. Ach! wer hätte damals geglaubt, daß eines Tages namenloses Wehe über uns hereinbrechen sollte?

„Im Jahre 1848 verließ ich den Kaukasus, um ein Commando in Europa zu übernehmen. Die Heeresabtheilung, zu welcher ich gehörte, rückte bald darauf in Siebenbürgen ein. Die Vorfälle in Ungarn hatten die kaiserliche Regierung zu einer Dazwischenkunft vermocht. Furchtbare Kämpfe fanden statt.

„Eines Tages erhielt ich einen Befehl, mit einem Theile meiner Brigade vorzurücken, um eine feindliche Abtheilung, die eine wichtige Bewegung vorzunehmen schien, zu beobachten. Da ich das Terrain, wegen der ungenauen statistischen Angaben, fast gar nicht kannte, so verfehlte ich die Richtung, und der Feind führte sein Vorhaben aus, ohne daß ich die Richtung seines Marsches bezeichnen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Maria Trost bei Gratz.

(Aus Kolpings „Rheinischen Volksblättern"*).

In der Nähe großer Städte dort hinaus liegt in der Regel irgend ein Wallfahrtsort, gewöhnlich zur heiligen Mutter Gottes; in der Nähe von Gratz Maria Trost, auf einem mäßigen Hügel, mit herrlicher Aussicht und einer sehr geräumigen Kirche, bedient von Ordensleuten. Es scheint, das auch aus einem innern Bedürfnisse hervorgegangen zu sein, haben doch große Städte, und wenn man in ihnen auch noch so „gut lebt", viel mehr Kummer und Leid, als daß gewöhnliche Mittel ausreichten, sie zu verscheuchen oder zu lindern. Auch muß der Trostort etwas aus dem Bereiche des Stadtgewühles liegen, damit der bekümmerte Pilger — oder auch das dankerfüllte Herz, sich seitab draus entfernen kann, wie in eine Art Einsamkeit, um sich auszuklagen, zu weinen oder zu beten. Dort in der Einsamkeit, wo so Viele ihre Noth klagen, ihren Kummer vor der Mutter der Barmherzigkeit ausgießen, geht das Herz viel leichter und viel weiter auf und empfängt also auch den Trost reichlicher. Auf einen Nachmittag zogen auch wir hinaus, Maria Trost zu besuchen. Der Weg dorthin ist so recht dazu geeignet, für sich daher zu gehen und an Besseres zu denken, versteht sich aber nur Werktags, etwa in der Morgenfrühe, oder auch am Abende, wenn die andern Menschen noch zu faul oder schon zu müde sind, große Störung zu machen. Sonntags finden sich dort wie anderwärts zu viele Leute ein, die lieber ihren Trost in den Wirthshäusern der Umgegend, als bei der heiligen Muttergottes suchen, also mehr stören als erbauen. Als wir die Anhöhe zur Kirche empor stiegen, begegneten uns ländliche Pilgerzüge, die eben die Kirche verließen. Das ergreifende Beten und Singen erscholl durch die Lüfte, daß es im Herzen wiederklingen mußte. Bemerkenswerth war noch, daß die jungen Mädchen in der Prozession kleine grüne Krönchen auf den Häuptern trugen, eine Art Ehrenkränzlein, mit dem nur gut beleumundete, ehrbare Mädchen auf die Wallfahrt und zur heil. Muttergottes gehen dürfen. Der Brauch ist gar nicht übel, und sollen sich die Steyermärker Mädchen die Ehre nur ja nicht nehmen lassen, geklönt und bekränzt nach Maria Trost zu pilgern. Kaum waren diese Züge vorüber, als andere von anderer Seite naheten. Wir ließen sie an uns vorüberziehen zur Kirche. Viele Pilger knieeten vor der Kirchthürschwelle nieder und küßten dieselbe bevor sie eintraten. Dann zogen sie betend und singend durch das Kirchenschiff zum Gnaden-Altar, umwandelten denselben und empfingen darauf nach kurzer Andacht den sakramentalen Segen. Hinter ihnen hatte sich auch ein Häuflein junger Stadtheerchen, Comptoirburschen, zwar modisch gekleidet, aber inwendig viel roher als die vor ihnen herwandelnden Landleute, in die Kirche gedrängt. Die gingen nicht mit um den Altar, sondern blieben mit verschränkten Armen und gespreizten Beinen mitten im Schiffe stehen und glotzten wie dumme Schafsköpfe in die Andacht hinein. Als der Segen angestimmt wurde, entwichen Etliche, den Segen fürchtend, aus der Kirche wie Spitzbuben, wenn der Eigenthümer kommt, Andere drückten sich beiseite, damit er doch ja an ihnen vorübergehe, ein paar aber beugten in der That, an eine Bank angelehnt, beinahe das rechte Knie, arme katholische Jungens, die draußen unter die Wölfe gerathen, mitheulen wider ihr eigen Herz, und in denen sich doch noch gelegentlich der katholische Glaube regt, weiß Gott wie lange noch. Da offenbaren durchweg unsere katholischen Handwerksgesellen doch noch einen andern Muth. Oder wird sich Einer finden, der die Mission des Christenthums in den Comptoirs unternimmt und dem darin sich breit machenden Unglauben den Krieg erkläret? Noth thäte es und unmöglich ist's nicht. Dafür haben wir am Rhein den Beweis in Händen. Später sah ich die jungen Leute in einem Wirthshausgarten wieder in ihrer natürlichen Unbefangenheit. Man sah es ihnen an, sie waren wieder daheim. Tout comme chez nous! dachte ich und ging weiter.

Die Besserungsanstalten in Oesterreich.

Kolping schreibt in seiner Reiseschilderung aus Oesterreich, welche die neuesten „Rheinischen Volksblätter" fortlaufend bringen, unter Anderm:

Auch habe ich am Vorabende des heiligen Frohnleichnamefestes einen Besuch in einer mir unvergeßlichen Anstalt gemacht, über die besser zur Zeit ein eigener, einläßlicher Bericht geschrieben wird. Das war in Neudoef, ein paar Stunden von Wien, wo die trefflichen Frauen vom guten Hirten ein Straf- und Arbeitshaus für weibliche Gefangene regieren, eine Anstalt einzig in ihrer Art, deren Studium herzhaften Leuten Staunen und Thränen entlocken dürfte, besonders wenn man auch nur in etwas mit dem Gefängnißwesen sonst in der Welt vertraut ist. Hier soll nur bemerkt werden, daß in dieser Anstalt, — ein Gefängniß kann man es kaum nennen, sich an 200 Gefangene, zum Theil schwere Verbrecherinnen befinden, darunter natürlich schauerlich verkommenes Volk, das die ganze Stufenleitre der Nichtsnutzigkeit durchgemacht und zur Zeit als unbezähmbar und unverbesserlich galt; versteht sich, auch andere Personen, die wegen geringeren Vergehen dort ihre Strafzeit abbüßen. Die ganze Anstalt, in der sich keine einzige Mannsperson befindet, sondern die durchaus nur unter der Leitung und Pflege der frommen Ordensfrauen steht, sieht viel eher einem Kloster ähnlich als einem Gefängnisse, Alles höchst sauber in schönster Ordnung, und eine Ruhe und ein Friede in diesen Räumen, den man in Anbetracht ihrer Bewohner fast wunderbar nennen darf. Die eigentlichen Verbrecherinnen sind von den anderen Gefangenen durchaus geschieden, in ihrer Strafkost u. s. w. ist nichts geändert, aber wir fanden auch sie gruppenweis im Freien zusammen sitzen und geistliche Lieder singen. Ein rauhes, hartes Wort wird selbst dort nicht gehört; die Schwestern haben nur das gute, milde Wort und — und ihre persönliche Aufopferung als Beispiel, und wirken, man darf's kühn behaupten, Wunder. Von Trotz, Widersetzlichkeit, wilder Auflehnung keine Spur, aber so gründliche Belehrungen, daß es nöthig geworden ist, eine eigene Abtheilung bei der Anstalt einzurichten, in der jene Büßerinnen

* Wir haben Kolpings „Rheinische Volksblätter schon öfter recommandirt. Die solche Leser, die Lust hätten, sich auf dies treffliche Volksblatt zu abonniren, bemerken wir, daß dasselbe wöchentlich erscheint und halbjährlich bloß 1 fl. 20 kr. kostet.
Die Red. d. Landsh. Ztg.

Digitized by Google

untergebracht werden, die durchaus nicht mehr die Anstalt verlassen wollen. Man müßte kein Herz im Leib und keine Augen mehr zum Sehen haben, um den gar nicht zu vergleichenden Unterschied dieser Besserungs-Anstalt mit einem gewöhnlichen Gefängniß einzusehen. Das kann, das wirkt die christliche Liebe in gottbegeisterten Frauen. Ja, das Schwache und Verachtete vor der Welt macht die Weisheit der Starken zu Schanden. Hier wieder ein Beispiel! Dazu noch der gar nicht zu übersehende Umstand, daß ersteus die frommen Schwestern viel billiger sind, als ein weltliches Aufsichtspersonal, und daß schon jetzt auf jeden Tag per Kopf sechs Kreuzer an Unterhaltungskosten erspart werden, eine jährliche Summe, die auch dem härtesten Kopf die materielle Zustimmung abnöthigen müßte. Ferner ist das Verhältniß der Rückfälligen im Vergleich zu der früheren Gefängnißpflege so auffallend zu Gunsten der jetzigen Leitung, daß gerade dieser Umstand noch geeignet ist, dem Werke die Krone aufzusetzen. Kein Wunder, daß nach solchen Erfahrungen die österreichische Regierung den Beschluß gefaßt hat, sämmtliche Strafhäuser der Monarchie der Leitung religiöser Orden zu übergeben, sicher das Gescheiteste, weil Christlichste was sie thun kann. Leider fehlt es noch an einem recht zugeschulten männlichen Orden für diesen Zweck, um thätig es fast auch, daß man den Männern, den jungen ganz besonders, einmal mit Feuerworten an's Herz redete, damit sie wenigstens sich an den frommen Frauen ein Beispiel nähmen und auch besser lernten, sich dem Dienste christlicher Nächstenliebe zu widmen. Oder müssen sich immer die Männer von den Frauen im praktischen Christenthum beschämen lassen? — Daran habe ich noch bei einer anderen Gelegenheit gedacht, wo das noch auffälliger zu Tage trat. Doch das kommt noch.

Die Neudorfer Anstalt liegt abgeschieden vom Getöse der Welt in einer sehr hübschen Gegend, besitzt große Gartenanlagen und ist mit einer hohen Mauer umgeben. In einem Theil des Gartens war man gerade beschäftigt, die Altäre für die Frohnleichnams-Prozession auf den folgenden Tag herzurichten, denn das kirchliche Leben erhält seine genügende Pflege daselbst. Muß eine ergreifende Prozession sein durch diese Räume, geleitet durch die Engel der Barmherzigkeit! Die würdige Vorsteherin ist eine Klosterin, eine umsichtige, verständige Frau, der Gott die Weisheit der Liebe in's Herz gegeben, sonst hätte sie bisher ihre sehr schwierige Aufgabe nicht so segensreich gelöst. Ich will nur gestehen, auf dem Heimwege fand mir gar ernste Gedanken durch den Kopf gezogen über das Gesehene, und will der Eintrud davon sich einmal nicht verwischen lassen.

Aus Berlin schreibt Einer der Z. f. N. die folgende Jeremiade: Müßte man unter die Correspondenz aus Berlin seinen Namen setzen, so dürfte sich jetzt schwerlich Jemand dazu hergeben, öffentlich zu bekennen, daß er in Berlin gegenwärtig ist. Wer nicht auf Reisen gehen kann, weil ihn entweder Geschäfte oder Mangel an Geld binden, muß sich unsichtbar machen, wenn er einen leidlichen Ruf behalten will. Denn man kann in der That sagen, alle Welt sei ausgewandert. Wohin uns alle diese erleichterte Communication noch bringt, ist gar nicht abzusehen. Die Ehemänner müssen ihren Etat ändern, denn eine Frau, die im Sommer zu Hause bleibt, kann im Winter kaum erscheinen, und der Ruf einer Frau aus der guten Gesellschaft wird nach der Meilenzahl gemessen, die man im Sommer zurücklegte. Von einer Villegiatur in den Dörfern bei Berlin ist gar keine Rede mehr, und man sieht an den Häusern der ländlichen Nachbarschaft ganze Reihen von Miethszetteln. Die Balneologie (Bäderkunde) wird ein Separatstudium der Aerzte; und wer nicht zum Sommer der Frau oder einer Tochter irgend ein Bad als nothwendig verordnet, verliert die Praxis. Selbst die Aerzte wandern, und ein hiesiger Arzt nimmt jeden Sommer in „Interlaken“ Residenz, um dort Berliner zu curiren. Die Menschen müssen, nach Dem zu urtheilen, was sie an ihren Körper wenden, in Zukunft sehr alt werden, und sie müssen durch die Reisen so miteinander verschmelzen, daß durch Heirathen herüber und hinüber alle Stammunterschiede verwischen. Am schlimmsten ist es, wenn man mit Heimkehrenden zusammentrifft. Ich habe die Reise des Thüringer Waldes, obgleich ich dort mehrere Paar Stiefeln verbraucht, mir auseinandersetzen lassen müssen, und da ich, ich möchte sagen leider! in der Schweiz, Frankreich, Italien und England gewesen, so bin ich eine unglückliche Ausnahme, an der Jeder sein Entzücken loslügt. „Könnt ich etwas kaufschatzlich, könnte ich bestens mich empfehlen,“ sang Goethe, und ich frage, wo noch eine Gegend ist, die nicht alle Welt bereist. Vielleicht wird Island Mode oder Lappland und ich bin überzeugt, daß ich noch Berliner kennen lerne, die von dort mit dem Rufe „herrlich! entzückend!“ zurückkommen. Eine Freude auf den Sommer ist nicht mehr möglich, denn man muß dann „reiseerbeiten.“

Eis wird in Nordamerika nicht mehr als ein Luxusartikel betrachtet, es ist unentbehrlich wie Milch, Fleisch oder Brod im Haushalte einer Hausfrau. Das Eis als einen Exportartikel zu betrachten, wurde in größerem Maßstabe zuerst in Boston und Umgegend gethan. Da hat man Eispflüge, Eisfägen ꝛc. und eine Menge anderer Sachen erfunden, welche die Eisernte billiger und schneller machen. Der Hauptverbrauch des Eises ist in den Vereinigten Staaten selbst, und nur zwischen 70- bis 100,000 Tonnen werden nach den westindischen Inseln, Brasilien, Peru ꝛc. und Ostindien verschifft. Der Verbrauch in den einzelnen Städten richtet sich danach, ob das Trinkwasser durch einen Aquäduct oder durch natürliche Quellen-Brunnen erhalten wird, das Verhältniß ⅔ größer beim ersteren als beim letzteren. New-York und Philadelphia und gewöhnlich auch Baltimore und Washington genommen das Eis für ihren eigenen Verbrauch in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Fast alle anderen Städte erhalten das Eis von Boston. New-York selbst, mit einer Einernte im Winter 1855 auf 1856 von 337,000 Tonnen, hat bis jetzt fast kein Eis exportirt, jetzt scheint es aber zu beginnen, da es dieses Jahr z. B. einige 30,000 Tonnen mehr producirt, als consumirt. Boston producirt etwa 400- bis 450,000 Tonnen, aber davon wird nun der siebente Theil in Boston selbst verbraucht. New-York dagegen verlauft seine 300,000 Tonnen an die Consumenten direct. Das Capital sämmtlicher Eis-Compagnien in den Vereinigten Staaten wird auf 6 bis 7 Millionen gerechnet, und die Verkäufe sind wenig unter 30 Millionen. Dieses ist gleich dem vierten Theile des Werthes der Baumwollernte und gleich dem sünften des Waizens. Boston, der Haupt-Eisplatz der Union und der Welt, beschäftigte 1855 nicht weniger als 520 Schiffe für den Eis-Export, und wird die Seefracht dafür auf 450,000 Doll. veranschlagt, die Landfracht ist etwa 90- bis 100,000 Doll. Die zur Eindringung des Eises beschäftigten 8- bis 10,000 Personen erhalten 1 bis 25 Doll. per Tag. Der eigentliche Aufschwung des Eishandels ist erst seit ungefähr 1835, früher war er unbedeutend.

Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer Bericht vom 9. August 1856.

Aufgegeben in München 5 Uhr 15 Min., abgegangen 5 Uhr 30 Min. angekommen in Landshut 5 Uhr 32 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft worden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittler Preis.		Niedrigster Preis.		Verbliebene.		Ertrag.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2686	4513	23	8	21	56	20	8	—	—	2	44
Korn	1758	1349	15	9	14	19	12	44	—	—	1	35
Gerste	266	82	11	59	11	8	10	46	—	—	—	14
Haber	1744	166	7	58	7	18	6	55	—	—	—	16

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduesnig.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 34. Den 25. August: Ludwig.

Der Friedhof von Sebastopol.

Ein Beitrag zur russischen Sittengeschichte.

(Aus dem Französischen von J. M.)

(Schluß.)

„Anfangs ging ich nur selten aus; indem ich aus Furcht, meine Bitte möchte übel gedeutet werden, keine Erlaubniß nachsuchen wollte. Meine Frau und meine Tochter kamen häufig mich in der Kaserne besuchen und brachten mir Alles was ich nothwendig hatte. Es währte nicht lange, bis sie die Aufmerksamkeit meiner Umgebung auf sich zogen. Besonders zog meine Tochter durch ihre Jugend, ihr einnehmendes Wesen und ihre Bescheidenheit die Blicke Aller auf sich. Die Offiziere unterhielten sich häufig mit ihr, und erkannten bald, daß sie trotz ihrer niedrigen Stellung in der Gesellschaft eine umfassende Bildung und mehr als gewöhnliche Anlagen besaß.

„Vor allen Anderen hatte ein junger Lieutenant von meinem Regimente ein Auge auf sie geworfen. Man konnte leicht merken, wie er jede Gelegenheit benutzte, um sie zu sehen und mit ihr zu sprechen. Nie kam jedoch ein unpassendes Wort aus seinem Munde. Der junge Offizier war der Sohn eines Professors an der kaiserlichen Schule. Er hatte selbst eine umfassende Bildung genossen und höchst unterhaltende Dinge bildeten den Gegenstand seiner Gespräche. Er gehörte zu meiner Compagnie und zeigte sich mir sehr gewogen.

„Seit Langem schon merkte ich, wie er nach einer Gelegenheit suchte, mich allein zu sprechen, ohne sie zu finden. Da ich aber eines Tages mehrere Male mit zwei anderen Soldaten zur Vollbringung einer Arbeit, die er zu leiten hatte, ausgeschickt worden war, sagte er mir beim Schlusse, ich sollte des anderen Morgens, da ich mehr Einsicht als meine Kameraden besäße, nach dem Appell zu ihm auf's Zimmer kommen, um ihm mündlich die zur Anfertigung seines Berichtes an den Obersten erforderlichen Mittheilungen zu machen.

„Zur bestimmten Stunde fand ich mich bei ihm ein. Die Sache über den Dienst war bald abgemacht. Schon wollte ich mich entfernen, als er mit sichtlicher Verlegenheit und leichtem Erröthen mir einen Stuhl bot und mich ersuchte, noch etwas zu bleiben. Darauf schloß er die Thüre ab und mochte mir das Geständniß, daß er meine Tochter liebe. Wenn sie und ihre Eltern sich damit einverstanden erklärten, so wäre er fest entschlossen, sie zu heirathen.

„Nichts vermag gehörig zu schildern, was ich in diesem Augenblicke empfand.

„Tief gerührt antwortete ich dem jungen Manne, er könnte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das Unglück, welches mich getroffen. Eine solche Ehe würde seine Laufbahn auf immer zerstören. Er unterbrach mich durch die Bemerkung, daß er Alles wisse und auf Alles gefaßt sei. In diesem Augenblicke, sagte er, werden denjenigen Offizieren, welche in Rußisch-Amerika Dienst annehmen wollen, sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht; und wenn Ihre Tochter mich mit ihrer Liebe begliicken und die Reise über den Ocean mit mir antreten will, so bin ich entschlossen, in jenen fernen Gegenden mein Glück zu versuchen, und werde Alles aufbieten, sie glücklich zu machen.

„Auf ein solches Anerbieten konnte ich keine Antwort geben. Ich verließ ihn mit dem Versprechen einer entscheidenden Antwort, wenn er mir für den folgenden Tag Urlaub auszuwirken vermöchte. An demselben Tage noch erhielt ich den gewünschten Urlaub.

„Die Freude meiner Frau und meiner Tochter läßt sich leicht begreifen. Es gestalteten sich die Dinge ja ganz nach unseren Wünschen. Die Sache blieb zwischen uns vier ein Geheimniß, indem wir den zur Ausführung unseres Vorhabens günstigen Augenblick abwarten mußten. Der junge Offizier hatte eben eine Eingabe zur Aufnahme in ein Corps eingereicht, welches die russische Armee in Amerika auf Kriegsstärke bringen sollte — da brach der Krieg aus.

„Unser Regiment erhielt sogleich den Befehl, nach Bessarabien abzurücken und dort eine weitere Bestimmung abzuwarten. In einem solchen Falle war nicht daran zu denken, daß der junge Offizier sein Regiment verlassen würde. Den Gedanken, nach Amerika überzusiedeln, ließ er jetzt fahren, seinen Heirathsplan aber betrieb er eifriger denn zuvor. Es wurde ausgemacht, daß meine Frau und meine Tochter uns folgen sollten. Sie mochten beide die Reise in Gesellschaft der Frau und Kinder des Regimentsschreibers, einer braven Familie, die unser ganzes Vertrauen besaß. Kaum war unser Regiment in Bessarabien angelangt, so erhielten wir die Kunde von dem Verluste der Almolschlacht. Drei Tage später traf der Befehl zum Abmarsch nach der Krim ein. Wir sollten in Eilmärschen auf Simpheropol marschiren. Nach einem Aufenthalt von vier und zwanzig Stunden in genannter Stadt erhielt unser Regiment die Weisung, zu dem Vertheidigungsheere von Sebastopol zu stoßen. Wir kamen daselbst gegen Ende Oktober an.

„Seit unserer ersten Abreise hatten wir von meiner Frau und meiner Tochter gar Nichts gehört. Denken Sie sich unsere Unruhe, unsere Beängstigung! Der Krieg räumt alle Schranken aus dem Wege für solche, die in Wahrheit ein Herz haben. So sprach ich denn häufig mit dem jungen Lieutenant über den Gegenstand unserer Liebe. Wir fuhren uns wechselseitig Muth einzuflößen. Auf diese Weise verflossen zwei Monate der furchtbarsten Kämpfe, während welcher wir häufig dem Tode in's Antlitz schauten, ohne auch nur auf einen Augenblick jene zu vergessen, deren Abwesenheit unsere einzige Qual, unsere alleinige Beängstigung ausmachte.

„Zu Anfang des dritten Monats langten sie an; waren aber von den Leiden und Mühen der Reise der Art erschöpft, daß meine Tochter Tags darauf krank wurde. Ihr Zustand wurde zusehends schlimmer, und bald zeigte sich ein Typhus-Fieber. Es bekundete sich in dem Untergeschosse einer unansehnlichen Hütte der Kirchselnaja. Ihre Mutter pflegte sie Tag und Nacht. Trotz aller Sorgfalt und Hingebung starb das arme Kind nach Verlauf von neun Tagen. Nichts vermag unsere Trostlosigkeit zu schildern. Es war gerade in dem Zeitpunkte, wo der Kampf aufs Höchste gestiegen war. Die Franzosen hatten in der ganzen Stadt einen panischen Schrecken verbreitet, und nur mit großer Mühe erhielten wir die Erlaubniß, meiner Tochter theure Ueberreste auf dem

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
(Pflichtexemplar.)

Digitized by Google

Friedhofe von Sebastopol zu bestatten. Man begrub die Gefallenen entweder an Ort und Stelle, oder am Fuße der Ringmauer. Obwohl wir auf der linken Seite unsere Gegenbollwerke noch inne hatten, so erhielt der junge Officier diese Erlaubniß doch nur als eine Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste. Kurze Zeit vorher war sie vor der ganzen Armee ausgetheilt worden, und stand deßhalb bei seinem Regiment in sehr großer Achtung.

Als meine Tochter verschieden war, legten wir sie in den Sarg. Während der Nacht verließen wir das kleine Haus der Karabelnaja. Da die Entfernung bis zum Kirchhof zu groß war, setzten wir unsere theure Last in der Wohnung eines Fremden, ganz nahe bei der Artillerie-Bai nieder. Hier trafen wir unweit des Meeresufers die nöthigen Vorbereitungen. Nach Verlauf von zwei Tagen war Alles in Ordnung.

„Ganz früh in der Morgendämmerung verließen wir das Haus. Zwei Sappeurs von unserem Regiment trugen den Sarg, hinter welchem der junge Officier, meine Frau und ich einherzogen. Der kleine Trauerzug bewegte sich durch das Thor des Quarantainehofes, über den Bereich unserer Hinterhalte hinaus, und trat dann in die Schlucht, welche zum Friedhofe führt. Im Vorübergehen gewahrten wir von ferne auf einem Hügel zu unserer Rechten, nahe bei dem Dorfe der Quarantaine, welches die Franzosen belegt hielten, eine Abtheilung französischer Soldaten, die eine Recognoscirung anstellten. Als diese wackere Männern unserer Niedergeschlagenheit, unseren langsamen Schritt, die dem Sarg verhüllende weiße Decke, und die Embleme der Jungfrauschaft, welche auf derselben angebracht waren, bemerkten, entblößten sie ihr Haupt, warfen sich auf die Kniee und machten das Kreuzzeichen. Ehre jenen wackeren Leuten, die auf eine solche Weise fremdes Leid verstehen und anerkennen!

„Wir zogen weiter, traten durch das linke Thor auf den Friedhof und legte unsere theuere Last in ein Grab, das wir Tags zuvor selbst gegraben hatten. Dann warfen wir uns auf die Kniee, und nachdem wir über dem halbvertieften Grabe ein Gebet verrichtet und es zum letzten Male mit unseren Thränen besenchtet hatten, deckten wir es mit Erde zu, und sie war auf immer unseren Blicken entzogen.

„Durch die Unterstützung von zwei Soldaten ward es uns möglich, auf ihrer Rückkehrstätte eine kleine Granitplatte zu errichten, die in einer Ecke folgende Inschrift trägt: Ihre Seele ist im Himmel; ihr Leib ruht hier! Ach! der arme Officier ist ihr bald nachgefolgt.

„Nicht lange darauf raubte ihm ein Granatensplitter das Leben. Seine sterbliche Hülle hat Niemand zu Grabe getragen. Meine Frau hat sich nach Simpferopol begeben, wo sie ihr trauriges Dasein in Kummer und Thränen verbringt. Dank der zuvorkommenden Güte ihre Franzosen, welche ihr meine Briefe überschickt haben! Dadurch ist sie noch der großen Trost zu Theil geworden, über meine jetzige Lage Nähreres zu erfahren. Indem er so sprach, drangen ihm die Thränen aus den Augen. Dann faßte er sich wieder und schloß seine Erzählung mit folgenden Worten:

„Es ist mir unbekannt, was die Vorsehung in Betreff Sebastopols bestimmen wird. Unsere harmäckige Vertheidigung gewinnt täglich eine größere Ausdehnung. Andererseits sucht die französische Armee ihres Gleichen in der ganzen Welt. Wenn der Allmächtige einst Tages den französischen Waffen den Sieg verleiht, und Sie je den Kirchhof von Sebastopol besuchen, so vergessen Sie das Grab meiner Tochter nicht. Es befindet sich an einer ganz abgelegenen, den Blicken Aller entzogenen Stelle. Wenn Sie es gefunden, so denken Sie an mein Unglück, erinnern Sie sich des alten Soldaten, der jetzt zu Ihnen redet, und dann vielleicht schon nicht mehr sein wird."

Darauf drückte er, zum Abschiede, indem er uns herzlich die Hände preßte, verließ den Hof und kehrte in's Krankenzimmer zurück. Keiner von uns sah ihn je wieder, und später vernahmen wir, daß er einem durch Gram veranlaßten heftigen Fieberanfalle erlegen sei. Sein Andenken wird uns stets theuer sein und auf immer fortleben in der Geschichte des Friedhofes von Sebastopol.

Die Rose von Cadena.

Lebensbild aus Südamerika von A. W. B.

In dem Thale des Rio Fierito und nahezu halbwegs zwischen den Städten Durango und Chihuahua in Neumexiko lag auf einem ansgedehnten Rancho[1]) eine Familie von einfacher Lebensart, die in der ganzen Umgegend berühmt waren als die verwegensten Reiter, die geübtesten Lassoschwinger und die unerbittlichsten Feinde der Indianer. Pepe Ortega, das Haupt der Familie, ein wettergebräunter und unter vielen Kämpfen ergrauter Schützer, war trotz seinem Alter so wenig gebeugt, daß er es noch mit dem jüngsten Rancharo in allen körperlichen Uebungen aufnahm, und dem nie wohler war, als wenn er, unterstützt von seinen Söhnen, seinen tüchtigen, gewandten Vaqueros[2]) und Lasso[3]) bewaffnet und seine Escopeta[4]) überhängend, einen blutdürstigen Indianerhaufen die Spitze bieten konnte. An die äußerste Grenze der Civilisation hinausgeschoben und daher immerwährend den Ueberfällen der raub- und mordbegierigen Apachen und Comanchen ausgesetzt, welche ihre Streifzüge oft sogar bis Durango herab ausdehnten, lebten diese Vaqueros ein Leben voll Mühsal und Kämpfen; allein gerade die Gewohnheit, stets auf dem „Qui vive" sein zu müssen, machte sie zu dem, was sie waren: furchtlose und kühne Männer, die durch stete Entbehrungen und oft übermenschliche Anstrengungen gestählt, die besten Schutzwehren für ihren heimathlichen Herd bildeten.

Der Zufall wollte es, daß ich auf einer Reise durch Nuevo Mexico mehrere Tage unter diesen zwar etwas rauhen aber treuherzigen siebenundfünfzigen Menschen zubringen mußte und der Aufenthalt an ihrem gastlichen Heerde, fast mitten unter barbarischen Indianern, würde mir schon an und für sich unvergeßlich gewesen sein; zu dem trug sich aber in der Nähe dieses Rancho ein Ereigniß zu, welches, obwohl es nicht unter meinen Augen gespielt, meinem innigsten Theilnahme erregte. Auf einem Jagdzuge, den ich in Gesellschaft dieser Rancheros mitmachte, erzählte mir eines Abends, als wir uns noch einem kräftigen Jägermahle am Lagerfeuer niedergelassen hatten, der alte Pepe Ortega dieses erschütternde Drama in eben so einfacher als ergreifender Weise: möge es mir gelingen, die Erzählung dem Leser eben so schmucklos und ungekünstelt wiederzugeben.

Wir befinden uns auf dem Rancho der Familie Ortega's, ist ein herrlicher Septembermorgen. Das stark befestigte und mit Pallisaden umgebene Gehöfte selbst, so wie die paar Dutzend Hütten der Vaqueros[5]), die sich an die Hauptgebäude anlehnten, boten heute ein sehr belebtes Bild. Es war ein Festtag, jedoch nicht der Tag irgend eines Kalenderheiligen, sondern der einer Familienfeier: der jüngste Sohn Pepe Ortega's, Tecamilla mit Namen, war den Dorfetare, wo er seine Erziehung genossen hatte, zurückgekehrt, und ihm zu Ehren sollte heute ein Fandango, ein Tanz, ein Stiergefecht stattfinden. Alle Hacienderos[6]) und Rancheros der Nachbarschaft waren dazu eingeladen, und die Zahl der Gäste, die theils als mitwirkende Personen, theils nur als Zuschauer dieses angeregte Schauspiel verherrlichen wollten, war so groß, daß es nicht möglich war, sie alle unter Dach und Fach zu bringen. Man sah daher, während Pepe mit seinen Söhnen noch mit den Vorbereitungen zur Function de toros beschäftigt waren, rings um die Gebäulichkeiten, nach Laune zerstreut, die verschiedensten Gruppen theils unter Zelten, theils unter freiem Himmel gelagert. Hier saß ein Kreis zechender Vaqueros bei einer Partie

[1]) Landgut.

[2]) Name der Besitzer eines Rancho, wenn sie hauptsächlich Viehzucht treiben.

[3]) Ein 1 — 1½ Schuh langer Riemen, das als Waffe, zum Holzfällen, als Netzvorrath ꝛc. ungleich dient.

[4]) Ein langer starker Doppelrevolver, mit dem die Schützen auf ihre Thiere einzuschießen pflegen.

[5]) Hütte mit weiter Oeffnung.

[6]) Landherr, die in einer Art Hofgutsverfassung zu den Landeigenthümern stehen.

[7]) Besitzer eines ausgedehnten Ländereienbesitzes.

Digitized by Google

„Monte“[1]); dort sang ein Caballero zu dem Klange einer heiseren Guitarre unter dem Beifallgeklatsche seiner lustigen Genossen improvisirte Lieder, in denen er nicht selten einen oder den anderen aus der Gesellschaft zum Stichblatte seines Witzes machte; hier hatte sich ein Dutzend Rancheros niedergelassen, welche sich bei einem Glas Pulque[2]) Jagd- und Indianerabenteuer aus ihrem vielbewegten Leben erzählten, dort hatte sich eine Schaar Mädchen und Frauen gesammelt, die Fandango[3]) und Cachucha[4]) tanzten, oft unterbrochen von hellem Gelächter.

Ueberall sah man heitere Gesichter, überall herrschte Fröhlichkeit, und über all diesem munteren Leben und Treiben wölbte sich ein Himmel von so unendlicher Lieblichkeit, wie ihn nur das gesegnete Mexico besitzt. Sah man diese malerischen Gruppen, charakteristisch nach Form und Farbe, diese feurigen Mustachos[5]) mit ihren glühenden Augen und glänzend schwarzen Haaren, wie sie sich graziös im Tanze hin und her wiegten, dazu dieses Gewirre der verschiedenartigsten Töne: man glaubte eine Scene vor sich zu sehen, hervorgezaubert durch die Feen von Tausend und Eine Nacht.

Der langgezogene Ton eines Hornes schallte plötzlich in dieses fröhliche Treiben herein: es war das Signal zum Anfange des Stiergefechtes. Alles brach auf und eilte in buntem Gedränge nach dem einige hundert Schritte vom Rancho entfernten Schauplatze. Die für die Zuschauer bestimmte Tribüne füllte sich bald mit stolzen Caballero's und blühenden Senorita's und herein sprengten alsbald auf prächtigen Mustangs[6]) die jungen Rancheros, welche sich vor den Augen ihrer Schönen im Kampfe mit den wilden Büffalo's[7]) auszuzeichnen hofften; sie machten einmal die Runde und schwenkten ritterlich ihre Hüte vor den Senora's, worauf sie augenblicklich die Arena verließen.

Die Stiergefechte in Mexico sind von denen auf dem Continente sehr verschieden, und ist dem Stierkämpfer dort mehr Gelegenheit gegeben, sich durch seine Gelenkigkeit und Virtuosität in der Führung des Pferdes hervorzuthun, da seine Aufgabe darin besteht, mit seinem Pferde, dem nicht wie in Spanien die Augen verbunden sind, dem wüthenden Thiere zu folgen, zu fassen, daß es ihm gelingt, den Schweif desselben zwischen Schenkel und Sattel klemmend, das Thier zu Boden zu werfen.

Mehrere Stiere waren bereits vorgeführt und von lustigen Rancheros mit mehr oder weniger Glück bekämpft worden; da erfaßte sich die Schranke abermals und Escamilla sprengte herein. Durch seinen längeren Aufenthalt in Cuernavaca und den Umgang mit gebildeteren Menschen hatte er sich eine gewisse Eleganz in seinem ganzen Benehmen angeeignet, welche diesen einfachen Bauero's imponiren mußte. Escamilla war schlank und von sehr einnehmendem Aeußern, zeigt vor sein Anzug mit Geschmack gewählt und saß ihm trotz seinem Cuernero-Dandy: war es ja zu verwundern, wenn aller Augen sich nach ihm wandten und die Zuschauer ihm mit lautem „Viva“ begrüßten? Escamilla schien jedoch wenig auf die ihm gewordene Anerkennung zu achten, sondern blickte ungeduldig nach dem Coral[8]), in welchem die Bullen eingeschlossen waren. Endlich erschien sein Feind, ein kräftiger wilder Büffalo; den Schweif hoch in die Luft schlagend und die Hörner zu Boden gesenkt, stürmte er in die Arena herein und auf Escamilla los, als wollte er ihn mit einem Stoße zermalmen. Der junge Rancher erwartete ihn ruhig und ließ ihn bis auf wenige Schritte heran: da plötzlich setzte er seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es sich hoch bäumte, und mit einem ungeheuren Satze behend er sich außer dem Bereiche der gefahrdrohenden Hörner. Der nun begann der Kampf. Escamilla entwickelte dabei eine Gewandtheit in der Lenkung seines Pferdes, daß selbst die alten Bagueros in die wohlbekannten Beifallsrufe mit einstimmten, welche fast ununterbrochen die Luft erschütterten und das gereizte Thier noch wilder machten. Den wüthendsten Angriffen des Thieres wich er mit einer Sicherheit aus, und zeigte dabei eine Ruhe und Kaltblütigkeit, welche augenscheinlich die Bewunderung erregte. Schon war er einige Male nahe daran gewesen, seinem Gegner Meister zu werden, allein instinktartig schien der Stier seine Manoeuvres schon im Voraus zu errathen. Wieder holte der Büffel, nachdem er einen Augenblick seinen Feind mit vor Wuth gerötheten Augen, die unheimlich unter den überhängenden zottigen Haaren hervorglühten, angestarrt hatte, zu einem gewaltigen Sprunge aus. Escamilla erwartete ihn auch diesmal unverwandten Auges; da, im günstigen Augenblicke, warf er sein Pferd auf die Seite und folgte dem Angreifer, der dort an ihm vorübergerannt war, auf dem Fuße. Die noch der Stier Zeit hatte, sich umzuwenden, hatte Escamilla bereits schweif zwischen Schenkel und Sattel gepreßt und, indem er sein Pferd im selben Augenblicke herumwarf, lag das Thier schäumend auf dem Boden. Unter nicht enden wollendem Jubel schleifte der Sieger den Stier aus der Arena und kehrte alsbald zurück, um mit einem frischen Gegner das Spiel auf's Neue zu beginnen. Auch dieser theilte das Loos seiner Vorgängers, und Escamilla eilte zum Drittenmale auf den Kampfplatz. Nun mischten sich in die Beifallsrufe auch abmahnende Stimmen. Man sah es den jungen Rancher an, daß die ungeheure Anstrengung und Aufregung eines zweimaligen Kampfes ihn angegriffen; auch sein Pferd war erwattet; mancher Bekannte rief ihm wohlmeinend zu, er möchte doch sein Leben nicht muthwillig auf's Spiel setzen, er möchte sich erst Ruhe gönnen. Escamilla aber warf nur einen kurzen gleichsam fragenden Blick nach der Tribüne, wo die Senoreita's saßen, und rief dann ungestüm: „El toro! el toro!“[9]) Man willfahrte ihm endlich, und nach langem, oft von „Bravo's“ unterbrochenem Kampfe schleifte er auch den dritten Stier aus der Arena. Escamilla war unzweifelhaft der Sieger des Tages.

Nach ihm kam sein Bruder Juan Maria, der wenigstens in Bezug auf Geschicklichkeit mit ihm wetteifern konnte; ja in den Augen der praktischeren Bagueros übertraf Juan Maria seinen Bruder weit an Mannhaftigkeit und war ihm wenigstens gleich in der Reitkunst, allein er vermochte nicht ihm den Sieg streitig zu machen, so wenig als die nachfolgenden Kämpfer, denn ihnen allen fehlte jene bestrickende Eleganz in der Ausführung, welche sich Escamilla in den südlicheren Provinzen und im Kampfe mit den wilderen Büffalo's der Tierra caliente[10]) erworben.

Einstimmig wurde Escamilla der Preis zuerkannt, und er eilte, ihn der Landessitte gemäß seiner Dame zu Füßen zu legen. Ein blühender Kranz schlichter Schönheiten war hier versammelt, und einen Augenblick schien es, als wäre Escamilla unschlüssig, welche er mit dem errungenen Preise schmücken und durch diese Huldigung zu seiner Dame erwählen sollte; allein auch nur einen Augenblick dauerte dies Zögern; sein Auge hatte wohl das Ziel seiner Wünsche unter der wogenden Menschenmenge weiter hinausgefunden, denn sichren Schrittes eilte er auf eine reizende junge Senoreita zu und überreichte ihr, auf ein Knie sich vor ihr niederlassend, den erkämpften Preis mit den Worten: „Gegrüßt mir, Senoreita, Euch meine Huldigung darzubringen.“ Leicht erröthend, doch sichtbar erfreut über diese öffentliche Bevorzugung, dankte ihm Ysabel Mora (sie war ihr Name) in einfachen Worten, und bat ihn, die Hand ihm reichend, sich zu erheben. Escamilla kam auf und mit einem Blicke, in welchem sein ganzes

[1]) Ein sehr beliebter Haarbefehl.
[2]) Ein aus dem dreadronen Safte der Agave americana bereitetes, berauschendes Getränk.
[3]) und [4]) Namen von aus Spanien mit herübergebrachten Nationaltänzen.
[5]) Bärten.
[6]) So nennt man die auf den Prairien wild lebenden Pferde.
[7]) Die ebenfalls auf den Prairien wild lebenden Büffel.
[8]) Eine aus Baumstämmen herzestellte Einfriedung, in welcher die Thiere, die zum Gefechte, zum Schlachten oder zu einem Stierkampfe bestimmt sind, eingeschlossen werden.

[9]) Den Stier! den Stier!
[10]) Die heiße Zone.

Herz lag, drückte er einen glühenden Kuß auf die ihm dargereichte Hand. Jubelnd von ihren Gefährinnen umringt und beglückwünscht, verließ Isabel an Escamilla's Arme wie im Triumphe die Tribüne.
(Schluß folgt.)

Aus dem Achenthal in Tirol wird geschrieben: Wir haben in den letzten Tagen eine große unerwartete Freud' gehabt. Tags vor Mariä Himmelfahrt Nachmittags kamen, zu Fuß wandernd, zwei Geistliche mit noch einem Begleiter von Kreuth nach Achenkirchen, der eine ein ehrwürdiger Greis mit grauem Haupt, den man ungefähr für einen Siebenziger hätt' halten mögen, der andere ein junger Priester. Auf der Post waren die Zimmer bereits besetzt, und die Wirthin bedauerte schon, dem greisen Herrn, der auf das anspruchsloseste mit jedem Quartier vorlieb zu nehmen bereit war, kein Stübchen mehr geben zu können; aber bald wurde Rath, und eher, als daß man die Gäste hätte ziehen lassen, wärmten Alle, die sich dort befanden, mit Freuden ihre Zimmer gerädumt haben: denn ein zufällig Anwesender hatte den ehrwürdigen unbekannt sein wollenden Greis erkannt: es war der von der ganzen katholischen Welt so hoch gefeierte — Erzbischof Hermann von Freiburg. Ueber St. Gallen in der Schweiz kommend hatte der 83jährige Kirchenfürst von Parteikirchen mit seinen Begleitern das bayerische Oberland durch die Jachenau über Tölz, Tegernsee und Kreuth zu Fuß durchwandert und mehrmals des Tages seine 6 Stunden Wegs bei der großen Hitze rüstig zurückgelegt. Von dem langen Fußwege bei brennender Hitze augenscheinlich gar nicht ermüdet, unterhielt sich der greise Oberhirt, nachdem er gespeist, fremdlich und heiter mit den auf der Post anwesenden Personen und wahrlich Niemand vermochte dem ehrwürdigen Greise die schweren Kämpfe anzumerken, die er in den letzten Jahren zu bestehen gehabt hat. Am Maria Himmelfahrtsfeste las er früh um 7 Uhr in der Dorfkirche die heil. Messe, so kräftig, daß jedes Wort ihm aus der innersten Brust hervorzuquellen schien, und spendete zahlreichen Kommunikanten den Leib des Herrn. Um 9 Uhr verließ er kaum Achenkirchen und wanderte mit seinen Begleitern an den Achensee, über den er zu Schiff fuhr, um vom jenseitigen Ufer seinen Weg über Jenbach nach Schwaz zu Fuß fortzusetzen. Von Schwaz ist er dann weiter nach Innsbruck gewandert, was er, wie wir wie vernehmen, am Sonntag wieder verlassen hat.

In Sachen der bekannten Kirchhofsfrage von Fürstenwalde theilt der „Berl. K.-Ztg." folgendes Schreiben an den dortigen katholischen Pfarrer mit: „Ew. Hochwürden eröffne ich auf Ihre Zuschrift vom 31 Mai d. Js., daß ich durch Verfügung des kgl. Konsistoriums der Provinz Brandenburg vom 4. Juli 2. ermächtigt bin, Ihnen und überhaupt dem bei dem hiesigen Gotteshause angestellten römisch-katholischen Geistlichen die Vornahme aller zum Begräbniß Rituale der römisch-katholischen Kirche gehörigen Feierlichkeiten am Grabe von nun an bei vorkommenden Fällen zu verstatten. Fürstenwalde, den 7. Juli. 1856. Der Superintendent und Oberpfarrer: Gieseler."

Am 10. Juli erlag in Tissabon der 24jährige Graf von Shrewsbury seinem Lungenleiden. Die Familie (Talbot) gehört zu den ältesten Englands und steht kaum den großen Häusern Howard und Seymour an hiſtorischer Bedeutung nach. In allen römisch-katholischen Chapels von London herrschte am 17. August die tiefste Bewegung, als die Priester die Gemeinde aufforderten, für das Seelenheil des Verstorbenen zu beten. Der vorzeitige Tod des hoffnungsvollen jungen Freimaurers, der wegen seiner Wohlthätigkeit, Bildung und sanften Gemüthsart allgemein beliebt war, ist ein schwerer Schlag für die Katholiken Englands.

Nach den neuesten Berichten aus Amerika sieht es dort sehr lebendig und wild aus. In allen verenigten Staaten brennt schon der Kampf, der am ersten Mittwoch des Dezember, dem Wahltage des Präsidenten, entschieden werden soll. Es kämpfen dort sehr scharf geschichtene, ausgezogte Parteien mit einander: die Demokraten und Sklavenintereſſenten für Buchanan, die Republikaner und Freimänner für den Eroberer Kalifornien's, John Charles Fremont, und die Vermittlungsmänner für Fillmore.

☞ Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 23. August 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 35 Min., abgegangen 5 Uhr 6 Min., angekommen in Landshut 5 Uhr 10 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittler Preis.		Niederster Preis.		Geblieben.	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	4389	1612	25	33	24	21	22	11	1	26
Korn	1684	621	15	54	15	13	14	37	15	—
Gerste	965	91	12	40	11	51	11	—	68	—
Haber	1704	186	7	43	6	58	6	29	—	30

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Pfeifer.

Landshuter Brod- und Mehl-Tarif vom 23. bis 30. August 1856.

Brodgewicht.

	Pf.	Xr.	Dr.	pfg.
Eine Zweifrenzigsemmel	—	1	3	3½
Eine Kreuzersemmel	—	3	3	3
Ein Zweifreuzerlaibl	—	2	3	—
Ein Kreuzerlaibl	—	5	2	—
Ein Batzenlaib	1	—	—	—
Ein Achterlaib	2	—	—	—
Ein Zwölferlaib	3	—	—	—

Mehlpreise.

	Metzen. fl.	kr.	Pfd. fl.	kr.
Semmelmehl	3	48	—	14
Hohlmehl	3	16	—	12
Nachmehl	2	32	—	8
Kömisch-Roggen	2	08	—	9
Backmehl	1	48	—	6½
				Pfenning
Weißmelstern	—	36	—	2
Roggenmelstern	—	28	—	1

Viktualienpreise vom 22 August 1856.

Segmalz, das Pfund		16 bis	17 kr.
Butter das Pfund		— „	28 „
Eier 6 Stück		4 „	— „
Hühner, alte, das Stück		18 „	24 „
junge, „ „		10 „	16 „
Tauben, „ „		6 „	7 „
Enten, „ „		24 „	27 „
Gänse, „ „	— fl. — kr. bis — fl. — „		
Kälmer, „ „	10 „ 42 kr. bis 12 „ 36 „		
Spanferkel, „ „	3 „ — kr. bis 4 „ — „		

Holzpreise.

Buchenholz, Klafter	13 fl. 46 kr. bis 18 fl. 36 kr.		
Birkenholz, „	10 „ — „	11 „ — „	
Föhrenholz, „	8 „ 30 „	9 „ — „	
Fichtenholz, „	8 „ 12 „	8 „ 48 „	

Lichter- und Seifenpreise

Unschlittkerzen, gegossene, das Pfund	29	kr.
„ gezogene, „ „	27	„
Seife, „ „	21	„
Unschlitt rohes, der Zentner	30 fl.	— kr.
Unschlitt, ausgelassenes, der Zentner	36 „	— „

Gold- und Silber-Course.

Frankfurt, den 20 August 1856.

Neue Louisdor	10 fl. 45 bis —	kr.
Pistolen	9 „ 41 „ 42	„
Preuß. Friedrichsdor	9 „ 52½ „ 53	„
Holl. 10 fl.-Stücke	9 „ 47 „ 48	„
Rand-Dukaten	5 „ 34½ „ 35	„
20 Frankenstück	9 „ 22 „ 23	„
Engl. Sovereigns	11 „ 46 „ 50	„
Gold al Marco	377 — 79	„
5 Franken-Thaler	2 „ 30½ „ 30	„
Hochhaltig Silber	24 „ 32 „ 36	„
Preuß. Kassa-Scheine	1 „ 44 „ 44	„
Preuß. Thaler	— „ — „ —	„

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnbrecher.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 35. Den 1. September: Aegidius.

Die Rose von Cadena.

Lebensbild aus Südamerika von A. W. B.

(Schluß.)

Die ganze Gesellschaft begab sich in der heitersten Stimmung in den Rancho zurück, denn ein festliches Mahl sollte den Tag beschließen. Nur Einer nahm an der allgemeinen Freude keinen Theil; still und in sich gekehrt ging er allein seines Weges, und zu Hause angekommen, ergriff er Lasso, Machete und Escopeta, schwang sich auf sein Pferd und verschwand bald in der Ferne; es war Juan Maria.

Laute Fröhlichkeit unterbrach bald die abendliche Stille; jeder suchte die allgemeine Heiterkeit noch zu erhöhen und nicht der letzte hierbei war Estramilla, der seinen ganzen reichen Schatz von Galanterie gegen die Sennoras fast erschöpfte, vorzüglich gegen Ysabel Mora, aber auch nach der Hacienda, wo sie wohnte, Ysabel de la Cadena genannt, war in der That das schönste, lieblichste Geschöpf, wie es nur die Phantasie schaffen zu können schien, und es war keine Schmeichelei, wenn sie allgemein als die „Rose von Cadena" gefeiert wurde. In einer herrlichen jungfräulichen Natur aufgewachsen, war sie gewissermaßen ein Theil von ihr; unberührt von dem giftigen Hauche des großstädtischen Lebens hatte ihr Gemüth die ganze Reinheit und Frische der Kindheit bewahrt, und ihr Herz war so arglos und ohne Falsch, wie der Blick ihres feelenvollen Auges. Bisher unter einfachen Rancheros lebend, war es natürlich, daß sie Gefallen fand an den feinen Manieren Estramilla's und seiner munteren Unterhaltung. Wußte doch keiner so gut als er die Guitarre zu spielen und zu singen; wenn er von Queretaro erzählte, oder gar von der Herrlichkeit der Hauptstadt Mexico selbst, so horchten ihm Alle zu, denn kaum Eines von ihnen war jemals dort gewesen, und zudem war er ja, wie sie sagten, ein „Sabio," ein Gelehrter! Unwillkürlich prägte sich Estramilla's Bild in Ysabel's argloses Herz ein, und ohne es zu wissen, liebte sie ihn bereits mit der ganzen Gluth der Südländerin. Kannte Estramilla seinen Sieg schon oder ahnte er ihn wenigstens? Seine Blicke verriethen, so oft sie auf dem Mädchen ruhten, eine innere Zufriedenheit, wie sie nur die Gewißheit der errungenen Erwiderung vermuthen läßt.

Dies hinderte jedoch den siegestrunkenen Hidalgo nicht, seine Pflicht gegen die übrige Gesellschaft zu thun; der erste beim Stierfechte, war er als Gesellschafter vollends ganz unbesiegbar, und wie die Unterhaltung stocken wollte, da war er gleich bei der Hand und gab ihr durch eine treffende Bemerkung oder einen witzigen Einfall neue Nahrung. So entschwanden die Stunden im Fluge, und viel zu früh für manchen heiteren Gast kam der Fandango, der bei keiner Festlichkeit in ganz Neuspanien fehlen darf und, so zu sagen, den Schlußstein derselben bildet. — Cocamilla eröffnete ihn mit Ysabel; leise Flüsterworte tönten von seinen Lippen und trunken vom Zauber des Tanzes schwebten sie dahin; was mochten sie wohl bedeuten? Wer gesehen, wie Ysabel's Wangen plötzlich ein tieferes Roth überhauchte, ihr Busen sich hob und ihre Augen sich zu Boden senkten, um erst nach einer langen Pause wie träumend auf ihm zu ruhen; wer diesen Blick gesehen, der wußte Frage und Antwort.

Allmälig verstummten die Töne, rund die Gäste zerstreuten sich, um ihr Nachtlager aufzusuchen. Vor dem Rancho campirten noch einige Gruppen um große Feuer gelagert; auch diese erloschen eines nach dem andern, und bald hörte man nichts mehr, als das zeitweise „Alerte" der Wachen, welche jede Nacht in weiten Kreise um das Gehöfte aufgestellt waren zur Sicherstellung gegen allenfallsige nächtliche Ueberfälle von Seiten der Indianer.

Cocamilla war überglücklich, denn nimmer zweifelte durfte er, Ysabel, die Rose von Cadena, das lieblichste Wesen, das je der Schöpfer geschaffen, Ysabel liebte ihn! Noch durchzuckte ihn der süße Druck ihrer zarten Hand, noch tönte ihm der Zauberklang ihrer Stimme in den Ohren, noch immer glaubte er das „buena noche"[1]) zu hören, das sie ihm beim Scheiden nachrief. Sein Entzücken kannte keine Grenzen. Er griff zur Guitarre, um sein Abervolles Herz in Tönen auszugießen. Ob sie wohl schläft? unterbrach er sich nach einigen Accorden; vielleicht träumt sie süß, die beste Rose, vielleicht träumt sie — von mir, wollte er hinzusetzen, sprach es aber nicht aus, sondern griff wieder in die Saiten. Er schritt hinaus in die stille Nacht und blickte nach Ysabel's Fenster. Alles war ruhig; wohl mochte sie schummern, allein sicher auf die Gefahr hin, sie aus dem süßen Schlaf zu wecken, konnte er sich nicht verlagen, ihr noch einen Sangesgruß zu senden; vielleicht, so dachte er, daß die Töne meines Liedes sich mit ihrem Traum verweben und mein Bild der Geliebten vor die Seele zaubern.

Leise ertönten die Saiten unter seiner kunstgeübten Hand; im sanften Moll vermählte sich seine weiche melodische Stimme mit den Klängen der Guitarre, und eines jener zarten Lieder, wie sie nur der milde Himmel des Südens erzeugt, erklang durch die tropische Nacht. Der letzte Accord war noch nicht verklungen, als sich der Schall nahender Schritte vernehmen ließ.

Quien vive?[2]) rief Cocamilla.

Gente de paz![3]) antwortete eine tiefe Stimme.

Ah, Du bist es, Juan Maria? Was führt Dich hieher?

Ich suchte Dich, und da ich Dich nicht im Hause fand, so dachte ich mir, Du würdest nicht weit von hier sein; bei diesen Worten deutete er nach Ysabel's Fenster.

Juan, was ist Dir? fragte Cocamilla theilnehmend; ich habe Dich heute Abend schwer vermißt! Wo warst Du? Caramba[4])! Du hättest den Fandango sehen sollen! Und die schönen Mädchen! Santissima Virgen[5])! in Queretaro kann man keine schöneren finden!

Laß das, entgegnete Juan Maria in gereizter Stimmung; ich habe weder Lust noch Zeit, mit Dir von Fandango und schönen Mädchen zu schwatzen. Ich kam nur hieher, um zwei Worte mit Dir zu sprechen.

Nun, was ist's?

---

[1]) Gute Nacht!
[2]) Wer da?
[3]) Gut Freund! (eigentlich: friedliches Volk.)
[4]) Ein sehr gebräuchlicher, unabtrennbarer Ausruf.
[5]) Heiligste Jungfrau.

Digitized by Google

Escamilla! sprach Juan Maria feierlich, versprich mir, die Wahrheit zu sagen, aufrichtig und ohne Rückhalt: Escamilla, liebst Du Isabel Mora?

Erstaunt über diese Frage antwortete Escamilla nach einer kurzen Pause: Aber Juan, wie kommst Du darauf?

Ich bitte Dich, antworte mir einfach, liebst Du sie?

Nun, wenn Du es denn wissen willst, ja! Und was weiter?

Liebt sie Dich wieder? fuhr Juan Maria ernst fort.

Wenn Augen, die herzlichsten Augen, in die ich jemals geschaut, sprechen können, wenn Blicke, wenn leise Händedrücke Zeichen sind: ja!

Und Du wirst sie zum Weibe nehmen?

Ich hoffe, daß keine unübersteiglichen Hindernisse mich zwingen werden, diesem höchsten Glücke entsagen zu müssen; ihr Besitz ist mein einziger Wunsch!

Muy bien, Escamilla! buena noche[1])!

Mit diesen Worten wandte sich Juan Maria und ging.

Juan! rief Escamilla, der dieses räthselhafte Benehmen seines Bruders gar nicht begreifen konnte, Juan! was hast Du doch für Eile; so bleibe doch, so sag' mir doch!...

Aber Juan hörte nicht und war bald im Halbdunkel verschwunden.

Escamilla sann noch einige Zeit der Liebe nach dem Fenster seiner angebeteten Isabel und suchte dann ebenfalls sein Nachtlager auf. Bei der leicht erregbaren Natur, die er besaß, dachte er wohl schon am anderen Morgen nicht mehr an Juan Maria's sonderbares Benehmen, nahm ja doch Isabel seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Selbstverständlich mußte er ihr und ihrer Familie am nächsten Tage das Geleite geben, und so kam es denn, daß sich die beiden Brüder mehrere Tage lang gar nicht sahen: sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß die nächsten Nachbarn 15 bis 20 Stunden entfernt wohnten.

Nach dem Abzuge der Gäste versank der Rancho wieder in seine alte Ruhe und doch war nicht Alles wie sonst. Juan Maria ging zwar seinen gewohnten Beschäftigungen nach wie ehedem, aber in seinem Innern war eine große Veränderung vorgegangen, er war nicht mehr derselbe. Ein Naturmensch in der vollsten und ersten Bedeutung des Wortes, besaß er tiefes Gefühl, ohne jedoch demselben so lauten Ausdruck geben zu können, wie Escamilla, und was er einmal mit Liebe umfaßt, dem blieb er treu mit männlicher Ausdauer. Juan war nicht sentimental und doch konnte man ihn oft still und in sich gekehrt dasitzen sehen und wenn man irgend eine Frage an ihn gestellt, ihn eine verkehrte Antwort geben hören. Was mochte wohl ihn, der sonst der muntreste Bursche war, so verändert haben? — — — Er liebte, liebte Isabel!

Vor kaum einem Jahre war Isabel gewissermaßen in die Welt eingeführt worden, das heißt, sie war zum erstenmal bei einem „El gallo" Hahnenkampfe öffentlich erschienen. Reizend, wie sie war, eine herrliche, aufgeblühte Jungfrau von vierzehn Jahren, erregte sie die Aufmerksamkeit der ganzen jungen Männerwelt, besonders aber Juan Maria's, und er legte die Trophäen des Kampfes ihr zu Füßen. Isabel war natürlich durch die öffentliche Huldigung des jungen Ranchero, der bisher im Hahnenkampfe und Stiergefechte der erste war, geschmeichelt, ohne jedoch der Ursache derselben weitere Folgen beizulegen. Anders Juan Maria; er liebte sie und glaubte aus ihrem Benehmen Schlüsse auf die Erwiederung seiner Gefühle ziehen zu dürfen. Er versetzte daher nie, sich bei öffentlichen Gelegenheiten auszuzeichnen; er betrachtete sie als seine erklärte Cortejа[2]) und gedachte sie demnächst heimzuführen.

So standen die Dinge, als Escamilla heimkehrte; was seitdem erfolgte, ist bekannt. Wie aufrichtig und uneigennützig übrigens Juan Maria seine Isabel liebte, geht daraus hervor, daß er gerne seinem Bruder wich, weil er glaubte, Isabel dadurch

[1]) Sehr gut, Escamilla! gute Nacht!

[2]) Geliebte, Verlobte.

all dich zu machen. All dies verbinderte übrigens nicht, daß er von Tag zu Tag stiller und ernster wurde, und obwohl er seinem Bruder aufrichtig Glück wünschte, als dieser mit der Nachricht von der Einwilligung der Eltern Isabel's heimkehrte, konnte er doch ein Gefühl der Unruhe nicht bemeistern, daß sich seiner bemächtigt hatte.

Der Tag zur Hochzeit Isabel's mit Escamilla, welche auf der Hacienda der Brant Rattfiehen sollte, war bestimmt und zur Verherrlichung derselben war abermals eine bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlende Function, do toros festgesetzt, wozu alle Nachbarn geladen waren, einschließlich, wie sich von selbst versteht, die tapfern Söhne Pepe Ortega's, die Brüder des Bräutigams. Zwei Tage vor dem zur Hochzeit festgesetzten, langte der Vater mit seinen acht Söhnen an und ihre kräftigen Gestalten erregten, als sie auf ihren lebhaften Mustangs in die Hacienda ritten, ein lautes Gemurmel der Bewunderung von Seiten der versammelten Rancheros.

Am nächsten Tage erwartete Pepe Ortega mit all seinen Söhnen, Escamilla ausgenommen, den Besitzer der Hacienda in den Llanos[1]), um die Büffaloe für das morgige Schaufpiel einzufangen, während die anderen Rancheros zurückgeblieben waren, um den Corral für die Stiere zu vollenden.

Der Abend nahte heran und die Sonne stieg allmählich hinter dem zerklüfteten Rücken des Bolson[2]) hinab, die seligen Gipfel dieser isolirten Gebirgsette im Scheiden mit einer Fluth von Licht übergießend, während die mit Mosquitogestrüpp bedeckte Ebene zu ihren Füßen kalt und grau da lag im Schatten der Sierra. Die Wachtel ließ ihre helle Stimme ertönen, als wenn sie ihre Geschwisterinnen für die Nacht zusammenriefe; hoch oben in luftiger Ferne ließ sich das melancholische Geschrei der Geyaa vernehmen; von den Ufern des Arroyo (Flußes) her erschallte das Gebrüll der Herden, und die von den Feldern heimkehrenden Peones wechselten laute Grüße mit ihren Weibern, die mit nackten Armen auf dem Metate[3]) Mais zu Tortillas klopfend, vor den Hütten sie erwarteten. Das ganze Bild, die ganze lebende und lebiose Natur, Alles verkündete die bald hereinbrechende Nacht.

Unbekümmert jedoch um die Zeit und die sie umgebenden reizenden Naturscenen und einzig nur ihrer entzückenden Gedanken und der Lustschlösser von künftigem Glücke sich bewußt, schlenderten die beiden Liebenden, Escamilla und Isabel, in süßem Geflüster dahin. Sie schwelgten im berauschendsten Vorgenusse kommender Seligkeit und waren unerschöpflich, ihre Zukunft mit den reizendsten Farben auszumalen. Die Liebe, jene hehre Botin aus einer schöneren Welt, sollte den Himmel herabziehen aus jenen erhabenen Regionen, wo die fromme Kindheit ihre Engel sieht, und sollte ihn dannen an diese arme vergängliche Erde, an die kleine Scholle, die sie ihr eigen nannten, daß er mit allen seinen Entzückungen sie hier schon erfreue. Arme Isabel! Wie kurz sollte dein Traum sein!

Unmittelbar hinter dem vor ihnen liegenden Chapparal[4]) erhob sich mit einemmale eine Staubwolke und in der Ferne, doch anscheinend in anderer Richtung hörte man das Rufen der zurückkehrenden Vaquero's und das betäubende Getrappel der Bullen, welche sie nach dem Corral trieben. Im Vortrabe sah man einen Reiter, der hurtig auf die Hacienda zutrabte. Die Staubwolke rollte endlich hinweg und mehrere Reiter tauchten daraus hervor.

Hier kommen die Bufsaleajäger! rief Isabel und machte sich von dem Arme Escamilla's los; laß uns zurückkehren!

Vielleicht sind es meine Brüder, antwortete er; ja, es sind acht, fuhr er fort, sieh!

Isabel strengte ihre ganze Sehkraft an, die Nahenden zu erkennen; plötzlich blieb sie stehen, sprachlos, starren Auges ihre

[1]) Prairien.

[2]) Name eines Berges.

[3]) Ein muldenförmig ausgehöhlter Stein, auf welchem der Mais zu Tortillas (Maisfladen) zerrieben wird.

[4]) Mit niedrigem Gestrüppe bedecktes Land.

Digitized by Google

Hand aufdrechend, von jähem Schreck gelähmt. Escamilla folgte der Richtung ihrer Hand: es war eine Bande Indianer! Nackt bis zur Hüfte und schrecklich für den Krieg bemalt, stürmten sie mit geschwungenen Lanzen heran.

Der rasche Wechsel der Situation, der schreckliche Uebergang vom seligen Geplauder zu todwirrendem Kampfe, die hoffnungslose Lage, in der er sich befand, unbewaffnet einem zwanzigfach überlegenen wilden Feinde gegenüber: all dieß stürmte so überwältigend auf den armen Escamilla ein, daß er seines Entschlusses fähig war. Vergebens blickte er nach Hilfe umher; sein rettender Freund nahte! Wäre er allein gewesen, er hätte sich, ohne Waffen, wie er war, dem Feinde entgegengestürzt, um den ersten, den er erreichen konnte, mit den Zähnen zerfleischt, um sein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Aber wie sollte er seine Ysabel schützen? Die Gewißheit, sein theuerstes Gut, seine geliebte Ysabel vor seinen Augen unter dem Messer der Indianer fallen zu sehen, brachte ihn zum Wahnsinn nahe. Verzweifelt schlang er seinen Arm um Ysabel und eilte mit übermenschlicher Anstrengung mit seiner theueren Last über die Ebene hin. Immer näher kamen die Feinde, immer lauter und wilder erschallte ihr Geheul; noch einige Minuten und die vordersten der Indianer mußten sie erreichen. Immer noch rannte Escamilla mit der Kraft der Verzweiflung fort; endlich brach er unter seiner Bürde zusammen. Die Verfolger waren schon ganz nahe. Da raffte sich Escamilla nochmals und mit dem Rufe: los barbaros! los barbaros!*) rannte er wie ein Wahnsinniger dahin, daß arme Mädchen ihrem Schicksale überlassend. Ein Retter begegnete ihm — es war Juan Maria, welcher in der Ferne eine Antilope mit dem Lasso gejagt, und seinen Braven zurückgeritten war, um sie der noch immer gejagten Ysabel zu bringen. Die Rufe des flüchtenden Escamilla und ein Blick auf den Weg zeigten ihm die Gefahr des armen Mädchens. Er riß sein Pferd herum, stieß wie wüthend dem Thiere die Sporen in die Seiten und stürmte herbei, sie zu befreien. Doch schon sprengten die Indianer heran, mit einem Geheul blutdürstiger Freude.

Ihr Gesicht mit den Händen bedeckt sehrie Ysabel um Hülfe: Salva me, Juan Maria! por Dios, salva me!*) rief sie.

Im selben Augenblicke durchbohrte die Lanze des vordersten Indianers ihr Herz, und im nächsten warfe ihr blutiger Scalp von dem mörderischen Wilden jauchzend in die Höhe geschwungen.

Fast fliegend durch die Luft und in eine Wolke von Staub gehüllt, den Lasso um sein Haupt schwingend, eilte Juan herbei, ach! zu spät, daß arme Mädchen zu retten. Unterkümmert um den Pfeilregen, mit welchem er empfangen wurde, stürmte er auf den vordersten Indianer zu. Im Schrecken gesetzt durch den wilden und stolzen Blick seines Gegners wollte der Wilde stehen, doch der Lasso schwirrte auf der erfahrenen Hand der Mexicaners, die Schlinge fiel über des Indianes Kopf und durch einen Ruck von Juan's Pferde war die Rothhaut zu Boden geschmettert.

Juan Maria war in einer sehr gefährlichen Lage, denn seine ganze Bewaffnung bestand jetzt nur mehr in seiner Machete. Doch mit dieser drang er auf den nächsten Indianer ein und spaltete ihm mit einem furchtbaren Hiebe den Kopf. Die anderen griffen ihn nun aus der Entfernung mit Pfeilen an, und schon quoll sein Blut aus mehreren Wunden. Allein der tapfere Ranchero stritt mannhaft gegen die Uebermacht, und sein Muth wuchs auf's Neue, als er die Stimme des Vaters und seiner Brüder vernahm, welche mit lautem Geschrei herbeisprengten. Da bohrte sich ein Pfeil, aus kürzerer Entfernung auf ihn abgeschossen, bis an die Federn in seine Brust, und die Brüder erreichten den Kampfplatz gerade zur rechten Zeit, um Juan Maria vom Pferde stürzen und seinen blutigen Scalp von einem nackten Wilden im Triumphe davontragen zu sehen.

Die Indianer wurden in diesem Augenblicke durch eine Bande von einigen dreißig andern verstärkt, und ein grimmiges Gemetzel entspann sich nun zwischen ihnen und Pepe mit seinen Söhnen, welche treu verzweifelten Muthe kämpften, um den Tod Juan Maria's und der armen Ysabel zu rächen. Ein halbes Dutzend Comanchen bis in's Grab und zwei Mexicaner lagen schwer verwundet am Boden; doch jetzt kamen und die übrigen Rancheros von der Hacienda, durch Escamilla benachrichtigt, zu Hülfe, und die Indianer wurden in die Flucht geschlagen. Da es mitlerweile vollständig Nacht geworden, so stand man von weiterer Verfolgung ab.

Da lag, noch zuckend, der Körper Ysabel's und daneben die beiden von Juan Maria getödteten Comanchen; einer von ihnen hatte das Gesicht gebrochen. Juan Maria war todt und von nahezu zwanzig Wunden bedeckt; zwei seiner Brüder lagen gefährlich verwundet da, und zehn Indianer außer den von Juan Getödteten, waren von den rächenden Händen Pepe Ortega's und seiner Söhne gefallen. Die Leichen von Ysabel und Juan Maria wurden von den Rancheros nach der Hacienda gebracht und am nächsten Tage nebeneinander begraben, und zwar zur selben Stunde, wo der Segen der Kirche Ysabel und Escamilla hätte vereinigen sollen.

Pepe's sonst so kräftige Stimme war weich geworden und zitterte, als er die letzten Worte sprach, und eine große Thräne stahl sich über seine gebräunte Wange bei der Erinnerung an den herben Verlust, welchen er an jenem furchtbaren Tage erlitten. Ich ehre seinen Schmerz, und den Tribut, den er dem Andenken der Dahingeschiedenen zollte, und mochte die Pause, die jetzt entstand nicht unterbrechen. Nach einer Weile jedoch fuhr Pepe fort:

Ach Herr, Ihr hättet sie nur sehen sollen! Arme Ysabel! Armer Juan Maria! So jung schon mußtet ihr sterben und so schnöden Todes! Und nicht genug, daß ich euch verlor; auch Escamilla — —

Nun, und was wurde aus Escamilla? fragte ich gespannt.

Seit jenem verhängnißvollen Tage, fuhr Pepe in seiner Erzählung fort, ist er verschwunden; ein einzigesmal nur gab er Kunde von sich. Es mögen jetzt etwa fünf Monate her sein, da brachte mir eines Morgens ein Peon die Nachricht, auf Ysabel's Grabe wären zwei Scalpe gefunden worden; ich erkannte unschwer in dem einen die langen schwarzen Haare, die einst Ysabel geschmückt hatten; der andere, noch frisch, war der eines Indianers. Kein Zweifel, Escamilla hatte den Mörder seiner Braut aufgesucht und sich an ihm gerächt. Er hat durch diese That seine Schuld, wenn man ihn je einer solchen konnte, gesühnt, allein meine Augen werden ihn nimmer sehen, ich kenne ihn nur zu gut! —

Es war gerade ein Jahr seit dem eben erzählten tragischen Ereignisse verflossen, als ich den Schauplatz desselben betrat; mich ergriff ein Gefühl, als nahte ich einem geweihten Orte. Einige hundert Schritte von der Hacienda entfernt, waren neben einander zwei künstlos aus einem Klotze gehauene Kreuze errichtet. Auf dem einen stand:

Un Ave Maria y un Pater Noster
Por el alma de Ysabel Mora,
Qui á los manos de los barbaros cagó muerta,
El dia 11 de Octubre, el anno 1845,
En el flor de su juventud y hermosura.*)

Und auf dem anderen Kreuze las man:

Aqui yace Juan Maria Ortega,
Veelno de — —

*) Die Wilden! Die Wilden!
*) Rette mich Juan Maria! um Gotteswillen! rette mich!

*) „Ein Ave Maria und ein Pater noster für die Seele Ysabel Mora's, welche unter den Händen der Indianer fiel am 11. Oktober des Jahres 1845, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit."

Digitized by Google

Matado por los barbaros el dia 11 de Octubre del anno 1845

Ora por él, Christiuuno, por Dios! [1])

Die Steinhausen am Fuße der beiden Kreuze, denen auch ich mein Opfer hinzufügte, bezeugten, daß die Anrufung nicht vernachlässigt und daß manches Ave Maria und Pater Noster gebetet wurde zu Ysabela und Juan Maria's Seelen Seligkeit.

[1]) „Hier ruht Juan Maria Ortiz, gebürtig aus — —, getödtet von den Indianern den 11. Oktober 1845; bete für ihn, Christ, um der Liebe Gottes willen."

Aus Oberbayern, 24. August. Die k. Regierung geht mit dem Gedanken um für die Provinzen Ober- und Niederbayern und die Oberpfalz ein neues Tetanosbad zu errichten, da Gmach zu überfüllt und für diese Gegenden auch zu entlegen ist. Vorläufig scheint ein ärarialisches Gebäude neben der kgl. Besserungsanstalt in Wasserburg dazu bestimmt zu sein. — Das Königsschießen in Wasserburg wird früherem Vernehmen nach am 21. September beginnen.

oo Am 29. August l. Js. brannte das Wohnhaus des Häuslers Isidor Fitzbeck von der Leitben, k. Lgts. Griesbach ab. Der Brandschaden soll sich auf 600 fl. belaufen.

Sachsen. Dresden, 25. August. Se. Maj. der König sind heute von Pillnitz hier eingetroffen und haben auf der sächsisch-schlesischen Staatsbahn eine Reise nach der Lausitz angetreten. Dem Vernehmen nach wird den 6. September die feierliche Anverwandung um die Hand J. k. Hoh. der Prinzessin Margaretha für Se. k. Hoh. den Erbprinz Carl Ludwig und hierauf allgemeine Glückwünschungscour im hiesigen kgl. Hofe stattfinden. Der Todestag des höchstseligen Königs Friedrich August wurde in Brennbühel in erhebender Weise gefeiert. Frühmesser Alois Moriggl von Zirl, der am Jahrestage ebenfalls nach Brennbühel gekommen war, erlaubte sich J. Maj. der Königin Marie von der stattgehabten Trauerfeierlichkeit zu berichten, und wurde aus diesem Anlasse von J. Maj. mit nachstehendem, im „Boten für Tirol und Vorarlberg" mitgetheilten eigenhändigen Schreiben begnadet: Wachwitz bei Dresden, am 14. August 1856. Eurer Hochwürden danke ich mit tief gerührtem Herzen für Ihr Schreiben und die so sehr ergreifende Beschreibung des 9. August; sie hat mir viel heiße Thränen gekostet, aber auch meinem trauernden Herzen wohl gethan und es mit dem innigsten Dank erfüllt für so viele rührende Beweise der warmen treuen Liebe zu meinem theuren Kinde. Gott vergelte Ihnen, verehrter geistlicher Herr, und allen Betheiligten mit Seinem reichsten Segen Alles, was Sie zum Andenken meines lieben, seligen Herrn und zu meinem Troste thun! Die hl. Messopfer, die so fromme Hände in meiner lieben, kleinen Capelle für die theurere, heimgegangene Seele darbrachten, sind mir unendlich viel werth — eine süße Beruhigung, und nicht genug kann ich danken, daß der hochverehrteste Hr. Weihbischof Prälaten selbst sich herbeiließ, am Schmerzensaltare zu celebriren. Leben Sie wohl, verehrter Herr! gedenken Sie meiner in Ihrem Gebete und seien Sie der innigen Achtung versichert, mit der ich stets verbleibe Eurer Hochwürden wohlgewogene Marie. N. S. Die Bedeutung meiner Rechte Margaretha mit Ihrem braven Statthalter ist mir ein großer Trost. Wie wünsche ich mein theurer König gefreut haben, seine Margaretha in seinen lieben Tirol zu wissen!"

Preußen. Berlin, 21. August. Mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm sind die Krönungsgeschenke für den Kaiser und die Kaiserin von Rußland von Seiten unseres Königspaares abgegangen. Der König schenkt ein großes goldenes Medaillon von vier Zoll im Durchmesser, worauf der russische und preußische Adler, in bildlicher Darstellung der neuesten Zeitereignisse, neben einander abgebildet sind. Die Peripherie desselben ist durch 60 Brillanten, die Farben der Adler ebenfalls durch Edelsteine hergestellt. Das Ganze soll einen Werth von 30,000 Thalern in Gold haben. Die Königin überreichte der Kaiserin den Schwanenorden, den sie bis jetzt trug. Die Kette, gebildet aus goldenem E mit Schwänen dazwischen, trägt einen emaillirten Schwan, besetzt mit Brillanten gebildet ist. Das Ganze hat einen Werth von 50,000 Thalern Gold.

Rußland. Aus Rußland, 22. August. Zufolge Bestimmung des Kaisers sollen die Garden nach Moskau herangezogen werden und daselbst während der Krönung in einem Lager versammelt bleiben. Zu diesem Behufe sind dieselben schon seit längerer Zeit aus Livländen und den baltischen Provinzen ausgerückt, und auf dem Marsche nach der Hauptstadt begriffen. Schon zu Anfang des vorigen Monats sind die reitenden Garderegimenter aus Livländen gegen Moskau aufgebrochen und sind den ganzen Monat hindurch, theilweise über Smolensk, in langsamen Zügen auf der Landstraße gegen Moskau gezogen. Auf diese Art haben diese Gardecorps, Cavallerie und Infanterie, die in den Gegenden von Dezesetiewski bis Petersburg vertheilt waren, ihre Bewegung vom rechten Flügel aus Livländen begonnen, und zuletzt rücken die um Petersburg stehenden Regimenter vor, die auf den Eisenbahnen befördert werden. — Der Pariser Friedenskontrakt hat Rußland, um die Grenzen Schwedens zu sichern, eine Befestigung der Alandsinseln nicht gestattet, sowie auch nicht die Wiederherstellung von Bomarsund, von dessen Bastionen man Stockholm sehen konnte, erlaubt. Rußland meint indessen, daß es sich in seinem Rechte befinde, wenn diese Inseln mit Militär besetzt und für solches auf der Stelle der Festungswerke von Bomarsund befestigte Kasernen gebaut werden. Nächstdem hat die russische Regierung andere Mittel, welche gegen Norden und näher dem russischen Gestade im bothnischen Meerbusen, gegenüber von Kasko, gewählt. Inmitten dieser Inseln beabsichtigt diese Macht ein Kriegsmarinedepot anzulegen; die Wasserstiefe sowohl als auch der Schutz von Norden, indem dort dieser Hafen später als andere in diesen Gegenden zufriert, sind diesem Vorhaben besonders günstig. — Wie bekannt, hat Rußland die der Donaumündung gegenüberliegenden Schlangeninseln besetzt. Dasselbe will entweder die Türkei auf eine andere Art entschädigen, oder verlangen, daß diese neutral bleiben und ihrer Lage nach im neutralen Meere Niemanden gehören sollen. Endlich ist nicht nur Kars, sondern der ganze Theil von Armenien zwischen Kars und Alexandropol noch von den Russen besetzt, die auch die von Alexandropol die Kars und von ihnen erbaute Straße mit Militär besetzen. Durch dieses Verbleiben in Kars ist nach beendigtem Kriege haben sie dem kurdischen Stamme, der einen Theil von Armenien und die ganze Landschaft längs den persisch-türkischen Grenzen von dem See Wan bis gegen Bagdan bewohnt, die Ueberzeugung von der Macht und dem Uebergewicht Rußlands beigebracht. Die Kurden, die türkische Hoheit geringschätzend, haben gegen dieselbe sich erhoben und der Russland ist im Zunehmen. (Deutschib.)

Münchener Schrannen-Bericht vom 30. August 1856.

Telegraphischer

Aufgegeben in München 4 Uhr 55 Min., abgegangen 5 Uhr 10 Min. angekommen in Landshut 5 Uhr 13 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkaufte Mezzen.	Kzl.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gattungs-		Gesammt-	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	5956	596	25	40	24	37	24	25	—	16	—	—
Kern	1995	244	15	20	14	43	14	5	—	—	—	30
Gerste	2740	53	13	27	12	40	11	53	—	49	—	—
Haber	2200	243	6	48	5	54	5	23	—	—	1	4

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomannschen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesing.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 36. Den 8. September: Mariä Geburt.

Aus Kolping's Reiseberichten.

Die Fahrt von Ischl nach Salzburg gehört sicher zu den schönsten Partien des vielbesuchten Salzkammergutes, besonders wenn wie diesmal der Himmel sich gnädig erweist und die schöne Erde mit reichem Sonnenschein ausschmückt. Anfänglich zwar hingen noch einige graue Wolken um die Bergkuppen, Nachzügler des Gewitters von gestern Abend, aber wir hatten noch nicht den Wolfgangsee erreicht, als die Sonne siegreich durchbrach und das trübe Gewölk über die Berge wegzog und in die Weite schickte. Wie herrlich prangte das Thal im Frühlingsschmucke, während die umstehenden Berge sich in dem prächtigen See spiegelten! Dieser See ist 2½ Stunden lang und eine halbe Stunde breit. Eigentlich sind's zwei Seen, die bei St. Wolfgang, einem berühmten Wallfahrtsorte mit hübscher, gothischer Kirche, nur durch eine kleine Wasserstraße mit einander verbunden sind. Am Falkenstein ist ein achtfaches Echo, das die Schiffer bei der Ueberfahrt durch den bekannten Ruf: „Heiliger Vater Wolfgang, komm ich zurück? sag ja!" wachrufen. Gleich über St. Wolfgang erhebt sich der durch seine herrliche Aussicht berühmte Schafberg, zu dem viele Reisende pilgern, mit großerer Mühe und Anstrengung, als diese um des Himmelreiches willen aufzuwenden Willens sind. See und Berge rings herum bilden aber auch eine so schöne Landschaft, daß man wie trunken an dem reizenden Bilde hängt und sich schwer davon losreißen kann. Am westlichen Ende liegt das niedliche Dorf St. Gilgen, so nämlich gelegen, daß man gern hier nochmal Rast macht und vor dem Scheiden sich statt sieht an dem schönen Fleck Erde. Dann schlängelt sich die Straße bergan; die Sonne brannte mit ihren sengenden Strahlen kräftig auf den Reisenden hin an der andern Seite wieder der stille Fischteich sein liebgrünes Gewässer durch die Baumgruppen leuchten ließ. Nun kehrt sich nach Nordwesten das Gebirge flacher ab, bald erschimt die Bayerische Ebene, während links der Geisberg bereits hervortritt und die Alpen jenseits Salzburg sich immer grandioser in den Himmel heben. Das Reisen durch's Gebirg hat den Vortheil, daß der Geist stets neue Gegenstände der Beobachtung und des Nachdenkens findet. Kommt man auch nicht so rasch vom Flecke, dann verklärt der stete Wechsel der Umgebung doch die Zeit, und wer dabei an etwas Gutes, z. E. an Gottes Macht und Güte denken will, hat Ruhe und Gelegenheit genug. Es war Nachmittags gegen 5 Uhr, als wir ziemlich gebraten von der Sonne in dem offenen Wagen, zu Salzburg hinein kutschierten. Wer diese Mühe willig übernehmen, die herrliche, fast einzige Lage Salzburgs hier ausführlich zu schildern. Wer Salzburg nicht gesehen hat, macht sich doch keine rechte Vorstellung davon, und wer es gesehen hat, bedarf meiner Beschreibung nicht. Den Lesern endlich blos den Mund darnach wässern machen, ohne Aussicht, die erweckten Wünsche zu stillen, ist doch auch nutzlos, fast unchristlich. Ueberdies ist auch noch der Umstand dabei, daß ich diesmal von Salzburg so gut wie gar nichts gesehen habe. Außer einem Besuche auf dem Kapuzinerberge, allerdings der schönsten Punkte einer in Salzburg, habe ich auch löblicher Klugheit den Schatten gesucht und Ruhe drin, denn die Hitze war bereits zu ziemlicher Höhe gestiegen. Aber die Salzburger Kapuziner, das wollte ich doch eben noch bemerken, sitzen auf einem so herrlichen Fleck Erde trotz ihrer Armuth und der heißen Kutte, daß gar Mancher sie beneiden dürfte. Auch hier bewährt sich die schon alte Bemerkung, daß die Ordensleute in der Katholischen Kirche durchweg einen feinen Sinn für Naturschönheiten dadurch an Tag gelegt haben, daß sie, wo es nur möglich war, für ihre Klöster die schönsten Punkte der Gegend sich aussuchten. Die Stadt Salzburg, an beiden Ufern der Salzach, oft recht nichtsnutzigen Salzach gelegen, hat einen fast italienischen Anstrich, der Bauart nach, obschon die Bewohner gute, christliche Deutsche sind, die indeß anfangen, sich südländer zu gebärden. Es sind gerade Salzburger, die ehemals unter dem Fürstbischofe von Salzburg standen, und — allerlei mitgemacht haben. Es hängt ihnen noch etwas davon an. Von Kirchen ist nicht viel Besonderes zu erzählen; der St. Peters Kirchhof ist übergroßig berühmt. Die Klause und Kapelle des heil. Maximus, die hier noch in der Felswand erhalten ist, nicht genug. Ein Platz voll christlicher Weihe. Die Stiftskirche St. Peter hat einen zierlichen gothischen Chor, und einen Organsitzen, den Vater Peter, der ist im besten Sinne ein musikalisches Original. Seine Zelle ist seine Werkstätte, worin er musikalische Instrumente verfertigt, die die Bewunderung der Kenner erregen. Die Domkirche wieder im Kuppelstyl, und der kaiserliche, zugleich erzbischöfliche Pallast, die Mirabella genannt, in einem Styl, und der Hofgarten in einem so widerwärtigen Geschmack, daß sich das Alles nicht gut weitläufig beschreiben läßt. Wenn nun der gütige Leser meint, ich habe in Salzburg bloß auf der lauten Haut gelegen, so ist das doch nicht ganz wahr. Wir haben Gesellenvereins-Angelegenheit betrieben, alte Freunde besucht, damit das gute Werk hübsch seinen Fortgang behält. Will's Gott, hat's genugt.

Grade als wir am 6. Juni Mittags uns zur Abreise rüsteten, — Die von Laufen wollten durchaus auch noch einen Zipfel haben, — sog sich ein furchtbares Wetter drüben im Bayerischen zusammen, — Salzburg liegt fast auf der Grenze, — und stürzte dann mit seiner ganzen Gewalt über Salzburg her. Das war nicht blos prächtig, sondern auch schrecklich, denn Massen von Hagel schlugen in Salzburg die Fenster ein, verzausten die Bäume in den Gärten, verdarben das Gemüse und richteten in den Feldern hinter Salzburg auf dem Mittelgebirg bedeutenden Schaden an. Natürlich bei solchen Schlägen, die dem Menschen durchs Gebein zittern, werden die Leute auf einmal fast alle fromm, und schrecklich wird in Salzburg Einer gewesen sein, der nicht wenigstens versucht hat, inwendig die Gnade Gottes anzurufen. Nur, ist das Donnerwetter vorüber, fehrt allmälig Alles zum lieben Alten zurück, und — das feige Heer der Spötter versucht sogar wieder seine schalen Witze zu machen. —

Nachdem das Wetter abgezogen, wurde also weiter gereist, diesmal noch ein ordentliches Stück, weil's sich nicht anders schickte. In Laufen mußte Halt gemacht werden, denn auch dort hat sich unter der Leitung des wackern, fenstinnigen Dekans ein kleiner aber fester Verein zusammengethan. Ohne Spektakel ging's nicht ab, aber trotz Regen und Wuchs ging's dann weiter, in's Bayerland hinein. Es war so finster, daß man kaum den Weg erkennen konnte, und unter dem strömenden Regen wurde auch

Digitized by Google

nicht gerade sehr behaglich, aber trotz alledem erreichten wir bei Tagesanbruch Altötting, den ältesten und berühmtesten Wallfahrtsort Bayerns. Ein paar Stunden Rast, dann drängte es mich, die alte Gnadenkapelle zu besuchen und der Fürbitte der heil. Muttergottes unser Werk anzuempfehlen, an dem Menschen zwar mitwirken können, bei dem aber auch und zwar ganz besonders am Gottes Segen Alles gelegen ist. Nun ist's richtig, beim Besuch von Wallfahrtsorten hängt fast Alles von dem Glauben und der Andacht der Besucher ab. Ein unglaubiger Mensch, der nur in dieser sinnfinsterweis sich zu orientiren weiß, und in Beurtheilung der höheren Dinge nur seinen beschränkten, dummen Verstand als Maßstab anlegen kann, wird über Wallfahrtsorte im besten Falle die Achsel zucken und naserümpfend vorüber gehen. Der Aufgeklärte, der sich seinen Glauben selber macht, im Tempel der Natur seinen apartes Gott in seinem Geiste und in seiner vermeinten Weisheit anbetet, beschreibt einen weiten Kreis um diese Stätten der eigentlichen Volksandacht, des Glaubens und des Vertrauens. Für ihn, den selbstständigen Denker, sind solche Orte behaft überflüssig, besonders wenn ihm oder den Seinigen noch nichts rechtschaffen weh that. Der Wallfahrtsort hat nur Trost und Segen für das schlichte und rechtgläubige Volk, für dieses aber auch in einer ganz eigentlichen Weise. Die Wallfahrtskapelle in Altötting, ein kleines, länglich rundes Gebäude mit einer gedeckten Halle rings herum, steht mitten auf dem Marktplatze und war im Jahre 696 schon gebaut und wurde seitdem von Fürsten und Volk reichlich beschenkt. Alle weit über 1000 Jahre ist das schon ein Wallfahrtsort. Hier beteten Karl der Große und nach ihm eine lange Reihe berühmter Fürsten und Herren, Otto von Wittelsbach, endlich noch der Papst Pius VI., als er von seiner Reise von Wien wieder nach Rom zurückkehrte. Hier ruhen die Herzen vieler bayerischen Fürsten, und Millionen haben hier im Laufe der Zeit zu den Füßen der seligsten Jungfrau ihr Herz erleichtert und sind getröstet von dannen gegangen. Um deßwillen weht es den Eintretenden im alten Glauben wie wunderbar an und fast unwillkührlich beht das Herz in der ehrwürdigen Gnadenkapelle. Nicht die kostbaren Weihgeschenke sind es, die die Aufmerksamkeit fesseln, nicht die rauchgeschwärzte Decke des alten Gemäuers, das seit mehr als tausend Jahren hier zu jeder Stunde des Tages fortgesetzte Gebet der Gläubigen ist's, was lebendig wie selten das Herz ergreift und an eine Gemeinschaft der Geister hienieden und deren jenseits mahnt, wie's anderwärts selten einer gar nicht geschieht.

Johann Pendl, Bildhauer in Meran.

Als vor einigen Jahren ein sehr bekannter Gelehrter aus den Rheinlanden nach Meran gekommen war, lautete seine erste Frage: Kann ich Zutritt in das Atelier des Bildhauers Pendl finden? — Ihm galt somit ein Besuch des Meisters mehr noch, als der Anblick der reichen Naturschönheiten Merans. Nur die Frage, ob der Herr Pendl seine oder Werke von ihm gesehen habe, antwortete der Skizzir: Ja, er habe sie gesehen und mit Bewunderung diesen Tiroler Künstler gepriesen und zwei Crucifixe desselben in seiner Sammlung besessen habe. Zudem seien Christusbilder des Pendl am Rheine nicht selten zu finden. Wir waren durch diese Mittheilung angenehm berührt und erklärten unserem verehrten Gaste, daß sich Pendl durch einen Besuch sehr geschmeichelt finden würde. Was das Atelier betreffe, so dürfte man sich nicht große Vorstellungen davon machen. Der bescheidene Meister habe keine Kunstjünger und arbeite in einem kleinen, etwas düsteren Zimmer des Erdgeschosses. Wir führten noch an demselben Tage den gelehrten Herrn durch die enge Steinachergasse in's kleine Haus des Bildhauers und fragten dort nach ihm. Da hieß es: er arbeitet jetzt an einer großen Madonnenstatue für Brunecken und muß deßhalb im Stadel drüben sich befinden, weil das Arbeitszimmer hier zu klein ist. Durch einen verwahrlosten Garten, in dem das üppigste Rebgeranke eine schattige Laube bildete, kamen wir in das Atelier des berühmten Künstlers in den Stadel. Der Rheinländer wollte kaum seinen Augen trauen, als im schlichten Manne, der sehr leicht gekleidet war, ihm Bildhauer Pendl vorgestellt wurde. Nachdem man einige Zeit über dies und jenes gesprochen hatte, führte uns der freundliche Bildhauer in sein anspruchsloses Haus zurück, wo er uns ein großes Crucifix zeigte, das eben vollendet und nach Amerika bestimmt war. Andacht und Bewunderung erfüllte uns alle, da wir dies herrliche Bild beschauten. Der kunstsinnige Freund des Bösserés erklärte geradezu, er habe nichts Aehnliches gesehen und selbst die schönsten Erwartungen, die er von Pendl's Leistungen hatte, seien von diesem Prachtwerke übertroffen. Nachdem wir die Modelle und Anderes besichtigt hatten, nahmen wir Abschied. Das ist noch ein alter, deutscher Künstler, ein echter Bürger bemerkte der vielgereiste Rheinländer. Wie wohl thut es Einem heutzutage, noch einen Künstler als einen so biedern schlichten Bürger zu finden.

Pendl ward im Jahre 1791 im heitern lebenslustigen Zillerthal geboren, wo er seine Kindheit verlebte. Schon damals entwickelte sich in dem Knaben ein außerordentlicher Drang, Blumen und Thiere nachzuschnitzen und übergroß war die Freude, wenn ihm ein Schaf oder ein Pferd wohl gelungen war. Je größer aber die Lust zum Zeichnen und Schnitzen war, desto kleiner war die zur Bauernschaft. Dies veranlaßte Pendl's Vater, den Knaben, der bis in sein zehntes Jahr allerei geschnitzt und eine große Fertigkeit sich darin erworben hatte, „die Bildhauerei lernen" zu lassen. Er führte ihn deßhalb zum damals in Tirol berühmten Franz Xav. Nißl, der den Knaben freundlich aufnahm. Allein der Lehrmeister war damals schon 73 Jahre alt und konnte, weil er sehr stark zitterte, den hoffnungsvollen Jüngling nicht nach Wunsch unterrichten. Der Meister sing auch bald an zu kränkeln und starb im Jahre 1801. Pendl hatte in dieser Zeit sich viel mit Schnitzen nach der Natur beschäftigt und dadurch ebenso sein Auge geschärft, als seine Fertigkeit gehoben. Nach dem Tode Nißl's entschloß sich Pendl's Vater, seinen Sohn studiren zu lassen, weil die Aussichten für die Bildhauerei gar schlecht waren", und gab ihn in die Benediktiner-Abtei Disentis. Doch auch hier fächelte dem talentvollen Knaben nicht lange das Glück: denn ein Jahr darauf wurden die Patres ausgewiesen und Pendl mußte wieder in's väterliche Haus zurück. Im Jahre 1806 kam er zu Nißle dem Jüngern — einem Neffen des früher Genannten — in die Lehre. Bei glühender Lernbegierde that seiner Fortbildung der Mangel an Bestellungen bedauernswerthen Eintrag. Pendl bemühte sich eifrigst, alle Modelle zu copiren und sich auf diese Weise nach Möglichkeit zu fördern. Inzwischen brach in Tirol der Aufstand aus, und nachdem Bayern desselben Herr geworden war, ging das Gerücht über die Burschen los. Pendl ward von diesem Unglücke betreit, denn es war ihm gelungen, nach Oesterreich zu kommen. Doch wohin er auch gelangte, lautete ihm die Hungerglocke, weil in den damaligen unruhigen Zeiten die besten Künstler wenig oder gar keine Aufträge erhielten und oft darben mußten. Nach vielen Prüfungen und Entsagungen kam Pendl 1811 nach Wien. Auch dort waren wenig ersprießringende Aussichten, denn die reichen Herrschaften waren ausgewandert; selbst bekannte Künstler, wie Kießling und Lieben, waren ohne Beschäftigung; die Akademie war gesperrt. Nur bei den Professoren M. Fischer und Weinschreiber erhielt Pendl aus besonderer Gewogenheit manchmal Privatunterricht. Auch konnte er durch ihre gütige Vermittelung den Antikensaal sehen. Im Jahre 1813 wurde die Communication freigegeben und Pendl reiste nach Hause. Von dort begab er sich, durch einen Brief eingeladen, nach Meran, wo er gut aufgenommen wurde und hinlänglichen Einkommen fand. Freilich mußte sich der junge Künstler mit Nebendingen beschäftigen, die seines Talentes eben so unwürdig, als seinem Bergen zuwider waren. Er mußte, um sich leichter vorwärts zu bringen, mit Fassmalerei, Möbelschnen, Zierathen schnitzen und Porträtiren in Wachs und Gyps sich viel beschäftigen. Letzteres bildete seine Hauptverdienstquelle.

Digitized by Google

Bald kamen jedoch größere Bestellungen; so sollte er größere Crucifixe mit Nebenfiguren für die Mariahilf-Kirche in Lana, für's Kapuzinerkloster in Meran verfertigen. Für die Kapuziner in Bozen wurden 38 Figuren zur Weihnachtskrippe und zur Passionsvorstellung geliefert. Nun hüuften sich die Aufträge und sehr viele Kirchen in Süd- und Nordtirol besitzen das eine oder andere Kunstwerk aus Pendl's Hand. Am geschätztesten sind aber die Crucifixe des Meisters, die nicht nur nach Deutschland, sondern sogar nach England, Rußland und Amerika gehen. Mit Bestellungen dieser Art ist Pendl überhäuft. Man kennt den bescheidenen Meraner Künstler um so höher schätzen, wenn man bedenkt, daß er, nur sich selbst überlassen, ferne allen Kunstsammlungen und Kunstausstellungen, nur die Natur zur Lehrmeisterin hatte. „Je weniger ich noch Einsicht und Praxis hatte, desto mehr mußte ich mich plagen, um, fern aller Hilfe, ein neues Werk in's Dasein zu rufen. Ich mußte viel kämpfen und ringen, mußte Vieles leiden — jedoch leiden ist ja nicht Sünde", schrieb vor einiger Zeit Pendl an einen seiner Freunde.

Wir freuen uns, daß der nie rastende Meister, der schon so viel Schönes gefertigt hat, noch jetzt von Werk zu Werk entschiedene Fortschritte macht und seinem edlen Ziele immer rascher annaht.

Bachert und Halm.

* Der Curiosität halber haben wir Beibl. Nr. 33 aus den „Münch. N. Nachr." einen neuen Versuch zur Lösung des Räthsels über die Athnlichkeit des „Fechters von Ravenna" mit den „Ehrenstern in Rom" mitgetheilt. Da Hr. Bachert in seiner Erklärung vom 9. April 1856 versichert, die „Ehrenstein in Rom" seien seine Erfindung, und an seiner Glaubwürdigkeit und Ehrenhaftigkeit nicht im mindesten zu zweifeln ist, so verzählt der oben erwähnte Versuch der Lösung der Frage in sich. Dagegen möge hier noch folgender Zeitungsartikel zu dieser Frage stehen: „Friedrich Halm's (Eligius Frhrn. von Münch-Bellinghausen's) Werke erscheinen soeben im Verlage von Karl Gerold. Der 1. Band enthält die Gedichte, dann folgen die Schau- und Trauerspiele. Die „Köln. Ztg." bemerkt hiezu: „Die Dramen Halm's erwarten nicht erst ihr Theil. Sie sind gesehen, besprochen, gepriesen, getadelt — aber überall mit einem Interesse aufgenommen worden, das sich bei dem letzten zur begeisterten Theilnahme steigerte. Es ist hier wohl der Ort, ein (der Pimmel gebe: letztes) Wort über den Fechter von Ravenna zu sagen. Franz Bachert, der mit Leidenschaft Verse macht, hatte den Stoff des Fechters seit Jahren mehrfach in seiner wunderlichen Weise bearbeitet. Die Versuche verschwanden, seine Stücke in Wien zur Aufführung zu bringen, mißglückten natürlich. Aber eines dieser seltsamen Produkte kam in die Hände F. Halms, der es las und dennoch — wie viel oder wenig, darüber wollen wir nicht streiten. Genug, es ist klar wie der Tag, daß F. Halm den Bachert gelesen und benutzt hat. Kein vernünftiger Mensch macht Hrn. v. Münch-Bellinghausen aus dieser Benutzung einen Vorwurf, wiederholt ist alle Welt ihm dankbar, daß er den rohen Stoff durch eine glänzend theatralische Behandlung zu einem wirksamen Bühnenstück umformte. Bachert wird sich aber, daß er sich nicht hat überwinden können, seine Benützung, die unläugbar ist, klar und offen einzugestehen. Er veröffentlichte eine lange an's Licht kam, offen einzugestehen. Er veröffentlichte eine lange Erklärung, in welcher er sich sorglältig hütete, seine Benützung abzuläugnen, eine offenbare Unwahrheit hat er sich also nicht zu Schulden kommen lassen. Dagegen sucht er auf alle mögliche Weise indirekt das Publikum zu dem irrigen Schlusse zu verleiten, daß er den Bachert gar nicht gelesen habe, und das ist mit Recht lächerlich geworden." Soweit die „Köln. Ztg.", deren Resumé wohl genügt zu wissen, daß Publikum beiläufig unterschreibt. O. v. Schorn hat die Akten des ganzen Streites in einer pikanten Zusammenstellung bei Lauten in Düsseldorf erscheinen lassen; dieses Buch darf, als zu unserer Tagesgeschichte gehörig, in keiner Bibliothek fehlen. Also nen erfahren wir darin u. A., daß die bekannte, angeblich der „Dresd. Abendzeitung" entnommene Ballade in keinem Jahrgang derselben aufzufinden, also erst nachträglich von einem *geschickten Kopf fabricirt war, um den Handel zu verwirren. — Im Oesterreich und Preußen aber gibt man sich möglichst Mühe, den arianen Schallbrer, der seine Freunde wohl eben so unmöthig beröhmt machen wollte, dem Gespötte preiszugeben. In dem Dorftheater zu Meidling nächst Wien wurden neulich Bachert's „Ehrenstein in Rom" unter lautem Gelächter des Publikums, in das später auch die Schauspieler einstimmten, gegeben. Ein Theater in Norddeutschland hat den Einfall gehabt, alle Hauptrollen des Stücks mit seinen — Komikern zu besetzen.

Neuestes.

Bayern. München, 6. Sept. Die Ankunft Sr. Majestät des Königs, von Griechenland ist diesen Abend nach 11 Uhr erfolgt. Die Ehreise Sr. Majestät nach Berchtesgaden bleibt auf morgen früh festgesetzt.

+ Regensburg, 3. Sept. Das Bayr. Volksblatt stellt in seiner Nummer 206 ein halb Dutzend Fragen an die Landw. Ztg., über deren Beantwortung es sich vergeblich den Kopf zerbricht. Da wir uns die Wahrheit der Gneome, daß selbst ein Narr mehr Fragen aufwerfen könne, als zehn Gescheite zu beantworten im Stande seien, nicht verhehlen, so kann uns nur der Umstand, daß „die Unwissenden lehren" das zweite Werk der geistlichen Barmherzigkeit ist, dazu bewegen, unsere Nationalblätter — denn auch wir haben seit einer Zeit zu Haim gestanden — durch die Beantwortung jener Fragen einigermaßen zu sühnen. Die Landw. Ztg. hat seit dem Beginne der Controverse sich angelegen sein lassen, ihren Lesern eine möglichst vollständige Uebersicht über den Verlauf derselben zu vermitteln. Zu dem Behufe hat sie eine im Verhältnisse zur Wichtigkeit der Frage und dem zu Gebote stehenden Raum beinahe mehr als hinreichende Anzahl von Nachrichten und Artikeln gebracht; wer mag es ihr nun verargen, wenn sie ihren Lesern auch noch einen Blick auf das in wüster Oede sich verlierende Bachert gewährt? Zwar fürchtet das Volksbl. eine Spaltung der österreichischen und bayerischen Zunge mit allen Einflüssen nationaler Erinnerung, wir aber hoffen, obschon wir Herbert's Ansicht, daß Patriotismus nur eine „herrliche Schwachheit" sei, bei weitem nicht theilen, unsere Schuld daran verantworten zu können. Denn wenn uns der „immer noch fraglichen Sache" der Dichter und Realist Niendorfer von Oberpfaffenhofen dennoch als Sieger hervorginge: wenn die Oesterreicher vor der Hochzeit Zuchte geschrieen hätten: hätte dann die „Landwirthin" gedauert, daß sie dem verletzigen „so triumpho Oesterreichs ihr Sprachrohr geliehen, Herrn Halm oder Herrn Bachert gepriesen? Also aber die tiefe Einsicht des Volksblattes in die Bachert'sche Sache bereits, so müssen wir freilich demüthig anerkennen, daß ein Pindar nur von einem Pindar verstanden werden könne. So: manus manum lavat! —

* Landshut, 8. Sept. Kanonendonner und Tagesreveille begrüßten heute Morgens den Tag des Namensfestes unserer geliebten Landesmutter Königin Marie. Gottesdienst, dem die Mitglieder sämmtlicher Behörden beiwohnten, so wie Kirchenparade des 1. Militärs und der Landwehr fanden in üblicher Weise statt. Gott segne die Königin! —

Landshut, 8. Septbr. Seine Majestät der König haben Sich aller gnädigst bewogen gefunden, die katholische Pfarrei Rattenbuch, k. Landgerichts Stengau, dem Priester Binus Schmitt, Cooperator an der Stadtpfarrkirche zu St. Martin in Landshut, zu übertragen.

* Landshut, 8. Sept. Vom herrlichsten Wetter begünstigt fand gestern die Feier der Kirchweih auf der Kühlenmühle statt. Bei der Nähe der Stadt und der Beliebtheit des Lokals war es daher vorauszusehen, daß der Besuch ein äußerst zahlreicher seyn werde. Wirklich strömte aber auch den ganzen Nachmittag eine zahllose Menge hinaus zum frohen Feste, wo man sich bei trefflicher Musik, gutem Biere und anderweitigen Erfrischungen sorglos der durch keine Störung unterbrochenen Freude überließ. — Leider ist die heutige Witterung dem Besuche der Kühlmühle eben nicht günstig. —

Digitized by Google

☛ Da uns vergangenen Samstag keine Aenderung der Eilwaimenanzeige zugekommen, so blieben in einer größern Anzahl von Exemplaren der Zeitung die alten Lichter- und Seifenpreise stehen. Noch einem andern Blatte erfahren wir aber, daß sich dieselben dahin änderten: Unschlittkerzen, gegossene, das Pfund 30 kr., ordinäre 28 kr., Seife, das Pfund 22 kr., Unschlitt, rohes, der Zentner 35 fl., ausgelassenes 40 fl.

*** Straubing, den 5. Sept. Wie ich so eben vernehme, hat laut Armee-Divisions-Kommando-Ordre, das in Straubing derzeit in Garnison sich befindliche zweite Bataillon vom 12. Infanterie-Regimente Otto von Griechenland, am 1. künftigen Monats von Straubing ab, und in folgenden Tagreisen nach Kempten, seinem künftigen Bestimmungsorte zu marschiren: 1. Tag nach Mengkofen, 2. Tag nach Landshut, 3. Tag nach Moosburg, wo Rasttag ist, 5. Tag nach Freising, 6. Tag nach München und von da am 7. Tag per Eisenbahn nach Kempten.

Passau, 5. Sept. Dem Vernehmen nach werden sich Se. Regierungs-Präsident von Niederbayern Frhr. v. Schilcher zur Feier des Landwirthschaftsfestes nicht hieher kommen. (N. Pass. Z.)

Oesterreich. Aus Wien, 3. Sept. wird berichtet, daß, um jedem Versuch der Ruhestörung in Italien gehörig entgegentreten, von den unter dem Oberbefehl des Marschalls Radetzky stehenden zwei Armeekorps das eine auf den Kriegsfuß gesetzt werden soll.

X Salzburg, 7 Sept. Ich entreiße mich dem fröhlichen Gewirre im Mirabellgarten, wo sich eben die Sänger zur Probe zusammenfinden, um Ihnen kurz Einiges über den bisherigen Verlauf des Mozartfestes zu berichten. Doch ich will von vorne beginnen. Gestern Vormittags war die erste Concertprobe. Nach dem Schlusse des ersten Concertstückes (Sinfonie von Mozart in C) forderte Lachner auf, Seine hohen Meister zu „hören“ zu bringen, was natürlich mit der größten Begeisterung geschah. Nachmittags 3 Uhr kamen die Landshuter (die nebenbei bemerkt vom besten Wetter begünstigt eine lustige Fahrt gemacht hatten) am „Oesterlech“ an, wo sie vom einschlägigen Comité empfangen, den gleichzeitig angekommenen Liedertafeln von Innsbruck und München eingereiht und unter fröhlicher Musik bei einem außerordentlichen Zudrange von Neugierigen durch das herrliche Festenthor in die Stadt geleitet wurden. Vor dem Rathhause angelangt begrüßte jede Tafel die Stadt mit ihrem Sängerspruche, worauf dann die einzelnen Sänger nach einer herzlichen Ansprache von Seite eines Mitgliedes der Empfangs-Commission sich in das Gedenkbuch einschrieben und ihre Sängerzeichen zc. in Empfang nahmen. Um 4½ Uhr wurden in ähnlicher Weise die Linzer und Wiener in die Stadt geleitet. Abend fand man sich im Mirabellgarten zusammen. Von hier aus zogen die Sänger nach einiger Restauration in's nahe gelegene Theater, wo die Festlamate von Lachner, von der ich gleich nachher sprechen werde, probirt wurde. Der Sänger müssen 500 — 600 sein, denn sie füllten das ganze Theater, auch die Bühne, vollständig aus. Die Cantate ist besonders durch die glanzvolle Instrumentalbegleitung so effektvoll, daß, nachdem dem Lachner ein stürmisches „Hoch“ ausgebracht war, die Wiederholung derselben von allen Sängern verlangt wurde, und dann auch geschah trotz der vorausgegangenen Berstherung Lachners, daß es schon nach der ersten Probe seine volle Zustriedenheit ausgesprochen könne. Darnach (Abends 8 Uhr) fand die Aufstellung zum Fackelzuge statt. Der Festzug ordnete sich auf dem Mirabellplatze und zog durch den Aurdrögen über das Platzl, die Brücke, den Rathhausmarkt und Residenzplatz zur Statue auf den Mozartplatz. Die Fackelträger mit 300 Wachsfackeln bildeten theils ein Spalier, theils schieden sie die nach Stimmen getheilten Sänger von einander, denen 2 Musiken, das Fest-Comité und die geladenen fremden Künstler vorangingen. Prächtig war der Anblick besonders im Vorbeizug der Mozarts Wohnhaus, wo die Musik von beständigen Hochrufen der Sänger unterbrochen wurde. Auf dem Mozartplatze wurde die oben besprochene Festcantate gesungen und machte aus der Ferne gehört in der Stille der Nacht einen erhabenen Eindruck. Der Gipfel des Geisberges war unterdessen beleuchtet und bengalische Flammen erhellten auf mehreren Seiten den festlich geschmückten Mozartplatz. (Die Mozartstatue war sowas ich oben zu bemerken vergaß) bei unserm Einzuge von den Innbrucknern mit einem eigenen Schmucke versehen worden. Ein hübsches Mädchen in der lieblichen Tirolertracht ging den Sängern voran und trug einen Kranz von Eichenlaub mit dem sie auf einer Leiter emporstiegen die Hand des großen Meisters zierte). Beim Beginne der Cantate erschien König Max von Bayern, der schon vorher in der Kaiserl. Residenz am Fenster sich gezeigt hatte, neben der Kaiserin-Mutter von Oesterreich an einem Fenster der Statthalterei und war gegenwärtig bis zum Azuge. Dieser geschah an der Geburtsstätte Mozarts vorbei, worauf man sich trennte. — Heute Morgens 9 Uhr war Hochamt in der Domkirche, wobei Mozarts Messe in C-dur mit 2 Orchestern von denselben Meister, nämlich „Pignus futurae gloriae“ und „Misericordias“ unter der Leitung des hiesigen Kapellmeisters Taux mit der größten Präcision aufgeführt wurde. — Morgen das Weitere.

Salzburg, 5. Sept. Das nachstehende Gedicht, von Sr. Maj. dem König Ludwig auf den großen Tonmeistern morgen beginnenen Säcularfeier verfaßt, theile ich mich für Ihr geschätztes Blatt mitzutheilen, es lautet:

An Mozart.

Zwei Menschenalter sind verflossen,
Seitdem dein letzter Ton erklang.
Dein Geist, dem hier er schon entschlossen,
Für immer sich zum Himmel schwang.

Und wie auf des Olympos Höhen
Der Götter Jugend ewig blüht,
Wird blühend was du schufst bestehen,
Bist Sonne, welche ewig glüht.

Es sind die Leiden längst verschwunden
Die auf der Erde dich gedrückt;
Die Wonne doch wird stets empfunden
Von welcher nur durch dich entzückt.

Vermählet ist in deinen Tönen
Die Melodie mit Harmonie;
Es lebt das Ideal des Schönen
Im Zauber deiner Phantasie.

König Ludwig.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Gabr. Bleyer.

Straubinger Schranne **vom 6. Septbr. 1856.**

Getreide-Gattungen.	Vorigen Markt.	Heutigen Markt.	Gesammte Summe.	Verkauft wurde.	Bleibt als Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niederster Preis.		Geboten.		Gesuchen.	
	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	561	561	561	—	—	23	21	22	5	21	6	—	—	1	40
Korn	3	141	144	144	—	15	45	15	9	13	46	—	—	—	51
Gerste	1	206	207	167	—	11	36	11	5	10	37	—	—	—	57
Haber	—	202	202	202	—	6	10	5	44	5	6	—	—	—	—
Arbs	—	9	9	9	—	31	—	31	46	30	—	3	8	—	—
Linsen	—	3	3	3	—	10	—	8	10	7	27	—	—	1	54

Druck und Verlag der Jos. Thomannschen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

In der Jos. Thomannschen Buchhandlung in Landshut sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rauchenbichler, Lehrbüchlein des christlichen Wohlanstandes für Töchter. 8. br. Preis 24 kr.

Zusammenstellung der neuesten Gesetze für das Königreich Bayern. Mit allerhöchster Genehmigung. III. Band 1. Heft. Enthaltend die Gesetze und Verordnungen aus den Jahren 1853—1855 incl. gr. 8 br. Preis 1 fl. 48 kr.

☛ Sobald die während des letzten Landtages berathenen Gesetze publicirt sein werden, erscheinen dieselben im 2. Hefte des 3. Bandes.

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 37. Den 15. September: Nikodemus.

Eberhard der Falkensteiner. *)

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.
Von Conrad von Bolanden.

1. Der Rathsherr.

Im Jahre 1525 ging vor der Klosterpforte der Clarissen zu Speyer ein Mann, gleich einer Schildwache, auf und nieder. Seine stolze Haltung und die prächtige Tracht verriethen den reichen Patrizier. Er trug ein weites, mit Zobelpelz verbrämtes Gewand und wenn dessen weite Falten sich öffneten, sah man das eng anliegende Kleid, welches an Brust, Hals und Armen mit Gold- und Silberstoff reichlich durchwirkt war. Ein kurzes Schwert mit kostbarem Griffe hing ihm an der Seite, und das Wehrgehänge blitzte dermaßen von edlem Gestein, daß es wohl der Ritterstoz eines Landjunkers aufwog. Zu dieser Waffe kam noch ein Dolch mit einem Hefte aus feinstem Golde. Seine Beinkleider reichten bis an die Kniee, hier schlossen sie mit kunstreich gearbeiteten silbernen Kniebändern, welche zugleich die seidenen Strümpfe zusammenhielten. Sogar auf die Schuhe erstreckte sich der Luxus des reichen Gebherrn, indem verschiedene Figuren aus Silberfäden an denselben angebracht waren. In dieser kostbaren Tracht, welche Zeugniß gab von dem fabelhaften Reichthum, den sich manche Familien der Reichsstädte zu erwerben gewußt, und der ihnen den Neid der Gemeinen **) und die Scheelsucht des verarmten Landadels eintrug, bewegte sich jedoch der Mann mit jener Gemüthlichkeit und Gleichgültigkeit, welche zeigten, daß er nicht zum außerordentlichen Besuche sein Festgewand angelegt hatte, sondern sein täglichtes Werktagskleid trug.

Trotz des äußeren Glanzes schien der stolze Reichsstädter mit sich selbst höchst unzufrieden; denn seine Züge, so weit der wallende, sorgfältig gepflegte Bart dieselben erkennen ließ, zeigten inneren Sturm an. Das sammtene, goldgestickte Barett schob er auf dem Haupte hin und her, oder schnellte ärgerlich mit den Fingern. Zuweilen unterbrach er seinen Gang und blieb erwartungsvoll vor der Klosterpforte stehen. Dann horchte er wieder in die Stadt hinein, aus der von allen Seiten großer Tumult und Lärm rescholl; denn es waren heute wieder starke Bauernhaufen eingezogen, wohl bewaffnet und von lebendigem Eifer beseelt, auch in Speyer, wie überall im Reiche, die alte Ordnung aufzuheben und eine neue, angeblich bessere zu begründen. — Speyer hatte nämlich, gleich anderen Reichsstädten mit den aufständischen Bauern Freundschaft geschlossen und stand nun mit seinen Bundesgenossen für Freiheit und Evangelium gegen Fürsten und Pfaffen. Allenthalben zogen lärmende Haufen durch die Straßen oder standen auf freien Plätzen beisammen, wo manchmal heftige Drohungen aufstiegen gegen die Faggereien der Ehrbarkeiten — wie die Gemeinen die reichen Familien nannten — und gegen Trug und Treiben der schelmischen Pfaffenschaft. Bewaffnete rannten hin und her, oder lagen schwatzend an sonnigen Orten, und aus den Herbergen erschallten wilde Melodien oder wüstes Gejauk unmäßiger Zecher. Dazwischen hörte man wieder rohes Gelächter oder stürmisches Hoch rufen auf die Freiheit und das neue Evangelium. Allenthalben trug die Stadt Zeichen von Aufruhr und Empörung.

*) Aus dem Feuilleton des Blattes „Deutschland.“

**) Niederer Volksklasse.

Der Mann vor dem Clarissenkloster sah voll düsteren Unmuthes in dieses Treiben, welchen Unmuth die höchst anstößigen Reden der voraberzehrenden Pöbelhaufen gegen die Ehrbarkeiten und Obrigkeiten noch vermehrten. Als er zudem bemerkte, daß solche Aeußerungen ihm absichtlich zu Gehör geführt wurden, da steigerte sich der Aerger des Patriziers in solchem Grade, daß er dem bisher verhaltenen Groll in lauten Selbstgesprächs freien Lauf ließ.

„Verflucht sei der Tag,“ — sagte er mit geballter Faust, — „an welchem die Stadt der gemeinen Rotte freie Hand ließ. Sie wollte sich die herrschsüchtige Piaffheit vom Halse schaffen und der Fürstenschaft einen Trumpf spielen, — aber diese Höllenhunden sind Aerger als Pfaffen, Fürsten und alle Teufel obendrein! Lieber mit dem Fürstbischof zehn Jahre wegen Gerechtsamen herumstreiten, als einen Tag dieses Raubgesindel gewähren lassen. — Welche Reden diese Schurken führen? mit welchen Augen sie auf meine Tracht herfehen? Ja, fürwahr! laut diesen Augen spricht Raub Diebstahl und Mord! — Wo hatten wir nur die Köpfe, mit diesen Scheinen gemeinsame Sache zu machen? Fliehen erst die Bauernhaufen mit ihren verruchten Karthäusen vollständig in die Stadt herein, dann wird des Plünderns und Berauben kein Ende sein. Zuerst sagen sie Kirchen, Klöster und Stifte aus, dann geht's an uns. — Und bei Allem dem ist kein Ausweg zu finden, wir stehen ist der Grube, die wir mit eigenen Händen gegraben haben. Da ist kein Arm, der helfen mag! Die Fürsten haben den Kopf verloren, der Kaiser treibt sich in Weltschaden herum und läßt im deutschen Reiche Aufruhr, Brand und Mord toben und rasen; die vom Adel sind flüchtig oder liegen unter dem Schutte ihrer Burgen begraben; und die Städte? — die mußten entweder mit den aufständischen Bauern halten, oder sich von ihnen brandschatzen lassen. Gott sehe da vor, was kommen mag!“ — „Wo bleibt doch heute nur die Elise?“ sprach er, wieder gegen die Klosterpforte sehend. „Hab' keine Lust, länger hier Schildwache zu steh'n und von den argen Gesellen mich dauern zu lassen. Aber ohne meine Begleitung kann das gute, schippige Ding nicht nach Hause gehen; denn ein schönes Mädchen ist heute so wenig sicher auf der Straße, wie Edelsteine in den Kirchen. Dazu noch ein Mädchen, wie diese Else, — gewiß die schönste Maid im ganzen deutschen Reiche, und würdig die Frau eines Grafen zu werden! Nur Ärgert's mich in diesem Augenblick, daß der Graf Feldhauptmann dieses verlaufenen Bauernvolkes ist. Aber er soll's erfahren, wie die Schurken seinen künftigen Schwiegervater verhöhnt haben.“

Der kochende Unmuth des Patriziers wurde hier durch das Lärmen und Schreien eines daherziehenden Volkshaufens unterbrochen. Derselbe füllte die ziemlich breite Straße dicht mit Menschen an. Unter wildem Geschrei zog er vor das nahe stattliche Haus, welches dem freien Platze beinahe gegenüber lag, der sich vor den Klostermauern ausdehnte. Vor diesem waren mehrere Pfähle in den Boden geschlagen, welche einige Fuß hoch über die Erde hervorsahen und in alten, abgelegten Schuhen endigten. Diese Pfähle mit den Schuhen auf der Spitze bedeuteten die Verdammung des Hauses sammt deren Bewohnern, welche als Papisten der Proscription verfallen waren.

An der Spitze des Zuges schritt in würdevoller Haltung der Fahnenträger, und neben ihm der Trommler, der gewaltigen Lärm

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek

schlug, und der Pfeffter, welcher die Backen weit aufbließ. Die Fahne selbst war ein Meisterstück des ausgehauften Schneiders Kolp, zusammengesetzt aus verschiedenartigen schreienden Farbenlappen, welche der würdige Meister aus den Tuchährresten seiner Kunden zusammengeflickt hatte. Dann hatte der Anstreicher Meyl allerlei Figuren auf die Fahne gemalt, unter denen besonders der ungeheuere Bandschuh und die Freiheitsfahne hervorragten; denn diese standen bei den Aufständischen in hohem Ansehen. Vor der Einfahrt, worüber ein adeliges Wappen prangte, machte der Fahnenträger Halt und der Bauernfeldische Haufe nahm unter großem Tumulte seine Stellung ein, wobei Jeder den besten Platz zu erobern strebte. Ueber den zahllosen Köpfen ragten die Spitze, Hellebarden, Gabeln und Krappen der anwesenden Bauern hervor, welche Gegenstände im Vereine mit den drohenden Gesichte, deutlich die Absicht des Haufens erkennen ließen. Das Gesindel der Stadt trug Gießkannen, Eisenpfähen, Blechscheiben, Ochsenhörner und andere ähnliche Gegenstände. *)

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kolping's Reiseberichten.

Kolping schließt seinen Bericht in den „Rheinischen Volksblättern" folgendermaßen:

Für die Wallfahrer nach Alt-Oetting ist an Ort und Stelle auch in hinreichender und würdiger Weise geistlich vorab, dann auch leiblich Sorge getragen, so daß der Gudenort auch in der That ein Gnadenort genannt werden kann. Hier betet ganz besonders noch Altbayern, und dies Altbayern läßt sich nicht so leicht aus seiner alten, frommen Art heraus irritiren. Mit den Operationen der Aufklärerei ist's dort nichts und wird's auch sobald nichts werden, — Um die Mittagszeit gings auf Passau zu, dem Inn entlang, mit dem sich unterwegs die Salzach vereinigt, eine fruchtbare, interessante Gegend hüben und drüben. Erst am folgenden Morgen gelang es, Passau, die alte Bischofsstadt zu erreichen, deren Lage und Umgebung an den Ufern der Donau, des Inn und der Ilz einzig in ihrer Art genannt werden kann. Die Gesellen machten sich wader, aber sie haben auch gar gute Freunde dort, zu denen in erster Reihe Sr. Bischöflichen Gnaden steht, dem Passau gar viel verdankt, — so daß ich fast fürchte, die Burschen haben es gut. Doch, es thut noth, daß ich wieder heim komme, und deshalb wollen es die Leser entschuldigen, daß ich den Weg durch's Bayerland etwas kurz fasse. Vielleicht besehen wir uns das zu Zeit ganz apart und dann können wir uns tiefer auf seine Eigenthümlichkeiten einlassen. Für jetzt wollen wir es bei folgenden Bemerkungen bewendet sein lassen. — Der Weg von Passau nach Regensburg führt über Straubing, dessen Umgebung nicht umsonst die Korn- oder besser die Weizenkammer von Bayern genannt wird. So weit das Auge reicht, das üppigste, fruchtbarste Feld, das besonders in diesem gesegneten Jahre seinen ganzen Reichthum zur Schau ausgestellt hatte. Kein Wunder, daß in dieser Gegend sich ein behäbiger, oft sehr wohlhabender Bauernstand befindet, der, wie man mir berichtete, es ungefähr im Leben so treibt, wie anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen die reichen Bauern auch. Wenn der Landvote Stephan einmal durch jene Gegenden wanderte und sich in seiner Art umschaute, möchte er auch Gelegenheit genug finden, sich hinter den Ohren zu krauen und in seiner Art zu räsonniren. Nun, unter ziemlich gleichen Verhältnissen sind die Menschen überall in der Welt sich ungefähr selber gleich, was man am besten kennt, wenn man sich ein wenig in der Welt umschaut. — Daß aber unser Herrgott geben, und, wo er es für gut findet, auch nehmen kann und es oft thut wie unversehens, das erfuhr ich auf derselben Fahrt auch noch. Als wir uns Regensburg näherten, fiel schon von Weitem das fahle, oft schneeweiße Feld auf, das ausfah, als ob bereits der Sommer vorüber, die Ernte gehalten sei. Und sie war gehalten, aber wie? Bald zeigte sich, daß ein Unwetter mit furchtbarem Hagelschlag über die sonst so üppige Flur dahergefahren, gewaltige Bäume aus dem Erdboden gewunden und umgestürzt, da und dort freistehende Gebäude entweder völlig zerstört oder doch gräßlich beschädigt hatte, auf dem Felde aber auch dunstfädlich seinen Halm aufrecht stehen gelassen. Die Roggen- und Weizenfelder besonders waren auch sehr verwüstet, das selbst das Stroh zu leichter Sparre verschwunden war. Woher das Wetter gekommen und wohin es gezogen, wird leicht eine Stunde in der Breite, wie lang kann ich jetzt nicht mehr angeben, hatte es Verwüstung und Verderben hinter sich gelassen. Am Pfingstmontag war's geschehen — binnen 7 Minuten. So kann Gott auch nehmen! Die Leute waren eben beschäftigt, die schneeweißen Aecker von den völlig verdorrten Halmen zu reinigen, um wenigstens den Boden für andere Saaten wieder herzurichten. Aber Lust und erschütternd greift der Anblick einer so verwüsteten Flur an's Herz und man denkt dabei unwillkührlich an die Hand Gottes, die dort wo sie einmal niederschlägt, auch ihre unverlennbaren Wahrzeichen hinterläßt. — In Regensburg habe ich mich an ein paar Sachen herzlich erfreut, ohne des zu gedenken, was in persönlicher Hinsicht mir dort Gutes und Liebes begegnet. Das erste war der herrliche Dom, den man mit einer wahren Wonne beschauen mag. Er gehört sicher zu den herrlichsten Kirchen Deutschlands und auch noch ein wenig über seine Grenzen hinaus. König Ludwig von Bayern hat auch hier für herrlichen Fensterschmuck gesorgt, und daß das ganze Innere stylgerecht gereinigt und hergerichtet ist. Zwar besitzt das alte Regensburg auch noch manch anderes herrliche Bauwerk des Mittelalters, des tüchtigen, thatkräftigen, aber zum Dom kehrt man, wie in Cöln, wenn man alles Andere gesehen, gern wieder zurück und erbaut und erhebt sich an demselben. Das Unwetter hatte auch in seinen Fenstern Schaden angerichtet, doch ist der zu reparirren. Das andere war ein alter Zug und zwei Leben einiger Vereinsgesellen, den ich nicht verschweigen will. Im vorigen Winter war's sehr kalt und tiefer Schnee lag draußen, als eines Abends vier Vereinsbrüder einen kleinen Spaziergang vor's Thor machten, um frische Luft zu schöpfen. Da erblickten sie ein armes Weiblein, das mühselig durch den Schnee daher humpelt und dem's dabei überfauer wird. „Wo schlt Mütterchen? fragt der Burschen einer. Das alte Weiblein erzählt, daß es um des täglichen Brodes willen mit Meisengeist und deslei Kram über Land gegangen, in der Gegend von Altötting aber einen bösen Fuß gekriegt, so daß es mit dem Herumwandern aus gewesen. Da habe es seine Groschen zusammengelegt, um mit dem Stellwagen wieder nach Haus zu kommen. Bis Regensburg sei sie mit Ach und Krach gekommen; nun sei's Geld alle und es müsse zusehen, wie es bis Heimath, die noch eine Stunde entfernt sei, erreiche. Dabei seufzte das Mütterlein schmerzlich auf und wie sauer ihm der Gang werde, war leicht einzusehen. Die Burschen hören zu, schauen sich eine Weile an, dann sagt Einer: „Ja wenn wir einen Schlitten hätten!" „Dazu kann Rath werden," sagt ein Anderer. „Der Herr X. hat sicher einen Schlitten. Sollen wir ihn nicht holen?" Das Mütterlein wird in's nächste Haus an der Straße gebracht, die Burschen laufen in die Stadt, um den Schlitten zu holen. Der Schlitten des Herrn X. ist zu groß. Neue Berlegenheit. Aber der Herr Y. hat zu einem großen Kinderschlitten. Richtig, der wird geholt, zugetrichtet, und wie mit Dampf geht's zum Thore hinaus. Das Mütterlein wird in den Schlitten praktizirt, wohl zugedeckt, zwei Burschen spannen sich vorn an, zwei schieben nach und lustig geht's über Stock und Stein. Die vor Dankbarkeit weinende Alte wird an einem Häuschen abgesetzt — nicht gefragt, wie ihre Wohlthäter heißen noch wer sie sind, sondern umgespannt wird und in fröhlichem Trott geht's wieder nach Regensburg. Abends um elf Uhr sind sie wieder daheim, aber was sie gethan, wissen sie so geheim zu halten, daß selbst der Präses des Vereins erst von der Sache erfuhr, als bereits zwei von den braven Burschen weiter gereist waren, die beiden Andern aber, um den Dergang gefragt, nur baten, Alles geheim zu halten, es sei nicht der Mühe werth, davon Aufhebens zu machen. Doch Kinder, es ist wohl der Mühe werth und deshalb hab ich's hier angeschrieben, als eine der kostbarsten Erinnerungen von meiner Reise.

*) Siehe Jörg's „Deutschland" von 1525 — 1526. S. 110 ff.

Digitized by Google

— Das ist auch Christenthum und wir brauchen's nicht zu verstecken. Daß ich, im Herzen erfreut, von Regensburg weiter gereist, darf ich wohl auch sagen. Ueber Nürnberg, das ich diesmal leider mußte links liegen lassen, ging's weiter nach Bamberg. Kurze Rast, frische Arbeit, dann nach Wiesentheid zu unsern wackern Burschen und ihren lieben Freunden, die bei dieser Gelegenheit fast um die ganze Nachtruhe kamen, denn andern Tags mußte es weitergehen auf Würzburg, um auch dort das ehrsame Handwerk zu grüßen. Das ging mit dem Einführungsfeste des Heidingsfelder Vereins am folgenden Tage in Einem her. Das Städtchen liegt, kaum eine Stunde von Würzburg, an dem Main und hatte sich zum Feste tüchtig herausgeputzt. Selbst das alte Stadthor war beflaggt und lud mit freundlichem Willkomm zum Feste. In Begleitung des Würzburger Präses kam ich gerade auch zum Gottesdienste, dem der Magistrat, sämmtliche Zünfte mit ihren Fahnen und ein großer Theil der Bürgerschaft beiwohnten. Nach dem Gottesdienste ging's in festlichem Zuge zum reichgeschmückten Vereinslokale, wo Alle, Geistlichkeit, Magistrat, Meister und Gesellen sich zu fröhlichem Mittagstisch niederließen, ein Fest so herrlich und froh, wie mir wenige begegnet sind. Nach Tisch wurden die Würzburger Gesellen an der Mainfähre festlich in Empfang genommen, mit ihnen der Festzug durch's Städtchen gemacht, dann zu einem Gartenlokale draußen, wo der Nachmittag so frisch und froh, so heiter und wenn man auch will ernst zugebracht wurde, daß alle Theilnehmer davon ganz begeistert wurden. In dem fröhlichen Franken gibt's auch viel gutes Baben und echt wackere Leute drauf. Abends fuhren wir mit Sang und Klang den Main hinunter nach Würzburg, recht müde von all der Aufregung, aber doch Gott dankend für den schönen, segenreichen Festeschluß. Denn nun war's bald zu Ende mit der Fahrt. Zwar lag Frankfurt noch im Wege, aber das ist noch steinharter Boden für uns, aus dem immer noch kein katholischer Gesellenverein aufsprossen will. Gott wird's zur Zeit schon fügen. Bald darauf hatte ich ein rheinisches Dampfboot wieder unter den Füßen, das mich eilenden Fluges den heimathlichen Strom hinunter trug. Es ist doch ein trauter, alter Geselle, der Vater Rhein, und man grüßt ihn, hat man ihn lange nicht mehr gesehen, mit besonderem Behagen. Und am Rhein ist's doch schön, und läuft man von der Nordsee zu Meer, nach dem Rhein geht man gern zurück und nach der alten Vaterstadt, dem immer unruhiger werdenden Köln mit seinem einzigen Dom, weil man eben drin daheim ist und sich drin auskennt wie nirgends sonst. Wer aber eine solche Fahrt ohne jedes Ungemach, ohne den geringsten Unfall hinter sich hat, der mag Gott danken, und das wollen wir zum Schluß nicht unterlassen.

Die Programme,

die den gedruckten Jahresberichten der bayerischen Gymnasien heuer beigegeben sind, wenigst ihrem Namen nach kennen zu lernen, dürfte für manchen Leser nicht ohne Interesse sein; wir geben daher nachstehendes Verzeichniß:

Amberg. Das Aeschylos Prometheus und Göthe's Fauste. Eine Parallele. Verfaßt von Studienlehrer Dr. L. Lang.

Ansbach. Beiträge zur innern Geschichte der letzten Periode des antiken Polytheismus. Von Dr. Chr. Elsperger, Rektor und Professor.

Augsburg. a) lathol. Conf. Wie kann die Erlernung der Stenographie an den bayerischen Gymnasien gefördert werden? Von P. Hieronymus Graymüller.

b) prot. Conf. Vier Staatsreden aus Thucydides, in deutscher Uebersetzung von Heinr. Gürsching, k. Studienlehrer.

Bayreuth. Excerpta e codice Bambergensi ad Livii lib. I. Coll. Dr. Beerwagen, Gymnasii prof.

Eichstätt. Die Lehre des Aristoteles vom νοῦς. Von Dr. Urban Kreininger, k. Studienlehrer.

Erlangen. Commentare zu Döderleins lateinischem Vocabularium. Von Dr. L. Döderlein, k. Rektor.

Freising. Die im I. Tom. der Reichelbeck'schen historia Frisingensis aufgeführten, im Königreiche Bayern gelegenen Oertlichkeiten. Von S. Freudenpfrung, Professor und Rektor des Lyceums ꝛc.

Hof. Emendationes Herodoteae. Scripsit G. A. Gebhardt, Gymnasii Prof.

Pompiae. Carmen latinum in adventum Maximiliani II. und Gymnasialstudirte und sprachliche Erörterungen. Von Ph. Hanwacker, Rektor und Professor.

Landshut. Einiges über Versicherungsvereine. Von Fr. Schuch, Professor der Mathematik und Physik.

Metten. Ueber den Bildungszustand der Klöster des vierten und fünften Jahrhundert's. Von P. Benedikt Braunmüller, Studienlehrer.

München. a) Max-Gymnasium. Zur Erinnerung an Dr. Fr. v. P. Docherr. Von Fr. Steininger, Professor.

b) Ludwigs-Gymnasium. Darstellung des Gedankenzusammenhanges im Satze des Sophokles von 1—590, nebst einigen Excursen. Von Jos. Seitz, k. Studienlehrer.

Neuburg a/D. Die normal übersichten regulären Polyeder. Von M. Schibler, Prof. der Mathematik.

Nürnberg. Emendationes in Cornelii Taciti libros Scripsit Dr. H. Woelfli, lat. scholae praeceptor.

Passau. Dogmatische Begründungen über den Ablaß der Kirche. Von Dr. J. Anzenberger, k. Lycealprofessor.

Regensburg. Die classischen Studien sind das geeignetste Mittel zur Bildung der Jugend. Von M. Pechl, Lehramts-Assistent.

Schweinfurt. Wie haben die griechischen Tragiker die auftretenden Personen kenntlich gemacht? Von Dr. S. Pfaff, k. Studienlehrer.

Speyer. Ueber die Affekte in Homers Ilias. Erste Abtheilung, den Affekt des Zornes enthaltend. Von J. Langer, k. Professor.

Straubing. Ueber die Aussprache des Englischen. Von G. Erk, k. Professor.

Zweibrücken. Ueber die tauriſche Iphigenia von Euripides und Göthe. Von Fr. Helfreich, k. Professor.

Laura — das fromme Kind.

Auf steiler Felsenspitze —
Im fernen Alpenland —
Erhob sich einst ein Kirchlein:
„Maria-Hilf" genannt.
Gar viele Pilger stiegen nieder,
Und Alle — kehrten gerne wieder.
Was wohl die frommen Beter
Zum stillen Kirchlein rief?
Lieb-Jesu — der als Kindlein —
Im Schoos Mariens schlief.
Verwundernd haben sich die Blicke
Zu diesem hehren Meisterstücke.
Einst kniete vor dem Bilde
Im Abendsonnenschein —
An des Altares Stufen —
Ein Mädchen — fromm und rein;
Vom Strahl der Sonne sanft geröthet,
Glich's einem Engel, der da betet.
Es blickte voll Vertrauen
Zur Himmels Mutter auf:
„Bitt' Du für mich, Maria!"
So sprach es bald darauf —
„Und lenke huldvoll meine Seele,
„Daß ich den Pfad zu Dir nicht fehle!"
Da flüsterte ihm leise
Sein treuer Schutzgeist zu:
„„Auch für die Mutter bete!""

Digitized by Google

„O, guter Engel Du!“ —
So rief das fromme Kind, und flehte
Für Mütterchen nun im Gebete,
Da war's als blickte milder
Die Himmelskönigin
Zum frommen Kinde nieder.
O, seliger Gewinn!
Erhört, so flehte es, war die Bitte,
Und kehrte froh zur Mutterhütte.

Hoppichler.

Moskau, 27. August. [Allerlei Preise.] Petersburg mit seinem eisgrauen, trübdunkelen Himmel und der selten scheinenden Sonne, so berichtet die N. Pr. Z., benedict in diesem Augenblicke das lichte Moskau um seine heranwahrende Glanzepoche. Äußerdem ängstiet es sich um Quartier bei der Völkerwanderung nach der alten Capitale. Moskau dagegen, das gastliche, frohlockt und sendet mit jedem Bahnzuge der jungen, flatterhaften Schwesterstadt seinen Gruß, seine Einladung, seine Versprechungen von Quartier und allem Anderen in Hülle und Fülle. Und zwar nicht für durchaus so theurere Preise, als man in Petersburg wahr haben will. Ursprünglich forderten die Herren Wirthe freilich enorm, jetzt sind sie indessen auf ein Drittel ihrer Ansprüche herabgekommen und in den geringeren, vom Kreml entfernten Quartieren ist an Privatwohnungen kein Mangel. Ebenso können die Lebensmittel nicht allzu hoch gestiegen sein, da ein Pfund besten Rinnfleisches tarifmäßig 5 bis 6 Kopeken kostet und man bei russischen Speisewirthen um 75 Kopeken (25 Sgr.) ordentlich zu essen bekommt. Ordentlich bedeutet in diesem Falle rechte Nationalgerichte, wie Schtschuppe, Salzfisch-Buchweizen-Grütze-Zwiebel-Pastete, Fischsuppengemüse, Fischgemüsesuppe u. s. w. — saftige Dinge, die an Mannigfaltigkeit ihrer Ingredenzien offenbar keinen Mangel leiden und deren Beschreibung eine vorgängige chemische Analyse erfordern würde. Und wie drängen sich überall die Gäste, obwohl die Stadt von Herbergen und Gasthöfen wimmelt? Von den Wirthen der Tweerskaja (der vornehmsten Gegend) erzählt man sich gar die haarsträubige Idee, freigewordene Zimmer unter der Menge der in jenem Augenblick erscheinenden Bewerber zu verauctionieren. Jedenfalls haben die Leuchten von ihren Fenstern und Balkonen noch keine so guten Aussichten genossen, wie gegenwärtig, wo sie dieselben mit 100—300 Rubel zum Krönungstage vermiethen oder, in Erwartung höherer Preise, zu vermiethen noch zögern. Ein anderes Bedürfniß im heutigen Moskau — und in der erregten Festwoche ein Hauptbedürfniß — die Equipage, ist zu einer in diesem pferde- und wagenreichsten Lande unglaublichen Theuerung emporgeschnellt. Ein Kutsche mit zwei Pferden kostet für den Monat 600 Rubel und ein einspänjges Nationalwägelchen mit einem Pferdchen für den Tag 5 Rubel! Welche Ungelegenheit für die Russen, die man als die leidenschaftlichsten Fahrer der Welt bezeichnen kann, die, wenn andere Nationen, wie es heißt, auf dem Pferde geboren werden, mindestens Wagen und Schlitten als ihre Heimath beanspruchen dürfen! Am übelsten aber in diesen wirren Drange der Umstände ergeht es den Damen mit ihren feineren, Verbrauch und sorgfältige Ausführung erheischenden Bedürfnissen. Ein gewisses Toiletten-Requisit zumal ist nur um vieles Geld zu erschwingen, obwohl nicht so unerreichbar als im Jahre 1826. Damals war das künstlerische Handwerk der Friseure hier durch so wenige Vertreter angegeben, daß selbige am Morgen eines Ballages mit grauender Dämmerung zu frisiren anfingen, um nur einen kleinen Theil der Damenköpfe bis Abends in Ballfacon zu versetzen. Was Wunder, daß zwei der Heeren 30,000 Rubel Ass. eine Moskau mitnahmen? Sie hatten jede Forderung stellen gedurft. Diesmal haben die seitdem hier etablirten mehreren russischen und französischen Friseure noch eine Verstärkung von 14 Mann an sich gezogen, sehen sich jedoch ebenfalls außer Stande, unter 10 Rubel Silber eine Büste abzustatten. Man fängt auch schon wieder an, des Morgens für den Abend zu frisiren.

Von der Fulda, 6. September. Die Nachrichten, welche über den am verflossenen Montag über einen Theil der Kreise Fulda und Hünfeld gezogenen Orkan und seine Verheerungen eingehen, sind die allertraurigsten; furchtbar hat das entsetzliche Element an Gebäuden, Bäumen und Grundstücken gewüthet, Menschen und Vieh sind verletzt worden, Schafe, Gänse, Wild, die Vögel im Walde und auf dem freien Felde wurden von den niederfallenden Hagelmassen erschlagen, Hafer, Futterkräuter, Gemüse, Knollengewächse haben schwer gelitten, ein Glück noch, daß die Winterfrüchte eingebracht waren. Das Wetter nahm seinen Zug über die Gegend des Amtes Großenlüder, dann über die Fulda in die Aemter Justizamt Fulda II., Burghann und Hünfeld und soll bis in die Gegend von Geisa gezogen sein. Als wahrhaft entsetzlich werden die Verheerungen geschildert, welche es in den Dörfern Kemmerzell, Gläserzell, Marbach, Mackenzell und Großenbach, sowie in der Stadt Hünfeld anrichtete; in Marbach soll kein ganzes Fenster mehr gewesen sein, die Dächer wurden abgedeckt, zwei Gebäude vom Sturme niedergerissen. Die Fuhrwerke, welche im Freien waren, haben namentlich in der Gegend von Marbach — wo es die von Kassel kommende Post, einen mit Gypsabgüssen (Antiken) und kostbaren alten Möbeln beladenen Wagen, bessen Ladung, wie ich höre, Eigenthum einer rheinländischen Familie in der Nähe von Bonn sein soll, und einen Fuldaer Hauderer traf, — die volle Wucht des Unwetters erfahren. Die Wagen, die Reisenden und namentlich der Führer jenes Güterwagens, sowie der Hauderer wurden — beide Letztere schwer — verletzt. Eine hiesige Dame, die mit ihrem Kinde sich in dem einen Wagen befand, mit demselben von der Straße weg über das Feld hin in einem Hohlweg geschleudert wurde, hat die entsetzlichsten Augenblicke und Scenen erlebt, ist aber sammt dem Kinde glücklich gerettet.

Mißverständniß.

Lehrer. „Aber Sie, Herr Vetter, haben mich schon im Stich g'lassen. Gewett's Ihnen nicht mehr, daß Sie mir versprochen haben, Sie wollten mir zu meiner letzten Kindstaufe en Hasen schicken.“

Förster. „Was Teufel? Isch Keiner kommen? — Da bin ich unschuldig. Ich hab's, mein Seel', gleich Einem g'sagt, auf'm Feld d'raus. Da isch jetzt das Sappermentsviech wahrscheinlich in'd unrecht' Haus g'loffen.“

☞ Münchener Schrannen-Bericht Telegraphischer vom 13. Sept. 1856.

Aufgegeben in München 3 Uhr 26 Min., abgegangen 4 Uhr 0 Min., angekommen in Innsbruck 4 Uhr 10 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft Scheffen.	Rest.	Höchster Preis. fl.	kr.	Mittels-Preis. fl.	kr.	Niederster Preis. fl.	kr.	Gattungs. fl.	kr.	Gesammt. fl.	kr.
Weizen	2204	1331	25	55	25	7	24	5	—	—	—	24
Kern	1675	97	16	43	15	54	15	6	—	—	35	—
Gerste	4441	558	13	45	13	10	12	33	—	15	—	—
Haber	1942	6	6	52	6	21	6	12	—	39	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zadnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 38. Den 22. September: Mauritius.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.
Von Conrad von Bolanden.
(Fortsetzung.)

Nachdem der Hauff vor dem Hause des Dornhern Weiklin aufgehört hin und her zu wogen und Alle ihre Plätze eingenommen, trat ziemliche Ruhe ein. Man erwartete offenbar ein zu gebendes Zeichen. Mit vieler Bedeutigkeit sprang auf den Pfeiler an der Einfahrt ein mageres Männchen mit gelblichem, grimmigen Gesichte. Schneidermeister Kolp, denn dieser war's, schwang einen langen Spieß über den Köpfen der „ehrenhaften" Versammlung, die mit zufriedenem, grinsendem Lachen zu ihrem Führer aufsah. Mit bemerkenswerther Kunstfertigkeit handhabte er die Lanze, so daß dieselbe einen Kreis beschrieb, bis er sie plötzlich in senkrechte Lage brachte. Tiefe Stille trat auf dieses Zeichen ein. Die Blechinstrumente wurden zum Gebrauche erhoben, Andere, die keine besaßen, fuhren mit vier Fingern in den Mund, und die nicht pfeifen konnten, hielten die hohle Hand vor denselben; aber aller Augen waren auf Kolp den Schneidermeister gerichtet. Dieser breitete sich jetzt, das ersehnte Zeichen zu geben.

„Zuerst Musik," rief er, „und dann der Tanz!"

Der Höllenlärm, welcher nun losbrach, läßt sich nicht beschreiben. Die Gießkannen wurden geblasen oder geschlagen, die Hörner dröhnten, die Blechscheiben rasselten und dazwischen stürmte ein Pfeifen, Heulen und Toben, daß man daß Gehör darüber verlieren mochte. Neben ihrem schimpflichen Character beabsichtigte diese Musik, die Bewohner des Hauses auf den zahlreichen Besuch aufmerksam zu machen; aber obwohl der Tumult die Todten hätte auferwecken mögen, ließ sich doch nirgends an den Fenstern Jemand sehen. Die Pfeifer wurden müde, die Hauser wurden heiser, die Blechinstrumente verloren über den derben Schlägen ihren vollen Klang und Kapellmeister Kolp gewahrte mit einigem Verdruß, wie der volle Chor seiner Musikbande merklich schwächer wurde. Da schwang er wieder seine Lanze und augenblicklich schwieg der Tumult. Die tiefe Stille bewies, daß Alle aus vollen Kräften ihre Schuldigkeit gethan und nun aufschnauften.

„Ruhe sey, Deine Pflicht!" schrie der muntere Schneidermeister von seinem Pfeiler herab. Darauf gab es einige Bewegung in der Mitte des Haufens. Die hohe Stange, an welcher bisher ein rothes Tuch flatterte und auf deren Spitze der rothe Bundschuh prangte, senkte sich allmählich herab. Freudiges Gemumme durchflog die Versammlung und auf allen Gesichtern konnte man den Ausdruck innigen Entzückens lesen. Langsam stieg die Stange wieder in die Höhe, der Bundschuh war verschwunden und an dessen Stelle eine mit Stroh ausgefüllte Mönchskutte gatretzt. An der Capuze hingen zwei lange Eselsohren, welche Meister Kolp, auf Doctor Luthers Verstehrung hin, daß alle Papisten Esel seien *), sehr künstlich der Natur nachgeahmt hatte. Ein Strick umschlang die Kutte am Halse und stellte so den Mönch am Galgen vorstellend. Lachen und Beifallklatschen der Menge begrüßte diese Sturmisches Lachen und Beifallklatschen der Menge begrüßte diese aufsteigende Erscheinung, was so lange fortdauerte, bis die Stange vor dem Eingange des Hauses sich befand. Jetzt trat Stille ein und der Anführer ließ sich laut und deutlich vernehmen:

Die Juden muß man schagen und die Pfaffen scheren,
Also lauten unseres Meisters Lehren.
Reicht uns her den Dompfaff nicht vierhundert Gulden heraus,
Lassen wir ihm in Pfandrung durch sein Haus.

Zum Schlusse wirbelte der Trommelschläger, der Pfeifer blies die Backen auf und das Volk brüllte seinen Beifall, wie das stürmische Meer. Aber an den Fenstern erschien Niemand, die verlangte Summe dem Schneidermeister Kolp einzuhändigen, der begierig zu deren Empfang bereit stand. Auf seinen Befehl wiederholte der Anführer die Forderung, und jetzt waren es nicht mehr vierhundert, sondern fünfhundert Gulden, das Volk brüllte noch lauter seinen Beifall. Da auch jetzt kein Bewohner des Hauses sich zeigte, winkte Meister Kolp abermals mit seiner Lanze. Darauf schleppten einige wildaussehende Burschen einen Balken herbei, den sie schon zum Gebrauche bereit hielten und nun, wie einen Widder, gegen das Thor spielen ließen. Das Volk lief nach Steinen, und kaum dröhnte der erste Stoß gegen das Thor, so rasselten alle Fensterscheiben des zweiten Stockwerks in Stücken. Die untern Fenster, welche durch Läden verschlossen waren, wurden mit Aexten eingehauen. Das Thor wich aus seinen Fugen und die Masse stürmte und drängte gegen den Eingang, um bei der Plünderung nicht zu kurz zu kommen. Andere stiegen zu den Fenstern hinauf und jagten dann ihre Gesellen nach, so daß in wenigen Augenblicken der Straßenpöbel das ganze Haus ausfüllte, der nun fluchend und tobend daselbe durchsuchte. Bald flogen Gegenstände aus den Fensterern, welche von den Unterstehenden mit vielem Grimm zerstreten und zerrissen wurden; es waren die Crucifixe und Heiligenbilder, welche das neue Evangelium in den öden Gemächern, wo der geistreiche Inhalt der Fässer die Menge herauslockte, und mehrere sogar in den Fluthen des Weihers ertrunken sein sollten.

Der Patrizier an der Pforte des Clarissenklosters sah mit finsterer Miene in das wilde Treiben. Er lehnte mit übergeschlagenen Armen an einem Pfeiler und mochte wohl bedenken, wie der losgelassene Pöbel bei der Plünderung der Pfaffenschaft nicht stehen bleiben, sondern auch die Häuser der Ehrbarleuten angreifen werde. Dieser Gedanke beschäftigte ihn so lebhaft, daß er die drohenden Aufrufungen überhörte, welche gegen die Clarissen stellen. Denn das Hand des Dornherrn war nun aufgeschlossen und Viele gingen dabei leer aus. Diese hofften in dem nahen Kloster Entschädigung zu finden; laut forderten einzelne Stimmen zu dessen Plünderung auf. Meister Kolp war ebenfalls unzufrieden mit der gemachten Beute, da sich an Geld nur wenige Gulden vorfanden, indem Herr Weiklin mit seiner Baarschaft noch rechtzeitig genug Bruchsal flüchtig gegangen. Kolp breitete sich mit bereiter Zunge dem Haufen die Reichthümer der Clarissen vorzustellen und wußte so anziehend die Preziosen in der reichen Kirche zu schildern, daß von allen Seiten der stürmische Ruf erscholl: „An die Clarissen! an die schwarzen Nonnen! Knapft die Herrn — an die Spieße mit ihnen! — und der ganze Schwarm stürmte gegen das Kloster.

Der Patrizier fuhr erschrocken auf, da er die Masse heranziehen sah. Er dachte weniger an die drohende Gefahr für das

*) Diese Verstehrung des Reformators kann man fast auf jeder Seite seiner Streitschriften lesen

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek

Digitized by Google

Kloster und an die Mißhandlung der Nonnen, als an das schreckliche Loos seiner schönen Tochter, welche bei ihrer Base auf Besuch im Kloster weilte. Die Erfahrung bewies, mit welcher Frechheit und Schamlosigkeit die Ausschweifungen ungläubiger Bauern die Klosterdamen verschrienen mißhandelten, und in abscheckender Weise zu Werkzeugen ihrer wüsten Lüste mißbrauchten. Dabei war es ihnen gleichgiltig, ob die Klosterleute wirklich das Ordenskleid trugen oder nicht; Alles innerhalb der geweihten Mauern war der Fehme verfallen und ihren Grausamkeiten ausgesetzt.

Die außerordentliche Schönheit der Tochter, welche so oft dem edeln Vater schmeichelte, wurde nun Ursache zu den schrecklichsten Bestrafungen. Wie ein ergrimmter Löwe sprang er gegen das Thor, zog sein Schwert und bedrohte die Vordersten des Haufens. Die ohnedies starke Gestalt des Patriziers richtete sich stolz auf und wurde so breit, als sollte sie den ganzen Eingang ausfüllen. Sein Auge flammte wild umher, indem er den Anstürmenden zurief: „Zurück ihr Schurken! Zurück, — den ersten, welcher sich naht, haue ich in Stücke!“ Dabei schwang er gar grimmig das Schwert und man sah es dem alten Haudegen jetzt noch an, daß er ehemals im Heere des Kaisers Maximilian mit großer Tapferkeit mehrte gestritten haben, wie ihm die noch lebenden Waffenbrüder nachrühmten.

Der Pöbel, solchen unerwarteten und gefährlichen Gegner nicht vermuthend, hielt in seinem Gebeul inne und starrte verwundert den muthigen Vertheidiger des Klosters an. Dieser Stillstand währte indessen nur einige Augenblicke, dann brach das Geschrei und Toben in verstärktem Maße los. Denn so feig der große Hause ist und so sehr persönliche Tapferkeit und körperliche Stärke ihm Achtung abzwingt, ist er doch weit von jenem Edelmuthe entfernt, welcher den tapfern Feind achtet und schont, sobald Ueberwindung ihn den Sieg sichert. Dennoch wagte kein Einzelner handgemein zu werden mit dem wackeren Veteranen und dessen gezückten Schwerte sich auszusetzen.

„Seht, das ist ja der wohlede Rathsherr Streitberg!“ höhnten verworrene Stimmen durcheinander. „Seht den reichen Hansen! — Soll er noch länger auf der Rathsstube gegen die Gemeinen sprechen? Seht ihr den Verräther? — er schützt die schwarzen Herzen drinnen! Schlagt den Papisten todt, — zieht ihm den güldenen Pelz aus! Weg mit ihm!“

Nun begannen von allen Seiten Steine und Geschosse gegen das Thor zu fliegen, die jedoch mit solcher Ungeschicklichkeit geschleudert wurden, daß sie nicht blos ihr Ziel verfehlten, sondern daß sogar die hinteren Reihen des Haufens den vorderen blutige Köpfe warfen.

Offenbar hätte der muthige Vertheidiger trotz des ungeschickten Angriffes unterliegen müssen, wenn nicht der Kampf eine andere Wendung genommen hätte. Ein starker, sieben Fuß hoher Bursche, in der Tracht der Lanzenknechte, und mit einer langen Hellebarde bewaffnet, bemühte sich durch Geschrei und Gebehrden die Menge vom Werfen abzuhalten. Dieß gelang ihm endlich; denn er ragte einen ganzen Kopf über alle Uebrigen hervor, was das Wahrnehmen seiner Zeichen ermöglichte, und genoß zugleich als der Tapferste allgemeines Ansehen.

„Laßt's bleiben, Gesellen!“ schrie er. „Werft euch keine blutigen Köpfe. Habt Recht, wir ich mit ihm fertig werde! Gleich soll ihr einen lustigen Schwank sehen — ich will ihn an das Thor spießen, wie'ne Nachteule!“

Unter lautem Beifallsgeschrei sprang er gegen das Thor vor, um mit seiner überlegenen Waffe dem alten Rathsherrn zu Leibe zu gehen. Dieser erkannte sogleich, daß er dem Tode niemals näher in's Auge geschaut, als jetzt. Der Tod schreckte ihn zwar weniger, aber der Gedanke, seine Tochter möchte in die schändlichen Fäuste der scheußlichen Menge gerathen, durchschnitt ihm das Herz. Er versuchte deßhalb den Lanzenknecht durch Unterhandlungen zu gewinnen. Er bot ihm zu seiner und der Tochter Lösung sehr bedeutende Summen. Der gesährliche Waffenknecht wies jedoch mit Hohnlachen das Angebot zurück.

„Sintemal du ein Papist bist,“ sagte er, „und alle Papisten müssten gehängt werden, soll uns dein Geld ohnedies nicht durchlausen. Du aber mußt an das Thor gespießt werden, wie ich geschworen habe.“ — „Will darauf wetten,“ rief er gegen das Volk mit lachendem Munde, „daß ihr auf keinem Turnierplatze solch lustiges Hahnengefecht gesehen habt, wie's jetzt losgeht.“

In der That zeigte das Volk ungemeine Freude über das beginnende Schauspiel, schrie, warf die Mützen in die Höhe und äußerte in aller Weise sein Wohlgefallen. Als aber der Kampf begann, trat Ruhe ein; die freudigste Aufmerksamkeit fesselte Alle. Streitberg bemerkte bald, daß er mit einem waffenkundigen Gegner zu thun habe; denn obwohl dieser ihm mehrmals Wunden versetzen konnte, vermied er es dennoch absichtlich, weil er entweder den alten Herrn mitten durch die Brust an das Thor zu heften strebte, oder, was wahrscheinlicher ist, weil er das blutige Schauspiel dem Volke nicht verkürzen wollte. Dem Patrizier stießme der Schweiß über das Angesicht herunter, der sich mit der Brust vermischte, das auch mehreren unbedeutenden Wunden floß, die ihm der Gegner vielleicht wider Willen beibrachte.

Die Menge vergaß über dem Anblick des ungleichen Zweikampfes einstweilen die Plünderung des Klosters und verfolgte mit größter Spannung und tiefer Ruhe den Verlauf des Gefechtes, — da entstand im Haufen eine heftige Bewegung. Ein Mann drang mit Ungestüm und außerordentlicher Kraftäußerung durch den Pöbel. Er warf diesen mit solcher Leichtigkeit auseinander, als wären es nur Bauern auf dem Schachbrette. Er achtete nicht das Fluchen und Verwünschen jener, die er niederwarf und mit Füßen trat. Sein blitzendes Auge ihng fortwährend am Kampfplatze, wo er in größter Besorgniß eine Entscheidung zu fürchten schien. Auf dem Kopfe saß ihm ein grauer Hut und auf diesem flack eine Rabenfeder. Der fremdige Gast bedeckte sast sein ganzes Gesicht. Der graue weite Mantel, welcher aber nicht im besten Zustande war, indem er allenthalben Löcher aufwies, umhüllte die hohe Gestalt, deren majestätisches Wesen in schreiendem Widerspruche stand mit der armseligen Tracht.

„Diehrr Verräthre!“ donnerte er, als er auf einige Schritte dem Kampfplatze nahe kam. (Fortsetzung folgt.)

Der Landbote Stephan *)

war neulich wieder da, und wenn ihn auch diesmal nur eine persönliche Angelegenheit mir in's Haus brachte, so war sie doch im Grunde von der Art, daß ich mich gedrungen fühle, sie hier öffentlich zur Sprache zu bringen. Ich sehe zwar voraus, der etwas heißblütige Stephan wird in einen bedeutenden Zorn gerathen, wenn er sieht, daß ich die ganze Geschichte in die Volksblätter bringe,

*) Wir entnehmen vorstehendem Aufsatz Kolpings „Rheinischen Volksblättern“, der öfters seine Besprechungen mit dem Landboten Stephan in seinen Blättern erzählt. Der Inhalt obigen Artikels ist insoferne auch anderwärts mitbetheiligt, als er manchen Leser und gefälligen Einsender entmuthigen macht, mit welchen Schwierigkeiten und Anfeindungen ein Redakteur zu kämpfen hat. Wenn auch die „Landsh. Ztg.“ da sie täglich und nicht blos wöchentlich erscheint, gerne Raum für Festbeschreibungen hat, so dürfte doch mancher gütige Berichterstatter dieselben kürzer fassen; sowie es auch nicht in Uebel nehmen, wenn die Redaktion in Rücksicht auf die Verhältnisse des Blattes oder wegen besonderen Umständen und sachlichen Erwägungen hierüber den einen auch andere Dinge bekannt leidigen, eingesandten Artikel seinen Gebrauch macht oder den Rendezvous gen vorwimmt. Aber auch mancher leidige Artikel möchte durch den Kolpingschen Aufsatz auf den Gedanken geführt werden, daß eine Redaktion unmöglich in allen Dingen es jedem Einzelnen recht machen kann. Was dem Einen gefällt, mißfällt oft fünfzig Andern, was dem Einen mißfällt, gefällt oft hundert Andern. Ein Jeder sucht sich eben, da doch das Quartal über um das sehr wenige Geld so Vielerlei gebracht wird, das Seine aus. Also Geduld und Nachsicht mit dem Zeitungsredakteur, der ohnedies der Plage, Sorge und Mühe genug hat, und ihm nicht durch kleinliche, griesgrämige Kritik das sowe Geschäft auch noch erschweren! Ein Blatt ist viel geschwinder und leichter gelesen und beurtheilt, als zu Tage gefördert!

Die Red. d. Landsh. Ztg.

Digitized by Google

und im Stande ist er, für ein paar Wochen wenigstens, ohne Seitenblick und Gruß mir am Hause vorüber zu gehen, als ob er mich gar nicht kennte. Indessen hält dieser Zorn bei ihm auch nicht ewig. Er ist im Herzensgrunde ein viel zu guter Kerl, als daß er lange einen Groll behalten könnte, der sich bei Licht besehen, nicht mal rechtfertigen läßt. Wenn erst die Aufregung sich ein wenig gelegt hat, der Verstand wieder ruhig seine Gedanken verarbeiten kann, dann kommt der Stephan schon wieder; ist er doch auch eins von jenen Menschenkindern, denen es ein wirkliches Bedürfniß ist, zeitweilig ihrem Herzen ordentlich Luft zu machen und dadurch sich gewissermaßen wieder mit allem zu versöhnen, was sie hindert oder ärgert. Das gelingt ihm oft sichtbarlich im meinem Hause, und deßwegen kommt er ganz gewiß wieder, sollt es sehen. Also soll's nur heraus, was ich mit ihm gehabt. Die gütigen Leser sehen dann auch bei ein wenig Nachsehen ein, daß so ein Volksblätterschreiber gerade nicht immer auf Rosen gebettet ist, sondern eben so gut seine Nöthen und Plagen hat in seiner Art, als andere Leute in der ihrigen.

Kommt mir also eines Morgens der Stephan hastiger und viel gewichtiger, als ich es sonst an ihm gewohnt war, die Treppe mehr heraufgestolpert als geschritten und tritt auf meine Zimmerthüre zu, als ob seinen Drei wären, anklopft er — tüchtig, wartet aber nicht mal so lange, bis ich „Herein!" gerufen, sondern öffne sofort und tritt mit einer Miene mir in die Stube, als ob er mit irgend eine Siegesnachricht über alle Bauern seiner Umgebung zu überbringen habe. Seine Leberlappe reißt er vom Kopfe, daß ihm die Haare durcheinander fliegen, hat aber schon sein „Kamfutter" (die Brieftasche) in der Hand und fischert mit seiner zitternden Rechten in derselben herum. Ich sehe natürlich erstaunt den Stephan an, voll Erwartung, was er mir denn gar für „Geschriebenes" in's Haus bringt. Doch keine Dank-Adresse von den frohen Bauern hinten vom Lande, in Anerkennung der greifbaren Wahrheiten für sie, die durch den Stephan zur Zeit in die Volksblätter gerathen sind, dachte ich halb schmunzelnd bei mir selber. „Nun, was bringt Ihr mir denn heute mit?" frug ich fast ungeduldig, als der Landbote noch immer in seiner Brieftasche herumstieß und einen zusammen gefaltenen Bogen nach dem andern aus derselben heraus klaubte.

„Was ich mitbringe, Herr Redakteur," stotterte er hastig heraus, „etwas ganz Apartes für Euch, und thut's mich freuen, daß ich zugleich Euch einmal unter die Arme greifen kann. Da hallet das einmal seh," und er überreichte mir zwei vollgeschriebene Bogen Papier, während er noch nach einem andern, seinem Tuche, der sich unter seinen andern Briefschaften versteckt hatte. Endlich fand er ihn und mit einem triumphirenden Lächeln überreichte er mir auch diesen. „Das ist für Ihre Volksblätter, Herr Redakteur," betonte er schwer und markig, während er mit schlau und sing in's Gesicht sah, sich an meiner sichtbaren Ueberraschung weidend. „Für die Volksblätter!" rief ich erstaunt aus. „Das lasse ich mir gefallen, wenn — —". „Hab's wohl gedacht," fiel der Stephan hastig dazwischen, „daß ich Euch damit ein absonderliches Vergnügen machen würde. Weiß wohl, es muß Euch schwer werden, jede Woche, die Gott werden läßt, den ganzen gedruckten Bogen selbst und allein voll zu schreiben und immer was Anderes und was Neues. Hab schon zu meiner Frau gesagt, nein, meinen Kopf und meine rechte Hand möchte ich dem Herrn Redakteur nicht leihen, lieber unter der Hippe als unter der Feder. Darum aber hab ich gerade eine Freude, einmal Euch ein erdenkliches Stück Arbeit in's Haus zu schaffen, damit Ihr auch mal verschnaufen könnt und Euch einen guten Tag anthun." Das polterte der Stephan in aller Eile heraus und nahm dabei eine so imponirende Stellung an, daß ich vom Papiere weg mir den Stephan zuerst ansah, den ich so interessant noch gar nicht gesehen. Ein erheiternder Zug mußt mir dabei über das Gesicht geflogen sein, denn der Landbote nickte mir lächelnd zu und deutete dabei auf die Papiere, die ich noch immer unentfaltet in der Hand hielt, gewissermaßen eine Aufforderung, mich doch nach ihrem Inhalte umzusehen, der ihn auf's Lebhafteste interessirte. Ich lud ihn ein, sich zu setzen, nahm mir dann selbst einen Stuhl und schickte mich an, die Beute einmal genauer zu untersuchen. Kaum hatte ich den ersten Bogen entfaltet und die Ueberschrift mir in's Auge gefaßt — mir war's, als würde mir kaltes Wasser über den Rücken gegossen, als der Stephan, der mich zugleich scharf im Auge behielt, auch schon seine Erklärungen begann. „Ja, das muß man sagen, ein solches Fest ist halten für Menschengedenken nicht gefeiert worden, Herr Redakteur! Daß das schön war! Ihr hätt eigentlich selbst dabei sein sollen, um so Alles, wie es gegangen, mit eigenen Augen zu sehen und in Eurer Manier zu beschreiben. Aber man kriegt Euch ja nicht heraus zu uns auf's Land. Lieber lauft ihr hinten bis an's End der Welt unter Türken und Croaten. Seht, da haben wir Bauern uns zusammengesetzt am vorigen Sonntag und haben Alles beschrieben, so gut wir gekonnt. — Ihr könnt's doch lesen?" und der Stephan stand auf und drückte sich zu mir nieder, der ich noch immer die erste Seite des weitläufigen Festberichts anstarrte und — nicht so sehr las, als bei mir bedachte, wie ich mich am schicklichsten aus dieser Klemme herauswinden könne. Hätte ich mit weitreichenden Leuten zu thun gehabt, wäre die Beschlagenheit nicht halb so groß gewesen, aber mit diesen kurzgenügendenen Bauernleuten, die noch dazu einen ganzen Sonntag zusammengesessen, um das riesige Werk der Festbeschreibung der Einführung ihres neuen Herrn Pfarrers zusammen zu schwitzen, dazu noch mit dem Stephan, der mir so viele treffliche Dienste geleistet, sich so angelegentlich für die Verbreitung der Rheinischen Volksblätter bemüht und mir noch immer die Stelle eines Land-Correspondenten vertrat, mit ihm und seinem Anhang mich überwerfen — das war die harte, bittere Nuß, die ich eben zu knacken vorlag. Als ich auf die Frage Stephan's keine Antwort gab, sondern noch immer das dicke vollbeschriebene Blatt Papier anstierte, deutete der Bote mit seinem derben Zeigefinger auf die Ueberschrift, las sie und wollte dann, noch immer mit dem Finger mir den Weg weisend, mir auch das Uebrige verständlich machen. „Laßt nur, Stephan," wehrte ich ab; „lesen kann ich die Schrift schon gut genug. Aber soll ich denn" — und ich schlug die Blätteren eine nach der andern um, — „das Alles in den Rheinischen Volksblättern abdrucken soll?" Ich sah zum Stephan fragend auf. „Und hier noch das schöne Gedicht," — fuhr der Bote eifrig fort, während er den seinen Bogen mir aus der Hand genommen und ihn mit wichtiger Miene entfaltete, „hier das schöne Gedicht müßt Ihr vorn auf die erste Seite setzen, damit es gleich in die Augen fällt. Unser Schulze Lurer hat's gemacht, sehr schön, wie Ihr lesen könnt, und ist von sechs Kindern deklamirt worden, als wir den Herrn Pfarrer abholten. Es steht da auch alles in der Festbeschreibung, wie Ihr sehen werdet." — „Wie, das alles soll ich wirklich in die Volksblätter setzen lassen? frug ich nochmal und sah mir den Stephan mit einigem Schrecken an. Der begriff anfänglich gar nicht, wie ich das meine. „Nun, versteht sich von selber," sagte er resolutio, als ob's gar keinen Appell dagegen gäbe. „Darum haben wir es ja zusammengeschrieben. Ja, das war eine Mühe!" und Stephan seufzte tief auf — aus Erinnerung an die gewaltige Arbeit. „Aber dazu genügt ja eine ganze Nummer der Volksblätter nicht, wenn ich auch Politik und alles Andere, selbst die fatalen Freudtreise mit sammt dem Geldverdruß draus ließ. Das reicht ja noch in die folgende Nummer hinüber," bemerkte ich etwas ärgerlich. Stephan lachte. „Um so besser habt Ihr's ja! Dann könnt Ihr auch einmal eine ganze Woche spazieren gehen, oder Eurer Freunde besuchen," lachte er weiter. „Das wird Euch gut thun, Herr Redakteur! Ihr seht ohnehin nicht zum Besten aus, nehmt mir nichts für ungut. Etwas frische Luft und Bewegung stärkt Euch, sollt es sehen." — Ich schwieg eine Weile, während ich die schreckliche Festbeschreibung um und um blätterte. Endlich faßte ich mir einen Muth, legte das Papier zusammen und neben mir auf den Tisch. „Stephan!" sagte ich ruhig aber seh. „Euren guten Willen erkenne ich dankbar an, und es freut mich von Herzen, daß Ihr daheim Euren neuen Herrn Pfarrer so festlich und schön empfangen

Digitized by Google

habt, aber — die Festbeschreibung davon kann ich in die Volksblätter gar nicht aufnehmen. Nein, so gern ich Euch, wo es nur angeht, einen Gefallen thue, diesmal kann ich Euch mit dem besten Willen nicht zu Gefallen sein." Ich sah ruhig zum Stephan auf. Der sah mich höchst verwundert an, öffnete die Augen immer weiter, that sogar den Mund auf, ohne sprechen zu wollen, und — aus dem Concept war er wie plötzlich weit hinausgeschlendert. Wie unwillkürlich schüttelte er mit dem Kopfe.

„Ihr macht Spaß!" sagte er dann langsam. „Nein, Stephan, es ist mein voller Ernst. Ich kann und darf meiner Festbeschreibungen, besonders wenn sie so lang und umständlich sind, in die Volksblätter nicht aufnehmen. Die sehr verehrlichen Abonnenten würden damit schlecht bedient werden und endlich die Blätter gar nicht mehr lesen. Denn thue ich das nach einer Seite hin, kann ich's nach der andern nicht mehr unterlassen." — „Ja sein Ihr aber gewaltig im Irrthum, Herr Redakteur," und der Stephan setzte sich fest auf seinen Stuhl und stemmte beide Hände auf die Knee, — zum Dioput gerüstet. „Gerade diese Festbeschreibung würde gewaltiges Aufsehen in unserer ganzen Pfarre machen, jeder Mann würde sie lesen, ja das Blättchen drehen wir uns aufsehen für Jahr und Tag. Und wir sind doch auch Abonnenten und wahrlich die schlechtesten noch nicht. Noch kein Mann ist ausgeblieben, auch als der Krieg zu Ende war, mit seiner Bestellung, wie Ihr sehr gut wißt. Sept unser Fest nur in's Blättchen hinein" — und der Stephan sprach das ganz bestimmt aus — „und ich denke, wir bleiben gute Freunde." Das war sein Trumpf, gegen den ich nach Stephan's Meinung nichts erwidern konnte. Ich suchte nun dem ärgerlich werdenden Boten auseinander zu sehen, daß ich als Redakteur der Rheinischen Volksblätter durchaus nicht Rücksicht nehmen könne auf sein Pfarrdorf allein, sondern Rücksicht nehmen müsse auf alle, selbst auf die entferntesten Leser. Was sie hinten in Zingskirchen jetzt gerade am meisten aufrege und gewiß noch eine gute Weile — vielleicht solange bis der neue Herr Pfarrer irgend etwas sage oder thue, was nicht Allen im Dorfe gefalle, lebhaft beschäftige, das sei höchst langweilig oder gar völlig unnütz für jene Leute hinten im Lande, die vielleicht nie auch nur den Namen von seinem Dorfe gehört und die also auch an dessen Festlichkeiten keinen Antheil nehmen können. Aber je länger ich sprach, desto ärgerlicher wurde der Stephan, der nun einmal seinen Kopf auf die Festbeschreibung gesetzt und sie im Geiste schon in den Volksblättern stehen gesehen — sein Werk, woran sein Herz sich angehangen. Vielleicht hatte er daheim auch schon seine Zusage gemacht und weiter ausgestreut, er, der genaue Freund des Redakteurs, werde dafür sorgen, daß das ganze Fest in die Volksblätter komme, was ihm nur ein Wort koste, ja er verdiene noch Dank obendrein. Ausgebracht hatte er sich schon, wie er am nächsten Samstage stolz zum Dorfe hinein marschirte, das Blatt in der Hand und die Spitzenaugen Leser, das wichtige Werk einhändigen könne, sein Werk nämlich, wenn auch der Hannes oder Peter alles niedergeschrieben und der Herr Lehrer das Gedicht gemacht. Aber daß die ganze Herrlichkeit im Blättchen stehe, daß sei sein Verdienst, und die Leser davon theile er mit seinem Menschen. Solche Dinge waren ihm sicher durch den Kopf gegangen, denn sein Gesicht wechselte ein paar Mal die Farbe und kann vermochte er seinen Zorn zu bemeistern. Alles was ich sagte, hörte er nur mit halbem Ohr, verstehen wollte er einmal nichts davon. Als ich schwieg, griff er zitternd nach dem Papiere. „Also, Herr Redakteur, Ihr wollt die Festbeschreibung nicht in die Volksblätter aufnehmen?" frug er bald grimmig. Ich entschmidigte mich mit schon vorgebrachten Gründen. Stephan sah höchst ärgerlich in die geliebte Festbeschreibung hinein, die ihm und seinen Cameraden so große Mühe gemacht. Fest preßte er die bei geworfenen Lippen zusammen, seine Augen fingen an zu glühen, die verstohlen schoß er ein über das andere Mal einen Blick nach mir hinüber — wie gern hätte er seinem Zorn Luft gemacht, mir Unbank und weiß der Himmel was Alles vorgeworfen, irgend eine besondere Schen hielt ihn zurück. „Nehmt die Festbeschreibung in die Volksblätter auf, Herr Redakteur!" sagte er dann wieder kurz abstehend, „sonst kostet es Euch ein Dutzend Abonnenten." Er legte die Papiere wieder auf den Tisch.

„Mein lieber Stephan," fing ich begütigend an, „nehmt doch nur einmal Räson an. Wenn ich Euch in diesem Falle zu Willen sein könnte, würde ich gewiß mich nicht so lange sträuben. Ich bin einmal allen Lesern so viel nur thunlich, Rücksicht schuldig, und diese Rücksicht erlaubt nicht, daß ich Euch willfahre. Ihr bezahlt mit dem Verlust von einem Dutzend Abonnenten. Stephan," — und ich klopfte ihm traulich auf die Schulter, „das ist Euch sicher nicht Ernst." — Der Bote schob sich unruhig auf dem Stuhle hin und her, als ob er sich jene Vertraulichkeit von meiner Seite verbitte, auch warf er jetzt verdrießlich die Papiere bald da bin die eine Hand bald in die andere. Dabei sah er düster vor sich hinaus, als ob er über ein neues Plänchen brütte.

„Was kostet die Aufnahme unsers Festes in's Blättchen, Herr Redakteur?" — und er sah mich ziemlich trotzig an. Mit der rechten Hand griff er wie instinktmäßig nach seiner Tasche. „Auch für Euch, lieber Freund," bedeutete ich ihm so mild als nur möglich, „kann ich Eure Beschreibung nicht aufnehmen, weil die Sache nicht in's Blättchen paßt." — „Wie, auch nicht für Geld?" rief Stephan verwundert aus. Das schien ihm zu runt. „Oder soll ich's Euch nicht ganz apart drucken lassen?" frug ich, um ihn nur auf andere Gedanken zu bringen; „wenn Ihr die Druckkosten aufbringen wollt?" — „Wie viel wird das kosten?" frug der Bote ganz überrascht. „Etwa zwölf oder gar fünfzehn Thaler zum Allermindesten," sagte ich höchst vorsichtig im Ton. Stephan sah mich greß an, dann krauste er sich hinter dem Ohr. Aufstand er, nahm die Papiere in beide Hände, sah mich ganz verzweifelt an und wollte sich wohl auf's Bitten legen. Doch war auch meiner sein Aerger zu groß. In sich hinein murmelte er etwas, was ich nicht verstehen konnte. Nochmal fing ich an, ihm auseinander zu setzen, wie es mit der Herausgabe eines solchen Blattes eine gar eigenthümliche Sache sei, wie man die Wünsche Einzelner schlechterdings nicht berücksichtigen könne, wie das Publikum seine Rücksicht und sein Erbarmen kenne und wie mit einem sämmtigen oder leinsämigen Redakteure u. s. w. Stephan sah in die andere Stubenecke und mochte an Anderes denken. Er schickte sich an, fortzugehen. „Sept Euch noch eine Weile, Stephan!" bat ich in alter Weise, als wenn nichts zwischen uns vorgefallen. „Erzählt mir etwas vom Lande, wie es mit der Ernte steht, und wie sich die reichen Bauern dabei gebehrden. Mit den hohen Getreidepreisen wird's wohl am Ende sein; gottlob, damit auch der gemeine Mann einmal zu Athem kommt." Stephan zuckte mit der Schulter. „Das wird Euren Lesern hinten in der Welt wohl auch gleichgiltig sein", sagte er ganz boshaft, lachte aber nicht dabei, sondern schob seine Papiere wieder in die alte Brieftasche, grüßte kalt und steif und ging zur Thüre hinaus. Ich hinter ihm drein. „Ob! bemüht Euch nicht!" sagte er im Gehen sich halb umwendend. „Ich weiß den Weg." — „Aber Ihr kommt doch wieder?" rief ich ihm scherzend nach. Er gab keine Antwort. Unten fiel die Thüre gewaltig in's Schloß. Fort war er.

Ich darf es den Lesern klug überlassen, zwischen mir und dem Landboten Stephan in diesem Falle das Urtheil zu sprechen, überzeugt, daß ich den Prozeß nicht verliere. Nur wollen die gütigen Leser es nicht ungütig aufnehmen, daß ich die ganze Verhandlung hier wirklich aufgenommen habe. Ich verspreche mir selbst zunächst nur Gutes davon — auch für die Leser selber.

☞ Münchener Schrannen-Bericht Telegraphischer vom 20. Sept. 1856

Aufgegeben in München 4 Uhr 15 Min., abgegangen 4 Uhr 17 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 19 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis	Mittler Preis	Niederster Preis	Gattungs.	Preis.
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3328	1819	25	18	24	22	23	9	—	—	—	48
Korn	1794	139	16	15	15	39	14	54	—	—	—	15
Gerste	3708	837	12	46	12	3	11	48	—	—	—	58
Haber	1080	—	7	8	6	38	6	10	—	—	—	42

Beeamtwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Pinzer.

Druck und Verlag der Jos. Thomannschen Buchhandlung. (J. B. v. Lahnenegg.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 39. Den 29. September: Michael Ersch.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanden.

(Fortsetzung.)

Der Lanzenknecht schaute beim ehernen Klange dieser Stimme erschrocken um, und der Anblick dieses ihm bekannten Gegners erfüllte ihn mit solchem Entsetzen, daß seine eben noch vollmachenden Mienen erblaßten. Alle Kraft und Besonnenheit raffte er zusammen, den unverhofftesten Feind niederzustoßen, bevor dieser noch von seiner Waffe Gebrauch machte. Dies gelang ihm auch. Er führte mit größter Kraftanstrengung einen Stoß gegen die Brust des Unbekannten. Die Spitze der Hellebarde durchbohrte den Mantel und traf mit solcher Heftigkeit das vorgesetzte Ziel, daß der Lanzenschaft krachte und der Getroffene wohl merklich erschüttert wurde, ohne jedoch durchbohrt niederzusinken, — dagegen schützte ihn die Trefflichkeit des verborgenen Panzers. Abermals holte der Waffenknecht zu einem Stoße aus, welchen er diesmal gegen den entblößten Hals des Feindes richtete. Allein er führte diesen Stoß niemals aus; denn im nämlichen Augenblicke fuhr unter dem Mantel des Fremden ein langes, mächtiges Schwert hervor. Einen Augenblick blitzte dieses in der Luft, dann sauste es nieder und der Kopf des Lanzenknechtes rollte in den Sand, indeß aus dem Rumpfe ein schwefelfarbener Blutstrahl mehrere Fuß hoch emporschoß. Furcht- und Entsetzen überfiel bei diesem Anblicke die Menge. Nachdem ihr Stärkster gefallen war und der Sieger abermals das blutige Schwert erhob, indessen er den weiten Mantel wie einen Schild um die Linke wickelte, so daß, indem seine Gestalt enthüllt wurde, mit einem Male ein schwer geharnischter Mann sichtbar wurde, — da wichen alle zurück und ergriffen mit solcher Eile die Flucht, als säße ihnen das gespaltene Schwert des Fürchterlichen im Rücken.

Der Rathsherr, dessen hinschwindende Körperkraft keinesweges dem Kampfe mit dem wohlgeübten, rüstigen Lanzenknechte gewachsen war, zitterte am ganzen Leibe. Seine Arme hingen schlaff herab; denn die ermattete Hand hielt kaum den Griff des Schwertes fest. Ueber sein Angesicht floß Schweiß und Blut auf den ertrauten Bart herab und der nun erschlagene Feind schien den ehrsamen Patrizier vorerst zu Tod hetzen und quälen zu wollen, bevor er ihn an das Thor spießte. Der unbekannte Retter fühlte inniges Mitleiden mit dem alten Herrn, er stieß das blutige Schwert in die Scheide, ergriff dessen zitternde Rechte und sprach: „Wie ist euch guter Mann? Die Hunde werden euch doch nicht gefährlich verwundet haben!"

Wie betäubt schüttelte Streitberg den Kopf und der Fremde wollte eben dessen Zustand näher untersuchen, als die Klosterpforte anfging und die schöne Tochter des Patriziers unter dem Eingange erschien. Diese war einer jener seltenen Erscheinungen ungewöhnliche Schönheit, gepaart mit vielen geistigen Vorzügen, verliehen hatte. Ergeante Rathsherrn hatten oftmals Gelegenheit ihren scharfen Verstand zu bewundern und Herr Streitberg vorschmähte es nicht, mit Elisabeth zu sprechen, bevor er auf die Rathsstube ging. Dabei waren ihre Tugenden nicht minder die mildglänzenden. Die ärmsten Wohnungen der Stadt kannten die mildthätige Hand der schönen Tochter des reichen Rathsherrn. Gar oft stand sie gleich einem rettenden Engel vor dem Bette schwer Kranker, denen sie die niedrigsten Dienste zu leisten nicht verschmähte. Die edle Seele sprach deutlich aus ihrem Angesichte, und ihr Gang und jede Bewegung verrieth jene wundervolle Anmuth und Sanftmuth, welche das Frauenzimmer ebenso sehr adeln, wie Härte und Stolz dasselbe entwürdigen. Ein himmelblaues Kleid umfaßte ihre schlanke Gestalt, und ein nettes Häubchen mit rothem Ausschlage unter welchem die reichen Locken sich nicht wollten bergen lassen, bedeckte ihr Haupt. Der einzige Schmuck bestand in dem reichen mit Gold und Perlen durchwirkten Gürtel, welcher die schlanke Hüfte der Jungfrau umschlog.

Der Unbekannte bestete sein männliches kühnes Auge auf diese Erscheinung, und seine stumme Verwunderung schien die vorige Lobeserhebung des stolzen Vaters zu bestätigen, daß keine schönere Maid im ganzen deutschen Reiche zu finden sei.

Herr Hans, noch immer wie bewußtlos dastehend, kam beim sanften Klange der Stimme Elisabeths wieder zu sich selbst. Unter kindlichen Liebkosungen wischte sie ihm Schweiß und Blut mit ihrem weißen Tüchlein vom Angesichte. Obwohl der klägliche Anblick des Vaters ihr das Herz zerriß, bewahrte sie doch so viele Stärke, nicht in weibisches Klagen und Jammern ausbrechen zu müssen. Sie hielt ihre Bewegung zurück und erkundigte sich mit zarter Sorgfalt nach dem Befinden des Verwundeten.

„Laß Dich nichts kümmern, Else!" sprach Herr Hans, da er in den Augen der Tochter die schwer zu verbergende Angst las. „Die Schrecken haben mir nicht viel Leid zugefügt, — eine kleine Ritze hier, weiter nichts. Aber sieh, Else, ich bin an das Fechten nicht mehr gewöhnt, — ist schon lange her seit den Mobrenkriegen und darum müssen meine Hände dermaßen zittern."

„Unser lieber Frau beschütze Euch, Vater! — Guter Gott! wenn ich die Gefahr geahnt hätte!"

„Und was hättest Du gethan, Elschen?" lächelte der Alte, indem er sein Kleid ordnete. „Du würdest am Ende gar die ich so vergessen bin," fuhr er in aufgeregtem Tone fort, indem sein Blick auf den Fremden fiel, der schweigend bei Seite stand, „schau' her, Kind! Dieser Mann ist nächst Gott der Retter Deines Vaters. Tausend Dank, edler Mensch! Mit eig'ner Lebensgefahr habt Ihr das meinige gerettet und Ihr sollt sehen, daß der Rathsherr Streitberg Wissen und Mittel hat, Euren Dienst zu lohnen, — den freilich nur Gott im Himmel nach Gebühr vergelten kann."

In diese Hinweisung auf lohnendes Gold machte deßhalb der Gerettete gefallen sein, weil das zerlumpte Kleid, in welches der Fremde sich wieder ganz eingehüllt hatte, auf große Armuth schließen ließ. Aber seine Tochter sah schärfer. Das ganze Wesen des Fremden hatte für einen Bettler zu viel Edles und Würdevolles. Sie glaubte in dem ärmlichen Anzuge nur die Verkleidung einer hochgestellten Person zu erkennen und ihr schönes Auge sank zur Erde, da es dem feurigen Blicke des Fremden begegnete.

„Euer Dank ist mir genug, verehrter Mann!" erwiederte dieser. „Möchtet Ihr nicht mehr in gleiche Lage kommen, was

An die königliche Hof- und Staats-Bibliot
(Pflichtexemplar.) in Münd

Digitized by Google

für heute wenigstens nicht mehr der Fall zu sein scheint, denn seht, dort kömmt ein Haufe Bewaffneter zu Eurem Schutze."

Wirklich zog eine Rotte Stadtknechte heran, welche dem Rathsherrn zu Hilfe geschickt wurden, um unter deren Geleite sicher in seine Wohnung zu gelangen. Der Unbekannte zog den Hut tiefer in das Gesicht hinein, machte eine Verbeugung und wollte gehen.

„Halt!" rief Herr Hans, den Fremden am Arme fassend. „Das geht nicht! Ihr müßt mit uns. Ewiger Schimpf rahte auf dem Namen Streitberg, wollte ich meinen Lebensretter so jurdrmäßig davonschleichen lassen."

Der Unbekannte entzog mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt seinen Arm dem zudringlichen Rathsherrn, indem er sagte: „Es kann nicht sein, Herr Streitberg; wichtige Geschäfte rufen mich augenblicklich weg."

„Es muß sein," wehrte dieser. „Oder fürchtet Ihr vielleicht das Gesindel der Stadt, weil Ihr dessen Rädelsführer erschlagen habt? E! Wetter — was sage ich? Furcht ist so unbekannt, wie dem Bayard, den sie den Ritter ohne Furcht und Tadel heißen. Also vorwärts, bört Ihr? vorwärts, kommt!"

Aber vergebens bat und drängte der alte Herr; der Fremde wollte sich nicht bewegen lassen.

„So gebrauche doch Dein Mäulchen, Elsbeth!" rief der lebendig gewordene Rathsherr seiner Tochter zu. „Hörst Du? Dieser Mann hat Deinem Vater das Leben gerettet, darum verschwende alle Liebkosungen, damit er uns nicht entlässt."

Der Fremde ward einen langen Blick auf das errötbende Fräulein und sein durchdringendes Auge glaubte wahrzunehmen, Elisabeth möchte den verschmähten Bettler gelannt haben.

„Gut," sagte er, „trotz meiner Eile soll Ihr heute noch einen Besuch von mir erhalten," Darauf reichte er dem Patrizier die Rechte und verabschiedete sich.

Streitberg trat mit seiner Tochter unter dem Schutze der Bewaffneten den Rückzug nach Hause an. Elisabeth erzählte von dem Schrecken der Clarissen; denn bis in das Kloster sei der Lärm gedrungen. Die Nonnen seien in die Kirche gestüchtet und flehten Gott um Hilfe an. Daß aber die Gefahr ihnen so nahe gewesen, wußten sie nicht. Sie glaubten, der Sturm gelte nur dem flüchtigen Domherrn Weisslin. Diesen Morgen seien übrigens Beschlahaber der Aufständischen im Kloster erschienen und hätten sämmtliche Kleinodien der Kirche und alle Habseligkeiten des Hauses aufgeschrieben, was auf eine nahe Betreibung schließen lasse.

„Weiß Gott, was daraus werden soll!" sagte der Rathsherr, nachdem Elisabeth geendet. Dann versank er in düsteres Nachsinnen, bis sie an dem stattlichen Gebäude anlangten, worin die von Streitberg seit Jahrhunderten blühten.

2. Die beiden Mönche.

Zur nämlichen Stunde, als Herr Streitberg vor dem Clarissenkloster in Torenöthen sich vertheidigte, saßen in der Herberge „zum wilden Schwein," und zwar im schönsten Zimmer des Hauses, zwei Männer einander gegenüber, die sowohl in ihrer äußern Erscheinung, wie im Benehmen während der Unterhaltung, den schroffsten Gegensatz bildeten. Der eine war ein schmucker Junker mit sorglältig gepflegten gelben Haaren, die in anmuthigen Locken auf das blausammtne Wamms herabfielen. In den edlen, feinen Zügen seines hübschen Gesichtes lagen die Schatten des Schwermuthes oder des heimlich nagenden Unglücks. Ohne auf den Andern zu hören, schaute er in trüben Gedanken verloren auf den Boden hin, indessen seine Finger mit den reichen Spitzen der Halskrause spielten. Um die Hüfte trug er ein geschmackvoll gesticktes Wehrgehäng, worin ein Dolch mit helfenbeinem Griffe stack; das Schwert war aufgehängt und stand neben ihm an der Wand. Seine Beinkleider aus Hirschleder schlossen eng an, bis sie in den Stiefeln sich verloren, deren Rohre bis an das Knie hinaufreichten. An den Füßen blinkten silberne Sporen, womit er manchmal in Gedanken über den schön eingelegten Fußboden hinfuhr, ohne den Schaden zu achten, den er hiedurch verursachte.

Der andere war ein fetter Fleischmensch mit rothem Gesichte und kupfernher Nase, deren feurige Spitze den eisrigen Bachusdiener verrieth. Das Haar war ihm kurz geschoren, wahrscheinlich, um keines Kammes zu bedürfen, der seinem struppigen wilden Barte sehr Noth that. Seine Züge verriethen viele Rohheit und Gemeinheit, und bei geringem Widerstande funkelten ihm die Augen und die über seine Stirne hinlaufende Ader schwoll hoch auf. Seine Tracht war die eines Kriegers, ohne jedoch erkennen zu lassen, ob er dem Ritterstande, oder den reisigen Knechten angehörte. Er trug wohl ein kurzes Schwert und auch einen langen Dolch, aber seine Kleidung war aus so grobem Stoffe, und die Bewaffnung paßte so ungeschickt zu seinem ganzen Wesen, daß man sich nicht entschließen konnte, in ihm den geborenen Waffenmann zu erkennen. Ein großer Bierkrug stand neben ihm, dem er in langen Zügen zusprach und dann wieder fortfuhr, aus der Kiste vorzulesen, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Jetzt kommen wir an das Clarissenkloster, lieber Graf!" sprach er mit bedeutsamen Blicken und Mienen auf sein Gegenüber. „Da wirst Du nun sehen, wie fergsam die schwarzen Krähen aufgespeichert haben. Die Schränke stecken voller Kleinodien, Kelche, Monstranzen, feiner Linnen und Meßparamenten aus Seide und Silberstoff. Da gibt's aufzuräumen, Freund! Als da sind:" — hier sah er in die Kiste — „vier goldene Kelche, zwei goldene Monstranzen, vierzehn kostbare Meßgewänder, drei Pluviale aus Silberstoff mit schweren Goldquasten. Auf den drei Altären stehen vierzehn silberne Leuchter, drei silberne Crucifixe, zehn Reliquienkästchen mit Edelsteinen besetzt, — Pest und Teufel über diesen Götzendienst," dabei spuckte er aus und trank diesmal länger aus dem Kruge, wahrscheinlich um den Unwillen hinabzuschwenken, welchen die Reliquienverehrung ihm erweckte.

„Hat denn der Magistrat aus das Clarissenkloster aufmerksam lassen?" unterbrach der Graf den Vorleser.

„Versteht sich" erwiderte dieser. „Sollen etwa die schwarzen Nonnen nicht mitgenommen werden? Wüßte nicht, warum sie eine Ausnahme bilden sollten."

„Du weißt es freilich nicht; denn Deine Beute würde mit Haut und Haaren sämmtliche Klöster des ganzen deutschen Reiches verschlingen," sagte der Graf. „Ich weiß aber, daß auf mein ausdrückliches Ersuchen die Clarissen von der Plünderung ausgenommen sind."

„Und warum das, Herr Graf? wenn man fragen darf," sagte der Vorleser, stemmte seinen Ellenbogen auf den Tisch und sah dem andern spöttisch in's Gesicht.

„Weil nicht eine einzige Nonne dieses Klosters das neue Evangelium annehmen will," erwiderte der Graf, „und weil daraus für uns durchaus keine Ursache vorliegt, in die Angelegenheiten jenes Klosters uns zu mischen."

„Alle Teufel, das ist ja ein höchst gewichtiger Grund, spöttelte der Andere. In diesem Falle darf ich die Kiste hier zur Stelle ins Feuer werfen, worauf die Reichsthümer den achtzehn Klöstern pünktlich aufgeschrieben stehen, und wonach die Armen des neuen Evangeliums schon lange schnappen, wie hungrige Fische nach der Lockspeise. In den achtzehn Klöstern sind noch Papisten genug, welche vor dem Evangelium sich ebenso gerne in ihre dunklen Schlupfwinkel verkriechen, wie die Nachteule vor dem Tagesicht. Sollen aber deßhalb die Teufelshöhlen des Papstthums, wie Doctor Martin Luther die Klöster nennt*), der Freiheit zum Trotze bestehen? — Ich schwöre Dir bei Deiner Grafenkrone, Heinrich, daß von Nonne und Mönch bevor ein Jahr vergangen, im deutschen Reich keine Spur mehr zu finden ist."

„Freilich, Du bist der heißhungrigste Mönchsfresser, Kilian! Wer sähe Dich's an, daß noch vor fünf Jahren die Mönchskutte Deinen wohlgestalteten Leib zierte!"

*) Luth. Schr. Wit. b. A Th. 2. f. 238.

Digitized by Google

„Und wer sähe Dir's an, entgegnete Kilian in gereiztem Tone, daß noch vor zehn Monaten der Dominikaner-Habit um den schönen, zarten Leib des ehrenfesten Grafen Drontheim hing? — Maust nicht öffen, Junge, wir sind beide von gleichem Gusse! Du bist ein Eselmann, ich bin es auch; Du stehst unter Luthers ausgesprungener Mönch, ich bin es auch; Du stehst unter Luthers Freiheitsfahne, ich auch. — Du stehst, Heinz," und dabei verzog Kilian sein rohes Gesicht zu widrigem Lächeln, wenn der Papisten Werkheiligkeit die Leiter zum Himmel ist, wenn Gelübde und Priesterweihe und Keuschheit kein Gestank und Erfindung des leidigen römischen Teufels sind, wie Luther sagt,*) — dann, Freund Drontheim, werden wir auch einmal zusammen die Reise in die Hölle machen! Denn für abgefallene Priester und Judasgesellen gibt es keine Gnade mehr; selbst der bloße Glaube hilft da nicht aus, sonst hätte wohl Meister Judas Iskariot sich nicht strangulirt!

Der Eindruck, welchen diese Rede auf den jungen Grafen machte, war außerordentlich. Sein Angesicht wurde leichenblaß und man konnte wahrnehmen, daß jener krank Fleck seines Herzens berührt wurde, welcher diesen Trübsinn über sein Angesicht verbreitete. Kilian starrte er an, als sollte er aus dessen Mund seinen Urtheilsspruch vernehmen. Selbst auf dieses rohe Gemüth machte Drontheims Benehmen einigen Eindruck, denn er sah schnell gegen zur Erde, fingerte bedenklich am Barte herum und brummte Unverständliches vor sich hin, bis er mit erzwungenem Lachen fortfuhr: „Dein Gewissen wird doch keine Narrensprünge machen, Freund? Was ich da sprach, waren nur Possen!"

„Waren nur Beschuldigungen Deines eigenen Gewissens," fiel ihm Drontheim in die Rede.

„Oho! ich Gewissensbissen fühlen!" schrie Kilian laut auf, ballte die Faust krampfhaft zusammen und sah gegen die Decke des Zimmers. Diese Bewegungen schienen allerdings die Bemerkung des Grafen zu bestätigen. „Schau' her, Junge, wenn mich der Gewissensteufel anficht, so'g' ich abermals dem Rothe Martin Luthern**) — ich gebe diesem Satan zu Leib mit Krügen und Humpen, und davor hält Bruzbruh so wenig Stand, wie das Käulein vor dem Morgengrau."

Damit faßte er den Krug mit beiden Händen und stieß dessen Inhalt in langen Zügen durch seinen unersättlichen Schlund laufen.

„Probatum est!" sprach er, stellte den geleerten Krug hin und fixirte mit erloschenem, trunkenem Auge den Grafen an. Dieser stand mit einem stillen Seufzer auf und ging hängenden Kopfes in langsamen Schritten auf und ab.

„He, Wolfgang!" rief Kilian nach dem Kellner und polterte dabei mit dem Kruge auf dem Tische herum. „Wo steckt nur der krummbeinige Schuft? Wolfgang — he! holla!"

„So brüll' doch nicht gar so bestialisch," schalt Drontheim; „diese Leute möchten sonst glauben, das wilde Schwein draußen auf dem Schilde sei in allem Ernste lebendig geworden."

„Muß man nicht schreien und toben, um den Schlafhauben Beine zu machen?" sagte Kilian, indem er dem eintretenden Kellner den Humpen hinreichte. „Dieser faule Schweinswirth würde einen ehrlichen Mann verdursten lassen, und den Teufel darnach fragen, ob ein Mann seinen Abendtrunk erhält oder nicht. — Aber, — daß mir der verfluchte Mönch nicht aus dem Kopf will," brummte er und fuhr verdrießlich über die Stirne; man sollte wirklich glauben, der Bischof habe mit seinem Oel Leib und Seele dermaßen eingeschmiert, daß beide durch und durch Mönch geworden sind. Immer fährt mir der Mönch durch den Kopf, den ich doch mit der Kutte abgeworfen habe, wofür ich dem Bruder Martinus tausend Dank schuldig bin."

Diese Bemerkung war nicht geeignet, das rohe Gemüth auf Heinrich's Angesicht zu verscheuchen. Es entstand längeres Stillschweigen, wobei Drontheim seinen Spaziergang fortsetzte, und Kilian nach und nach von dem Ernste seines Genossen angesteckt wurde.

„So laß doch einmal Dein sauertöpfisches Gesicht fahren," murrte der Zecher, nachdem der volle Humpen abermals vor ihm stand. „Um wieder auf die vorige These zu kommen, — hätte ich weit mehr Grund den Griesgram zu spielen, als Du. Ich habe lange Jahre in der Mönchszelle gelebt, Du aber hast kaum in die Klostermauern gerochen. Ich wurde zum Priester geweiht, Du aber hast nur das Diaconat empfangen. Zu dem kommt aber noch ein Grund, welcher Dein hasenherziges Gewissen ganz außer Sorge setzen muß."

„Und was wäre das für ein Grund?" fragte Drontheim, indem er stehen blieb und erwartungsvoll den ausgesprungenen Mönch ansah, als sollte dieser die Lust ihm abnehmen, welche ihn drückte.

„Ein ganz gewichtiger Grund! Sag', Heinz! bist Du aus freiem Antriebe in's Kloster gegangen, — hast Du aus innerem Berufe die Kutte angezogen?"

„Dies könnte ich allerdings nicht sagen, mein Vater bestimmte mich zum Kirchendiener auf zum Klosterleben."

„Ganz recht! Dein Vater that, wie Viele vom Adel thun, die ihre Kinder gut versorgen möchten, aber die Mittel dazu nicht haben. Er steckte Dich also in das allgemeine Spital des Adels, wo vortreffliche Kost und reichlicher Trost gereicht wird. Aber pfaffen zu verurtheilen? Und wenn Dein Gelübde durch väterlichen Willen erzwungen ist, kann es gültig sein? Antwort: nein! Also sind Deine Strupel blauer Dunst, wenn auch die Gelübde überhaupt kein Narrenspiel und Teufelspuk wären, wie der ertenchte Reformator sagt.**)

„Könntest Du nur Recht haben, Kilian! Aber — aber!"

„Nun, was denn — aber?"

„Hier, in meiner Brust sagt eine Stimme, daß Du unrecht hast."

„Da, ha!" schlug Kilian ein rohes Gelächter auf. „Das sind Irrlichter, Junge! Diese Stimme ist Unkenruf, welcher noch aus den Sümpfen der Papstthums herüberhallt. Wenn einmal eine schöne Frau mit Dir im Garten Eben sustwandelt, dann bist Du gescit gegen solche Anfechtungen. Und bist Du Dabei sah der abtrünnige Mönch den Jüngling in das ernsthafte Angesicht. „Meinst Du, ich wüßte nicht, daß Dein Auge auf die schönste Maid im deutschen Reiche gefallen ist, wie der Rathsherr Streitberg sagt? Ja, Deine Elsbeth ist ein hübsches Ding, in allem Ernst! Aber wenn Du sie heimführen und zum Evangelium bekehren willst, dann mußt Du Deine Erinnerung anfrischen, wie der Schmetterling die Puppenschale. Elsbeth steckt noch die über die Ohren im Papstthum und wüßte sie, Du seist ein ausgelaufener Mönch, dann wäre es aus mit Deinem Bewerben."

Drontheim fühlte die Richtigkeit dieser Bemerkung und seine leidenschaftliche Liebe zu Elsbeth, in Verbindung mit dem angeführten Grunde der erzwungenen, und darum ungültigen Gelübde, trugen das ihrige dazu bei, der Aufforterung Kilian's nachzukommen und die Vergangenheit zu vergessen.

„Und" — sagte der Mönch mit grunzelter Stirne; „bist — Du nicht Feldhauptmann der Bauernrotten, die hier in Sprer liegen? Wie steht's aber mit Deiner Seele, wenn sie den heimlichen Papisier wahrnehmen? Und da ich Dein innigster Freund

*) Luth. Sch. v. d. Klostergelübden. Witt. d. A. Th. 6 f. 1542.

**) Sinnten und Sitzten zur Geich. der Ref. 1. B. Luth. Chor.— Vergl. Döllingers „Reformation" (Th. 3. S. 257). wo aus den anderdeutschen Worten Luthers (Dr Wette IV., 111 und 188) nachgewiesen wird, daß Luther den vom Satan oder von seinem Gewissen Gedrängten den Rath gab: man solle in solchem Zustande teuflischer Versuchungen, spielen, scherzen, ja selbst dem Satan zum Trotze und zur Verachtung eine Sünde thun; man solle die katanischen Gedanken durch andere Gedanken zu vertreiben suchen, an ein hübsches Mädchen, an Geig oder an einen Rausch denken oder sich in heftigem Zorn versetzen.

*) Luth. Klostgl. A. a. O. f. 194 b. f.

Digitized by Google

bin, werden sie mich nicht auch mit Dir todt schlagen? Also laß Dich sein, und Du bist sicher gegen allen Verdacht." *)

„Ein angenehmer Rathgeber bist Du," entgegnete der Graf; „aber Deine Klugheit wird schwerlich die Mittel erforschen, welche geeignet sind, mir jenen Gegenstand zu erwerben, der mich nach Deiner Meinung zum glücklichsten Menschen macht."

„Hm, die Mittel liegen auf der Hand," meint Kilian, „da brauch's nicht viel Klugheit, — aber mehr Herzhaftigkeit und Muth, als Du besitzest. Damit will ich nicht sagen, daß Du keinen Muth im Kampfe hast, wo's gilt dreinzuschlagen, oder frechen Gesellen den Kopf zurecht zu setzen, die sich nicht fügen wollen; — ich meine nur den Muth Weibern gegenüber; da ist ein ganz eigener Muth nothwendig. Denke Dir also, Du wärest bei der schönen Elsbeth, — ganz allein. Du stehst ihr gegenüber, schaust ihr auf eine Spanne weit in das liebe Gesicht, — ja freilich! alle Bitz und Donnerwetter!" Hierbei schlug er zornig auf den Tisch, da er das dunkelrothe Angesicht des Jünglings wahrnahm. „Mit Dir ist nichts anzufangen, — Du wirst schwerlich den Weibern beikommen. Du bist noch ein ganzer Mönch, wirst roth bis über die Ohren beim bloßen Namen — „Jüngferchen," — Kilian krank seinen Aerger hinein. — „Am besten ist's, Du gehst nach Wittenberg, damit Mönch Luther den Mönch- und Kuschelheitsteufel Dir aus dem Leibe treibe, und die rechte Manier Weibern zu hofiren Dir beibringt. Ich wette p'rauf, Du hast die schöne Elsbeth noch nicht 'mal merken lassen, daß Du sie haben magst."

„In diesem Falle wäre Deine Wette verloren, Bruder!" sagte Heinrich mit verlegenem Lächeln. „Ich habe sogar förmlich um ihre Hand angehalten."

„Förmlich? Das wird mir eine schöne Förmlichkeit gewesen sein," lachte Kilian. „Laß einmal hören!"

„Ich eröffnete ihrem Vater" —

„Richtig! und ihr Vater schickte Dich zu ihr!" lachte der lustige Zecher. „Und was sagte sie, mein Herz?"

„Was sie sagte? — Das kann ich Dir eigentlich nicht sagen," erwiderte Trontheim. „Der Sinn meines Gesichtes befaun so viel zu sehen in ihren verschämten Engelszügen, daß der Sinn meines Gehör's ganz verschlossen wurde."

„Nun, beim St. Kilian, meinem Patron!" rief der Mönch. „Obwohl ich eigentlich geschworen hab', bei keinem Heiligen mehr zu schwören, dieweil die ganze Heiligenlitanei durch's lautere Evangelium außer Brauch gekommen ist; — aber diesmal muß selbst ein Werkheiliger lachen über ein Jüngferchen wie Du bist. Sie wurde roth, — er wurde roth! Sie sprach nichts — er sprach nichts! Ha ha, das gibt zu lachen auf ein ganzes Jahr. He, Bruder Clemens!" rief er dem eben Eintretenden entgegen, welcher sogleich sehnsüchtige Blicke nach dem Kruge warf. „Du kommst gerade recht, — da haben wir einen Liebeshandel, und Du bist ja der Erzkuppler! Hast mir und zwölf anderen Brüdern treffliche Dirnen verschafft, welche ohne Deine lobenswerthe Mühe sicher auch in den Nonnenzellen säßen, wenn anders die Bauern sie nicht vertrieben hätten."

„Da ist leicht zu helfen," sagte Clemens; „eine ganze Legion lieber Nönnlein steht in den Klöstern, die hier sollen aufgehoben werden, und Männer müssen die Jüngeren aus ihnen schon haben, wie's jetzt in der Welt Brauch ist."

„Aber woher kommst Du denn mit Deinem Kopf?" fragte Kilian, „Du schau's gerade so drein, als hätten sie Dich eben aus dem Rhein gefischt."

„Ich komme von verschiedenen Seiten, wo's heiß herging," erwiderte Clemens. „Einmal komme ich von dem Domherrn Weiblin, — Du weißt ja von jenem stolzen, habsüchtigen Domprassen, welcher die armen Landpfarrer beinahe mit Fußtritten 'ausetirte, und sich wenig um ihre Armuth kümmerte in seinem Fett."

„Was kümmert mich Dein Weiblin," unterbrach ihn Kilian; „wird einer gewesen sein, wie's Manche gibt in den Stiften. Woher Du kommst mit Deinem nassen Kopf? frage ich."

„Nun also, ich komme von Weiblin," den sie rein ausgeplündert, aber nicht aufgefangt haben, weil er nicht zu finden war. Dann komme ich von den Clarissen, wo sie dem Rathsherrn Streitberg bart zu Leibe gingen."

„Was sagt Ihr? dem Rathsherrn Streitberg?" fuhr Trontheim auf. „Will nicht hoffen, daß ihm ein Haar gekrümmt wurde."

„Oder seinem honigsüßen Töchterlein!" schaltete Kilian ein.

„Still!" zürnte der Graf. „Davon ist eben keine Rede; — aber was weißt Ihr von dem Rathsherrn?"

„Nun, ich weiß bloß," entgegnete Clemens, „daß er vor dem Clarissenkloster wäre erschlagen worden, wenn nicht ein verteufelter Kerl ihn gerettet hätte. Dann weiß ich, daß sich das Volk verschworen hat, sein Haus zu plündern und ihn todt zu schlagen."

„Vortrefflich! Und warum wurden diese schönen Entschlüsse gefaßt?" fragte der Graf weiter, wobei seine Augen zornig funkelten.

Clemens erzählte nun ausführlich den Hergang vor dem Kloster, welcher dem Volke die Meinung beigebracht, Streitberg verheimliche die Klöster, was die Wuth des Pöbels gegen den Patrizier im höchsten Grade entflammte.

Trontheim hörte bis zum Schlusse Clemens schweigend an, wobei es wie Freude über sein Angesicht leuchtete, so daß es schien, er habe nicht geringen Wohlgefallen an dem unheilvollen Vorfalle. Nachdem er die beiden entlassen, sagte er, indem seine Hand nach der Schreibfeder griff: „Dieser Handel läßt sich vortrefflich für mich wenden; — entweder gibt er nach, oder" — das Uebrige sprach er nicht aus; denn bereits hatte die Feder angefangen, seine Gedanken auf das Papier zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

*) So lange abgefallene Mönche nicht bewußt waren, standen sie noch immer im Verdachte der Apostasie. Hatten sie aber ein Weib genommen, so lieferten sie thatsächlich den Beweis ihrer Rechtgläubigkeit und dies nannten die Bauern „frein."

Das neue Gefangenhaus.

Antmann. „Na, Kilian, das sind doch einmal ordentliche Arreste, was?"

Kilian. „Ja wohl, Gnad'n Herr Antmann, aber viel z'schön für die Bauern, da g'hör'n schon lauter Herr'n nein, wie Gnad'n Herr Antmann einer sind!"

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer Bericht vom 27. Sept. 1856.

Aufgegeben in München 3 Uhr 55 Min., abgegangen 4 Uhr 21 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 24 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gattungen.		Gattungen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	4369	416	24	52	24	11	22	48	—	—	—	18
Korn	1458	215	15	50	15	12	14	57	—	—	—	27
Gerste	5047	1141	10	33	10	16	9	58	—	—	—	10
Haber	1876	27	7	1	6	33	6	16	—	—	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 40. Den 6. Oktober: Bruno.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanten.

(Fortsetzung.)

3. Das Opfer.

Kaum hatte Streitberg den Fuß über die Schwelle seines stattlichen Hauses gesetzt, so mußte er die angestürmte Umarmung seines alten Waffengenossen, des Ritterherrn Friedrich von Krumbach, aushalten, welchem Thränen der Freude über die glückliche Rettung seines Freundes über den grauen Bart herabrollten. Beide fochten ehemals in den Reihen des Reichsheeres gegen die Türken, hatten die Beschwerden und Wechselfälle des Krieges mit einander getragen und ihre Freundschaft durch Bande wechselseitiger Mühen und Leiden noch fester geknüpft. Sie stiegen Arm in Arm die Wendeltreppe hinauf und dem von Streitberg that diese Anhänglichkeit des Waffenfreundes gar wohl. Herr Hans plauderte in Einem fort und als sie endlich ein prächtiges Gemach erreichten, bestellte er einen Krug trefflichen Deidesheimer, um, wie er sagte, nach ungewohnter Arbeit eine Herzstärkung zu nehmen.

„Ich wäre Dir selber zu Hülfe gelaufen, Hans," sagte der von Krumbach, „aber das leidige Zipperlein in den Beinen knebelte mich auf dem Platze fest. Was das doch für Schurken und Schelme sind, ihren größten Wohlthäter also mißhandeln zu wollen."

„Ei bewahre!" lachte Herr Hans; „mißhandeln wollten sie mich nicht, — dies lag durchaus nicht in ihrer Absicht. Sie wollten mich nur einfach totschlagen, sie wollten mir an's Leben und hier, stehst Du!" er zeigte über seine kostbare Kleidung hin; — „sie wollten diesen goldnen Pelz erbeuten. Wäre Gottes Engel nicht zur rechten Zeit erschienen, — ich glaube, sie möchten mit einem alten Mann fertig geworden sein!" setzte er etwas traurig hinzu.

„O die vermaledeiten Bestien, die Satansschurken, die Heiden!" schalt Krumbach, „daß ich doch gleich dem Augustiner Luther eine ganze Stunde lang schimpfen könnte, ich wollte sie titulieren, wie sie's verdienen. — Aber wer ist Dein Retter? wie heißt er?"

„Weiß selbst nicht. Er kam wie aus den Wolken, er führt ein Schwert so stark und scharf wie St. Michael. Kannst mir's glauben, Fritz, wäre des Schurken Hals, der mir an's Leben wollte, so dick gewesen, wie der eines Stieres, der Hals wäre mit Hab' in meinem Leben solchem Streich vom Rumpfe gefloge. — sein Auge schaute d'rein, keinen ingrimmigeren Degen gesehen, wie Donnerwetter. Hätte wie Blitz, und seine Stimme dröhnte, Sie gaben Fersengeld, als wär' der Teufel hinter ihnen her!"

„Bin doch begierig, den Mann zu sehen," sagte Krumbach. „Ist er ein Edelmann, ein Schildknappe, ein Lanzenknecht, oder zu welcher Menschenklasse gehört er?"

„Weiß Dir's nicht zu sagen, Friedrich. Nach seinem zerlumpten Rock ist er ein Bettler; nach seinem Schwertschlag ist er ein St. Georg, und nach seinem Wesen ist er ein König."

„Ich bin wirklich begierig auf ihn; aber warum hast Du ihn nicht mitgebracht?"

„Da hall kein Bitten," antwortete Streitberg. „Nur mit Mühe konnte ich sein Versprechen erlangen, daß er heute Abend kommen wolle."

Ein Diener brachte den bestellten Wein, welchen der muntere Hausherr aus dem weithauchigen Kruge in zwei silberne Becher goß. Fast zu gleicher Zeit mit dem Diener trat unter vielem Getäusch ein Bewaffneter herein, welcher Streitberg ohne alle weitere Bemerkung einen Brief überreichte.

„Von wem ist dieser Brief?" fragte der Hausherr.

„Von meinem Herrn!" lautete die Antwort.

„Von Deinem Herrn? — als ob ich Dich oder Deinen Herrn jemals gesehen hätte," lachte Herr Hans laut auf. „Nun, Du bist ein wackerer Bursche und meinst alle Leute müßten Deinen Herrn kennen," begütigte er wieder, da im Gesichte des Bewaffneten einige Schamröthe aufstieg, wegen der linkischen Antwort. „Und was will Dein Herr von mir?"

„Bin nicht gewohnt darnach zu fragen, sondern zu thun, was er befiehlt!"

„Du bist wirklich ein ganz vortrefflicher Kauz, daß doch alle Herren solche Diener hätten!"

„Auch sagte mein Herr, ich sollte ihm gleich Antwort bringen auf den Brief."

„Ach so! wollten dann sehen, was der Herr eines so vortrefflichen Dieners von mir will beantwortet haben," sagte Streitberg, indem er den Brief erbrach und seiner Gewohnheit gemäß zuerst die Unterschrift las. „Jetzt kenne ich Deinen Herrn auch kenne den Inhalt seines Briefes, bevor ich ihn gelesen habe;" verzog sich Streitbergs Gesicht zu einem schelmischen Lächeln. „Sag' ihm, er sei auf Morgen zu Tisch geladen, da könnt' er hören, was er wissen möchte."

Der Waffenknecht machte eine unbeholfene Verbeugung und ging. Streitberg schob den Brief ungelesen dem Freunde hin und sagte: „Lies 'mal des Grafen Liebesbrief, indeß ich zum Empfange meines Retters Anordnungen zu treffen gehe."

Nach Streitbergs Weggehen setzte sich Krumbach in dem weichen Armsessel bequem zurecht und begann allgemach den Brief mit der Gleichgültigkeit eines Menschen zu durchlesen, der gerade nichts Anderes zu thun weiß. Er war jedoch nicht gar weit damit gekommen, so verschwand die bisherige Gleichgültigkeit aus seinen Mienen und Zeichen der Unruhe und Furcht traten ein. Sein Auge flog unstät über den Zeilen herum und das Papier zitterte gewaltig in der Rechten. Mehrmals setzte er im Lesen ab und endlich damit fertig geworden, stand er auf und ging in unruhigem Nachsinnen eine Weile im Zimmer auf und ab. Endlich, wie es schien, zu einem Entschlusse gekommen, verbarg er den Brief sorgfältig in seinem Gewande und murmelte vor sich hin: „Ein Glück, daß er ihn nicht gelesen hat."

Darauf verließ er das Gemach und schlich durch die Gänge des weitläufigen Hauses, wie ein Mensch, der Jemanden zu begegnen fürchtet. Erst nachdem er die lärmende Stimme des Hausherrn im unteren Stockwerke schallen hörte, setzte er seinen Weg verlässiger fort.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek

(Münchenwerden)

Digitized by Google

Mit den Gängen und Zimmern des Hauses wohl bekannt, erreichte er bald eine Thüre, welche zu einem geräumigen geschmackvoll und reich ausgestatteten Zimmer führte. Dieses durchschritt er schnell und klopfte leise an eine zur rechten Seite des Zimmers sich befindliche Thüre. Als im Innern die Erlaubniß zum Eintreten gegeben wurde, öffnete Herr Krumbach und trat mit so vieler Ehrerbietung ein, als überschreite er die Schwelle des fürstlichen Gemaches. Das Zimmer, worin er sich nun befand, gestaltete sich noch schöne zugleich, zierliche Einrichtung aus. Da bis Augen fallend war die schöne Uebereinanderstellung, welche an der Wand auf dem runderum gepolsterten Gestelle stand. Das Bild erreichte die Höhe von zwei bis drei Fuß und ging auf der Hand eines damals berühmten Künstlers hervor. Ein blauer Mantel, dessen Saum Goldstreifen und Sternlein schmückten, umhüllte die schöne Arbeit in sanftem, wallendem Faltenschlag. Im Arme trug Maria ein gar liebes Jesuskind, welches die Händlein zimmerich nach dem Erdball ausstreckte, den die Mutter in der Hand trug. Im Angesichte der lieben Frau thronte die Demuth der Magd des Herrn und der unbeschreibliche Ausdruck der reinsten, heiligsten Seele, was dem Künstler alle Ehre machte. Damit war der Zug ruhiger, ergebener Trauer verwebt, als denke eben die hohe Frau an jene Weissagung, daß um der Seelen dieses Kindes willen, ein Schwert ihr Herz durchbohren werde. Das ursprünglich einfache Diadem, offenbar durch eine kleinere Hand mit echten Edelsteinen geschmückt, hielt das reiche braune Haar zusammen, das in dichten, wallenden Locken über Schultern und Brust herabrollte. Vor der lieben Frau stand ein Betschemel, und auf diesem lag ein Buch und ein Rosenkranz.

„Ich habe eine Sache von großer Wichtigkeit mit Dir zu besprechen, liebes Kind," sagte nach ähnlicher Begrüßung Friedrich von Krumbach zur schönen Tochter seines Freundes, wobei er auf die alte Zofe hinsah, als wünsche er deren Weggehen.

„Laßt uns einen Augenblick allein," sagte Elisabeth zur Dienerin, dem Wink des Rathsherrn verstehend. Nur mit Widerwillen gehorchte Margarethe; denn sie besaß in höherem Grade, als viele ihres Geschlechtes, den Hang zu Vorwitz und Neugierde.

„Ja, meine Angelegenheit ist ernst, Elisabeth," sprach Herr Friedrich, nachdem beide Platz genommen.

„Dies zeigt schon Euere Miene, Herr Friedrich," sagte das Fräulein. „Aber laßt einmal Euere Angelegenheit hören, ich kann mir nicht denken, was es sein sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Dankesadresse der Bürgerschaft Burghausens an den hochwürdigsten Herrn Bischof Heinrich von Passau.

Wie wenn von alten wunderbaren Tagen
Ein gold'nes Märchen uns im Traum entglüht,
Von jener Zeit, wie noch von Lieb' getragen,
Die deutsche Kunst den deutschen Dom geschmückt;
So steh'n vor ihrer Kirche offnen Pforten
Burghausens Bürger heute hochbeglückt,
Und jauchzich hält den Blick der Glanz umfangen,
In dem verjüngt die heil'gen Räume prangen.

Ein Kranz von Zierden, drin die Genien winden,
Ein hehres Bild von einer teutscher Frucht,
Als wär' der Mittelalter Geist erstanden
Zu neuem Tag aus langer Grabesnacht:
So tritt uns heut des Domes Schmuck entgegen,
Vom Hauch der Borzeit lebend angefacht,
Und wärmer spricht zum bittenden Gemüthe
Der Ahnen Sinn, der Glaubens fromme Blüthe.

Die hohen Pfeiler, die zum Himmel ragen,
Durchbrochne Thürme Spitzen zart und kühn,
Die mahnend aufwärts uns're Blicke tragen
Zur ew'gen Heimath in der Erde Müh'n;
Der Dämm'rung Schein, in die durch bunte Fenster
Geheimnißvoll des Tages Strahlen glüh'n;
Ein Reich von heiligen Wundern ist erschlossen,
Von edler Formen hehrem Sinn umflossen.

So prangt in unserer Mitte nun vollendet
Der edle Bau, von ernster Ruh umwebt;
Voll Rührung sich der Blick zum Himmel wendet
Und heil'ge Ahnung durch die Seele bebt.
Die Orte möchst zum heimatlichen Thale,
Wo solcher Weihe himmlisch Werk ersteht,
Es tritt die Freude auch zum stillen Herde
Und ihrer wird dem Bürger seine Erde.

Doch fragend steh'n wir in der Wunder Reihe:
Wer schuf zur Wahrheit uns den frommen Traum?
Wer senkte der Verjüngung frische Triebe
In uns'res alten Domes heil'gen Raum?
Wer hieß so schön das hehre Werk erstehen,
Wie wir es staunend seh'n, und fassen kaum?
Wer stützt so warm der Bürger friedlich Streben,
Und lieb dem Wunsch und dem Gedanken Leben?

Und alle Herzen schlagen Dir entgegen,
Du uns'rer glaub'gen Schaar ehrwürd'ger Hirt!
Der sittlich Ernst, des Volkes freies Regen
Und unser Dank vor Allem Dir gehührt.
Daß uns're Stadt sich heute neu verjünget,
Von solchen Baues seltnem Schmuck geziert,
Dieß, theurer Herr, wir mögen's wohl erkennen,
Ist Dein Verdienst, ist Deine That zu nennen.

Von Deines Strebens hohem Sinn getrieben
Weiht sich die edle Kunst dem Dienst des Herrn,
Ihr Genius strahlt neu in Altarer Frische
In's Menschenherz, ein süßer Himmelsstern.
So prangt, von ihr verklärt in stiller Weihe
Heut unser Dom, bewundert nah und fern,
Und alle schau'n mit frewdigem Bewegen
Dies Pfand von Deines Waltens Ruhm und Segen.

So lang die Pfeiler hoch zum Himmel ragen,
So lang im Frieden diese Stätte bildet,
So lang wird sie Dein Angedenken tragen
Zur späten Nachwelt, die dereinst hier kniet
Und, was der Väter Sinn in fernen Tagen
Mit Deiner Gunst erschuf, still betend sieht;
So wird, was hier Dein hoher Geist gestaltet,
Ein herrlich Denkmal Dir, das nie veraltet.

Und wenn dem Herrn, dem sich zum ew'gen Ruhme
Die Tempel weihen und das Sternenzelt,
Wenn ihm, der in des Friedens Heiligthume
Uns hehr umschwebt, dieß fromme Werk gefällt,
So wird er der Gemeinde Fleh'n gewähren,
Die zu ihm ruft, von ihm zum Dank befeelt:
Erhalt' den theuren Hirten seiner Heerde,
Daß sie noch lang von ihm gesegnet werde.

Eisenberger.

Hymne! Vocali sonitu solutu
Laetius cantum resona, tenoris.
Plus, Juga nubes, super ultimumque
Sidus agaris!

Dat fides artem, genium vel artis
Splendidum mundum facies decoras;
Ligna, rupes, aes animat, paravit
Spatia sacra.

Eo domus gyrus gravis ac quietus!
Cerno turrim, quam scopulosa, celsa est!
Appropinques ad renovata portae
Et stupuisti!

Qui color multus fluit ex fenestris!
In chorum navis graditur ob ampla
Dimicatum. At Seraphim volans jam
Edidit aequum.

Expiat culpam Deus ob fatentem;
Projecit veri segetem cathedra;
Lene, vi spirat modo fistularum
Cantus amoenus.

Digitized by Google

Copia ararum, species Jesu
Immolati ornant latus omne navis
Supplicans coetus veneratur urena
Cernere laetum!

In choro lucet via, vita, lumen,
Ceu Deus verbum requiescit, abdit
Consecratum se, tribuit salutem —
Nobile coelum!

Cede mortalis! trepidant coloni
Siderum, sermo tuus esset nuctus
Non satis flamma; tamen ens **opertum**
Flebile verbum.

Concipit laudes, gemitus, dolorem
Gratius! Pollens here comis illas
Intimas grates cape! flectibus de
Civibus ucbis.

Ad pronum exceudnnt, pereunto **ne unquam**
Nam manet laus ac spatium **beatum**
Haec domus divae speciei, cultus
Christi animorum.

Jubila castrum validum canore
Illos viros, quorum sine mente forti
Provida, mitl nimius labor non
Tam utilius sit.

Präsulis **Heinrich** favor adjuvantis
Lucidas artes, memoria **serucndi**
Templa, congessit pretium **metalli**
Aedibus amplis.

Balsamum ponit relevans **amicus**;
Sed dator cudit radius **coronae**
Margaritas dat cui **rariores**
Et pretiosas.

Diligens **Heinrich** adeo, **ut** superntet
Pastor omni, quin **genius, fidelis.**
Quin amicus, quin pater, **huic precamur:**
„**Hoc Deus exple!**"

Ex fides tradit monimenta, laudem
Oppido, testem stabilem artis aevi,
Sumit angorem ex **deus**, **Jehovae**
Reddit **amorem.**

Nunc novam **mentem capite et jubar vos**
Consecret coeli, quin **gratiae sunt**
Praebite magnae, **placeatis usque**
Coeli **potenti.**

Raila.

Landwirthschaftliches.

Von dem herzoglichen Ministerialrathe Herrn von Trapp zu Wiesbaden ist eine interessante Abhandlung, betreffend: „Mittheilungen über das Düngen der Obstbäume," erschienen. Wir erlauben und dieselbe hier wörtlich folgen zu lassen, da sie sowohl für den Gartenbau, als auch für die Landwirthschaft höchst werthvolle Erfahrungen enthält und zugleich ein Thema betrifft, welches, obgleich sehr wichtig, stets stiefmütterlich behandelt wurde. Hr. v. Trapp läßt sich folgendermaßen vernehmen:

Es ist nicht selten bestritten worden, daß das Düngen der Obstbäume vortheilhaft sei. Meine mehr als zehnjährigen Erfahrungen in Verbindung mit dem, was ich bei Obstbaumpflanzungen anderer Besitzer darüber beobachtet und von diesen vernommen habe, ließen es mich als eine unbestreitbare Wahrheit annehmen, daß durch eine zu rechter Zeit und in rechter Weise angebrachte Düngung, ohne die Gesundheit der Obstbäume zu gefährden, deren Fruchtbarkeit ungemein gefördert werden kann. Durch dieselbe erlange ich von meinen Obstbäumen, von Hochstämmen, wie von Pyramiden, in meinen wenig geschützten Obstanlagen jährliche und abwechselnd ein über das andere Jahr reiche Ernten. Ich erhalte Obst auch in sehr ungünstigen Jahren, wenn andere Obstgärten nichts liefern, und meine Früchte zeichnen sich vor anderen durch Größe und Schönheit vortheilhaft aus. Dabei ist der Holzwuchs meiner Bäume nicht im mindesten gestört, im Gegentheil machen dieselben jedes Jahr sehr starke Triebe; nur die Birnen bleiben theilweise, jedoch nur in Folge der weitverbreiteten Krankheit zurück, welche seit einer Reihe von Jahren an den Bäumen dieser Obstgattung zu bemerken ist, und die erst seit den Jahre 1855 wieder abzunehmen scheint. Mit meinen Erfahrungen stimmen diejenigen anderer Besitzer von Obstbaumpflanzungen vollständig überein.

Von nicht wenigen achtbaren Männern, deren Namen ich hier citiren könnte, will ich nur einen nennen, nämlich Hrn. Heinrich auf dem Gutleuthofe bei Frankfurt a./M., welcher den wohlverdienten Ruf eines äußerst thätigen und einsichtsvollen Landwirthes genießt und durch seine Bewirthschaftung mehrerer der bedeutendsten Obstgüter unserer Gegend in mehr als einer Beziehung die Aufmerksamkeit des landwirthschaftlichen Publikums in einer für ihn schmeichelhaften Weise erregt.

Auch er läßt seinen ausgedehnten Obstbaumanlagen reiche und kräftige Düngungen, zu welchen ihm die nahe große Stadt die Mittel bietet, regelmäßig zu Theil werden, und er erlangt dadurch auch in nicht günstigen Jahren Obsternten, die seine Nachbarn entbehren.

Auf meine Frage an Herrn Heinrich: „Haben sich die Erfolge der Düngung auch dahin bemerklich gemacht, daß in minder günstigen Obstjahren die gedüngten Obstbäume vor den nicht gedüngten in gleicher Lage und bei gleichen Obstsorten in dem Ertrage einen hervortretenden Vorzug bemerken ließen?" antwortete derselbe wörtlich: „Nur der angegebenen Beobachtung und Düngung glaube ich es beimessen zu können, daß ich obgleich seit vier hintereinander folgenden Jahren auf einem und demselben Baumacker sehr gute Obsternten gehalten habe, während mein Baumgänger mit bei weitem geringeren Erträgen in längeren Zwischenräumen stärkeln nehmen mußte. Selbst im vorigen Jahre (1854), wo, wie bekannt, die Obsternte allgemein sehr gering ausfiel und meine Nachbarn keine Aepfel bekamen, hatte ich mich eines ansehnlichen Ertrages zu erfreuen." Den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung hier physiologisch genau nachzuweisen, maße ich mir nicht an, weil es dazu eindringenderer Beobachtungen bedurft hätte; allein über die Wirkungen bin ich, wie oben erwähnt, außer Zweifel.

Uebrigens wird man immer voraussetzen müssen, daß der geeignete Dünger mit einem Kostenaufwande zu beschaffen ist, welcher die Verwendung desselben im Vergleich zu den bezweckten und höchst selten dürfte aber in dieser Rücksicht die Düngung zu bedenken sein.

Ich ordne meine Mittheilungen nach folgenden Fragen:,

1) Wann wird die Düngung am Zweckmäßigsten vorgenommen?
2) Welche Düngerstoffe — und wie sind dieselben zu verwenden?
und
3) Bei welchen Obstgattungen findet die Düngung Anwendung?

I. Wann wird die Düngung am Zweckmäßigsten vorgenommen?

Für die geeignetste Zeit erachte ich das Frühjahr, kurze Zeit zuvor, ehe die Vegetation beginnt, weil ein großer Vorrath nährender Stoffe in den nächsten Umgebungen des Wurzelstockes eine kräftige Entwickelung der Laub- und Fruchtknospen und das rascher Durchdringen der Blüthezeit begünstigt, besonders wenn, wie dieses in Gärten thunlich ist, bei trockener Witterung durch starkes Gießen des Bodens um den Baum die Zersetzung des Düngers befördert wird. Nebenbei werden durch die Frühjahrdüngung viel schädliche Insekten oder deren Larven, welche in der Nähe des Baumes ihr Winterquartier gewählt hatten, getödtet.

Ich beschränke mich indessen nicht auf die Frühjahrsdüngung, sondern ich lasse eine zweite gegen Ende des Juli oder zu Anfang des Augusts folgen, weil meine Beobachtungen mir Grund zu der Annahme geben, daß diese letztere Düngung auf die Entwicklung der Fruchtknospen, welche im nächsten oder in

Digitized by Google

den nächsten Jahren die Ernten betreffen, besonders förderlich einwirkt; denn immer waren diejenigen Bäume, welche auch die Sommerdüngung erhielten, unter sonst gleichen Verhältnissen in dem Maße und in der immer wiederkehrenden Dauer ihrer Fruchtbarkeit die hervortretensten.

Haben die Bäume Früchte, deren Ausbildung schon eine bedeutende Menge Nahrungsstoffe erfordert, welche der Wurzelkost, wenn auch nicht ausschließlich, herbeischaffen soll, so ist es begreiflich, daß, um die gleichzeitige kräftige Entwickelung des Fruchtansatzes für die folgende Zeit zu ermöglichen, dem Baume hinlänglich reichliche Nahrung zugeführt werden muß. Dieses wird durch die Sommerdüngung erreicht. Es ist wunderbar, welche Menge vollkommener Früchte derartig behandelte Bäume zu liefern im Stande sind, ohne daß die kommenden Ernten dadurch, wie es sonst gar häufig geschieht, hinausgeschoben oder ansehnlich beeinträchtigt werden. Vor zwei Jahren lieferte mir eine Pyramide von 10 Fuß Höhe und 7 Fuß Breite, Kaiser Alexander von Rußland, an 140 vollkommene Früchte, im vorigen Jahre ungefähr die Hälfte dieser Zahl und in diesem Jahre über 200 Stück, unter denen sehr viele waren, welche 13 rhein. Zoll in dem größten Umkreise hatten. Gleichwohl zeigt diese Pyramide gegenwärtig wieder eine große Anzahl gut ausgebildeter Fruchtangen für den Ertrag des folgenden Jahres. Die gleiche Beobachtung bieten mehr oder weniger die übrigen Kenobstsorten dar. Drei Pyramiden der Winter-Calvill, von welchem man annimmt, daß er zu seinem Gedeihen neben gutem Boden einen geschützten Standpunkt verlange, liefern mir, obgleich sie letzteren bei mir nicht besitzen, jährliche und abwechselnd ein um das andere Jahr reiche Ernten, z. B. in diesem Jahre über 300 Früchte.

Hinsichtlich der Obstgattungen macht es begreiflicherweise keinen Unterschied, wann die Düngung vorzunehmen ist, sondern für alle, bei denen überhaupt eine Düngung mit Nutzen anzuwenden ist, gilt die gleiche Zeit.

Hr. Weinrich läßt seine Obstbaumanlagen vorzugsweise im Herbst oder frühzeitig im Frühjahre bei feuchter Witterung düngen. Es mag ersteres durch andere wirthschaftliche Rücksichten geboten sein, da die Düngung sich nicht immer auf die Bäume beschränkt, sondern über die ganze Fläche des Baumfeldes sich ausbreitet, je nachdem der Baumstand, welcher sie dadurch bestimmt ist, eine solche Düngung erfordert. Es läßt sich nicht verkennen, die Herbstdüngung gewährt den Vortheil, daß die Düngerstoffe durch die eindringende Winterfeuchtigkeit in ihrer Zersetzung mehr vorbereitet werden können; auf der andern Seite aber wird auch die zum Frühjahr, wo erst durch Hinzutritt der Wärme die Zersetzung und resp. Einsaugung durch die Wurzeln vor sich gehen, ein nicht unbeträchtliches Theil des Ammoniaks sich verflüchtigen. Mir scheint es daher, daß die Düngung, wenn nicht sonstige wirthschaftliche Rücksichten für den Herbst sprechen, besser im Frühjahr vorgenommen wird. — (Schluß folgt.)

St. Rothburga.

Was blitzt dort auf dem Hügelgrün
Im heitergläh'nden Sonnenstrahl?
Was klingt so hell, wie Saitenspiel?
Es ist der Schnitter frohe Zahl.
Die Sensen klirren lieblich drein
In ihre Freudenmelodei'n.

Schwer sinkt der gold'ne Aehrenbusch,
Gemähet von Rothburgens Hand,
Doch flattert auf dem Schnitterhut
Ein leichtgeflochtenes Waizenband.
„Ihr Leutchen, schneidet rüstig drein!"
Ruft sie bescheiden durch die Reih'n.

Und horch, da schwebt auf schwellem Flug
Herauf schon, aus dem stillen Thal,
Wie ein ermüdet Vögelein,
Der fromme Feierabendschall.
Dient jetzt dem Herrn und höret auf
Den Störungsvollen Arbeitslauf.

Rothburga die getreue Magd,
Will zu dem nahen Thale hin,
Und sich zum Tag des Herrn ernen'n,
Und tanzet Menschenleben flieh'n.
Im Wieser Dämen und im Stadt
Am Arm, so eilt sie in das Thal.

„Wohin," so gellt ein rauhes Wort,
„Du mühescheuer, falsche Maid,"
Von Deinem Beten g'winn ich nichts,
Da bleibt Dir immerdin noch Zeit,"
So höhnt der Hausherr, hemmt die Bahn,
„Gleich lang' die Arbeit wieder an!"

„Sieh gütig, Herr," beginnt sie sanft,
„Ich that euch meine Pflicht getreu
Wollt ihr noch mehr, so wollt ihr, daß
Im ew'gen Dienst ich nutzen sei.
Und wenn mein Nutzen Gott gefällt
So fügt er, daß die Sichel hält!"

Und betend sinkt sie auf die Knie'
Aufs Nasenbissen hin und hebt
Die Sichel, die von Engelhand
Gehoben in den Lüften schwebt.
Rothburga dankt, der Heiland will
Daß ihm ich füeder diene still.

Und Grauen faßt den kargen Mann:
„Zieh hin, Gott selber ist mit Dir
Und wenn die Feierstunde schlägt
So diene, Heil'ge, nimmer mir!"
Gib Gott das Seinige, o Christ,
Dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Servim.

---

* Unter den verschiedenen Kalendern, die im Gange sind möchten wir für Solche, welche etwas mehr als 9 kr. für einen Kalender ausgeben wollen, den „Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1857" (Sulzbach bei Seidel) empfehlen. Am bemselben sind ein besonderer Vorzug die kurzen fortlaufenden Heiligenlegenden und die „Denkwürdigkeiten aus Bayern." Letztere machen diesen Kalender zu einem recht vaterländischen. Und dem Bayer thut's nun einmal herzlich wohl, von seinem Vaterlande was erzählen zu hören und weht durch die Erzählung noch dazu der katholische Geist, dann behagt's ihm erst ganz. Darum ist der erwähnte Kalender auch besonderes zu empfehlen. Zu haben ist er in der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut um den billigen Preis von 30 kr.

☞ Münchener Telegraphischer
Schrannen-Bericht vom 4. Oktbr. 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 10 Min., — abgegangen 4 Uhr 21 Min. — angekommen in Landshut 4 Uhr 33 Min.)

Getreide-Gattung	Verkaufte Quantum.	Kast.	Höchster Preis.		Mittler Preis.		Niederster Preis.		Steigen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	4241	274	25	9	24	23	22	38	—	12	—	—
Korn	1204	170	16	59	15	17	14	43	—	9	—	—
Gerste	6757	262	13	30	12	45	12	1	—	—	—	11
Haber	2088	21	7	6	6	45	6	26	—	9	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zadnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 41. Den 13. Oktober: Eduard

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.
Von Conrad von Bolanden.
(Fortsetzung.)

„Dazu ist es unmöglich," fuhr der Alte fort. „die geziemende Einleitung zu machen, wie's bei solchen Angelegenheiten der Brauch ist; denn wir müssen eilen, — Dein Vater darf uns nicht überraschen." Dabei rückte er hin und her, als koste es ihm außerordentliche Mühe, den Sitz so weiten, der ihn drückte.

„Gegenwend bei solchen Gelegenheiten?" wiederholte das schöne Fräulein mit vieler Unmerkeit. „Man sollte fast glauben, Herr Friedwich sei mit einem Heirathsantrage im Anzuge."

„Allerdings, Du hast's getroffen, — ein Heirathsantrag, mein Kind, — allerdings!" — und es schöpfte der Alte Luft. „Du hast mir wirklich eine Brücke über den Graben meiner Verlegenheit gebaut; — allerdings ein Heirathsantrag und zwar von einer hochgestellten, wichtigen Person, von einem reichen, schönen, gewaltigen Mann; — kurz von einem Junker, der seines Gleichen sucht und des Churfürsten Tochter eigentlich heimführen sollte."

„Was doch dieser reiche, schöne — hochgestellte — gewaltige — seines Gleichen suchende Junker für einen trefflichen Werber gefunden hat!" schergte Elisabeth. „Aber laßt einmal den Namen Eures Mannes hören. Wie verwahrt, kaum ist ein großes Unglück glücklich abgewendet worden, so soll ich schon heirathen."

Der Rathsherr faßte ihre Hand, sah ihr treuherzig in's Auge und entgegnete: „Mein Mann heißt — Graf Heinrich von Dronheim!"

Wenn Elisabeth bisher diesen Gegenstand mit einer gewissen gleichgiltigen Nedexei behandelte, so verlor sie jetzt bei dem bloßen Namen des Bewerbers ihre vorige Haltung vollständig. Sie erblaßte; ihre Hand zitterte in Krumbachs Rechte und es kostete ihr viele Anstrengung, die Fassung einigermaßen zu bewahren. Auch die Zofe, welche außerhalb der Thüre lauschte und jedes Wort auffing, gerieth in Bewegung.

„Der arme Graf," sprach sie, „der gute Herr! wie viel Mühe gab er sich nicht, wie viele Bitten, Seufzer und Thränen erpreßte ihm schon dieses eigensinnige Kind! Mir hat er wenigstens schon fünfzig Gulden geschenkt, guten Weg zu machen, und ich habe dies Geld ehrlich zu verdienen gesucht. Da hilft aber Alles nichts, die Streitberge haben Köpfe so hart, wie Pflastersteine. Aber wird sie den Bewerbung zum Mann nehmen, als den Grafen, welcher doch ein so lieber, schöner, stattlicher Herr ist. Jetzt hat er sich gar hinter den Krumbach gesteckt, aber der wird nichts ausrichten mit seiner eingerosteten Zunge; — der der Mund. „Möchte er lachte die Alte und zeigte ihren zahnlosen ein ganz geschwätzer Rathsherr ist, wird er mir den Säckel des Grafen doch nicht schmälern. Aber still — es geht wieder los."

Die Alte hielt das Ohr an das Schlüsselloch und lauschte.

„Deine Abneigung gegen den Grafen ist mir unbegreiflich," sagte Krumbach, nachdem Elisabeth wieder vollkommen ihrer Meister geworden. „Ich habe die Welt ziemlich kennen gelernt, aber selten ist mir ein Mensch, mit solchen Vorzügen begabt vorgekommen. Er ist von vornehmem Adelsstolz; ich selbst kannte seinen Vater, wir fochten mit einander gegen die Mohren. Alles hatte den Grafen zum Lieb; er war ein mächtiger Herr und hatte viele Besitzungen im Norden des Reiches, wo auch seine Stammburg steht. Der Sohn ist ganz sein Vater, er ist tapfer, freigebig, leutselig, scharfsinnig und spricht zwei Sprachen."

„Warum sagt Ihr nicht," ergänzte Elisabeth, „daß der junge Graf mit den rebellischen Bauern wider Kirche und Reich steht? Wir beide passen nicht zusammen; denn ich habe ganz andere Begriffe von Biederkeit und Treue."

„Du urtheilst zu streng und voreilig, mein Kind. Gottlob, daß Dronheim im Sepper Feldhauptmann der Bauernrotten ist! Seinem klugen Benehmen verdanken wir die bisherige Ruhe und Ordnung. Er scheint sich nur deßhalb an ihre Spitze gestellt zu haben, um sie nach Belieben lenken zu können. Freilich — nicht jeder Unfug ist zu verhüten," schaltete der kluge Rathsherr bei der Erinnerung an den Vorgang bei den Claristen ein; „aber im Allgemeinen zügelt er den Ruchbrich der rohen Masse. Er opfert sich auf für unsere Ruhe und Sicherheit, und ich stehe Dir ein mit meinem Wort: der Graf ist nicht der Mann, für den Du ihn anstehst."

„Gut, ich will ihn achten, weil Ihr sagt, er sei ein achtungswerther Mann," entgegnete Elisabeth. „Aber lieben kann ich ihn nicht, — das ist nicht möglich! Eine geheime Macht, die aus des Grafen ganzem Wesen spricht, läßt dies nicht zu. Ich weiß es nicht zu deuten, aber es ist so, wie Schicke dünkt es mir, diesem fremden Herrn die Hand zu reichen. Gewiß wird ich seiner nicht werth. Spart deßhalb alles weitere Dringen, Herr Friedrich, mein Entschluß steht fest."

„Und dennoch mußt Du Deinen Entschluß ändern," sagte der Rathsherr ernst, indem sich seine Stirne finster umwölkte, „kann Dir nicht helfen, Du mußt endlich den dringenden Bitten des Grafen nachgeben."

„Ich muß?"

„Ja, Du mußt, Elisabeth!" sagte Krumbach noch ernster, „Du mußt die natürliche Abneigung überwinden und nur der Pflicht gehorchen."

„Der Pflicht gehorchen?" wiederholte das Fräulein und sah verwundert in die finsteren Züge des Rathsherrn, aus denen man ziemlich herauslesen konnte, daß von zwei Uebeln das kleinste zu wählen sei. „Was soll denn dies Alles bedeuten, Herr Friedrich? Ich muß — der Pflicht gehorchen!"

„Du mußt Deinen Vater von Schmach und Tod retten," sprach Krumbach und zog den Brief Dronheim's hervor. „Dieses Schreiben des Grafen an Deinen Vater — er las es nicht und darf's nicht lesen, — meldet von einem schweren Unglück für ihn und sein Haus. Das Volk habe sich verschworen, ihn mitzuspeisen, wie allen Papisten, die müßten erschlagen werden. Dein Vater aber sei ein Erzpapistler und sogar Vertheidiger der Klöster. Dronheim drücket sein tiefstes Bedauern aus — vielleicht könnte er helfen, indem er sich opfere. Allein er schwankt im Entschlusse, ins ein Haus sein Leben auf das Spiel zu setzen, welches sein inständiges Bitten ohne allen Grund so schnöde zurückgewiesen habe. — Das ist der kurze Inhalt des Briefes. Hier — lies ihn selber."

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
Digitized by Google

Mit stummenswerther, äußerlicher Ruhe durchlas Elisabeth den Brief; nur das fortwährende Zittern ihrer Hand und die Blässe ihres Angesichts gaben Zeugniß von der innern Bewegung.

„Ihr habt recht," sagte sie endlich mit matter Stimme; „ich muß. Der Graf kann und wird das Verderben abwenden, und mein Unglück wird um solchen Preis erträglich sein."

Darauf schwieg sie und saß ohne Bewegung da. Ihr Auge ruhte starr auf dem Boten, ihre Hände lagen gefaltet im Schooße und ihr Angesicht schien aus dem feinsten weißen Marmor gemeißelt, wie es jedoch schwerlich jemals ein Künstler hervorbrachte. Keine Klage kam über ihre Lippen, aber der Rathsherr wurde tief erschüttert, als er die Zuckungen des Schmerzes im totenblassen Angesichte bemerkte, welcher ihr Herz zerriß. Er scheute sich gleichsam, das ernste, feierliche Schweigen zu brechen, bis endlich Elisabeth langsam aufstand und mit ruhiger, entschlossener Stimme sagte: „Laßt sogleich dem Grafen die Erfüllung seines Wunsches wissen; — seine Bemühungen werden sicher das namenlose Unheil abwenden. Eilt, Herr Friederich, eilt! Der Brief verlangt schnelle Antwort, — eilt, die geringste Verzögerung kann Verderben bringen."

Sie drängte den Rathsherrn gegen die Zimmerthüre, ohne ihm Zeit zu lassen, seine Trostworte vorzubringen.

Elisabeth kniete vor dem Bilde der Lieben Frau nieder, sah im stillen Leiden zu ihr auf und verhüllte dann ihr Gesicht mit beiden Händen. Längere Zeit verharrte sie regungslos in dieser Stellung, die schmerzhaften Seufzer abgerechnet, welche ihre gepreßte Brust erleichterten, bis endlich ein Strom von Thränen hervorbrach und durch ihre zarten Finger auf den Boden herabrann.

4. Der Gast.

Nachdem Krumbach Elisabeths Willen erfüllt und in wenigen Zeilen den Grafen von seinem erstürmten Glücke in Kenntniß gesetzt hatte, kehrte er in das Gemach zurück, welches er verlassen hatte. Gleich darauf erschien auch der Hausherr in Begleitung eines Mannes, welcher seiner Kleidung gemäß zu den Bornehmen der Stadt gehörte. Krumbach's Stirne legte sich beim Anblicke des neuen Ankömmlings in Falten. Er kannte dessen hinterlistigen, falschen Wesen, und hatte seinen offenen, biedern Freund oftmals vor dem gefährlichen Manne gewarnt. So sehr nämlich Caspar Ulsaup — so hieß dieser Mann — Freundschaft gegen Streitberg zur Schau trug, glaubte dennoch Krumbach in ihm dessen gefährlichsten Feind zu erkennen. Nach des Rathsherrn Berechnung konnte dieser leidenschaftliche Verfechter der neuen evangelischen Freiheiten und ingrimmige Feind der alten Kirche und Ordnung, unmöglich dem Hausherrn wohlwollen, welcher fest am alten Glauben hielt und im Grunde auch an der frühern Reichsordnung.

Ulsaup's äußeres Wesen war auch nicht geeignet, Vertrauen einzuflößen. Das lauernde, tief in den Höhlen liegende Auge, hatte vollkommen zu dem gelben, knochigen Gesichte, auf dem Neid, Haß und andere finstere Leidenschaften zu deutlich thronten. Sein Mund war ungewöhnlich breit, die Lippen schmal und blau, so daß sie fast zwei blonen Bändern ähnlich sahen, die sich unter der Nase weg gegen die Ohren hinzogen. Bei innerer Aufregung, die er meisterhaft verbergen konnte, wo es galt, die er die Lippen mit seinen langen Zähnen zusammen, indeß die unheimlichen Blicke nicht vom Boden weg kamen. Der Laut seiner Stimme klang dumpf und häßlich, obschon er dieselbe bei Schmeicheleien und Ueberredungen sogar angenehm zu machen wußte.

„Ich habe die Zeit Dir lange werden lassen, Friederich," rief der Hausherr dem Freunde entgegen; „aber kannst mir's glauben, der Kaiser soll nicht besser bedienet werden, als dieser edle Unbekannte, dem Hans Streitberg die Möglichkeit verdankt, Gastfreundschaft zu üben, welche jeder Zeit bei denen von Streitberg im Schwunge gewesen. Ja, es kennt mich fast, in die Mauern dieser schmutzigen, habgierigen, verfluchten Hasenbühler gekommen zu sein; denn sonst würden der Edelmuth, die Tapferkeit und alle Ritterlugenden dieses Mannes in Lumpen nie an den Tag gekommen sein."

„Ist er ein Mann in Lumpen, Euer Lebensretter?" fragte Ulsaup mit vieler Freundlichkeit, die sich im Grunde auf das schlimme Urtheil bezog, welches Streitberg eben gegen die Hasenbühler, den freiheits- und neuerungssüchtigen Theil der Spitzerer Bevölkerung, ausgesprochen hatte, und welches Ulrich er zu gelegenerer Zeit zu Streitbergs Nachtheil zu gebrauchen dachte. „Dann ist er desto bewundernswürdiger, indem heut zu Tage das Lumpenpad den reichen Leuten nicht mehr gut will."

„Und wer ist Schuld an dieser Verschlechterung unseres Volkes?" fragte Krumbach im Tone des Vorwurfes gegen Ulsaup. „In keinem Falle befördert dieses lose, rebellische Leben den guten Sinn des Volkes; es löscht vielmehr jeden noch vorhandenen guten Funken aus. Wären wir nur alle eines seligen Todes gestorben, bevor wir an dieser unseligen Umwälzung Theil nahmen."

„Ich besitze zwar nicht Euren Scharfsinn, Herr Friederich," sagte Ulsaup im Tone leichten Spottes, aber mit dem Ausdrucke des tiefsten Ernstes in Gesicht und Mienen, „und dennoch möchte ich Eurem Urtheile nicht beistimmen. Zudem habt Ihr selbst dem hochlöblichen Rathe unserer Stadt schimmes Zeugniß ausgestellt, da er so kurzsichtig Verbindungen mit diesen bewaffneten Rotten der Aufständischen einging."

„Ihr mögt nach Eurer Klugheit diese Umwälzung taufen und nennen," entgegnete Krumbach mit schwer verhaltenem Unmuthe. „Was den Stadtrath betrifft, so kannst Du seiner besseren Ueberzeugung keine Rede sein, da Zeitumstände ihn zwangen, von zwei nothwendigen Uebeln das kleinste zu wählen."

„Aber so laßt doch Euer Streiten," fiel der Hausherr dazwischen, da Ulsaup eine schneidende Erwiederung begonnen hatte; „möchte nicht ersteben, daß meine liebwerthen Gäste sich einander in die Haare gerathen. Trinkt, Freunde, trinkt! mein ehrenwerther Gast und Lebensretter muß diesen Abend eine lustige Gesellschaft beisammen finden. D'rum sag' ich nochmals, versenkt heute Eure Staatsweisheit in den Weinkrug, — hab' ohnedies das Geschwätz und Gelärm vom lautern unverdunkelten Evangelium, von Freiheit des Bauernvolkes und der Gemeinen herzlich satt. Dieses Lied ist schon so gemein worden, daß die Spatzen in der Dachrinne Freiheit pfeifen und das lautere Evangelium predigen. — Aber nichts für ungut, Herr Ulsaup," entschuldigte Streitberg, da er die eisigsaure Miene des Gastes bemerkte. „Ich weiß, Ihr seid etwas anderer Ansicht, — thut, was Euch beliebt, und trinkt wacker zu; denn wollt Ihr dem Evangelium des lustigen Augustiners von Wittenberg nach leben, müßt Ihr vor Allem den Wein liebhaben, da Ihr zu alt seid, in Weiber Euch zu vernarren." *)

„Ihr seid wohl aufgeräumt heute," sagte Ulsaup, indem er den silbernen Becher an die Lippen setzte. „Wollte Gott, wir lebten in den Zeiten der alten Kaiser und könnten ruhig unseren Wein trinken! Unsere bewegte Zeit verlangt leider mehr als lustige Gelage, und schwerlich wird im Muthe und in der Begeisterung des Weines die harte Arbeit gethan, welche die Bande zerbricht, worein Pfaffentrug und fürstenlist das arme Volk gefangen haben."

„Fangt Ihr schon wieder an?" rief der Hausherr unwillig, und griff halb Scherz, halb Ernst nach den gefüllten Humpen. „Aber — sich da! wer ist das?" — und schnurr gegen die Thüre hin, wo bisher eine hohe, beinahe permanente Gestalt unter dem offenen Eingange stand, und wahrscheinlich das Gespräch großentheils mit anhörte.

„Ohne noch Euerm Begehr und Namen zu fragen, seid mir herzlich willkommen, schöner Herr!" sagte Streitberg, dem Fremden entgegengehend. „Bei mir ist heute Festtag, und freuen würde es mich, wenn alle Biedersleuten der ganzen Welt mit mir und meinem Lebensretter zu Gast sitzen könnten."

Der Fremde ließ den weiten Mantel, womit er sich bis an die Zähne eingehüllt hatte, fallen, zog den grauen Hut ab, welcher

*) Streitberg hielt hier auf Luthers bekannte Lebensregel mit [illegible]

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

Digitized by Google

tief in die Stirne gerückt war, und reichte dem Hausherrn, wie einem alten Bekannten, die Rechte. Herr Hans ergriff diese mit vieler Etherbietung; denn er sah auf den ersten Blick, daß sein gewöhnlicher Mensch vor ihm stehe. Selbst der mürrische, scheelsüchtige Ulrany stand auf, versuchte eine höfliche Verbeugung zu machen und sein Gesicht in angenehme Falten zu legen. Beides mißlang ihm aber gänzlich; denn die boshaftigte Verbeugung gestaltete seinen langen, dürren Oberleib gar traurigsten zu einer Figur, und die verzwungene Höflichkeitsmiene fiel zur mißlichen Caricatur aus. Der Teufel kann sich eben nicht immer in einen Engel des Himmels umkleiden. — (Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Schluß.)

II. Welche Düngerstoffe — und wie sind sie zu verwenden?

Von allen Düngerstoffen gebe ich nach meinen Erfahrungen dem Kloakendünger, wie er sich fast bei jedem Hause befindet, den Vorzug; auch Hornspäne beweisen sich sehr wirksam, doch tritt diese Wirkung nicht so rasch ein, da deren Zersetzung eine längere Zeit bedarf und dazu durch Beimischung von Flüssigkeiten vor dem Ausgusse nicht so vollkommen vorbereitet werden kann, wie andere Düngerstoffe. Ueberdieß ist der Preis der Hornspäne in Folge der Verwendung in verschiedenen Fabriken so sehr gestiegen, daß sie zur Düngung kaum noch mit Nutzen angeschafft werden können. Um die Düngerstoffe zu zersetzen und deren Aufnahme durch die Wurzeln zu ermöglichen, bedarf es zweier Factoren: der Feuchtigkeit und der Wärme. Auch die erstere gibt zwar der Himmel durch Schnee und Regen; bringt man aber den Dünger schon in flüssigem Zustande auf, so ist offenbar ein Vorsprung gewonnen und bei richtigem Maße der Flüssigkeit zugleich der Gefahr begegnet, daß die starken Düngerstoffe den Wurzeln Nachtheil bringen, wie dieses nicht selten bei unvorsichtiger Düngung geschieht. Meine Grube ist wasserdicht ausgebaut, so daß alle Stoffe zusammenbleiben, worunch der Dünger schon ziemlich flüssig wird. Gleichwohl lasse ich denselben vor dem Ausbringen noch mit zwei Drittheilen Wasser verdünnen. Der Ausguß erfolgt, nachdem um den Baum in einem seinem ebenen Umfange nahekommenden Kreise der Boden einige Zoll tief — nie aber bis zur völligen Blosslegung der Wurzeln — aufgraben worden ist. Die Vertiefung wird wieder zugegeben, sobald der Ausguß ganz eingedrungen ist. Ist auf dem Baumfelde dieses Verfahren wegen der Aussaat nicht wohl anwendbar, so genügt es, wenn vor der Düngung der Boden tief aufgelockert wird.

Meine Grube lasse ich in der Regel im Anfange des Februar austragen. Was davon für meine Obstbäume bestimmt ist, wird in mehrere große, mit einem Deckel versehene Bütten (Fässer) gebracht, von denen jede ungefähr ein halbes Stückfaß hält. Sobald diese voll sind, kommt, um den Ammoniak zu binden, in jede ein Quantum von 3—4 Pfund grünen Eisenvitriols, der zuvor in einigen Maß heißen Wassers aufgelöst ist. Die Düngermasse bleibt sodann stehen, bis der Boden so weit aufgethaut ist, daß das Ausbringen des Düngers, wie vorhin erwähnt, erfolgen kann.

Für die Sommerdüngung lasse ich die erforderliche Menge ebenfalls aus meiner Grube entnehmen oder einen flüssigen Compost aus Rinderdünger, Mineralöl, Ofenruß ꝛc. bereiten und oben, falls grünen Eisenvitriol zusetzen.

Herr Weinrich verwendet zum Düngen seiner Obstbäume, welches jedes Jahr wiederholt wird, ebenfalls flüssigen und durch grünen Eisenvitriol geruchlos gemachten Grubendünger, welchen er auf Frankfurt bezieht. Er läßt den Boden um die Bäume nicht aufreißen, jedoch jährlich durch den Spaten bis zu einen Fuß tief lockern, was nach seiner Erfahrung um so mehr genügt, als der Boden um die Bäume früher durchgängig bis zu 1½ Fuß aufgelockert worden ist.

Wer die vorerwähnten Düngerstoffe nicht besitzt, der wird mit Vortheil die gewöhnliche Mistjauche verwenden können, welche bei uns als ein sehr wirksames Düngungsmittel für Obstbäume allgemein gilt.

Ueber die auf mehreren landwirthschaftlichen Versammlungen zur Sprache gebrachte Düngung mit Salz besitze ich keine Erfahrungen; ich kann daher über dieselbe nichts mittheilen.

Was die Menge des Düngers anlangt, so ist es nicht wohl möglich, darüber etwas Bestimmtes, für alle Fälle Anwendbares anzugeben, weil der Boden, der Wuchs des Baumes, das Wetter, ob feuchter oder trockener, die Menge der angesetzten Früchte, die Beschaffenheit des Düngers selbst und manches Andere als maßgebende Rücksichten in sehr abweichender Weise hier in Betracht zu ziehen sind. Es kann auch hier, wie in der Thierzucht, eine schädliche Ueberfütterung vorkommen. Es ist daher rathsam, mit einer kleineren Gabe zu beginnen und je nach dem Grade des Erfolges zuzusetzen. Ich lasse einer vierjährigen Pyramide eine Gießkanne mit ½ verdünnten Grubendünger gewöhnlich beigießen und je nach dem höheren Alter eine größere Menge zusetzen. Hochstämme von 10 bis 12 Jahren bekommen bei jeder Düngung wenigstens 4 große Gartengießkannen voll, deren jede ungefähr 14 Liter enthält.

Herr Weinrich läßt auf den Morgen Baumacker 80 bis 100 Ohm flüssigen Düngers ausbringen. Ich verstehe seine Mittheilungen so, daß diese Düngung für die ganze Fläche und nicht bloß für die Bäume bestimmt ist.

III. Bei welchen Obstgattungen findet die Düngung Anwendung?

Mit Erfolg habe ich die Düngung, wie sie oben beschrieben ist, bei allen Obstgattungen angewendet, mit alleiniger Ausnahme der Süßkirschen. Diese nahm ich aus, weil mir mehrfach die Befürchtung geäußert wurde, daß eine Düngung Harzfluß herbeiführen werde; ich beabsichtige jedoch, in den nächsten Jahren durch eigene Versuche der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Am meisten tritt nach meiner Erfahrung die Wirkung bei den Aepfelbäumen hervor, minder bei den Pflaumenbäumen; doch hatte ich auch letzteren noch in diesem Jahre ein Beispiel davon, was man mit regelmäßig wiederkehrender reichlicher Düngung zuwegebringen kann, indem ich ein sehr ärmliches Exemplar der blauen Kaiserpflaume, das in Folge seines kranken Zustandes eine übergroße Menge Früchte angesetzt hatte, durch einen dreimaligen künstlichen Düngerbeguß dahin brachte, daß es die noch immer starke Anzahl von Früchten, welche ich demselben ließ, vollständig und in sehr ausgebildeten Exemplaren zur Reife brachte.

Unter dem Beerenobste sind es vorzüglich die Stachelbeeren, welche sich in Holz und Früchten durch solche Düngerzusätze ungemein kräftig entwickeln. Auch bei Obstbäumchen in Blumentöpfen leisten diese Düngerzusätze vorzügliche Dienste.

Die Früchte der großen Hagebuttenrose (R. villosa L.), welche von dem Comditor sehr gesucht und gut bezahlt werden, erlangten ebenfalls durch diese Düngung eine große Vollkommenheit, und die Sträucher zeigten sich neben einem sehr kräftigen Holzwuchse sehr fruchtbar. Bei Pfirsichen kam es mehrmals vor, daß diese selben durch die bekannte Kräuselkrankheit sehr angegriffen wurden. Das Ausbrechen der kranken Blätter und die theilweise Erneuerung der Erde um den Wurzelstock in Verbindung mit einem kräftigen Düngerzusatze beseitigten die Krankheit bald, und diese Alles hatte eine kräftige Entwicklung des Holzes, ingleichen der Früchte zur Folge.

Ich schließe diese kurzen Mittheilungen mit dem Wunsche, daß auch von andern Seiten her, wo vielleicht viel längere, umfassendere und tiefer eingehende Beobachtungen und Erfahrungen über Behandlung und Erfolge der Düngung bei Obstbäumen gemacht worden sind, Mittheilungen in's Leben gerufen werden möchten, welche für diesen wichtigen Culturzweig ganz entschieden von großem Nutzen sein werden.

Digitized by Google

Bayern. München, 8. Oktober. Der k. Ministerialrath Dr. Dazenberger, vom Staatsministerium des kgl. Hauses und des Aeußern, ist von Seite Bayerns zum Mitglied der Commission ernannt, welche die Frage der freien Schifffahrt auf der Donau zu regeln hat. Derselbe wird am 12. dß. nach Wien abreisen, wo die Commission alsbald ihre Thätigkeit beginnen wird.

München. Aus dem Kreise Niederbayern haben bei der Preisvertheilung beim bayer. Central-Landwirthschaftsfeste Preise bekommen: Für allgemeine und specielle Leistungen auf dem Gesammtgebiete der practischen Landwirthschaft: 1) Gutsbesitzer v. Mühldorfer aus Philippwart, Lkg. Bilshofen, (goldene Vereinsdenkmünze zu 5 Ducaten Gehalt mit Ehrendiplom und Preisbuch); 2) Pfarrer Münch von Pfarrkirchen (große silberne Vereinsdenkmünze mit Ehrendiplom und Preisbuch); 3) Oekonom Andreas Adamaier von Maierhof, Lkg. Griesbach; 4) Wirth Joh. Danzer von Sinnstetten, Lkg. Passau; 5) Privatier v. Hilz von Großkündach, Lkg. Landau; 6) Wirth Simon Sinzinger von Sandbach, Lkg. Passau; 7) Müller Johann Umkehrer von Münchnerau, Lkg. Landshut (sämmtliche die kleine silberne Vereinsmünze). Preise für erfolgreiche und verdienstliche Bestrebungen der Beamten, Geistlichen u. s. w. erhielten aus Niederbayern: 1. (goldene Vereinsdenkmünze zu 5 Dukaten Gehalt) Hr. Landgerichtsassessor Zinnagl von Birnbach, Lkg. Simbach; 3. (kleine silberne Vereinsdenkmünze) Vorsteher Reiner von Untergrossenlee, Lkg. Pfarrkirchen. Anerkennung: Die Bewerbungen des Oberg. Dirnichner, Weißgerber aus ausübender Landwirth, zur Zeit Bürgermeister in Geiselhöring, Lkg. Mallersdorf im Kreise Niederbayern, und des Stm. Riggl, Handelsmann und ausübender Landwirth daselbst, wurden zu den Preisbewerbungen nach Ausschreiben des General-Comité vom 4. Februar l. J. [Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins, März 1856, S. 117], Ent- und Bewässerung, Drainage und Aeroubirung betreffend, gelegt, wo sie demnächst Berücksichtigung finden werden. Hier gebührt ihnen ausgezeichnete Erwähnung. Ferner erhielten folgende zum Betriebe der Landwirthschaft verwendete Dienstboten Preise: (große silberne Vereinsdenkmünze) Michael Lemberger, Knecht bei Bauer Stödl in Langdorf, Lkg. Grafenau; (kleine silberne Vereinsmedaillenmünze) Anton Bemerkung: Die Bewerbungen des Oberg. Dirnichner, Weißgerber aus ausübender Landwirth, zur Zeit Bürgermeister in Geiselhöring, Lkg. Mallersdorf im Kreise Niederbayern, und des Stm. Riggl, Handelsmann und ausübender Landwirth daselbst, wurden zu den Preisbewerbungen nach Ausschreiben des General-Comité vom 4. Februar l. J. [Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins, März 1856, S. 117], Ent- und Bewässerung, Drainage und Aeroubirung betreffend, gelegt, wo sie demnächst Berücksichtigung finden werden. Hier gebührt ihnen ausgezeichnete Erwähnung. Ferner erhielten folgende zum Betriebe der Landwirthschaft verwendete Dienstboten Preise: (große silberne Vereinsdenkmünze) Michael Lemberger, Knecht bei Bauer Stödl in Langdorf, Lkg. Grafenau; (kleine silberne Vereinsmedaillenmünze) Anton Bauer, Geschäftsführer bei der Bierbrauereibesitzerin Hagl in Mainburg, Lkg. Abensberg; Georg Enßl, Ochsenknecht beim Realitätenbesitzer Schmitz in Detenburg, Lkg. Bilshofen; Sebastian Landau, Baumann beim Gastwirth Sonnleitner zu Lebering, Lkg. Bilshofen; Math. Spitaler, Oekonomknecht bei Graf Joner in Bornbach, Lgts. Passau; Stm. Schmidseher, Knecht bei Bäcker Mittenhuber in Pfarrkirchen; Pl. Bringseis, Knecht bei Bauer Würzinger in Haiming, Lkg. Hengersberg; Paul Hauzinger, Baumann bei Müller Winkhofer zu Hohsleben, Lgts. Passau; Georg Plöh, Knecht bei Bauer Plöh in Klösting, Lkg. Viechtach; (große silberne Vereinsdenkmünze) Magdalena Pöller, Haushälterin bei Bierbrauer Bergmiller in Hengersberg; (kleine silberne Vereinsmedaillenmünze) Katharina Lanzinger, Bichmagd bei Privatier Bloß in Straubing; Anna Sorrer, Wirthschaftsführerin bei Pfarrer Sambauer in Eggilham, Lgts. Bilshofen; Anna Bergmair, Oekonomiemagd bei Landwirth Günz in Oberegglham, Lkg. Bilshofen; Theres Thaler, Oekonomiemagd bei Bauer Pruner in Riedhof, Lkg. Kelheim.

München. Im Allgemeinen haben sich auch heuer wieder unsere Schützen als Meister ihrer Büchse bewährt; namentlich wurden auf Glück und Kranz viele Punkte getroffen. Der „Vogel" ward noch am dritten Tage (Mittwoch) heruntergeschossen. Es dämmerte schon und hing nur mehr ein kleines Stücklein an der Stange, als der k. Revierförster von Wolfratshausen, Hr. Kirchmeier, anlegte und das „Letzte" vom Adler herunterschoß, worauf der erste Preis steht. Der neue Schützenkönig ward mit Jubel begrüßt. — Der Glückshafen steht nun leer und hat sein Spiel beendet. Die letzten 40 Loose nahm Jemand zusammen und spekulirte nicht schlecht, denn er bekam mehrere Gewinnste, darunter einen werthvollen Teppich.

Oesterreich. Wien, 7. Oktober. Die „Oesterr. Ztg." bezeichnet die in den meisten ausländischen Blättern enthaltene Nachricht, daß die kais. österreichische Regierung ein Geschwader aus Pola in das mittelländische Meer abgesendet habe um an der Demonstration gegen Neapel theilzunehmen — als verfehlt, indem sie hinzufügt: „Bis zur Stunde hat erst der kaiserliche Kriegsdampfer „Elisabeth" den Befehl erhalten, sich in den Golf von Neapel zu begeben, um dort Station zu nehmen." Was übrigens die von der „Oesterr. Ztg" gebrachte Mittheilung betrifft, daß der österreichische Kriegsdampfer „Elisabeth" den Befehl erhalten hat sich in den Golf von Neapel zu begeben um dort Station zu nehmen, so glaube ich gut unterrichtet zu sein, wenn ich Ihnen sage, daß die Absendung der Fregatte mit der neapolitanischen Frage in gar keinem Zusammenhange steht, sondern daß dieselbe bloß dahin beordert wurde, um zur Disposition Sr. Maj. des Königs Otto von Griechenland zu stehen, der auf der Rückreise nach seinen Staaten, dem Vernehmen nach, einen kurzen Aufenthalt in Neapel nehmen dürfte. (Allg. Ztg.)

Niederlande. Amsterdam, 30. Sept. Während nun schon Jahre lang die Rinderpest in Friesland wüthet, und zwar in solchem Grade, daß bereits vom 1. Jan. bis Mitte Sept. d. J. mehr als 4000 Stücke Rindvieh der Lungenseuche erlegen sind, so ist die Erfindung eines Mittels gegen die Geißel nicht allein für jene Provinz, sondern auch für andere Länder von großerer Wichtigkeit. Der Reichsvieharzt Reimers zu Dalen hat jüngst ein seine Tauglichkeit anscheinlich sehr bewährendes Heilmittel erfunden, und Proben seines Pulvers den deputirten Staaten von Friesland zugeschickt. Mit fünf Rindern zu Oosterwierum hat er den Anfang gemacht, die alle davon genesen sind.

Rußland. Moskau, 29. Sept. Nachdem die vom Kaiser, Adel, Gesandten und Bürgerschaft veranstalteten verschiedenen Festlichkeiten sich bisher in unterbrochenem Glanze geräumt haben, findet heute das Schlußfeuerwerk mit Mynk in Gegenwart Ihrer Majestäten statt. Um einen Begriff von der Großartigkeit dieses Schauspiels zu geben, führen wir eine Nummer des betreffenden Programms an: Der Petersburger Narwasher-Triumphbogen in Brillantfeuer mit den kristallenen Namenszügen Ihrer Majestäten, dazu die von 2000 Sängern und 2000 Musikern unter Kanonenbegleitung ausgeführte Volkshymne. Mit ihrem letzten Akkorde geht ein Bouquet von 2100 Zündröhren in die Luft, aus denen 21,000 Sterne von allen Farben, 42,000 Raketen, 384 bunte Feuerkugeln u. s. w. nach allen Seiten gespieen werden. (N. Pr. Z.)

☞ Münchener Schrannen-Bericht vom 11. Oktbr. 1856.

Telegraphischer Bericht

Aufgegeben in München 8 Uhr 40 Min., abgegangen 4 Uhr 25 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 37 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft Mütze.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	3955	524	25	3	24	25	23	54	—	3	—	—
Korn	1361	171	15	51	15	24	14	54	—	7	—	—
Gerste	6334	171	13	36	12	50	12	14	—	5	—	—
Haber	1865	9	7	1	6	40	6	26	—	—	—	1

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaburelnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 42. Den 20. Oktober: Wendelin.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanden.

(Fortsetzung.)

Der Rathsherr Krumbach hingegen wußte seine verfallene Kriegergestalt so vortheilhaft aufzurichten und in Haltung zu bringen, daß es schien, der Veteran stehe eben der Majestät des heiligen römischen Reiches gegenüber. Denn auch ihm fiel die Würde auf, welche sich im ganzen Wesen des Fremden offenbarte, woran jedenfalls der hohe Adel seiner Geburt, wie Herr Friedrich meinte, Schuld war. Im Uebrigen hatte der Fremde nichts an sich, was auf hohen Rang konnte schließen lassen. Im Gegentheile; er trug den gewöhnlichen geschlitzten Wamms der reisigen Knechte und des niedern Landadels. Aber seine edlen schönen Züge, seine offene, hohe Stirne, dieser sprechende Mund und die glänzenden, lebhaften, geistreichen Augen, welche Alles zu durchdringen schienen, worauf sie fielen, nahmen jeden für den jugendlichen Fremdling ein.

Nachdem er mit jener anstandsvollen Leichtigkeit die Anwesenden gegrüßt, welche Menschen eigen ist, die in hohen Kreisen der Gesellschaft sich zu bewegen pflegen, gürtete er ohne alle Umstände das lange Schwert los, das ihm bis zu den Fersen hinabreichte, und stellte es, bevor noch der etwas erstaunte Haushere seine Dienste anbieten konnte, in das nächste Eck. Streitbergs Staunen wuchs noch mehr, als der Fremde mit vieler Vertraulichkeit auf ihn zuging und sagte: „Bieder Bermuthen konnte ich mein gegebenes Wort schneller lösen, als ich dachte. Indessen wird sich mein Scheiden von Euch, mein lieber Herr, doch nicht so lange hinausschieben lassen, wie ich es wünschte."

„Nochmals, seid mir herzlich willkommen, liebwerther Gast," erwiderte der Patrizier, dem Fremden seinen Platz anweisend, „allein ich erinnere mich nicht, jemals Euch gesehen zu haben, weit weniger, daß Ihr mir die Lösung Eures Wortes schuldig seid."

„Freilich," sagte der Fremde lächelnd, „werdet Ihr den rauhen Gesellen mit dem struppigen Bart, mit dem zerrissenen Mantel und dem zerfetzten Bauernhute nicht mehr erkennen, der Euch heute vor der Clarissenpforte einen Dienst erwies."

Der Haushert sah den Sprecher zuerst mit offenen Augen und offenem Munde an, als hinderte ihn sein Erstaunen zu Worte zu kommen. Dann sprang er von seinem Sitze auf, indem er ausrief: „Was — Ihr seid es — und ich erkannte den Retter meines Lebens nicht? Gott sei bei mir!"

Mit diesen Worten hatte er den Jüngling umhalst und ohne alle Umstände mit so herzlicher Freude ihn auf Stirne und Wangen geküßt, wie nur immer der Vater seinem heimkehrenden Sohn thun kann. Der Unbekannte schien gerührt durch diesen Ausdruck der Dankbarkeit. Der Rathsherr stand vor seinem Retter mit Thränen in den Augen und konnte nur durch unterbrochene, unzusammenhängende Ausdrücke die Gefühle offenbaren, die ihn bewegten.

„Solchen übergroßen Dank verdiene ich nicht, guter Herr!" sprach der Fremde. „Ich that nichts weiter, als meine Pflicht und übte dazu noch das Amt der Gerechtigkeit aus, da ich jenen meineidigen Knecht erschlug, der mir zu dem Banern entlaufen war. Uebrigens," — setzte er verdrossenen hinzu, als wäre ihm ein Ausdruck entfahren, welcher nicht ganz der Klugheit gemäß sei, — „gibt es heut zu Tage viele Knechte, die aus höherem Berufe zu den Waffen greifen für Freiheit und Evangelium."

„Sicherlich war Euer Knecht ein Schuft und Schurke, so groß Ihr Euch auch nennet, dürfte ich nach Eurem geschilderten Namen fragen?" Denn sehet, ich bin fest entschlossen, eine Gedenktafel an jenem Orte errichten zu lassen, wo Ihr mir das Leben gerettet und da muß Euer Name in gold'nen Buchstaben obenan steh'n."

„Nun heißt mich gewendin Ritter Hugo von Standenwerden können, da es im Geiste des neuen Evangeliums liegt, alle Tafeln, Bilder und Statuen mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Hinsichtlich der Gedenktafeln" — und er ließ seinen scharfen Blick über Ulsaup's verschwe Mienen gleiten, — „ist dies sicherlich von großem Nutzen, indem hiedurch der menschlichen Eitelkeit nicht mehr geschmeichelt wird."

„Vollkommen wahr!" stimmte Ulsaup bei, in der Meinung, an dem Ritter einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben. „Die Bilder und Schnitzwerke des Papstthums tragen nicht wenig dazu bei, die reine Lehre des Evangeliums zu verdunkeln, bis sie endlich zum Götzendienst herab sank. Darum eifern auch unsere erleuchteten Reformatoren so gewaltig gegen den Popanz und satanischen Bilderdienst, wie er in den noch ungesäuberten Kirchen sich versindet."

„Ein Glück," — sagte Krumbach nicht ohne Spott, „daß die gewänden und was dergleichen Dinge sind, auf's eifrigste säubern."

„Wenn ich bitten darf," sagte Streitberg, „so unterlaßt derlei Reden, sie möchten meinen lieben Gast belästigen."

„O nicht im Geringsten!" wehrte Hugo, „da auch ich Antheil an den Bewegungen unserer Zeit nehme, gerecht es mir vielmehr zu großem Vergnügen, Männer von Einsicht über unsere Zustände sich äußern zu hören."

„Wenn das ist, dann laßt nur Eurer Zunge freien Lauf, Nachbar Ulsaup," sagte der Haushere. „Uns Ihr mögt den Imbiß nicht verschmähen, den ich Euch zum Abendessen mit frohem Herzen anbiete." Hiemit lud er Hugo von Standenbilz zu den Erfrischungen ein, welche den Tisch bedeckten.

„Ein ganz vortrefflicher Wein, mein wackerer Gastwirth," sagte Hugo; „schwerlich wird in des Bischofs Keller ein besserer liegen."

„Da habt Ihr Recht," lachte Streitberg; „des Bischofs Keller haben die Aufständischen so vollständig ausgeplündert, daß der Ueberrest keinen Sperling mehr herauslocken könnte."

„Natürlich erstreckt sich die Plünderung nur auf die Pfaffenschaft," bemerkte Ulsaup; „diese hat lange genug durch Ostpfennig-Gelder und Messelesen sich gemästet. Die unerfättliche

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek (Münchenmus-

Habsucht der Clerisei verschlang die Hälfte des deutschen Reiches, sie saugte das Volk aus und brachte den Adel an den Bettelstab. Interessen wird dem verarmten Adel, — nehmt mir diese Offenheit nicht übel, Herr, — Gelegenheit geboten, zurückzufordern, was sein ist."

„Wie meint Ihr das?" fragte Hugo.

„Wie? ist Euch unbekannt, daß alle Stifte und Klöster dem gehören, der sie mag nehmen?" entgegnete Uslaup. „Unsere Reformatoren haben klar und deutlich dargethan, daß diese Höllennester müssten ausgebrannt werden, *) da sie schnurstracks dem Evangelium zuwiderlaufen."

„Die Bauern haben dies leider zu wortwörtlich verstanden," sagte Krumbach bitter. „Seit dem Bestehen des deutschen Reiches gab es kein unmenschlicheres Mordbrennen, als wie es diese Freunde des freien Evangeliums treiben."

„Ihr seht wieder mit falschen Augen, Herr Krumbach!" entgegnete Uslaup. „Wohl trug das freie Evangelium dazu bei, dem gemeuterten Manne die Augen zu öffnen; was aber diesen Aufruhr so mörderisch macht, das ist die Erinnerung an überstandene Drangsale."

„Wo wurden die Bauern gequält? Sind ihre Lasten unerträglich? Nein!" — rief Herr Krumbach hitzig, — „was diesen Aufstand so blutig macht, das ist das Hetzen und Schüren der Kunstschaffer, welche mit Lügen und Erfindungen durch das Volk schleichen und es zum Aufstand anreizen." **)

„Dazu hat das freie Bibelforschen den Leuten den Kopf verrückt," sagte Hugo. „Diese Errungenschaft mißfällt mir, — obwohl sie allerdings im Sinne der neuen Freiheit liegt."

„Da habt Ihr Recht," stimmte Herr Hans bei; „das muß doch die größte babylonische Verwirrung abgeben, wenn jeder Mensch die Bibel nach Belieben auslegen darf."

„Ihr seid noch weit zurück, Herr Streitberg," sagte Standenbühl, „wißt Ihr denn nicht, daß alle bösen Werke mit einem Schlage abgeschafft sind? Das freie Evangelium hebt allen Zwang und alle Sünde auf; denn wenn unzählige Ehebrüche und Mordthaten das bloße Glauben gutmacht, wie der Reformator sagt, ***) so wissen unsere Bauern aus solchen Lehren die Nutzanwendung nach ihrer Art wohl zu ziehen. Und nicht blos alle schlechten, sondern auch alle guten Werke hat Luther abgeschafft. Als ich vor einiger Zeit mit ihm zu Tische saß, benrtheilte er Einen vom Adel, der sich mit dem Klosterverbrennen viel zu schaffen machte, mit den Worten: „„Laßt's Euch nicht kümmern! Seht, ein gut Werk auf's beste gethan ist eine tägliche Sünde nach der Barmherzigkeit und eine Todsünde nach dem strengen Gerichte Gottes."" ****) — Darum sind auch unsere Bauern so überaus glücklich im neuen Evangelium, da es weder Sünden noch gute Werke gibt."

Dieses sprach der Ritter Hugo fast mit leichtem Spott, so daß Uslaup zu zweifeln begann, ob der Fremde zu jenen Adeligen gehöre, welche die Vortheile der Neuerlehre für dieselbe gewonnen hatte. Er schöpfte indessen wieder Hoffnung, als der Krieger mit heiterer Miene beispete: „Nun, die Bauern werden schon ziemlich die Umgegend von den Erinnerungen des Papstthums gesäubert haben."

„Das könnt ihr glauben!" antwortete Uslaup. „Vom Schwarzwalde dreben bis zum Hardtgebirge sind alle Klöster ausgebrannt."

„Ausgenommen in unserer freien Stadt Speyer," schaltete Krumbach ein, der längst größte Mißbehagen an diesem Gespräche fühlte und nur aus Rücksicht gegen seinen Freund und dessen fremden Gast den Sturm bemeisterte, der manchmal über seine Stirne zog. „Bei uns herrscht wenigstens heute noch so viele Achtung vor Gerechtigkeit, daß dem zusammengelaufenen Gesindel der wehrlose Mann nicht preisgegeben wird. Wie's aber morgen aussieht, — dafür kann Niemand bürgen. Unsere Clerisei ist bereits auf und davon; ihre Häuser sind geplündert, und ist dasselbe Kirchen und Klöstern widerfahren, dann wirt's wahrscheinlich an die Ehrbarkeiten und reichen Leute gehen, wie dies ja längst der Wunsch ausgesprochener Hetzer und Marktschreier ist." — Dabei warf er einen bedeutsamen Blick auf Uslaup, welcher seinerseits wohlgefällig lächelte, und durch Niederschlagen der Augen das in denselben funkelnde boshafte Feuer verbarg.

„Gibt es denn noch viele Anhänger der alten Lehre in Eurer Stadt, Herr Gastwirth?" forschte der Fremde. „Ich hoffe doch nicht, daß die Anhänger des neuen Evangeliums sich selber plündern werden!"

„Das ist eine heikliche Frage!" meinte Streitberg. „Man fühlt ordentlich den Kopf wackeln beim bloßen Gedanken, ein Päpstler zu sein, die alle müssen todtgeschlagen werden, wie die tollen Hunde. Da ich Euch übrigens meinen Kopf zu verdanken habe und hier unter und kein Kopfabschneider sitzt, so kann ich für meine Person sagen, daß ich der Lehre meiner Väter treu bleibe."

„Ewig Schande für unsere Stadt," sagte Krumbach, „welche aus Feigheit und Furcht vor den Pöbeln und Sensen der Bauern ihre bessere Ueberzeugung aufopferte."

„Ihr schlagt wahrlich den Vortheil zu gering an, verehrter Rathsherr," sagte Uslaup, „welcher für unsere Stadt aus dem Sturze der stolzen Pfaffenschaft erwächst. Ich denke, das Hadern und Streiten um Gerechtsame wird aufhören, wenn kein Bischof mehr in unsern Mauern etwas zu besehlen hat."

„Ihr mögt Recht haben," sagte Krumbach; — das Hadern um Gerechtsame wird gründlich abgethan sein, wenn Herrn über unsere Stadt gebieten, die keinen Krummstab führen und deren Wille Gesetz ist."

Hier stand der Ritter Hugo plötzlich auf und verabschiedete sich.

„Um Gottes Willen, — wo wollt Ihr hin?" rief Herr Streitberg. „Erst habt Ihr mir das Essen gerettet, und nun seid Ihr der Erste, welcher im neuen Leben mich fort verlässt."

„Thut mir leid, — sehr leid," sagte Hugo. „Dennoch muß ich fort. Meine Zeit steht unter solchem Zwang, über den ich nicht gebieten kann. Doch, meine Hand darauf, — vor meiner Abreise sollt Ihr von mir einen längern Besuch erhalten."

Diese Versicherung tröstete den guten Alten. Er begleitete seinen Gast bis vor das Haus, und bedauerte auf dem Wege dasein wiederholt den allzukurzen Besuch, worin er seiner Dankbarkeit keinen Lauf habe lassen, und nicht einmal seine Elisabeth habe vorstellen können.

„Das läßt sich Alles nachholen," sagte der Fremde, indem er Abschied nahm und davon eilte. Herr Streitberg, welcher ihm nachsah, bemerkte in einiger Entfernung zwei Bewaffnete, welche den Ritter zu erwarten schienen und mit ihm in dem nahen Judengäßchen verschwanden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Luth. Schr. über Klostergelb. Bit. b. A. Th. 6.

**) Zorg. E. 213 f.

***) A. a. O. 286 a.

****) Luth. Gegenb. u. g. W. Bit. b. A. Th. 7. f. 117 b f.

Franz Trautmann. *)

Wo Trautmann geboren ist, darüber wird wohl nie ein Streit entstehen. Jede Zeile, die er geschrieben hat, verräth das Münchener Kind. Seine Geburt fällt noch unter die Regierung Maximilian Joseph's. Während aber der damalige Kronprinz bereits begonnen hatte, die großartigen Kunstschöpfungen vorzubereiten, durch welche er München berühmten zu einer unvergleichlichen Stadt erheben sollte, hatte der glänzende und in seinem Auftreten oft poetisch-drastischen Natur erscheinende Hof Maximilian Joseph's die lebendigen Erinnerungen an das Stillleben der alten Churfürstenzeit ebenso wenig vergessen machen, als die blutigen Wunden, welche die wilden, eben erst vorübergerauschten Kriegsjahre dem Lande Bayern geschlagen hatten. Eine Gegenwart des Glanzes, der eine Vergangenheit ruhmvoll dürftgekämpfter Leiden noch lebendig, und der eine Zukunft werdender Kunstgroßes verheißen war,

*) Aus dem so eben erscheinenden „Rheinischen Taschenbuch."

Digitized by Google

— wahrlich, auf einem solchen Boden mußten die Keime einer farbigen Gemüthswelt um so unverkümmerter gedeihen, als auch im engen Raume des Hauses selbst, in weichem der Dichter aufwuchs, und ganz besonders von Seiten seiner Eltern, den kindlichen Neigungen im vollsten Maaße Rechnung getragen wurde. Der Vater war Hofzeichner, dabei Kunstliebhaber und Kunstkenner. Er hatte eine kleine Gallerie von Gemälden, unter denen sich manches werthvolle Stück vorfand. Die Mutter war eine jener seelenvollen Naturen, bei denen jedes Wort und jede Geberde Gottesbauche sind, die den reinen Spiegel einer Kindesseele vor jeder rauhen Berührung schützen. Eine ältliche Tante begleitete den kleinen Franz auf seinen ersten Streifzügen durch die Vaterstadt. Sie ward nie müde, ihm auf seine hundert Fragen Bescheid zu geben, und wenn ihr je einmal der Stoff auszugehen drohte, dann brach sich die Phantasie des jungen Dichters eine Bahn, und er erzählte ihr in der Weise, wie es's von ihr wohl erwartet haben mochte, die wunderlichsten Geschichten aus alter Zeit, wie er an die Arche Noah, die Hexenbastei, das alte Turnierhaus, oder an den Grabstein des Bischofs Tuibek mit seinem schwarzen Tritte leicht und spielend anknüpfte, oder an die Sandgänge im hellgrünen Plan der alten Residenz, oder an das Grottenwerk des Muschelhofes mit seinen Nischen und abenteuerlichen Karyatiden, oder wo sie sonst eben vorübergingen. Lag ja doch jenem Grottenwerke gerade gegenüber der schwarze Stein des Herzogs Christoph und die Steinsaat mit den drei Nägeln und der Inschrift, und waren doch die Bilder der Herzoge, Churfürsten und ihrer Frauen in den Corridoren der Residenz und der Marburg auch nicht gar weit davon. Wie mag da manches dieser Bilder die jugendliche Phantasie mit jenem Stein und jener Tafel und jener Inschrift zusammengehalten haben? Wie viel von dem thatsächlichen Inhalte jenes Buches mag da schon geistig konstruirt worden sein, dem freilich erst der wissenschaftlich gebildete Mann die ästhetisch vollendete Form zu geben vermochte, welche die „Abenteuer des Herzogs Christoph“ als eine der bedeutendsten novellistischen Arbeiten der Neuzeit erscheinen läßt.

Es nahte die Zeit des Lernens für den jungen Dichter, er mußte die Schulen besuchen. Alle die Abece's und Einmaleins erschlossen ihm wohl eine neue Welt von Verständnissen, aber sie konnten ihm doch den phantasiereichen Verkehr mit der Tante nicht ersetzen. Doch gedenkt er immer aus dieser Periode mit vieler Lust kleiner Ferienaufenthalte, die er in Begleitung von Eltern und Geschwistern zu Andechs oder Weßobrunn machte. Dem Stadtknaben erschien der Gottesfriede, der über den Kreuzgängen und Refectorien dieser abgeschiedenen Zufluchten lagerte, um so erhabener, als er eben erst den Lärm der Hauptstadt entronnen war. Dabei erschloß sich ihm jetzt schon ein besseres Verständniß für das rein Historische. Wie dürftig und trüb auch die Quellen gewesen sein mögen, aus denen er geschöpft haben mag, er kannte doch schon die Geschichte vom Herzog Tassilo, der in der Wüstniß verirrt war und, sich niederlegend, träumte, er ihe Engel eine Leiter aufs- und niedersteigen, während sein Jäger derweile die Quelle aufgefunden hatte, an welche spätere Zeiten das Kloster Weßobrunn anlehnten. Er wußte auch, was es für eine Bewandtniß mit dem Denkzeichen hatte, das am grünen Hügelhang dicht vor dem Eingang in's Kloster stand, allwo zur Hunnen an den Steineinfängen der erschlagen wurden. Und wenn er Grafe lagerte, so zauberte sich Quelle Wesse's und Tassilo's im in welcher der müde Herzog seine Phantasie eine Wüstniß dahin, umherirrte, die Mücken, die ihn umschwärmten, verwandelten sich ihm in wilde die von Halm zu Halm hüpften, über ihn hinflogen, erblickte er Hunnen, und in den Wolken, die die Geister der erschlagenen Mönche.

Noch auf der Schule veranstaltete Franz Trautmann eine Sammlung seiner Gedichte, die den Buchhändler Finschmann in München so angesprochen hatten, daß er sie des Verlegens werth erachtete. Sie sind jetzt wohl in gänzliche Vergessenheit gerathen. Was darin zunächst vorwaltet, ist eine sprudelnde Jugendfrische neben viel lyrischen Empfindungen. Doch ist auch in der Form mehr Gelicktes, als man von einem Schüler hätte erwarten dürfen.

Auf bayerischen Universitäten gehen dem Fachstudium zwei sogenannte philosophische Jahre voraus, eine Zeit, die von dem Trost der Studenten meist dulci jubilo betitelt wird. Aber Trautmann, der sein Fachstudium, die Jurisprudenz, nur dem Vater zu Liebe ergriffen hatte, machte es sich umgekehrt. Sein Durst nach Wissen war gar nicht zu stillen. Ze die dritte Nacht ging er nicht schlafen, weil dann seine Studirlampe bis zum Morgengrauen brannte. Damals lehrten Görres und Schelling in München neben vielen anderen minder gefeierten, gleichwohl aber geistig bedeutenden Männern. Trautmann trat mit den Meisten derselben in unmittelbaren geistigen Verkehr. Den außerordentlichsten Einfluß auf seine Entwicklung gewann indessen damals ein junger Britte, der, selbst begabt und strebsam, mit Trautmann einen innigen Freundschaftsbund stiftete. In Begleitung dieses Horion durchstreifte der Dichter den Continent, vom Besuv bis hinauf an die Nordspitze Schottlands und vom Herzen Ungarns bis zum Scheitel der Pyrenäen; der Insel Grosbritannien aber ward vor allen Ländern eine tief e ingehende Kulturwissenschaft geschenkt. Es gab eine Zeit, wo Trautmann's ganze Seele von Land und Leuten, Geschichte und Literatur dieser Insel erfüllt war, und heute noch sind an seinen Schriften deutlich die Muster zu erkennen, an denen er sich herangebildet hat. Wir haben keinen deutschen Dichter, der in der Behaglichkeit der Darstellung, wie in der Herbeiziehung und Gliederung des historischen Stoffes so sehr an Walter Scott erinnert. Zeuge dessen mag ganz besonders Trautmann's neueste Arbeit, die Chronika der Herrn Petrus Röckrelein, sein. Und dann wieder jener Humor, der nicht mit Wortwitzen spielt, sondern aus der Situation und der Zeichnung hervorleuchtet, jener plastische Humor, der uns in Swift, Sterne und Fielding so unerreichbar erscheint, wie ganz thümlich hat ihn Trautmann aus sich herausgestellt, wie originell und volksnah den Eppelein von Gailingen, den Klosterschreiber von Seldenthal seiner Schriften am meisten erhöht, das ist jenes kräftigenden Mosandern Natur geworden zu sein scheint. Es ist jene Berechnung in der Gefühlsgebung, die mehr auf das Geschaut, was die Leser nachempfinden sollen und wollen, als auf eine gänzliche, so zu sagen Jean Paul'sche Verausgabung seiner Kraft. Es ist jener durchsichtig klare, blaue Himmel, der über dem Bilde des „Pfeifers von Nürnberg“ ruht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vermählung des Dogen mit dem Meere.

Schon leuchtet der Osten von Rosen beglänzt,
Wie purpurdurchwobene Fluthen bekränzt,
So wiegen die Gondeln sich festlich bekränzt
Auf allen Lagunen und Bahnen.
Schon eilet die Menge zum schaukelnden Bord,
Es stauen noch Wagen an Wagen,
Sie dränget und jubelt und freuet sich dort
Auf Rialto's verwegenen Bogen.
Doch plötzlich erzeuget sich Stille umher,
Es prahlen sich goldene Reihen,
Da schreitet in Purpur und Perlen einher
Der Doge mit seinen Getreuen.
Er tritt an den blumumgoßnen Rand,
Und schauet hinaus in die Fluthen,
Da strahlet die Braut schon im Schaumgewand,
Gekrönet mit rothen Gluthen.
Und der Herrscher beginnet mit mächtigem Ton
„Sei treu mir und ehre die Bande!“
Und wirft von wogenumflossen Balkon
Den brünstichen Ring ihr zum Pfande.
Und Hadria sängt ihn, die stürmische Braut,
Und braußet ihr „Ja“ ihm entgegen,
Sie füllet, allfährlich ihm angetraut,
Benedig mit goldenem Segen.

B—t.

Digitized by Google

Wiener Straßengetümmel.

Wien, 9. Oktober. Gegenwärtig befindet Wien sich wiederum in jenem Belagerungszustande, welchen der heilige Drachenschröter und der reißige Exzenzel herbeizuführen pflegen. Gestern war der Tag, an welchem die ihre Wohnungen wechselnden „Parteien" der Gährung des Umzuges verfallen. Wer nämlich seine Wohnung zu verlassen im Begriffe steht, hat seinem Nachfolger einen angemessenen Theil derselben zum Einräumen von Fahrnissen abzutreten; dadurch Recht spricht er vom Inhaber seiner künftigen Wohnung an. Dieser Zustand dauert zur Michaelis-Zietzeit vom 8. bis zum 14. Okt. Mittags um 12 Uhr. Am genannten Tage zur bezeichneten Stunde tritt der volksthümlich sogenannte „Muß" ein; wer bis zum „Muß" seine Wohnung nicht geräumt hat, den setzt auf Vertangen des Nachfolgers die Polizei an die freiche Luft. Für die umziehenden „Parteien" ist das eine lange Woche vom 8. bis zum 14. Oktober (beziehungsweise vom 2. bis zum 8. Mai). Man liegt gleichsam zu Felde, führt eine Marketenterwirthschaft und macht dazu erst noch den Nachbarn Augeliegenheit. Wie es zu solcher Zeit auf den Gassen zugeht, ist schon bei einer früheren Gelegenheit erzählt worden; nur ist jetzt der Sturm und Drang noch ärger, als im Frühjahr, weil vor so vielen Häusern der Wintervorrath von Holz eine Barrikade bildet. Das Holz darf zwar nicht mehr wie ehedem auf der Straße gesägt und gespalten werden, aber es dauert doch immer eine gute Weile, bis die schon verfeinert abgelatenen Stücke in's Haus geschafft worden. Zu derselben Zeit fährt etwa ein Degner'scher Möbelwagen vor, so groß wie ein Güterwagen der Eisenbahn, dazu kreuzen sich herrschaftliche Kutschen, Fiaker und Comfortabel, um von Schubkarren und Betrunkenen nicht zu reden, obwohl Letztere in diesem Herbst ungewöhnlich häufig vorkommen. Ist wundert man sich, daß in dem Gewimmel fast nie ein Unglück geschieht, doch wird das Erkaunen um vieles geringer, wenn man das Gesicht und die Gestalt des Sicherheitswächters betrachtet, der nirgends fehlt, wo sich viele Fuhrwerke und Menschen kreuzen. In seinem schlichten Wasserrock steht er da mit der aufmerksamsten Ruhe eines Feldherrn im Feuer; hier winkt er mit der Hand, dort zwickert er mit dem Auge, seinen spricht er ein Wort. Jeder seiner Winke findet von Seiten der Restelenker unbedingten Gehorsam, wodurch es ihm möglich wird, den Knäuel des Gedränges in aller Ordnung sich abwickeln zu lassen. Ich habe einen solchen Manne oft mit Bewunderung zu, wenn er auf schwieriger Stelle ein Gestümmel beherrscht und freue mich seines Scharfblickes, seiner unverzagten Ruhe und vor allem seiner gelassenen Entschiedenheit beim Handhaben der Ordnung. Niemals hört man ihn toben und schreien, niemals zeigt er auch nur die geringste Aufregung. Gestern erst habe ich mir mit ganz besonderem Behagen eine solche Augenweide gegönnt; ich hatte nämlich eben einen Aufsatz über die Straßenpolizei in Stambul gelesen oder vielmehr über das, was man am „Goldenen Horn" so nennt, und empfand eine starke Versuchung, mich auf der Stelle hinzusetzen, um eine Denkschrift an den Großstrken zu richten und ihm zu rathen, einige Dutzend junger Kawassen nach Wien zu schicken, um den Polizeidienst zu lernen. Der Gedanke ist nicht so dumm, als er vielleicht im ersten Augenblick scheint; man sendet junge Türken auf die Hochschulen und zu den Regimentern der stehenden Heere, um sie zu höheren Stellungen zu befähigen, aber man vergißt, daß zu einem rechten Rock auch das Unterfutter gehört. Was hilft das Anordnen und Befehlen, wenn Niemand da ist, um die zweckmäßigen Weisungen zu vollziehen? — Um das Durcheinander vollends zum Chaos zu verwirren, strömen jetzt auch diejenigen herein, die sich fünf Monate hindurch in der holden Täuschung gewiegt, daß sie auf dem Lande lebten, weil sie ihre Stadtwohnung vermiethet und sich in irgend eine Vor-Vorstadt eingepferchi hatten. Jetzt kehren sie — die Nachzhut der landbewohnenden Städter — zu ihren Laren zurück, welche die Hauptmasse bereits vor drei oder vier Wochen wieder aufgesucht hat.

National-Oekonomisches.

In Frauendorf bei Bilsbofen steht gegenwärtig ein Gewächs in größter Wachsthums-Ueppigkeit, welches berufen ist, noch eine große Rolle zu spielen, nämlich das neue Zuckerrohr aus China, Holcus saccharatus ob surgho à sucre, wovon voriges Jahr der erste Samen durch den Herrn von Montigny, französischen Konsul zu Keng-Tai nach Europa gesandt wurde, und welches einen Reichthum von reinstem Zuckerstoff enthält, beshalb es wohl im Stande sein wird, in Zukunft dem Vaterlande ungeheure Summen zu ersparen, welche für thrure Rohrzucker in die Kolonien gehen. Wie sehr verdient daher das chinesische Zuckerrohr die Aufmerksamkeit der Vaterlandsfreunde! Herr Graf David von Beaurégard, Präsident der landwirthschaftlichen Versammlungen zu Toulon, berichtet, daß er von 600 Ctr. Stengeln dieser Pflanze 16,000 Maß Saft erhalten habe, welches Quantum ohne jede Schwierigkeit zu herrlichem Zucker krystallisirt werden konnte. Die vielen Trabern, welche nach dem Auspressen verbleiben, sind ein von den Nutzthieren außerordentlich begehrtes genossener Trank. Die Samenkörner werden in China als Getreide benützt, die ausgedroschenen Aehren geben, in Mehrzahl vereinigt, dauerhafte und gute Rehrbesen, und die letzten Rückstände der Pflanze können, getrocknet, zur Feuerung verbraucht werden. Dem Landwirth ist dieses Zuckerrohr aufzudem dringend zum Anbau im Großen zu empfehlen, da es sowohl ein prächtiges Grünfutter abwirft, als auch zur ausgiebigsten Gewinnung verwendet werden kann. Die Pflanze, welche den Habitus der Zea-Arten hat, wird in guten Boden 10 — 12 bayer. Fuß hoch und der Stamm erreicht 2 — 3 Zoll im Umfang. Sohin verdient der Holcus saccharatus gewiß, daß seiner Erwähnung geschieht, und daß Freunde des landwirthschaftlichen Fortschritten den thätigen Werth eines so schätzbaren Gewächses durch eigenen Anbau verschaffen. Um derzleichen wünschenswerthe Versuche zu fördern, erklärt sich Herr E. Fürst, Gutsbesitzer in Frauendorf bereit, so weit der nicht unbedeutende Vorrath hinreicht, an solche Oekonomen, die Interesse am chinesischen Zuckerrohre nehmen, eine kleine Partie ächten Probe-Samen auf frankirtes Abverlangen gratis abzulassen; desgleichen vom Linum grandiflorum rubrum Desf., einer neuen Flachsart aus Algier, die in Masse so wundervoll schöne brillantrothe Blumen zum Vorschein beingt, daß sie mit Recht die schönste aller neueren Gartenblumenpflanzen genannt werden darf.

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer vom 18 Oktbr. 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 25 Min., abgegangen 4 Uhr 36 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 38 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gattungs-		Gesammt-	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	3990	614	24	45	24	7	23	12	—	—	—	18
Korn	1377	144	15	54	15	24	14	59	—	—	—	—
Gerste	7251	257	13	28	12	50	12	7	—	—	—	—
Haber	3390	235	6	32	6	1	5	46	—	—	—	39

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Pfanzelt.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuznig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung

Achter Jahrgang 1856. Nro. 43. Den 27. Oktober: Sabin.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanden.

(Fortsetzung.)

5. Die Crypta.

Seitdem das Reformationswesen in der Pfalz so starken Fortgang nahm, durften sich in der Stadt Speyer keine Geistlichen mehr blicken lassen, ohne öffentlicher Verhöhnung und Mißhandlung ausgesetzt zu sein.*) Die Kirchen wurden förmlich geschlossen, indem das Volk noch mehr erbittert wurde durch den Gottesdienst der Papisten, wie der Magistrat meinte. Dieses Verbot konnte jedoch die treuen Anhänger am alten Glauben nicht verhindern, heimlicher Weise dem Gottesdienste beizuwohnen, welchen Priester verrichteten, die sich noch immer in geheimen Schlupfwinkeln versteckt hielten.

Auch der Dom war verschlossen und sollte nicht eher wieder geöffnet werden, bis jene hölzernen, silbernen und goldenen Gegenstände papistischer Abgötterei, die derzeitlich dem Hasse der Neugläubigen ausgesetzt waren, daraus entfernt wären; worüber der Magistrat ein genaues Verzeichniß entwerfen ließ. In dieser Weise von allem Unrathe gereinigt, sollte die stattliche Kathedrale einem reineren, geistgefälligeren Cultus übergeben werden.

So saß man übrigens alle Thore und Thüren der riesigen Kirche verschlossen und verriegelt hatte, gab es dennoch mehrere Pforten und geheime Eingänge, von denen nur die Priester und Vertrauensten Kirchendiener wußten. Diese standen jenen Andächtigen offen, welch auf die Gefahr hin, als Papisten ertappt zu werden, die Kirche besuchten.

Zu diesen Andächtigen gehörte auch Elisabeth von Streitberg. Der tiefe Schmerz, welchen das unabänderliche, traurige Geschick ihr verursachte, des Grafen Willen erfüllen zu müssen, trieb sie in das Heiligthum, wo sie vor den Stufen des Altars einigen Trost zu finden hoffte. In Begleitung ihrer Zofe schritt das Fräulein dem Kaiserdom entgegen. An dessen östlicher Seite angelangt, schaute sie nach allen Seiten vorsichtig umher und schlug dann das verabredete Zeichen auf eine kleine, im Winkel einer angebauten Kapelle versteckte Thüre. Sogleich öffnete sich das Pförtlein und nachdem beide eingetreten waren, schloß sich dasselbe wieder. — Elisabeth befand sich nun mit Margareth in einem stockfinstern Gange und nur die schweren Tritte des Pförtners, welche hohl in dem Gewölbe wiederhallten, verriethen dessen Begleitung. Zugleich dienten diese Tritte zum Führer in den Biegungen des Ganges, dessen dichte Finsterniß nicht durch den geringsten Lichtstrahl erhellt wurde. Indessen bewies Elisabeths Sicherheit, womit sie dem unsichtbaren Führer folgte, daß sie denselben Weg schon oft mochte gewandelt sein. Am Schlusse des Ganges führten mehrere Stufen abwärts und nun befanden sie sich in einer jener unterirdischen Kirchen, wie man solche in den alten Kathedralen findet und die nicht verfehlen, tiefe Eindrücke auf das menschliche Gemüth hervorzubringen. Lange Reihen riesenhafter Säulen trugen die mächtigen Gewölbe der Crypta, auf welcher das Stiftschor des Domes ruhte. Im Hintergrunde hoben sie durch die ganze Breite des Domes in zwei Linien von einem Ende der Crypta zum anderen. Das stete Halbdunkel in den langen Bogengängen, das unheimliche Grauen der gebrochenen Lichtstrahlen, die sich kümmerlich durchquälten durch die tiefen Fensterbogen des Vordergrundes bis hieher Bahn brachen, die ungeheuren starrenden Säulen, die nahen Gräber des ehemaligen Kaiser des heiligen römischen Reiches, deren Asche unseren Crypta ruhte, — dies Alles mahnte den Beschauer zum ernsten Insichgehen. In der Mitte des etwas mehr erhellten Chores erhob sich ein steinerner Altar mit Marmorstufen, der je doch alles Schmuckes beraubt war. An den Wänden hin hinter zu beiden Seiten sechs Nischen, in denen sich kleine, den zwölf Apostaln geweihte Altäre befanden. Auch hierin sprach sich wieder der tiefe Sinn aus, wie er in Lehre und Ritus der katholischen Kirche verborgen liegt, indem gleichsam die Kathedrale auf den Altären der Apostel, wie auf Grundpfeilern ruhte, und so den Ursprung der katholischen Kirche sinnbildete. Die Säulen, welche das Chor der Crypta trugen, bestanden aus mehreren Theilen ungeheurer Felsblöcke und ruhten auf mächtigen Sockeln, die einige rohe ausgearbeitete Verzierungen aufwiesen. Noch verdienen mehrere Thüren bemerkt zu werden, die an verschiedenen Orten der Crypta angebracht waren.

Als Elisabeth mit die Kirche betrat, befreuzte sie sich andächtig und kniete vor dem Altare des hl. Petrus nieder. Die Zofe langte ihren Rosenkranz hervor, betete, dessen Steine mit vieler Geläufigkeit durch ihre Finger gleiteten. Der Pförtner verschwand unter einer Thüre und kehrte bald wieder in Begleitung des Mönches Ignazius zurück, welcher in diesem geheimnißvollen Labyrinthe von Gängen und Gewölben eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte. Ignazius war eine hohe, ehrwürdige Gestalt, mit einem Kranze weiher Haare um das Haupt, und einem silbernen Barte, der ihm bis auf die Brust herabreichte. Die Last der Jahre hatte seine Gestalt seinesweges niedergebeugt, welche fast geräuschlos zwischen den Pfeilern hinschwebte, dem Altare entgegen, vor dem Elisabeth kniete.

„Was führt Dich zu dieser ungewöhnlichen Stunde hieher, meine Tochter?“ fragte der Greis nach Verrichtung eines kurzen Gebetes.

„Gott erhalte Euer Hochwürden!“ fiel die Alte ein, indem sie dem Priester ehrerbietig die Hand küßte. „Im Falle Euch die Lutherischen umbrächten, — was Gott verhüten wolle, bekämen wir keine hl. Messe mehr zu hören, und was die Hauptsache ist, wir fänden keinen Priester mehr, der uns an Gottes Stelle die Sünden erläßt. Meiner Treue! lieber wollte ich dem Teufel selber beichten, wie so einem abgefallenen Mönch, — die alle zusammen ihren verdienten Theil kriegen werden.“

„Und für welche Ihr täglich im Rosenkranz betet und Ave beten soll, Margareth!“ fügte Ignazius hinzu, „damit Gott ihrer Seele ewig gnädig sei.“

„Ich für die beten, für die beten, Herr? In meinem Leben nicht! Das hieße Gott nur verspotten, der gewiß nicht bulden mag, für Leute zu beten, welche predigen, es sei verteufelte, durchteufelte, überteufelte Werthhaftigkeit, für Andere zu beten.“

„Das ist eben ein bewienenswürdiger Irrthum,“ sagte der Mönch. „Ihr werdet aus Gründen hieher gekommen sein, die vielleicht meinen schwachen Rath beanspruchen,“ lenkte er ein und

*) Jörg. Seite 110 — 118.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothe
(Pflichtexemplar.) in München

ſah Eliſabeth fragend an, aus deren Augen Thränen hervorbrachen.

„Du liebe Zeit! ich kann ſie nicht ſo jämmerlich weinen ſehen, ohne daß mir ſelbſt Thränen in die Augen kommen," klagte die alte Zofe und wiſchte ihre runzlichen Wangen mit der Schürze ab. „Wäre nur dieſer Graf Trontheim in den Rhein gefallen, bevor er nach Speyer kam, — obwohl er ein hübſcher junger Herr iſt, der viel Geld und ſüße Worte hat."

„Was iſt den vorgefallen?" fragte Ignatius.

„Hier, leſet dieſen Brief, ehrwürdiger Vater!" erwiederte Eliſabeth: „er wird Euch über mein Unglück Aufſchluß geben."

Der Mönch trat in den Vordergrund der unterirdiſchen Kirche und nachdem er den Brief geleſen, ſagte er: „Das Schreiben enthält leider Wahrheit! Die Stimmung gegen Deinen Vater iſt gefährlich. So ſehr es mich ſchmerzt, dieß zu geſtehen, verbietet die Klugheit es zu verheimlichen. Unſere Feinde ſchienen den heutigen Vorgang beim Clariſſenkloſter, worvon ich ſogleich Kunde erhielt, benützt zu haben zur Anreizung des verführten Volkes gegen Deinen Vater. — Ohne Zweifel, die Gefahr iſt groß."

„Und ich bin entſchloſſen, meinen Vater zu retten," ſagte Eliſabeth.

„Zu retten? Und wie das, meine Tochter?"

„Der Brief enthält die Bedingung."

„Du wüſſt alſo den Bewerbungen des Grafen Folge geben?"

„Muß ich nicht?" klagte ſie und trocknete die neuerdings hervorbrechenden Thränen. Dann fügte ſie mit vieler Faſſung bei: „Ich bin entſchloſſen, den Vater zu retten. Ich will dem Grafen eine treue, ſorgſame Gattin werden, — wenn Ihr dazu Euren prieſterlichen Segen geben wollt."

„Dein Opfer iſt groß!" ſprach der Greis gerührt. „Mehr kannſt Du nicht auferlegen, als Dich ſelbſt. Gott im Himmel, auf Dein Opfer wohlgefällig niederſehen, wird den Vater retten um Deines Opfers willen. — Aber mein Kind," fügte der Mönch nach einer Pauſe hinzu, wobei es wie Schmerz und Wehe durch ſeine ehrwürdigen Züge zuckte, — „jetzt iſt es Zeit, Dich aufzuklären: niemals kannſt Du des Grafen Gattin werden. Denn — der Graf iſt," — jedes der folgenden Worte ſprach er mit immer ſchwächer werdender Stimme, die zuletzt dem erſchöpften Athem eines Sterbenden gleich kam, und ſein Haupt ſank auf die Bruſt herab, gleich dem eines Menſchen, der ein ſchweres Bekenntniß ſeiner Schuld ablegt, — „der Graf iſt ein unglücklicher, — abgefallener Mönch — meines Ordens."

„Was ſagt Ihr?" bebte Eliſabeth zurück.

„Ein abgefallener Mönch?" rief der Amme kreiſchende Stimme dazwiſchen. „Drentheim ein ausgeſprungener Mönch? Alle Peſt über ihn! Heilige Mutter Gottes, dieſer Teufelsbraten wagte ſolche Bitten zu ſtellen? daß ihn die Erde verſchlinge!"

Gegen dieſen Zorn der geifernden Alten bildete Eliſabeth's Seelenſchmerz einen lebhaften Gegenſatz. Die Unmöglichkeit, dem Grafen zu willfahren, und die Gewißheit des hereinbrechenden Unglücks ſtanden furchtbar vor ihr.

„Mein Vater, — o mein Vater!" klagte ſie.

„Faſſe Dich, mein Kind, und vertraue auf Gott!" tröſtete Ignatius. „Ohne ſeinen Willen wird uns kein Haar gekrümmt und allmächtig iſt ſeine Hülfe. Der Weg, den Du zur Rettung Deines Vaters eingeſchlagen, iſt nicht der leichte, aber glaube mir, um Deines Opfers willen, iſt ſeine Hülfe Dir nahe."

Dieß ſprach er mit ruhiger, feſter Zuverſicht, was im Vereine mit ſeinem fortgeſetzten väterlichen Troſte die gebeugte Eliſabeth nach und nach aufrichtete. Die Unmöglichkeit, des Grafen Bewerbungen Gehör zu ſchenken, und ihr feſtes Vertrauen auf Gottes Führung, wie daſſelbe in gläubigen Gemüthern lebt und in ſchwierigen, unheildrohenden Lebensverhältniſſen den Menſchen aufrichtet und ihm innere Beruhigung gewährt, verſcheuchte möglichſt die ſchmerzlichen Gefühle aus Eliſabeth's Seele. Aber ſogleich ſollte ein neuer Schrecken über ſie kommen.

Den Aufſtändiſchen war nicht unbekannt, daß Prieſter in der Stadt verſteckt ſeien, welche im Verborgenen Zuſammenkünfte hielten und die „papiſtiſchen Ceremonien" ausübten. Gegen dieſe kehrte ſich ihr fanatiſcher Haß in verdoppeltem Maße. Sie durchſtöberten alle Schlupfwinkel der Stadt, wo ſie Geiſtliche verborgen glaubten. Wurde ihr Suchen mit Erfolg gekrönt, dann mußte der Aufgefundene unbarmherzig durch die Spieße laufen. Den Dom ſchienen eben ſolche Aufſpürer heimzuſuchen; denn es hallte verworrenes, dumpfes Getöſe durch die Gewölbe, ohne jedoch mit Beſtimmtheit die Richtung angeben zu können, woher es kam. Indeſſen nahte ſich der Lärm immer mehr und man konnte rohe Männerſtimmen vom Waffenklirren unterſcheiden. Thüren wurden heftig zugeſchlagen und donnerten ſchauerig durch die Gräfte.

„Herr Jeſus, ſei bei uns!" jammerte Margareth. „Die Häſcher kommen und werden uns alle umbringen!" Darauf betete ſie laut ihren Roſenkranz und zwar mit mehr Andacht, als gewöhnlich. Eliſabeth erkannte ebenfalls die drohende Gefahr und ſchaute ſuchtſam nach der Gegend hin, woher der Lärm kam. Der greiſe Prieſter verlor ſeine Ruhe nicht, und glich einem Menſchen, der jeden Augenblick bereit iſt, in den Tod zu gehen. Und ſo hatte die kleine Gruppe in der unterirdiſchen Kirche viele Aehnlichkeit mit jenen Vorfällen aus den erſten Zeiten der Chriſtenheit, wo die heidniſchen Krieger in die Katakomben drangen und die Anhänger Chriſti hinſchlachteten.

„Beruhigt Euch, meine Lieben, es iſt keine Gefahr!" ſagte Ignatius im nämlichen Augenblicke, da eine Thüre aufging und eine finſtere Geſtalt hereintrat, die im Schatten des nächſten Tragepfeilers ſtehen blieb. Der Mönch ging dem Eingetretenen mehrere Schritte entgegen und ſagte: „Nur hieher, mein Sohn!"

Der Geruſene kam herau und grüßte mit herzlichem Händedruck.

„Wie ſtehen unſere Sachen?" fragte der Mönch.

„Ziemlich ſchlecht, ehrwürdiger Vater! wenn der vorausreitende Schrecken der ſiegreichen Fürſten nicht ſchnelle Hülfe bringt, werde ich kaum die Stadt gegen Raub und Plünderung ſchützen können."

„Daß Du keine ſichere Nachricht von der Stellung der Fürſten?"

„Nach der letzten Kundſchaft lagern ſie unweit Worms. Auch die Bauernhaufen ziehen ſich dort mit ungeheurer Uebergiebenheit zuſammen. Gott verleihe unſern Waffen den Sieg! Man wartet hier nur auf den entſcheidenden Schlag; fällt dieſer günſtig für die Aufſtändiſchen aus, dann werden innerhalb eines Tages alle Kirchen und Klöſter dieſer Stadt rein ausgeplündert ſein."

„Doffen wir das Beſte," ſagte Ignatius nach kurzem Schweigen. „Gott iſt denen ſtets nahe, die auf ihn vertrauen."

„Aber ich ſehe, Ihr ſeid nicht allein!" ſprach der Unbekannte, Eliſabeth und deren Zofe gewahrend. Er trat aus dem Schatten des Pfeilers hervor und der auf ihn fallende Lichtſtrahl ließ Ritter Hugo von Standenhöhl erkennen, welcher ſeinerſeits mit Verwunderung die ſchöne Tochter des Rathsherrn erkannte.

„Das iſt derſelbe Herr," ſprach Ignatius, indem er Hugo dem Fräulein vorſtellte, „welcher heute Deinem Vater das Leben rettete. Ein treuer, tapferer Sohn unſerer heiligen Kirche."

Obwohl der Krieger in ganz veränderter Geſtalt vor ihr ſtand, ſo erkannte ſie an der edlen Haltung, welche ſchon vor dem Clariſſenkloſter ihr auffiel, den Fremden wieder.

„Ich bin Euch ſehr verpflichtet, Herr; möge Gott Euch lohnen!" ſprach Eliſabeth, indem eine augenblickliche Röthe durch die blaſſen Züge ſchlich und ihr Auge verſchämt niederſah. An dieſer Bewegung mochte wohl die ſtille Theilnahme Schuld ſein, welche ſich in Blick und Mienen des edlen Kriegers ausſprach, der, wie es Eliſabeth in dieſem Augenblicke vorkam, ſogar von ihrem perſönlichen Unglücke Kenntniß hatte.

Es entſtand längeres Schweigen, das endlich der Mönch mit den Worten unterbrach: „Wir müſſen jetzt ſcheiden, meine Kinder! Gehe Du in Frieden, Eliſabeth, und Gott, auf den Du ſtets vertraut, wird ſicher Alles zum Beſten lenken."

Darauf reichte ihr der greiſe Prieſter die Hand, welche ſie ehrerbietig küßte. Als ſie vom Ritter Abſchied nahm, ſprach die-

Digitized by Google

ser mit einiger Bewegung: „Wir wollen den letzten Worten unseres ehemaligen Vaters vollkommen Glauben schenken. Gott wird uns in einer glücklicheren Stunde wieder zusammenführen."

Elisabeth kehrte auf demselben Wege zurück, woher sie gekommen war. Ignatius führte den von Stanislaus bis zu den Stufen des Hochaltars, wo beide einige Augenblicke knieten und dann unter dem Eingange der nahen Thüre verschwanden.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Trautmann.

(Fortsetzung.)

In München war damals große literarische Oede. Da erhielt eines Morgens der junge Studiosus Trautmann eine schriftliche Einladung zu einer Tasse Thee von Sophie, der eben angekommen war, um in München das „Deutschen Horizont" herauszugeben. Lieber Leser, wenn Du Deinen Namen noch nicht oft mit Druckerschwärze auf Löschpapier gesehen und dabei gedacht hast, Du seiest schon halben Wegs unsterblich, so kannst Du die Seligkeit eines jungen äußerungslustigen Studenten nicht ermessen, der mit einem Male zum honorirten Mitarbeiter einer Zeitung aufgefordert wird. Das Sophie'sche Billet war als ein fruchtbarer Regen auf lockeres Erdreich gefallen. Da guckten über Nacht kleine lyrische Poesieblumen heraus, phantasirten sich wieder humoristische Arabesken ranken, während größere, erstere Erzählungen wie hohe Bäume ihren geheimnißvollen Schatten hinein warfen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Sophie machte sich unmöglich und mußte fort. Die Sonne fehlte, und die Blumen des Treibhauses erstarrten. Daß Trautmann auf dem einmal beschrittenen Wege nicht weiter ging, ist aber nicht lediglich der mangelnden Anregung Schuld zu geben. Er hatte ein edleres Motiv dabei. Er erkannte, daß mit derlei Charpiezupfen nichts gethan sei, daß es auf Bereutenderes ankomme, und daß es nicht der Mühe werth gewesen sei, so viele Kenntniß von Wissenserkultaten genommen zu haben, um schließlich sich in Tändeleien zu verlieren. Fest entschlossen, nichts mehr zu schreiben, warf er sich der Jurisprudenz in die Arme, um sich ernstlich geistig gesichert zu haben, wenn die poetische Aber etwa nie mit dem rechten gesunden Blut durchströmt würde. Der junge, auf seinen Weltjahren in Anschauungen mannigfach bereicherte, daneben philosophisch durchgebildete Dichter brachte in die Hörsäle schon jenen freieren, übersichtlichen Blick mit, der von der einzelnen Materie immer zurückschweift auf den Ort der Gattung und den Geist der Wissenschaft. Dicht vor sein Auge traten die Größe und die Majestät, welche uns aus der Summe abstracter und objectiver Begriffe anwehen, die aus dem Rechtsbewußtsein des römischen Volkes hervorgegangen sind. Ueberwältigend stand die römische Gesetzgebung der Eintheilung der römischen Geschichte, jenes Kapitels aus dem Buche der Weltgeschichte, das in seinem engen Rahmen schon die Geschichte einer ganzen Welt zu enthalten scheint. Aber wärmer schlug ihm doch das Herz, als er an der Hand des deutschen Privatrechts in jenen Declamationen auf den vaterländischen Boden hinübergeleitet und in jene Zeiten des Mittelalters eingeführt wurde, deren Gährungen es vorbehalten blieb, die Ideen der alten und der neuen Welt zu vermitteln.

Wenn nun auch diese rein historische Seite seines Studiums Trautmann geistig befriedigte, so fand doch seine Phantasie in der Pflege der Rechtswissenschaft nirgends ausgiebige Nahrung, und da sich in ihm einmal eine Art Prophylaxis gegen literarische Unbegenügenheit gebildet hatte, lief er neuen, seiner Nahe höchst gefährlichen Selbsttäuschungen entgegen. Damals hatte die neue Münchener Kunstschule nämlich gerade ihre frischesten Blüthen getrieben. Es war eine außerordentliche Anregung, die in dieser Richtung nach allen Seiten hin gegeben wurde. Manches glücklich Talent ward zum Bewußtsein seiner Kraft gesteigert, dagegen wieder manches unbedeutende, leicht erregbare mit in den allgemeinen Strudel hineingezogen. Auch Trautmann glaubte sich lange zum Maler berufen, er hatte die Palette mit dem corpus juris vertauscht. Aber er mochte sich doch niemals verhehlt haben, daß seine, wenn auch geniale Kraft, dazu unzureichend war, und daß die Ziele seines Lebens auf anderen Pfaden vorgezeichnet lagen. Im Folge dessen muß es dennoch nicht zum Allerwichtigsten in seinem Innern aufgestiegen haben. Gleichwohl trug er sich mit dieser Idee eine geraume Zeit. Er hatte längst die Theorie mit der Praxis vertauscht und seit Jahresfrist abwechselnd bei Land- und Stadtgerichten praktizirt. Da fanden wir ihn, es war im Jahre 1841, in Posenhofen am Starnberger See wieder, wo er Landschaftliche Studien machte. Ein Touristl blieb bei ihm stehen, schaute ihm trotzerzig über die Achsel und sprach mit ihm über Dies und Jenes, wodurch sich Trautmann rasch angezogen schien. Zwei verwandte Naturen, die lange Jahre in München nebeneinander gelaufen waren, ohne sich zu begegnen, sollten sich hier finden. J. F. Lentner, Sohn des Buchhändlers Lentner in München, hat jetzt einen gefeierten Namen. Damals war er in einem gleichen Kampfe wie Trautmann begriffen. Er schwankte hin zwischen Buchhandel, Kunst und literarischem Streben. Es war im Fischerhause kein freies Stübleln mehr zum Uebernachten übrig. Trautmann theilte sein Lager mit dem neuen Ankömmling, und in derselben Nacht ward zwischen Beiden eine innige Freundschaft geschlossen. Die nächste Folge davon war die gemeinschaftliche Herausgabe der „Leserfrüchte." Trautmann ward jetzt wieder literarisch ungemein thätig, und so leicht er aus producirte, so viel Fleiß und Ausdauer bewährte er doch immer auf die Ausführung. Im Winter des gleichen Jahres ward von dem großen Künstler-Maskenfeste der Zug Kaiser Maximilian's in prachtvoller Weise aufgeführt. Trautmann und Lentner nahmen ebenfalls Theil daran, der Eine als Fackelträger, der Andere als junger Jägermann. Trautmann hatte überdies „Kaiser Maximilians Urfahrt" eigens zu dem Feste gedichtet. Dieser die Zeit des letzten Ritters schildernde Cyclus fand außerordentlichen Anklang und ward auf dem Platze selbst in Tausenden von Exemplaren vergriffen. Das nothdürftige Heizergelieb, das Junker Seifwip in der Chronica des Herrn Petrus Möckerlein vorträgt, ist dieser Dichtung entlehnt worden. Daneben versuchte sich Trautmann auch als dramatischer Schriftsteller. In den „Verstoßenen" behandelte er einen Familienstoff und der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Der damalige Intendant Küstner accomodirte das Stück für die Hofbühne und honorirte es nach seiner Ausdrucksweise mit einer „Nationalbelohnung, ein treffliches Talent zu animiren." Spätere Veränderungen in der Intendanz verhinderten indessen die Aufführung der „Verstoßenen." Der Verfasser ließ sich dadurch nicht irren. In rascher Aufeinanderfolge schrieb er ein lyrisch-dramatisches Stück, betitelt: „Proteus," dessen erste Abtheilung „ein Gang auf den Helikon" heißt und in lyrisch-reizender Apotheose Seidelmann's Hantrirt behandelt. Daran schlossen sich mehrere Lustspiele und Dramen, welche auf der Münchener Hofbühne und anderwärts zur Aufführung kamen, so Cagliostro, Schloß Latour, Jugurtha ꝛc. ꝛc.

In Folge der literarischen Anerkennung, die Trautmann damals kühn fand, fühlte er sich gedrängt, nunmehr mit der Palette sowohl, als mit dem corpus juris gänzlich zu brechen, und lediglich die schriftstellerische Laufbahn in's Auge zu fassen. Prinz Carl von Bayern suchte gerade einen Secretär; man richtete sein Augenmerk auf Trautmann. Allein sechs Wochen großer, und in ihrer Art ungewohnter Thätigkeit verliefen, worauf eine nervöse, todesgefährliche, mehrmonatliche Krankheit eine solche Störung verursachte, daß nach mehreren Rückfällen Trautmann die Stelle dem Preinzen zu Füßen zu legen für gut fand. Der Prinz erhielt dem Dichter in einem höchst gnädigen Schreiben sein Bedauern darüber aus, und gab sich der Hoffnung einer baldigen gänzlichen Wiederherstellung hin. Allein die geistige Thätigkeit, der sich Trautmann nur zu bald hingab, hatte jene Folge, welche in solchen Fällen oft eintritt. Eine tiefe Melancholie, begleitet von der steten Idee, daß er von Gott verlassen und von den Menschen verfolgt sei, bemächtigte sich des irritirten Gemüthes. Die Angst trieb ihn fort aus München. In einem psychisch todtkranken Zustande langte er bei einem befreundeten Advokaten in Pfaffenhofen an.

Von tausend Schreckbildern verjagt, wollte er Hand an sich selbst legen. Aber die bessere Natur siegte endlich. Mählich gekräftigt kehrte er nach München heim. Noch trat er scheu auf, denn seine Idiosynkrasie hatte ihn nicht gänzlich verlassen. Er trug sich mit der Erwartung, daß er ehestens gleich einem dürren Blatte vom Baume des Lebens geschieden würde. Der Liebe, mit welcher man ihm allerorts begegnete, blieb es vorbehalten, die letzten krankhaften Bilder zu verscheuchen und die Sterne eines Dichters von den Wolken zu befreien, die sich während einer tückischen Krankheit darüber gelagert hatten. Aus so unsäglich psychischen Leiden entwickelte sich allmählich eine Seelenläuterung und ein lebendiges Bewußtsein nach Gottesnähe und Gottesheimat, welches die inneren Schrecken des von Niemand geahnten Zustandes überwältigte und in Segen verwandelte. Es war das eine Schule, die Trautmann neben allen anderen noch nothwendig durchlaufen mußte, um endlich jene klare Anschauungen in die verschiedensten Seelenzustände zu gewinnen, durch deren Schilderung seine Schriften erst so anziehend geworden sind. (Schluß folgt.)

Der Nutzen der Feldtauben für die Felder.

Unter diejenigen Thiergattungen, deren fortwährende nützliche Wirksamkeit über dem geringen und schnell vorübergehenden Schaden, welchen sie zuweilen und meist nur unter besonderen Umständen verursachen, sehr vielfach übersehen wird, gehören die Tauben überhaupt, mithin auch die zahmen oder halbzahmen insbesondere. Obdem ging man darin so weit, daß namentlich in manchen Theilen oder Staaten Deutschlands die Gesetzgebung das Recht, sich Tauben zu halten, selbst für die ländlichen Gutsbesitzer sehr beschränkte und für die kleineren die Haltung derselben meist überhaupt verbot; oder dieselben galten, wo nicht gesetzlich, doch observanzgemäß als „vogelfrei" in dem Sinne, daß Jedermann, der entweder Jagdbesitzer, Jagdpächter oder sonst befugt war, ein Schießgewehr zu führen, sie beliebig erlegen durfte. Sie waren daher ein Hauptziel fast aller sogenannten „Sonntagsjäger" und sonstiger unbefolsener oder noch ungeübter Schützen. Ja, erst vor etwa zwei Jahren geschah es, daß eine zu Leipzig erscheinende landwirthschaftliche Zeitung einem sonst rühmlich bekannten schweizerischen Naturkundigen den Ausdruck des Wunsches gestattete: man möge die Tauben für vogelfrei erklären.

Der Berfasser, wie der Herausgeber, ließ hierbei ganz unbeachtet, daß eine solche Bestimmung oder Gewohnheit vielfach bestanden hat, daß auf Grund aber auf Grund reiferer Erfahrung dahon zurückgekommen ist. Was z. B. sehr entschieden gegen die Berechtigkeit der früheren Observanz spricht, ist der Umstand, daß man in Belgien, — besonders „Taubenthürme," d. h. große Taubenhäuser auf offenem Felde besitzt; und daß man dieselben absichtlich da hinaus baut, um den Bewohnern derselben das Gewinnen ihrer Nahrung und mit dieser das Reinigen der Felder von Unkraut-Sämereien recht bequem zu machen. Die vortigen Landwirthe beweisen dadurch eine naturgesichtlich-richtige Erkenntniß des überwiegenden mittelbaren Nutzens dieser Thiergattung, abgesehen von dem unmittelbaren, welchen sie durch das Fleisch ihrer Jungen gewähren, und des geringen zuweilen von ihnen verursachten Schadens. Dagegen ist man selbst in Frankreich — wo ein minder schneereicher Winter die Taubenzucht noch mehr erleichtert — bisher eben so, wie auch bei uns zu einer solchen Einsicht noch bei weitem nicht allgemein gelangt. Dies zeigt der wiederholte Streit, welcher sich dort (in der Société Imperiale d'Acclimatisation) über die Frage erhoben hat, ob der Nutzen der Tauben überwiege, oder die Schädlichkeit derselben! Und doch ist Nichts leichter durch eine höchst einfache Berechnung zu beantworten. Der Zeitraum nämlich, wo die Tauben überhaupt schaden können, meist aber doch nur unter besonderen Umständen wirklich schaden, beschränkt sich auf durchschnittlich wenig mehr als einen Monat im Jahre, zur Saatzeit im Herbste und Frühjahre. Denn obgleich diese beiderseits zusammen über einen Monat dauert, so kommt sie den Tauben doch auf landwirthschaftlich nachtheilige Weise immer nur insofern zu statten, als sie so eben gestreuten Getreidearten und namentlich die Hülsenfrüchte (welche sie dem Getreide, zumal der ihnen zu rauhen spitzen Gerste und ganz besonders dem stechenden Hafer sehr weit vorziehen) nicht rasch genug eingetzgt werden. Sobald Letzteres aber geschehen ist, verzehren sie nur die obenauf liegen gebliebenen Körner, die ohnehin verderben, mithin ohne sie nutzenvoll bleiben würden. Ein Gleiches thun sie mit denjenigen, welche bei der Erndte ausgefallen sind. Sie verwerthen also gerade das, was anderenfalls unbenutzt verloren wäre, indem sie es buchstäblich „in fleisch" verwandeln. Denn da sie, im Gegensatze zu den Hühnerarten, welche etwas mit den Füßen aus der Erde scharren, nichts mit ihrem weichen Schnabel aus der Erde heraushacken, so ist dasjenige, was sich entweder schon im Boden oder noch in den Aehren, Schoten oder Hülsen befindet, sicher vor ihnen. Höchstens vermögen sie zuweilen an Raps und Hülsenfrüchten einigen Schaden zu thuen, wenn nach dem Abmähren derselben in Folge ungewöhnlicher Hitze oder langer Nässe die Körner leicht aus den sich dann von selbst öffnenden Schalen springen. Indessen bleibt dieser Nachtheil ein höchst unbedeutender.

Um so beachtenswerther muß aber die Thatsache erschienen, die sich bei einigem Nachdenken eben so von selbst ergiebt, wie das Oeffnen der Kröpfe geschlachteter Tauben sie nachweiselhaft darthut, — daß die Tauben das ganze übrige Jahr hindurch von Unkrautsämereien leben. Und zwar bieten ihnen gerade die Samen der allerlästigsten Unkräuter des Feldes zur Nahrung, nämlich theils diejenigen, welche auf der Schneeterne oder dem Schuttboden am Schwersten oder gar nicht durch Sieben, Fegemaschinen ꝛc. aus dem Getreide zu entfernen sind, auf dem Felde selbst aber den Wuchs des letzteren am meisten benachtheiligen, wie Kornblumen, Rade, Bogenwicken, Knöterich, wilder Mohn („Klatschrose"), Hederich und Hirsegras; theils geradezu giftige, wie die verschiedenen Wolfsmilch-Arten, die außer den Tauben gar kein anderes Thier trißt oder fressen darf, während ihr Genuß in beliebiger Menge den Tauben durchaus nicht schadet. Diese besondere Eigenthümlichkeit derselben zeigt also wohl deutlich genug, daß gerade sie von der Natur vorzugsweise dazu bestimmt sind, beschränkend auf die Vermehrung dieser nicht blos lästigen, sondern zugleich für andere Thiere unmittelbar schädlichen Gewächse einzuwirken; abgesehen von dem, was sie in Gemeinschaft mit vielen anderen körnerfressenden Vögeln zur Vermichtung der Sämereien unzähliger Unkräuter beitragen. Während sie also von den Körnern angebauter Kulturpflanzen dasjenige, was ohne sie für uns verloren gehen würde, nutzbar machen, indem sie es durch ihre Jungen verwerthen, thuen sie in Bezieff der Unkräuter noch mehr. Denn sie machen hier sogar das entzogenen Schädliche außer dem, daß sie es der Menge nach vermindern, auch durch einen thierisch-organischen Umwandlungsprocess direct nützlich für uns.

☞ Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 25. Oktbr. 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr Min., abgegangen 4 Uhr 6 Min., angekommen in Landshut 4 Uhr 8 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Kst.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gelogen.		Geblieben.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	4661	50	24	41	24	6	23	11	—	—	—	1
Korn	1259	182	15	55	15	26	14	54	—	1	—	—
Gerste	7810	1612	13	16	12	35	11	52	—	—	—	15
Haber	3787	113	6	33	5	59	5	46	—	—	—	2

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnebwig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 44. Den 3. November: Aller Seelen.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanden.

(Fortsetzung.)

6. Der Martyrer.

Der verheerende und blutige Aufstand der Bauern hatte bereits mit solcher Stärke um sich gegriffen, daß er gleich einem reißenden Strome durch die Rheinlande hindrauste und Alles fortriß. Die Reichsstädte, von denen manche nur durch die Zeitverhältnisse genöthigt waren mit den Aufständischen Bündniß schließen, hielten sich trotz dieses Bündnisses vor Raub und Plünderung durch die eigenen Bundesgenossen nicht mehr sicher; denn das herrschende Selbstwesen hatte dem gemeinen Mann zu tiefen Haß gegen die Reichen eingepflanzt und sie als Tyrannen des Volkes und Blutsauger dargestellt. Obwohl die Selbstsüchtigen diesen Haß eigentlich nur gegen die reichen Klöster und hohen Würdenträger der Kirche nähren und verbreiten wollten, konnte es doch nicht fehlen, daß die entfesselte Leidenschaft und Raubgier der rohen Masse diesen Unterschied aufhob und alle Reichen als Tyrannen und Räuber ansah. Aus diesem Umstande bereiten viele, ehemals der Umwälzung ergebene Speyerer Patrizier-Familien ihren Beitritt zum Aufstande. In engeren Kreisen wurden Stimmen laut wider das treulose Verfahren gegen die Geistlichkeit, die man den schimpflichsten Mißhandlungen des Pöbels preisgegeben habe. Man beklagte den sicheren Untergang manches schönen Kirche, durch Jahrhunderte die Zierde der Stadt, durch den frommen Sinn der Vorfahren erbaut und mit reichen Pfründen versehen, die nun der eigene Stadtmagistrat der Plünderung anheimgegeben habe. Diese so späte Erkenntniß drückte um so schmerzlicher, als die rohe Gewalt des Volkes die Herrschaft an sich gerissen hatte und nirgends Hilfe anzurufen war. Wohl standen die Churfürsten von Trier und Pfalz gegen die Bauern im Felde, allein die gewisse Niederlage der Fürsten war der schreienden Uebertreibelt der Bauern gegenüber voraus zusehen. Hierdurch wurde der eingeschüchterte Muth der niederen Klasse gegen die Patrizier nur gesteigert: denn dem Pöbel entging die Reue der Bornehmen nicht, mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Man beschleunigte einen Umschlag der Dinge, weßhalb in den Versammlungen der Aufständischen wiederholt Stimmen laut wurden, den Zusehen einmal ein Ende zu machen, damit dem Volke endlich werde, was zu lange in den Händen der Reichen gewesen.

Der besuchteste Versammlungsort der Aufständischen war die Bierhöhle außerhalb der Stadtmauern. Es war dies eine ungeheuer lange und geräumige Halle. Um seinen Gästen den möglichst Schutz gegen die Sommerhitze zu gewähren, hatte der Erbauer den sonderbaren Einfall, die Halle größtentheils in den Hügel hineinlaufen zu lassen, an dem sie erbaut war, so daß die Tiefe einer ungeheuren Höhle glich. Eine Reihe steinerner Tragpfeiler stützte die Gewölbe der Halle und theilte dieselbe zugleich in zwei Abtheilungen. Am Eingange der Bierhöhle stand ein steinerner Mann mit ungeheurem Bauch, rothem lachendem Backusgesichte und einem großen Humpen in der Hand. Freundesbande hatten ihn mit Bändern und Kränzen aus Eichenlaub geziert, die aber gegenwärtig verwelkt herabhingen. Lange Reihen steinerner Tische liefen durch die beiden Abtheilungen der Halle, während die Sitzbänke aus starkem Eichenholz verfertigt waren. Auf dem schön mit Baumgruppen und Gebüsch angelegten Platze vor dem Gebäude standen noch viele Tische, und wenn dieß Alles nicht mehr ausreichte, saßen die Gäste auf Fässern umher oder lagen im Grase.

Am Abende des nämlichen Tages, da Herr Streitberg so ritterlich vor den Churfürstlichen Kämpfte, erscholl aus dem Innern der Bierhöhle ungewöhnlicher Lärm und Tumult. Von allen Seiten hörte man Streitbergs Namen, untermischt mit Flüchen und Verwünschungen, die sich von dem reichen Patrizier auf alle Geldherrn erstreckten. Am obersten Ende der Halle stand ein Tisch quer herüber, so daß man von hier aus die ganze Versammlung übersehen konnte. Jenen Abend thronte an diesem Tische Karsthans, der Liebling des Volkes. Er hieß eigentlich Eisenbarth, aber die Bauern tauften ihn um in den Lieblingsnamen Karsthans. Dieser hatte die Bauernhaufen bei Plünderung und Zerstörung der Klöster des Hartzigbirges und Speyergaues angeführt und erwarterte nun die glückliche Stunde, in der Reichsstadt selbst sein Werk fortsetzen zu können.

Eisenbarth verdiente in der That Rottenführer der Bauern zu sein. Der gewaltige Bau seines Körpers verrieth ungewöhnliche Stärke. Auf dem häßlichen Gesichte, in das die rothen Haare verworren hereinhingen, thronte eine Fülle von Grausamkeit und Gefühllosigkeit. Seine starke, tiefe Stimme hörte man auf dem größten Lärm heraus, und wenn er in Leidenschaft gerieth, hatte sie viele Aehnlichkeit mit dem Gebrüll des ergrimmten Stieres. Sein Anzug bestand aus Wammes und Beinkleidern von Büffelleder, worüber er im Kampfe den Harnisch trug. Schwert und Dolch brachte er niemals von der Seite, wozu noch das lange Messer kam, welches alle Bauern zu tragen pflegten. Sein einziger Schmuck bestand in der goldenen Kette, die er im Kloster Lahnweiler erbeutete, dessen Abt er eigenhändig erschlug.

Karsthans zur Seite saß im dunkeln Predigerkleide der „vom Geiste Gottes erleuchtete" Mathis Waidel, ehedem Schuster zu Neustadt a. d. H., gegenwärtig aber Feldprediger bei den Bauern. Dieses wichtige Amt verwaltete er mit allem Feuereifer, und verkündete mit solcher Beredtheit sein Evangelium, daß seine Vorträge stets mit großem Beifall angehört wurden.

Diesem würdigen Apostel gegenüber saß Ulsaup. Sein finsteres, hämisches Gesicht strahlte vor Entzücken; denn allenthalben stiegen Verwünschungen gegen Streitberg und alle Goldherrn auf. Rebst andern Vorstehern des hellen Haufens gewahrte man noch den Schneidermeister Kolp, unter dessen Leitung bisher die Dompfaffen geplündert wurden.

„Ihr habt diesen Morgen gute Arbeit gethan, Meister Kolp!" sagte Ulsaup. „Wären alle Brüder von Unserem Eifer beseelt, sollte längst kein Kloster mehr innerhalb unserer Mauern stehen."

„Wer den ersten Feuerbrand in die hiesigen Höllennester wirft," prophezeite Mathis, „mag sicher sein, daß St. Petri Pforten eingelassen werden."

„Dazu hatte Kolp den besten Willen," sagte Ulsaup; „denn er ließ wider die Clarissen an, aber der Rathsherr Streitberg verstrat ihm den Weg."

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
(Pflichtexemplar.) in München.

Digitized by Google

„Schon wieder dieser verstuchte Rathsherr, daß ihn der Teufel hole!“ fluchte Karsthans. „Meinen Schwur darauf: bevor zwei Tage vergehen, hab' ich ihm den Schädel eingeschlagen.“

„Seid nicht zu voreilig mit Eurem Schwur,“ sagte Ulsaup mit wohlgesinnigem Lächeln: „Streitberg hat mächtige Freunde, die ihn wohl schützen mögen.“

Mächtige Freunde?“ rief Karsthans grimmig. „Werden ihre Ohrenschädel Staad halten gegen unsere Streitärte?“

„Nur langsam! Seine Freunde sind auch Euere Freunde!“ reizte Ulsaup.

„Was Ihr doch für ein witziges Männlein seid?“ grinste Karsthans Ulsaup an. „Des papistischen Rathsherrn Freunde sollen meine Freunde sein? Just gerade so, wie Luther und Papst Freunde sind. So wahr Meister Luther den Papst zu Wittenberg verbrannt hat, wie die Leute sagen, so wahr möchte ich den Streitberg verbrennen, und zwar aus lauter Freundschaft.“

„Versteht mich nur recht,“ versetzte Ulsaup, seinen boshaften Plan weiter ausspinnend, „ich meinte nur, der Graf Trontheim sei Euer Freund, — derselbe Graf ist auch Streitbergs Freund, weil er dessen Tochter heirathen will. Daraus folgt, daß Ihr dem Rathsherrn kein Haar krümmen dürft, ohne Trontheims Unwillen zu verdienen.“

„Des Grafen Unwillen, meint Ihr? Der wiegt bei mir keinen rothen Heller auf. Darum bleibt mein Schwur, bevor zwei Tage vergangen, hab' ich dem Geldverrn den Schädel eingeschlagen. Und was den Grafen angeht, der ist nicht sauber vom Dreck des Papstthums; — er ist noch nicht getauft, er leiert Gebete ab, weiß noch im neuen Evangelium abgeschafft ist — nicht wahr, Meister Mathis?“ wendete er sich an den Prediger.

Dieser nickte bestimmend, indem er sagte: „In der Schrift heißt's, daß unser Herr Jesus ganz Rächte durch gebeiet hat und zwar für uns; denn für sich brauchte er's nicht. Darum ist's schnurstracks gegen das Evangelium zu beten und dem lieben Herrgott die Ohren voll zu brummen Tag und Nacht, wie die vermaledeiten Nonnen und Mönche im Chore thun.“

„Der andere Grund,“ — fuhr Karsthans nach dieser erlernten Bibelerklärung — fort, „weßhalb der Graf im Gestank der Päpsterei steckt, ist der, weil er Almosen gibt; denn nach dem Evangelium, wie 's unter der Bank ist hervorgeholt worden, hat der Arme ein Recht auf das Vermögen des Reichen, und wer ein Recht hat, braucht nicht zu betteln. Ist's nicht so, Meister Mathis?“

„Vollkommen in Richtigkeit!“

„Der Hauptaugenspieß aber,“ fuhr der Häuptling fort, „woran ersehen werden mag, daß Trontheim ein Päpstler ist, geht daraus hervor, weil er ein Buch in der Tasche führt. Denn alle Bücher, so gedruckt worden, sind beschmiert mit der Teufelslehre des Antichrists.*) Darum müssen alle Bücher verbrannt werden.“

„Das ist eine höchst kluge und weise Maßregel,“ lobte Ulsaup; „das heißt mit Stumpf und Stiel das Unkraut ausreißen.“

„Ferner,“ sprach Karsthans weiter, „müssen alle Buchdrucker todtgeschlagen und alle Schelmengesetzer aufgehängt werden. Im neuen Reiche darf Niemand lesen und schreiben lehren, sintemal daher alles Unheil kommt und auch dem Schreiberwesen die Philosophie und Juristerei wachsen, welche den armen Mann schinden und schaden. Item — Trontheim ist ein Papist, alle Papisten müssen sterben, also muß auch das Gräflein daran, von dem wir's längst schon nicht gut geträumt hat.“

„Wirklich,“ rief Ulsaup begeistert, „Ihr seid mit großem Eifer erfüllt, das Evangelium auszubreiten und Alles niederzuschmettern, was sich demselben widersetzt. Jetzt mag sich der abgöttische, flüzige, reiche Streitberg vorsehen — Gideons Schwert schwebt über ihm.“

„Die Art ist an die Wurzel gelegt!“ fügte Mathis fromm hinzu.

*) Unter Antichrist verstanden die Bauern den Papst.

„Wenn's hier nichts mehr abzuthun und zu reformiren gibt,“ rief Kolp, der Schneidermeister, „dann ziehen wir den Rhein hinab bis an's Meer; denn von Anfang bis Niedergang muß Gottes Wort gepredigt werden. Kein Papist und Götzendiener darf mehr übrig bleiben.“

„Ich habe auch Muth, Brüder, nach Rom zu geh'n!“ rief Karsthans, seine nervige Faust ballend, „und dem leibhaftigen Antichrist den Schlag vor den Kopf zu geben, davon er nimmer aufsteh'n soll. Ja,“ rief er aus, indem seine Mordlust und natürliche Grausamkeit erwachte, „ich möchte mich ersinnen im Brute der Papisten! Je mehr ich solche Esel todt schlage, desto mehr wolle' ich erwürgen.“

„Wollte auch fleißiger sein im Dreinschlagen,“ sagte Jörg, der Schlächter, „wenn nur die Pfaffen mit ihren blutigen Köpfen des Nachts nicht vor das Bett kämen. Haben mir schon großen Schrecken eingejagt.“

„Nichts weiter ist das,“ belehrte Mathis, „als ein Spiel des leibhaftigen Teufels. Haut und steht nur wacker zu und läßt Euch nicht irre machen.“

„Da ich zu Wittenberg war,“ fuhr Mathis mit wichtiger Miene fort, da hörte ich den Doktor Martinus sagen: „Alle die dazu thun, Leib und Gut und Ehre daran setzen, daß der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Gotteskinder und rechte Christen, halten Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung*).“** Item: „Es wäre besser, daß alle Bischöfe ermordet, alle Stifte und Klöster ausgewurfelt würden, denn daß Eine Seele verderben sollte; schweig denn, daß alle Seelen sollten verloren werden um der unnützen Popen und Götzen willen**).“** Habt Ihr's nun gehört, Jörg? Wollt Ihr erleuchteter sein, als der Doktor? Merkt Ihr, woher Euer Spaß kommt?“

„Gott lohn's dem Mönch!“ rief Karsthans. „Manchmal hat's mich auch da drinnen gestochen, wenn ich so'nen verteufelten Papisten erschlagen hab'. Jetzt aber will ich alle Gewissensbisse davon schicken, sie sind nichts weiter, denn Anfechtungen des Teufels, welcher der Bischöfe Regiment schützen möcht'. Wir aber wollen zuschlagen und liebe Herrgottskinder werden im Blute der Pfaffen, Bischöfe und Mönche! Stoßt an, Gesellen, — schrie Karsthans anspringend.

Karsthans' Augen sprühten Feuerfunken, da er die wilde Begeisterung rings umher bemerkte.

„Morgen, Gesellen!“ rief er, müssen alle Nonnen ausgetrieben, alle Klöster und Kirchen gestürmt und alle Papisten todt geschlagen werden. Hol' mich der Teufel, — hätte fast Lust, heute noch damit anzufangen.“

Stürmisches Beifallsgetümmel übertönte die letzten Worte des Aufrührers. Man forderte laut, augenblicklich gegen die Klöster geführt zu werden. Viele schlugen die Waffen zusammen, Andere polterten mit den Krügen oder stampften mit den Füßen, wieder Andere fuhren mit der Hand an den Griff der Waffen, wobei Flüche und Verwünschungen über ihre Lippen fuhren. Allenthalben erschollen die fürchterlichsten Drohungen gegen die alte Kirche und ihre Anhänger.

Das Getümmel hatte gerade den höchsten Grad erreicht. Da erschienen unter dem Eingange der Halle mehrere Bewaffnete und in ihrer Mitte ein Gefestelter, dessen Tracht sogleich den Mönch verrieth. Bei seinem Anblicke brach das Getöse noch stürmischer los. Hunderte hohnlachender, von übermäßigem Genusse geistiger Getränke getrübter Gesichter kehrten sich gegen ihn. Manche sprangen von den Sitzen auf und zeigten große Lust, ihre Waffen zu gebrauchen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Luth. üb. d. geistl. St. Wit. d. A. Th. 7 f. 314 b.

**) Luth. W. Walch. A. Ed. 20. Von Weltl. Oberk. Nr. 11, 16.

Digitized by Google

Bayern. München, 31. Oktober. Gestern Vormittag um 10 Uhr empfing König Ludwig das katholische Gesellenhaus mit einem Besuch und nahm alle Räumlichkeiten desselben in Augenschein. Mit gewohnter Leutseligkeit unterhielt sich Se. Maj. mit den Vorständen der Stiftung, erkundigte sich nach allen Verhältnissen der Anstalt und drückte wiederholt sein Wohlgefallen mit der ganzen Einrichtung und den Zwecken des Vereins aus. Nach dreiviertelstündigem Verweilen schied Se. Maj. mit den gnädigsten Worten: „Alles, alles, was ich gesehen und gehört habe, hat Mir recht wohl gefallen, nur Eines nicht, der leidende Gesundheitszustand des Präses."

München, 1. November. Ihre Maj. die Königin Marie von Bayern, die Großherzogin von Hessen, welche gestern das Salesianerinnenkloster Bouerberg mit einem Besuche beehrten, sind gestern Abends wieder hier eingetroffen; tetzterem König Otto, welcher sich in Tölz von Sr. Maj. dem König Max verabschiedete, da er schon am Dienstag die Rückreise nach Athen antreten wird.

In Rosenheim sind nach 53 Jahren die Kapuziner wieder in das für sie neuerbaute Kloster am 28. Oktober eingezogen. Pater Benedikt, ein Rosenheimer, jetzt Guardian in Altötting, hielt die Predigt.

Landshut, 31. Oktober. Se. Maj. der König haben allergnädigst geruht: am 25. Oktober den Oberlieutenant Karl Felix vom II. Kürassierregiment Prinz Adalbert zum Adjutanten des Generalmajors und Brigadiers Freiherrn Schätzler zu ernennen.

* Aus Straubing liegen uns zwei weitere Schwurgerichtsberichte vor, die wir auf morgen verschieben müssen; einstweilen bemerken wir, daß am 30. Oktober Thomas Walzer, Schneidergeselle von Thanhausen, Bezirksamts Regenstauf von den Geschworenen für schuldig des Verbrechens des Raubes mit III. Grades erklärt und vom Schwurgerichtshofe zum Zuchthause auf unbestimmte Zeit verurtheilt wurde; ferner wurde am 31. Oktober der wohlbekannte nach Amerika entflohene Franz Xaver Kraus, vormaliger Unteraufschläger von Wetzmühl bei Landshut zu neunjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Frankreich. Paris, 30. Oktober. Die ministeriellen Blätter weisen das ihnen ertheilte Dement zurück und behaupten wiederholt, die Pforte habe den Repräsentanten der Großmächte vorgestellt, daß die Occupation aufhören müsse. Der „Constitutionnel" beschuldigt England und Oesterreich eines Vertragsbruches. Auch das „Journal des Débats" will wissen, daß die Pforte die Räumung fordere. (T. D. d. Corresp. v. u. f. Dtschld.)

Großbritannien. London, 31. Oktober. Die Times enthält einen donnernden Artikel gegen die mit Rußland liebäugelnde Umgebung des Kaisers der Franzosen und droht Rußland mit einem neuen Krieg, lieber als daß man die Pariser Friedensbedingungen unausgeführt lassen werde. (T. D. d. Korresp. v. u. s. D.)

Aegypten. Das Erdbeben vom 12. Oktober wurde auch in Kairo und 200 Häuser eingestürzt, ganz Aegypten verspürt. In Kairo sind Bewohnern kamen und eine sehr große Anzahl wurde beschädigt, und eine sehr große Anzahl wurde beschädigt. Verwundungen kamen jedoch wenig vor; 300,000 Menschen lagerten in der Stadt unter freiem Himmel.

33stes Schwurgericht von Niederbayern in Straubing.

Straubing, den 29. Oktober.

9. Fall.

Die Sitzung eröffnete der Präsident des Schwurgerichtshofes, der k. Appellationsgerichtsrath Seidlmayr.

Die Anklage vertrat der k. III. Staatsanwalt Hr. Mayer.

Die Vertheidigung führte Hr. Accessist Krieger.

Als Geschworne zu fungiren traf das Loos:

Die Herren: 1) Joseph Ostermair, 4) Lorenz Brandstetter, 5) Joseph Kraus, 6) Joseph Schegl, 7) Stephan Bauer, 8) Wolfgang Kurzman, 7) Joseph Hofreiter, 10) Lorenz Gärtner, 11) Johann Forstner.

Der heutige Fall war für die Straubinger-Welt in sofern interessant, als der Gegenstand der Verhandlung einen Straubinger Bürger betraff, nämlich

Joseph Bauer, 60 Jahre alt, verwittweter Schuhmachermeister, und gegenwärtiger Pfründner im Bethrderhause zu Straubing, ist angeklagt des Verbrechens der Fälschung einer öffentlichen Urkunde in realer Concurrenz mit dem Vergehen der Fälschung öffentlicher Zeugnisse, dem Versuche des einfachen Betruges und eines polizeilich strafbaren Betruges.

In den Jahren 1854 und 1855 — 1856 liefen sowohl bei dem Sekretariate Ihrer Majestät der Königin Marie von Bayern, als auch bei dem Sekretariate Ihrer Majestät der verwittweten Kaiserin von Brasilien und Herzogin von Braganza zu München wiederholte durch magistratische und ärztliche Zeugnisse belegte Unterstützungsgesuche einer angeblichen hinden Malzaufschlagsbeamtenstochter Theresia Walter von Grafenau, wohnhaft in Straubing bei ihrem Vetter, dem Schuhmachermeister Joseph Bauer von da, ein. Die Folge dieser Gesuche war, daß gemäß allerhöchsten Auftrages von dem Sekretariate Ihrer Maj. der Königin von Bayern mit Schreiben vom 22. Dezember 1854 für die angeblich Bittstellerin eine Unterstützung von 5 fl. an den Stadtmagistrat Straubing zur Auszahlung übersendet wurde, welche Joseph Bauer auch in Empfang nahm. Ferner, daß von demherzoglich Leuchtenbergischen Neuinstitutionsstrafte und Geschäftsträger der verwittweten Kaiserin von Brasilien mittelst Schreiben an den rechtskundigen Bürgermeister der Stadt Straubing vom 2. Januar 1855 für die angeblich Bittstellerin eine Unterstützung von 10 fl. übersendet wurde, welche Joseph Bauer gleichfalls in Empfang nahm, beidemal unter dem Vorgeben, daß er von der angeblichen Bittstellerin zur Empfangnahme dieser Unterstützungen beauftragt und ermächtigt sei.

Im Herbste 1855 kamen in den Kabinetten der obenbenannten beiden Majestäten wiederholte Bittgesuche der angeblichen Theresia Walter von Grafenau, welche sich in Straubing bei ihrem Vetter Joseph Bauer aufhalten sollte, um Unterstützungsbeiträge ein.

Diese waren mit durchaus gleichlautenden Zeugnissen, als einem Zeugnisse des Stadtmagistrats Grafenau am 25. resp. 27. Oktober 1855 gefertigt von dem Bürgermeister Schauer und versehen mit dem Siegel der Stadt Grafenau, in welchem der angeblichen Bittstellerin bezeugt ist, daß sie sich in dürftigen Verhältnissen befinde, als auch bei ihrem ausgezeichneten Leumunde einer Unterstützung würdig sei, dann einem gerichtsärztlichen Zeugnisse vom 25. und resp. 27. Oktober 1855 mit unleserlicher Unterschrift und Siegel in welchem der angeblichen Bittstellerin bezeugt ist, daß sie von Geburt an mit unheilbarer Blindheit behaftet, sonach unterstützungsbedürftig sei, belegt.

Die Folge obiger Gesuche war wiederum, daß von dem Sekretariate Ihrer Majestät der Königin von Bayern eine Unterstützung von 5 fl. für die angebliche Bittstellerin diesmal aber an das kgl. Landgericht Straubing zur Auszahlung übersendet wurde.

Statt der zur Empfangnahme vorgeladenen Theresia Walter erschien jedoch Joseph Bauer und wollte unter dem Vorgeben, daß Theresia Walter von dort abwesend und er von ihr zur Empfangnahme des Geldes beauftragt sei, obige 5 fl. in Empfang nehmen. Bevenket, daß ihm ohne Vollmachtsurkunde Seitens der Theresia Walter das Geld nicht verabfolgt werde, erschien Joseph Bauer am 14. Dezember 1855 wiederholt bei dem k. Landg. Straubing, produzirte eine mit amtlichen Siegel und Fertigung des k. Landg. Grafenau versehene Vollmachtsurkunde vom 4. Dezember 1855, inhaltlich welcher Theresia Walter, Malzaufschlagsbeamtenstochter von Grafenau, eine blinde und verarmungslose Waise ihren Vetter, den vormaligen Schuhmachermeister Joseph Bauer, dermalen Pfründner im Bethrderhause zu Straubing, bei welchem sie früher sich aufgehalten, durch das k. Landgericht Grafenau die Vollmacht ertheilt, ihre allenfallsigen Unterstützungen aus k. Kabinetten zc. jederzeit in Empfang zu nehmen und verlangte nunmehr auf Grund dieser Vollmacht die Auszahlung obiger 5 fl.

Da aber die dieser Vollmachtsurkunde beigefügte amtlich Fertigung des k. Landg. Grafenau als gefälscht erachtet wurde, wurde dem Verlangen des Joseph Bauer um Auszahlung dieser 5 fl. nicht stattgegeben, dieselben vielmehr wieder zurückgesendet und die Einleitung strafrechtlicher Untersuchung gegen Bauer veranlaßt.

Digitized by Google

Auch das weitere Unterstützungsgesuch an die Kaiserin von Brasilien Majestät hatte zur Folge, daß mittelst Schreiben des vorerwähnten Administrationsraths vom 7. Februar 1856 dem außerdürftig erklärten Wunsche der Joseph Bauer gemäß, der für die angebliche Walter bewilligte Unterstützungsbeitrag von 10 fl. unter der Adresse desselben nach Straubing gesendet wurde.

Dieses Geld kam jedoch ebensalls nicht in seine Hände, da dasselbe als auf die Unterstützung bezüglich von der k. Postverwaltung Straubing an den k. Untersuchungsrichter abgegeben und von diesem unter Rückbehalt der hiemit remittirten gefälschten Ursache zurückgesendet wurde. — Daß diese Ursache gleichfalls die sogleiche Vollmachtsurkunde gefälscht waren, hat sich zweifellos ergeben; ebenso zweifellos auch, daß die angebliche Theres Walter gar nicht existirte, was durch die bei dem kgl. Landgerichte Grafenau, den Stadtmagistraten Passau und Straubing hergestellt ist. — Zwar hatte sich vor 30 Jahren eine gewisse Franziska Kremer, Stiftungsadministrationsorientirerstochter von Grafenau, welche blind u. zu Bauer administrationsorientirerstochter von Grafenau, welche blind u. zu Bauer verwandt war, sich bei ihm 11 Jahre lang aufgehalten; es ist aber dargestellt, daß diese mit der fraglichen Theres Walter nicht identisch ist.

Joseph Bauer behauptet allerdings, daß die Therese Walter existire, sich bei ihm längere Zeit aufgehalten habe, in neuerer Zeit auch öfter zu ihm gekommen sei, um durch ihn ihre Unterstützungsangelegenheiten betreiben zu lassen und die ermittelten Beiträge in Empfang zu nehmen. — Allein Beweise hiefür konnte er nicht liefern. — So lange Bauer in Untersuchung war, hat sich auch eine solche Therese Walter nicht sehen lassen.

Als bereits die von Bauer in vorerwähnter Weise producirte Urkunde beanstandet worden war, hatte derselbe doch noch, wie er selbst zugesteht, die Bitte im Namen der Theresia Walter an das Sekretariat Ihrer Majestät der Kaiserin von Brasilien gesendet, die angezeigte prochne Unterstützung nicht an den Magistrat Straubing, sondern unmittelbar an seine Adresse zu übersenden.

Joseph Bauer war bereits wegen Verbrechens der Münzfälschung in Untersuchung; es erfolgte jedoch bei der damals noch geltenden Beweistheorie ein Schuldausspruch nicht.

Bei einer unterm 24. Januar 1856 im Verbrunderhause zu Straubing gepflogenen Hausuchung fanden sich nicht nur viele Concepte zu ähnlichen Unterstützungsgesuchen, sondern selbst ein zum Ausstellen auf irgend eine Urkunde ganz geeigneter Abschnitt eines ächten Siegels des k. Stadtcommissariats Straubing und, ein nach Form eines Siegels rundgeschnittener Pappendeckel mit einem Siegelabdruckmuster von, von welchem Bauer nicht wissen will, wie sie in seinen Besitz gekommen seien.

Endlich führt die von Sachverständigen vorgenommene Vergleichung der Schriften, welche zweifellos aus der Hand des Bauer geflossen waren, mit den hier in Frage stehenden Scripturen zu dem Resultate, daß dieselben größtentheils, insbesonders aber die obenerwähnte Vollmacht von dem Joseph Bauer geschrieben war. Bauer hat bei Gelegenheit eines Unterstützungsbeitrages mit 10 fl. für die angebliche Theresia Walter unterm 10. Januar 1855 selbst ausdrücklich quittirt, daß er die bezügliche Bittschrift eigenhändig geschrieben hat. — Diese trägt aber dieselben verstellten Handschrift mit den spätern Gesuchen der Vollmacht und den Attesten.

Die Geschworenen erklärten den Bauer für schuldig der ihm angewandten Reate laut durch ihren Obmann Hrn. Schmans verkündeten Wahrspruche.

Das Urtheil des Schwurgerichtshofes lautete nach Antrag des k. Staatsanwaltes auf neunjährige Zuchthausstrafe.

Oeffentliche Gerichtsverhandlung des königlichen Appellationsgerichts von Niederbayern.

Freitag den 31. Oktober 1856.

Vorm. 8 Uhr: Berufung des Joseph Treibwetter, Gütlers von Hiersheim, gegen das Urtheil des kgl. Kreis- und Stadtgerichts Landshut vom 6. September l. Js. in der gegen ihn wegen Vergehens des Diebstahls geführten Untersuchung.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Pfaner.

Wohnungs-Anzeige.

Bei Unterzeichnetem ist ein

schönes meublirtes Zimmer

zu vermiethen und gleich zu beziehen. (a3)

Heinrich Waidele, Schlossermeister.

Lotto. In Nürnberg kamen den 30. Oktbr. heraus:

82. 7. 52. 34. 50.

Die nächste Ziehung ist zu München den 11. November.

Bevölkerungs-Anzeige.

In der Stadtpfarrei St. Martin.

Geboren:

Den 20. Oktober: Theodor, Sohn des Lorenz Wagensperger, Hausbesitzer von Berg. Den 31.: Joseph Wolfgang.

Gestorben:

Den 24. Oktober: Peter Stadler, Schuhmachersgeselle, 56 Jahre alt. Im Krankenhause. Den 25.: Theresia Berkeneder, Zimmermannstochter, 44 Jahre alt. Den 27.: Ludwig Weigenthaler, kgl. Postoffizial, 48 Jahre alt. Den 29.: Franz Seraph Amman, b. Bierwirth in Meyerm., 6¼ J. a.

Landshuter Brod- und Mehl-Tarif vom 1. bis 8. Nov 1856

Brodgewicht.	Pf.	Reh.	Ct.	pfg.
Eine Zweipfennigsemmel	—	2	—	½
Eine Kreuzersemmel	—	4	—	1
Ein Zweipfenningwalbl	—	2	2	½
Ein Kreuzerlaib	—	5	2	1
Ein Viererlaib	—	31	—	—
Ein Achterlaib	1	30	—	—
Ein Zwölferlaib	2	29	—	—

Mehlpreise.	Mezen. fl.	kr.	Mößt. fl.	kr.
Semmelmehl	3	40	13	3
Pobimehl	3	8	11	3
Nachmehl	2	8	8	—
Römisch-Rogen	2	32	9	2
Backmehl	1	52	7	—
			Pfenning	
Weizenkleien	—	37	9	1
Rogenkleien	—	26	6	1

Viktualienpreise vom 31. Oktbr. 1856

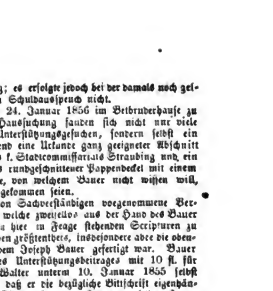
Schmalz das Pfund	26	dto.	27	dto.
Butter das Pfund	28	„	—	„
Eier 4 Stück	4	„	—	„
Hühner, alte, das Stück	15	„	24	„
„ junge, „ „	10	„	16	„
Tauben . . „ „	5	„	6	„
Enten . . „ „	24	„	36	„
Gänse, . . „ „	1 fl. — kr.	bis	1 fl. 15	„
Schmer, . . „ „	1 fl. 30 kr.	bis	2 fl. 18	„
Spanferkel, „ „	1 fl. 24 kr.	bis	2 fl. —	„

Holzpreise.

Buchenholz, Klafter 12 fl. — kr.	bis	13 fl. —	kr.	
Sichenholz, „ 10 „ — „	„	11 „ —	„	
Föhrenholz, „ 9 „ — „	„	10 „ —	„	
Fichtenholz, „ 9 „ — „	„	9 „ 30	„	

Lichter- und Seifenpreise

Unschlittkerzen, gegossene, das Pfund	30	kr.		
„ ordinäre, „ „	28	„		
Seife, „ „	22	„		
Unschlitt, ordinär, der Zentner	35	fl.	—	kr.
Unschlitt, ausgelassener, der Zentner	40	„	—	„


vom 30. Oktbr. 1856.
Erdinger Schranne.
Getreidegattung
Weizen
Kernen
Roggen
Gerste
Haber
Getreidemittelpreis

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 45. Den 10. Nov.: Andreas u. Florent

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanden.

(Fortsetzung.)

Die donnernde Stimme des Rottenführers gebot Ruhe und Einhalt. Der Mönch wurde unter Stößen und Mißhandlungen vor Karsthans geführt. Erwartungsvolle Ruhe trat ein. Der Rottenführer musterte voll ingrimmigen Spottes die wankende blutige Gestalt des Gefangenen.

„Wie habt ihr den aufgestöbert, Freunde?“ fragte er und sah den Mönch mit dem Grinsen des Tigers an, der sich zum tödtlichen Sprunge auf seine Beute rüstet.

„Wir haben ihn gerade erwischt,“ lautete die Antwort, „als er einem Kranken das Abendmahl bringen wollte.“

Der Prediger wandte sich mit Abscheu hinweg; denn der bloße Gedanke an diese Abgötterei erfüllte ihn schon mit Ekel.

„So, Du Halunke!“ herrschte Karsthans dem Mönch zu, „Du treibst so frech Dein Teufelswerk, obwohl die Söhne Gideons mit gezücktem Schwerte dasteh'n, Deinen Gleichen todt zu schlagen! He Kumbal! He — wo ist der Schlächter?“ rief er in die Halle hinein.

Sogleich drängte sich ein wierschrötiger Bursche hervor. Er trug in der Rechten ein breites, blankes Beil, das Zeichen seines Amtes. Aber schon die gräßlichen Gesichtszüge bewiesen, daß er verdiente, bei den Aufständischen die Stelle des Scharfrichters und Henkers auszuüben.

„Auf der Stelle haue diesem Hunde den Kopf herunter,“ befahl Karsthans. „Machst Du Deine Sache gut, sollst Du morgen die schmucke Nonne heimführen.“

„Topp — es gilt,“ lachte Kumbal. „Aber macht 'nen Gang, daß ich den Kerl abhören kann.“

„Halt! so ist's nicht gemeint,“ rief Karsthans. „Hier zur Stelle sollst Du ihm den Schädel spalten; — mit wollen auch das Ergötzen haben, wie der Götzendiener zum Teufel fährt.“

„Wie du meinst, Bruder!“ sagte Kumbal. „Laßt mir nur so viel Platz, daß ich das Beil heben kann!“

Die Umstehenden traten zurück und der Scharfrichter schickte sich an, das blutige Werk zu vollbringen.

Der Mönch bewahrte in diesem schrecklichen Augenblicke die ersten größte Fassung und Ruhe, wie dies von den Martyrern der ersten Christenheit berichtet wird. Sein Angesicht schien sich zu verklären, seine Augen blickten dankend empor und seine Lippen bewegten sich im Gebete, wahrscheinlich um von Gott Stärke und Ausdauer zu erflehen. Aber gerade diese Ruhe erzürnte Karsthans. Er wollte nicht, daß sein grausames Herz entzückt.

„Wie geduldig der Pfaff ist!“ sagte er. „Man sollte meinen, er gehe zum Tanz. Sag', hast Du keine Furcht vor dem Höllenfeuer, wo Du sogleich in den Krallen des Teufels sein wirst! He sprich! Hast Du keine Furcht?“

— „Ich fürchte Gott, den Ihr verachtet,“ entgegnete der Mönch; „ich freue mich, für seine heilige Lehre sterben zu können.“

„Du bist ein Narr!“ schalt Karsthans. „Sieh, ich will Dir gnädig sein; sei geschieht, schwöre dem Pfaffenspiel ab, — nimm ein Weib und sei glücklich im Reiche Sion.“

Der Mönch sah schweigend zu Boden und betete.

„Versucht Ihr's einmal, Mathis!“ sprach Karsthans zum Prediger; „Ihr könnt vielleicht den Teufel austreiben, der in ihm steckt.“

Dieser Aufforderung gemäß bob der Bauernprediger an: „Ich rathe Dir, abgöttischer Mönch, den Augenblick zu benützen; denn läßt Du ihn vorübergehen, wird Dein alter Kopf eben so wenig wieder auf den Rumpf wachsen, als Deine verwahrloste Seele aus der Hölle springt. Darum schwöre den Papstthum ab und nimm das Evangelium an.“

„Ihr müßt ihm besser zureden, Meister Mathis,“ sachte Karsthans. „Das schlägt nicht bei ihm ein. Seid saubungsvoller, wie man's heißt.“

„Du bist der größte Esel unter Gottes Sonne,“ fuhr der Prediger fort, „wenn Du das freie Evangelium nicht annehmen willst. Hast lange genug Dich im Papstthum geschunden mit Fasten und Kasteien. Laß Dir's sept in Deinen alten Tagen einmal wohl sein. Das freie Evangelium hebt das Gesetz auf und gibt dem Menschen die Freiheit. Der Glaube allein macht selig, — das ist die Kraftlehre im Reiche Sion! Das ist das zweischneidige Schwert, welches Mark und Bein durchdringt: Der Glaube allein macht selig! Wo ist jemals ein schönerer Fund gemacht worden? Wer mag ihn nicht aufheben? Darum wird auch diesem Worte kein abgöttischer Bischof, nicht Kaiser, nicht Papst, nicht Teufel widerstehen können. Eh' ein Jahr vergangen, glauben alle Leute den neuen, freien Evangelium, weil alle Christenfesten die Fessten und Banden des Papstthums satt und genug haben. Darum laß Dir rathen, schwör dem Gestank der alten Lehre ab, nimm Dir eine schöne Nonne zum Weibe, lieb' Wein, Weiber und Gesang, und sei fein Narr Dein Leben lang,“ schloß Mathis seine Belehrungsrede, die jedoch nicht die geringsten Früchte trug.

Karsthans, dessen Absicht eigentlich nur dahin ging, längere Zeit an der mitleiderregenden Gestalt des Gebundenen sich weiden zu können, überhob endlich den Prediger seiner Bemühungen.

„Kumbal,“ rief er dem Henker zu, „nimm Dein Beil; — der Pfaff ist hartherzig und verstockt, darum muß er gleich zur Hölle fahren.“

Der Schlächter ergriff zum zweiten Male das Beil. Die brennende Erwartung, womit Alle dem blutigen Schauspiele entgegensahen, erfüllte den Scharfrichter mit jenem Stolze, wie ihn Leute seines Schlages empfinden mögen, wenn die Aufmerksamkeit vieler Menschen auf ihr Thun gerichtet ist. Aber auch diesmal wurde er in seinem Vorhaben gestört.

Im entscheidenden Augenblicke trat mit männlicher Entschlossenheit der Feldhauptmann, Graf Drontheim, in den Kreis. Den Scharfrichter schob er zur Seite und blickte mit stolzer Verachtung die Umstehenden an.

„Was wollt ihr beginnen?“ rief er im Tone des Zornes und der Verwunderung aus. „Wer gab Euch Befehl zu solcher Bluthat? Nun?“ — und sah Karsthans an, da Alle schwiegen.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek (Pflichtexemplar.) in München.

Digitized by Google

„Recht und Befehl gab uns das freie Evangelium," erhob Karsthans seine Stimme, „welches befiehlt, alle Mönche und Pfaffen abzuhalten, die nicht wollen die echte Lehre annehmen."

„Ihr wißt," sagte Dronthein, „daß in Speyer kein Blut soll vergossen werden, bevor von unserm Buntesgenossen, dem Magistrate, hiezu die Erlaubniß gegeben wird!"

„Vom Magistrat — so?" lachte Karsthans höhnisch auf. „Sind wir des Magistrats Diener und Knechte? Hört Ihr's Gesellen!" rief er in den Haufen, „der Graf sagt, wir seien des Magistrats Knechte, aber nicht Gottes Knechte!"

Drohendes Gemurmel lief durch die Versammlung und scheue, giftige Blicke schossen gegen den Grafen.

„Für heute führt den Gefangenen in den Thurm," befahl Dronthein. „Morgen soll er vor Gericht stehen und nach Schuld bestraft werden."

„Meint Ihr," höhnte Karsthans, „in solcher Manier den Pfaffen retten zu können? Vor Gericht steh'n soll er? Wahrscheinlich vor dem papistischen Streitberg, Eurem Schwäher! Nun, der wird dem Wolfe die Zähne nicht ausbrechen. — Seht, hier ist das Gericht!" und hiemit wies er auf die Versammlung. „Hier steh'n die Auserwählten des Reiches Jerusalem, hier steh'n die Söhne Sions, die alle Cananaiten und Baalsdiener mit der Schärfe des Schwertes schlagen müssen, wie deutlich in der Schrift zu lesen. Sagt an," schrie er mit erhöhter Stimme durch die Halle, indeß seine Augen wild leuchteten und in den Höhlen sich verdrehten, nach Art der begeisterten Prediger des Reiches Sion, wenn sie ihre Flüche und Verwünschungen gegen die Papisten ausstießen — „sagt an Söhne Gottes, — laßt den Geist in Euch reden: soll dieser verruchte Satanspriester leben?"

„Nieder mit ihm! Fluch über die Papisten, — er sterbe!" dröhnte es schauerlich durch das Gewölbe.

Während der Graf sich zu der fanatischen Menge wandte und durch Zeichen und Bewegungen der Hand Stille gebot, winkte Karsthans dem Scharfrichter. Dronthein vernahm einen dumpfen Schlag und der Mönch sank mit blutigem Haupte in seine Arme.

„Ha — ihr Elenden," stieß der Graf aus, den Fallenden rasch umfassend. Die gesetzlose Masse aber brach in ihr wüstes Siegesgeschrei aus, welches durch die Halle hinaus weithin über die Stadt erscholl.

Da Dronthein noch Leben und Bewegung in dem Verwundeten gewahrte, trug er denselben mit Hilfe zweier ihm treu ergebenen Knechte hinaus, und legte ihn in einiger Entfernung auf den Rasen. Sogleich schickte er den einen Diener nach Wasser und den anderen nach seinem Arzte.

Als der junge Graf ganz allein in der Stille der Nacht neben dem Verwundeten kniete, begannen die schmerzlichsten Bilder und Verwürfe ihn zu bestürmen. Der heldenmüthige Greis trug dasselbe Ordenskleid, welches er ehemals vor dem Altare empfing und das er, eidbrüchig dem beschworenen Gelübde, abtrünnig seinem Glauben, abgeworfen hatte, um einer Lehre beizutreten, die er eigentlich nie von Herzen geglaubt hatte und die jetzt wieder vor seinen Augen zum Schilde der unmenschlichsten Thaten gemacht wurde. Zum ersten Male trat ihm die ganze Verwerflichkeit seiner Handlungsweise vor die Seele. Das blutige, totenblasse Angesicht des Mönches starrte ihm wie eine fürchterliche Anklage entgegen, er fühlte die volle Macht seines Vergehens. Schauer der Verzweiflung befielen ihn, es trieb ihn zur Selbstvorachtung, er ballte die Faust krampfhaft vor der Stirne, er raufte das Haar und stieß dumpfe Klagen aus.

Der Verwundete schien indessen das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Er richtete die gebrochenen Augen auf den starrenden Grafen und bewegte die Hand, als wollte er diesem ein Zeichen geben. Aber Dronthein bemerkte nichts. Endlich gelang es dem Verwundeten, einen kurzen, schmerzlichen Schrei auszustoßen. Erschrocken fuhr der Jüngling auf und da er die Lippen des Mönches sich bewegen sah, legte er das Ohr auf dessen Mund.

„Heinrich!" hauchte dieser, „Sohn des heiligen Dominikus — wo bist Du? — O kehre um! — Könnte mein Blut — Deine Schuld — sühnen!"

Darauf schwieg er, und Dronthein durch des Sterbenden Worte, der ihm offenbar kannte, den er aber niemals gesehen zu haben sich erinnerte, noch mehr niedergeschmettert, sank ohnmächtig neben demselben zusammen.

Nach einer Weile trat die Sichel des Mondes hervor, umzog die dünnen Wölkchen um sie her mit silbernen Rändern und sandte ihren matten, stillen Schein auf den Ort herab. Da mochte es wohl sein, daß die Pforten des Himmels sich öffneten und die glänzenden Scharen des Paradieses herabstiegen auf die Erde, dem siegreichen Geiste des Mönches entgegen. Denn dieser sah mit seligen Blicken und leuchtendem Angesichte empor, während er laut und bewegt aurief: „O mein Jesus!"

Seine Augen schlossen sich und die katholische Kirche war um einen Martyrer reicher geworden.

7. St. Germansnacht.

In den Bierhallen ging es unverdrossen immer wilder und stürmischer her. Das vergossene Blut hatte die Masse nicht befriedigt, sondern gereizt.

„Laßt uns die Klöster anlaufen!" schrieen verworrene Stimmen durcheinander. „Auf, an die Nonnen!" — Nieder mit allen Papisten und Gelehrten, — nieder mit dem Großhans Streitberg."

Ulalump schwelgte in diesen Ausbrüchen des Blutdurstes. Karsthans saß ihm wieder gegenüber, so ruhig und gemüthlich beim Getränke, als sei die blutige That nicht auf seinen Befehl geschehen, deren Spuren auf Tisch und Boden sichtbar waren.

„Wie meint Ihr, Freund Karsthans?" begann Ulalump, „die Stimmung ist diesen Abend vortrefflich; es ließe sich heute Nacht was machen!"

„Der nämliche Gedanke führt mir eben auch durch den Kopf," sagte dieser, „hätte große Lust, die Clarissen heimzusuchen und die armen Dirnen redlich aus ihrem Käfig zu befreien."

„Gottes Gnade zu Lohn," fiel der Prediger mit frommer Miene ein, — „denen, die im Blute der Bischöfe, Nonnen und Mönche die Hände waschen! Wider des Teufels Ordnung streiten sie. Säumet nicht, erfüllt Euch im Blute der Cananaiten und Amalekiten und Ihr solt viele Stufen höher in den Himmel kommen, durch das Händewaschen im Blute der Papisten. Recht hat Bruder Ulalump, wenn er räth, heute noch die Clarissen anzulaufen und ihren Pappkräuel abzuthun."

„Wohlan, es gilt!" rief Karsthans entschlossen.

In kurzen Worten theilte er hierauf der Versammlung seinen Entschluß mit, heute noch die schwarzen Nonnen aufzutreiben. Stürmischer Beifall unterbrach den Redner.

„Merkt Euch Gesellen!" fuhr Karsthans fort, „was sich in dem Kloster vorfindet, damit nichts Euern Lustsaugen entgeht, die bei Nacht so hell sehen, wie am Tage. Meister Mathis wird Euch alle Kelche, Ciborien, Kreuze, Meßgewänder, Kappen, Kutten und Platten herfagen, so im Kloster sich vorfinden."

In Folge dieser Aufforderung erhob sich der Prediger und zählte mit vernehmlicher Stimme alle werthvollen Gegenstände des Klosters auf. Man horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und die Lust sich auf solche reiche Beute erwecke bei allen die lauteste Freude. Nur eine Gestalt lehnte finster im Schatten eines Pfeilers an der Wand — Ritter Hugo von Standenbühl.

„Merkt Euch also die Prachtdinge," fuhr Karsthans fort. „Bringt sie alle auf einen Haufen in den Kreis, damit die Beute nach Fug und Recht kann vertheilt werden. „Wer etwas verheimlicht," — drohte er mit erhobener Faust, — „dem geht's an Leib und Leben."

„Laßt heute ab von den Clarissen," warnte eine laute Stimme vom Hintergrunde der Halle her. „Das möchte Euch wenig Glück bringen. St. Germansnacht ist heute; St. German sieht Wache vor dem Thore der Clarissen und erschlägt Jeden, der in böser Absicht den Mauern naht."

Digitized by Google

„Was ist das für ein Narr dort hinten?“ brummte Uelauf ärgerlich, da er den Eindruck bemerkte, welchen diese mit vieler Zwerchfell gesprochenen Worte auf die abergläubische Menge hervorbrachten.

„Dem St. German soll's nicht besser geh'n,“ rief Karsthans lachend, „als allen Papisten. Denn alle Heiligen sind Papisten und müssen ausgerottet werden.“

„Nieder mit St. German!“ rief eine Stimme und Hunderte schrieen nach: „Nieder mit St. German!“

„Was meint Ihr? Wollen wir nicht den Erzpapisten Streitberg gleich auch mitnehmen?“ fragte Uelaub den Rottenführer.

„Ihr habt den Kopf auf dem rechten Fleck,“ lobte Karsthans und gegen die Versammlung sich wendend, rief er: „Hört Waffengenossen, — der alte Steenberg wird auch gezupft heute Nacht. Muß heute noch meinen Schwur erfüllen und ihm den Schädel einschlagen. — In einer Viertelstunde müßt Ihr fertig sein. Drauf geht's zuerst an die schwarzen Hexen und hernach an den fälzigen Geldherrn! Drum rüstet Euch — erfüllt Euere Brust mit heiligem Grimm und darauf Euere Säckel mit Gold!“

(Fortsetzung folgt.)

Franz Trautmann.

(Schluß.)

Damals hatten gerade die Herren Braun & Schneider in München die Fliegenden Blätter begründet. Es war ein Unternehmen, das sofort zündete. Alles drängte sich hinzu. Die besten Maler und Dichter wetteiferten als Mitarbeiter. Ganze Legionen junger strebsamer Köpfe meldeten sich, die Alle auf diesem illustrirten Wege der Oeffentlichkeit rasch berühmt werden wollten. Aber Trautmann ging zugerichtet daran vorüber. Er verstand sich selber nicht, wie sollte er die Fliegenden Blätter verstehen? Er war damals mit einer größeren dramatischen Arbeit und dem Plan zu einem romantischen Epos beschäftigt. Den Weg zu jenen Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, in welchen er sich als Meister bekunden sollte, hatte er noch nicht gefunden. Da begegnete ihm eines Tages der treffliche Maler Spitzweg, und stellte ihn mit der Frage, ob er nicht Etwas für die Fliegenden Blätter schreiben möge. Ein ungläubiges Kopfschütteln war die Antwort. Weiteres Zureden ward durch die Betheurung abgeschnitten, daß mann sich in den Wirkungskreis jener nicht zurecht finde. Trautmann sich in den Wirkungskreis jener nicht zurecht finde. Trautmann schlenderte finster weiter durch den Kapellenhof der alten Residenz. Da tauchte mit einem Male in seiner Erinnerung das Bild der alten Tante Anna auf. Aber er fühlte, wie sie schimmerte, war schon tief eingesunken. Aber er fühlte, wie sie ihn bei der Hand ergriff, und mit sich fortzog bis zum schwarzen Steine des Herzogs Christoph. Dort blieb sie stehen mit ihm. Selige Mahnungen an vergangene Zeiten durchschauerten den Dichter. Der Geist der Tante war über ihn gekommen. Wie damals brach sich seine Phantasie eine Bahn. So recht unmittelbar, gebrach sich seine Phantasie eine Bahn. So recht unmittelbar, gebrach sich seine Geschichte von Herzog sund und naiv unbefangen wollte er die Geschichte von Herzog Christoph's Wurf und Sprung schreiben, gerade als wenn er jetzt die selige Tante Anna wäre, und das leuchtende Dichterauge eines Kindes fragend an seinen Lippen hinge. Entbrannt von dem Entwurfe eilte er heim. Es war, als ob er nur niederschriebe, was wurfe eilte er heim. Es war, als ob er nur niederschriebe, was ihm diktirt werde, als ob eine unsichtbare Gewalt ihm die Hand führe. Trautmann wußte selbst nicht, was und wie gut er geschrieben. Am gleichen Tage ward das Manuscript den Herren Braun & Schneider übergeben, und Sprung in den fliegenden Blättern Herzog Christoph's Wurf und Sprung in den fliegenden Blättern zum Abdruck kam, gefiel er ungemein, und der Name des Verfassers ward jetzt zum ersten Male in weiteren Kreisen genannt. Ihm selbst aber war die Bahn geöffnet, auf welcher er vorschreiten mußte. Das erkannte er deutlich, daß die kleine Erzählung in den fliegenden Blättern nur eine Episode aus einem größeren Werke sei, welches er an der Hand der Tante Anna noch zu schreiben habe. So erwuchs ihm die Idee zu einem später so berühmt gewordenen Buche: „Die Abenteuer Herzog Christoph's von Bayern genannt der Kämpfer.“ Ein lebendiges Stück Mittelalter, mit erstaunlicher Wahrheit geschildert. Abwechselnd ernst und heiter, aber immer mit tiefem christlichen Bewußtsein. Der Reichthum an genialer Erfindung, wäre unbegreiflich, wenn nicht alles Maßenhafte die jur Geistigen Aeußerung überwunden wäre. Herzog Christoph selbst ist ein echter deutscher Held, gewaltig an Leib und Seele. Alle Menschen beherrscht er um sich, während ihm selber das Glück niemals lächelt. Seine Margarethe stirbt als die Frau eines Andern, die Kaiserstochter Kunigunde heirathet sein ihm feindlich gesinnter Bruder Albertus, und die dritte Geliebte bürgerlicher Herkunft muß er auch einem Andern lassen. Aber dieses „Muß“ ist nicht das „Muß des Entgegnissen,“ sondern es ist der große eigene Wille Christoph's, ein Wille voll des erhabensten Opfermuthes, und diese Entsagung macht ihn zum christlichen Helden in der tiefsten Bedeutung des Wortes und gibt ihm zugleich eine Größe, die über das Maaß der gewöhnlichen Heldenthume weit hinausgeht. Was Trautmann selbst von ihm sagt: „Wenn schon er kein mächtiger Kaiser, sondern nur ein schlichter Fürst und Ritter war, ist doch sein Andenken bei uns Allen nie vergangen, und so lang es ein Land Bayern in der Welt gibt und deutsche Lande — wird er auch nie vergessen werden!“ das läßt sich auch auf das Trautmann'sche opus anwenden, welches den Namen des Herzogs Christoph führt: es wird nie vergessen werden!

Von nun an war Trautmanns's ganze Thätigkeit nur einem Ziele zugewendet. Unablässig verfolgte er dasselbe in allen Erzählungen, die von ihm in den Fliegenden Blättern, dem Nürnberger Teichter, der Hausbronik oder sonst wo erscheinen mochten. Viele dieser Erzählungen findet man in der „guten alten Zeit“ abgedruckt, nämlich der „Bettermacher von Frankfurt,“ „Thürmers Todtenlein,“ „Sultan,“ „Magister Calomskluk,“ „den Meister von Nürnberg.“ Warum wurden zwei der schönsten Blüthen Trautmann'scher Poesie nicht mit darin aufgenommen? Das Fräulein von Planta, eine Sage wie ein wallendes Rosenblatt, duftig wie goldener Abendschein und süß melodisch wie der Gesang der Aeolsharfe — und dann Marie Confians, eine Erzählung aus Frankreichs politisch bewegter Vorzeit, so lebendig und spannend, ja selbst mit französischer Eleganz geschrieben, daneben aber auch wieder mit einem tieferen sittlichen Bewußtsein, von einem höheren ethischen Gesichtspunkt aus, der den deutschen Autor kennzeichnet. Wir hoffen, daß diese beiden Perlen nicht verloren gehen; sie werden sich den von Trautmann bei Sauerländer erschienenen Schriften würdig anreihen. 1852 kam der Eppelein von Gailingen, 1853 der Herzog Christoph (2te Auflage: 1856), 1865 die gute alte Zeit, 1866 der Petrus Röckerlein.

Trautmann steht jetzt in seiner besten Mannesskraft. Gefördert durch der Anerkennung, die er gefunden, wird er noch Herrliches testen. Er gilt als Gründer einer neuen geschichtlichen Darstellungsweise, welche man an dem alles Chronikenstyl bezeichnen dürfte. Seine Verdienste um die Geschichte im Allgemeinen hat die Universität München in glänzender Weise anerkannt, indem sie dem Dichter das Diplom der philosophischen Doktorwürde überreichte. Von der königlichen Familie wird er mit Auszeichnung behandelt. Möge er der Worte alleyeit eingedenk sein, die ihm König Max zurief, als er ihm sein Buch in Gold überreichte: „Denken Sie daran, so oft Sie es betrachten, daß ich ein schönes Buch von Ihnen erwarte.“

Die liturgischen Gewänder des Mittelalters.

Ein Werk das nicht bloß für die Geschichte des christlichen Cultus, sondern auch für die Kunst der Zeichnung, der Weberei, der Stickerei und der Gewandung im Mittelalter von hohem Interesse ist, hat die Verlagsbuchhandlung der HD. Henri und Cohen in Bonn angekündigt. Das Werk, das dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen gewidmet ist, und unter den Au-

Digitized by Google

spielen des Cardinal-Erzbischofs von Köln, sowie des Bischofs von Münster, Dr. Georg Müller, erscheint, welcher letztere ein Vorwort dazu geschrieben, führt den Titel: „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, der Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und symbolische Bedeutung. Nachgewiesen und durch mehr als hundert Abbildungen in Farbendruck erläutert von Franz Bock, Canonicus.“ Das Mittelalter zerfällt nach der Eintheilung dieses Werkes in drei Perioden, von denen die erste die orientalisch-byzantinische Fabrication vom achten bis zwölften Jahrhundert, die zweite die maurisch-italienische Seidenindustrie vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert, und die dritte die romanisch-germanische Manufactur vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert umfaßt. Unter dem kirchlichen Ornaten wird darin auch der Krönungsornat der deutschen Kaiser (pontificalia imperialia) dargestellt, wobei der noch erhaltene Krönungsapparat der deutschen Kaiser in Wien, die Kaiserkammertica in der St. Petrskirche in Rom und die Kaiserpluviale in Aachen zum Grunde gelegt sind. Neben den Abbildungen der ältesten vorhandenen Muster werden die neuesten Productionen von Kirchenstoffen der Fabriken Lyons und Crefelds in Farbendrucken vorgelegt. Das Ganze, auf zwei starken Bänden bestehend, ist bei dieser Ausstattung (40 bis 50 Bogen Text in Lexiconformat mit hundert artistischen Beilagen) zum Preise von acht und auf starkem Velinpapier zehn Thalern gewiß billig zu nennen. (Mag. f. d. L. u. K.)

Der Wandel der Zeiten.

Von Eßlingen in Würtemberg wäre Manches zu erzählen. Neues und Altes, das Letztere mehr als das Erstere, von der Reformation und den ewigen Händeln, in welchen diese alte Reichsstadt mit den Herzogen von Würtemberg als ihre nächste Nachbarin lag. Wir haben keine Zeit dazu und beschränken uns, einen vorübergehenden Blick auf zwei Gebäude zu werfen, die von verschiedenster Bauart, verschiedenster Bestimmung dienend, den Wandel der Zeiten und Wechsel der Gesinnungen auf die schroffste Weise mit jedem Zug und Steine charakterisiren.

Kaum wird uns Eßlingen sichtbar, so ragt luftig und leicht über die Häusermasse die schlanke Pyramide eines gothischen Kirchenhauses hervor, es ist die Frauenkirche. Wenn das Ulmer Münster durch seine großartige Anlage einen gewaltigen Eindruck macht, so steht es zugleich unangebaut wie es ist, abgebrochen in der schönsten Entwicklung seines herrlichen Thurmes, verdeckt an seinem Langhause, als ein trauriges Fragment aus einer kräftigen, gewaltigen Zeit da, die wie ihre Bauwerke durch die Reformation gebrochen wurde. Die Eßlinger Frauenkirche ist viel kleiner, aber vollendet bis hinauf zur wundervollen Kreuzblume der zierlichen Thurmpyramide. Das ist Alles harmonisch, Alles nett und fein mißgegen. Doch dürfen wir nicht näher treten, sonst wird die rauhe Hand der protestantischen Welt sichtbar, die mit der kirchlichen Kunst nicht umgehen konnte, weil die Reformation in ihrem feindseligen Gegensatze gegen die Kirche alle Gebäude, die aus dem kirchlichen Schooße hervorgegangen waren, zu ertödten bemüht sein mußte. Auch dieses schöne Bauwerk ist vernachlässigt, es dient dem protestantischen Cult und ist der katholischen Gemeinde nur zur Mitbenutzung überlassen. Aber wird auch in seinen Räumen das höchste Opfer dargebracht, so steht man es ihnen nur schwer an, daß sie eine Wohnung des Allerheiligsten, den Tabernakel des lebendigen Gottes zu umschließen die Bestimmung erhalten haben. In der Nähe steht eine schöne Basilika, aber sie wird als Keller benützt. Das ist eine andere aber offene Consequenz.

Und von ihr ist nur ein Schritt zum anderen Gebäude, das unendlich lang gestreckt, nur Einen Stock hoch, längs der Eisenbahn sich hinzieht und die Kessler'sche Maschinen-Werkstätte beherbergt. Man mißverstehe uns nicht, als ob wir mit obiger Bemerkung in principieller Feindseligkeit der Industrie gegenüber ständen. Wir sind getrieb im Stande, das Rechte vom Schlechten zu unterscheiden, und wissen auch den Geist der Industrie zu würdigen und so können wir uns über die wirklich außerordentliche Größe der Kessler'schen Maschinenfabrik aufrichtig freuen, und wenn und die endlos lange, eintönige Fronte des Gebäudes belenigen will, so entschädigt dafür das Praktische, dem Geschäftsbetriebe durchaus Entsprechende des Baues und freut uns die einfache Thätigkeit und die schönen Werke, die daraus schon hervorgegangen sind, und weit über Europa hin eine volle Geltung und gerechte Würdigung gefunden haben.

Aber charakteristischen nicht diese beiden Gebäude, eine verödete, vernachlässigte Kirche und eine weitausgedehnte, von Menschen wimmelnde, nicht zierlich, sondern lediglich praktisch bequem gebaute Fabrik so manche Stadt der Gegenwart?

Das siebente Bändchen der „katholischen Trösteinsamkeit“ von Joh. Laicus und J. Holzwarth [Mainz bei Kirchheim, 1856] enthält das Passionsspiel in Schwäbisch-Gmünd, wie dasselbe noch im Anfange dieses Jahrhunderts am Gründonnerstag und Charfreitag öffentlich und feierlich aufgeführt wurde. Wer eine Freude hat an alten Gebräuchen, die überall an die Feier der hl. Feste sich anfesten; wer aus Kundgebungen dieser Art einen Schluß zu machen weiß auf die Geltung der religiösen Anschauungen einer Zeit; wer mit geschichtlichem Sinne begabt, nichts mißachtet, um aus ihm seine Erkenntniß vergangener Zeiten und Zustände zu bereichern, wird es dem Herausgeber Dank wissen, dieses alte Passionsspiel vor dem Untergange zu retten. Es war dies keine ganz leichte Aufgabe. Es ist nämlich nur ein Schauspielbuch vorhanden, welches den vollständigen Text des Stückes enthält, und zwar eine Handschrift von 1812. Das Spiel reicht sehr weit hinauf, verlor aber seine ursprüngliche Gestalt, weil es wirkliches Volksschauspiel war.

Logogryph.

In schlanker Hülle wallt ein geistig Leben,
Das freundlich Dir entgegen blinkt;
Wenn Dir des Lebens später Sommer sinkt —
Vermag es oft noch Deinen Geist zu heben.
Doch fehl' ich unwillkommen Dir den Rücken;
Dann flieh' mich; denn arg ist meine Tücke;
Ich folge Dir mit grimmerfüllten Blicken,
Zerfleische Dich in meines Zornes Glutz.
Kein Wunder, daß des Helden Muth erschlaffte,
Schützt ihn vor mir nicht eine fich're Waffe.

Hoppichler.

☞ Münchener Schrannen-Bericht Telegraphischer vom 8. Nov. 1856

Aufgegeben in München 4 Uhr 5 Min., abgegangen 4 Uhr 15 Min. angekommen in Lonsdorn 4 Uhr 17 Min.)

Getreide-Gattung	Verkauft wurden	Mark	Höchster Preis		Mittel-Preis		Niedrigster Preis		Heilsgen.		Gestallen.	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	5179	766	25	2	24	36	23	33	—	—	—	21
Korn	1925	126	16	10	15	46	15	21	—	3	—	—
Gerste	5905	1021	12	37	11	56	11	16	—	—	—	27
Haber	3552	43	6	18	5	59	5	44	—	—	—	11

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 46. Den 17. Nov.: Gregor.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanden.

(Fortsetzung.)

Alle befolgten die Mahnung des würdigen, besorgten Führers. Die heraufsteigende Flüssigkeit wurde mit vieler Gier eingeschlürft und dadurch die Flamme derjelben Bosheit noch mehr angefächert. Andere liefen nach den Waffen und halb stand der lärmende Haufen zum Aufbruche bereit.

Karsthans mit dem blanken Schwerte an der Spitze, zogen sie tobend und rasend durch die Straßen, Schmachtlieder gegen Pfaffen und Goldherrn in die Nacht hinaus brüllend. Bei jedem Schritte schwoll die Schaar an. Durch den Tumult angelegen, liefen die Aufständischen haufenweise aus den Herbergen herbei. Viele trugen neben ihren Waffen Pechfackeln, deren rothe Flamme die wüsten Gesichter noch häßlicher malte und den Haufen einer Bande ähnlich machte, die eben der Hölle entstieg, ihr Zerstörungswerk zu beginnen.

An dem großen, freien Platze vor dem Kloster angekommen, gebot Karsthans Halt zu machen. Einiger Mißmuth zog beim Anblick dieser ungeheuren Menge über seine finstere Stirne.

„Zu wenig Arbeit für so viele Fäuste," sagte er. „Die Barschen werden das ganze Kloster, sammt Allem, was darin ist, fortschleppen."

„Dorit ste," rief Ulrauf. „Laßt die Hölfte vor Streitbergs Haus ziehen und alle haben vollauf zu thun."

„Wohlgerathen!" entgegnete Karsthans. „De Kolp? — Wo ist der Bligschneider? Nimm Deine Gesellen," — sprach er zu den herbeigeeilten, wohlbewaffneten Schneidermeister, — und überlaufe den Streitberg. Kannst vortrefflich mit dem Spitzen umgeh'n; ich glaube, in des Dompfaffen Weislin Haus wird keine Nadel mehr zu finden sein, um keine Kutte zu flicken."

„Man muß sein Gewerk verstehen," jubelte Kolp. „Greift Ihr nicht tüchtig zu dort drüben, können wir euch nach gethaner Arbeit noch aushelfen beim Säubern."

Die Haufen theilten sich. Kolp zog mit dem raubgewohnten Stadtgesindel davon. Karsthans rückte mit seinen Bauern dem Kloster näher, dessen graue Mauern im Widerscheine der Fackeln finsterer Nacht heraus trauerten. Die hilflosen Nonnen, aus der aufgeschreckt, eilten vor Furcht und durch das wilde Getümmel vor erleuchtete Fenster Karsthans Enstehen in die Kirche, auf deren Wenn die gälb'nen Dinger zusammenhinwies, indem er sagte, könnten wir gleich Festtag liefen, wie die herzliben Nönnlein, knie'n vor'm Thore?" und er hielt den halten. Aber — wer steht dort am Schritt ein und sah nicht ohne Scheu wo gleich einer ehernen Bildsäule, Schritt ein und sah nicht ohne Scheu gegen das nahe Klosterthor, von den Sohlen bis zu den Zähnen in Stahl und Eisen gehüllt, bewegungslos ein Gewappneter stand.

„St. German ist's!" sprach eine ängstliche Stimme im Haufen.

„Seht ihr St. German vor der Pforte Wache steh'n?"

Schnell verbreitete es sich von Mund zu Mund: „Seht ihr St. German dort! St. Germansnacht ist heute, — er muß Wache steh'n."

„Und wenn's der Teufel selber ist," rief Karsthans muthig und unwillig zugleich über das feige Zögern, das sich durch den Haufen schlich. Seine Waffe schwingend schritt er vorwärts, blieb aber sogleich wieder horchend stehen, als dumpf und hohl, wie aus dem Mittelpunkte der Erde heraus, ein Horn dröhnte, anfangs weich und traurig, dann immer stärker und mächtiger, so daß Allen die Ohren gellten. Die Bauern standen wie angewurzelt und starrten gegen das Thor hin; so lebhaft hatte der Glaube an die alte Sage sie ergriffen.

„Ihr feigen Hunde!" rief Karsthans zurück. „Soll ich euch Beine machen? Was liegt an diesem Wicht St. German, den ich gleich in die Hölle treiben werde? Vorwärts — greift an, schlagt zu, bringt um!"

Nach dieser Selbstermuthigung hielt der tapfere Führer die Fackel höher, schwang die gewichtige Waffe und eilte dem Feinde entgegen. Aber sein nächster Schritt führte ihn schon in das Grab. Er ließ das Schwert fallen, fuhr krampfhaft gegen die Brust und sank stöhnend zusammen.

„Ha — verflucht! der Höllengeratan hat gesiegt!" röchelte er und war eine Leiche.

In demselben Augenblicke, bevor noch die Menge vom stummen Schrecken sich erholte, raffelte lautes Waffengeklirr durch die Nacht. Die Klosterpforten sprangen weit auf, und mit kriegerischem Hörnerklang sprengte daraus ein Trupp Bewaffneter hervor. Die Klosterplünderer ergriffen vor der furchtbaren Schaar St. Germans in großer Verwirrung die Flucht, um hinter ihnen her raste das gefräßige Schwert der Verfolger der Clarissen.

Während dies bei den Clarissen vorfiel, sangte Kolp mit seinem Haufen vor Streitberg's Wohnung an. Mit vieler Behendigkeit sprang der flinke Schneider auf ein vorspringendes Gesimse und begann daselbst Spiel, wie bei der Plünderung des Domherrn Weislin.

„Man darf nicht so grob in's Haus hineinfallen," rief der höfliche Schneider. „Zuerst Musik, dann Aufforderung in besser Form."

Dieselbe höfliche Musik begann, dieselbe Aufforderung, und diesmal nicht vergeblich; denn der alte Herr von Streitberg ließ sich oben am Fenster sehen.

„Was wollt Ihr, gute Leute?" rief er herab. „Habt Ihr ein Mittgefuch an den alten Streitberg? So bringt's nur vor, es soll nach Fug und Recht abgethan werden."

„Deine Gebisse, alter Wicht, — Deine Gebisse!" rief es aus tausend Kehlen. „Dein Geld oder Deinen Pappenkopf!"

„Kommt Morgen, gute Leute, kommt Morgen!" bat der alte Raubherr, da ihm die drohende Gefahr vor die Seele trat. „Bei Nacht ist nicht gut Geld zählen, — am hellen Tage kommt und Ihr sollt alle befriedigt werden."

„Wir nehmen's ungezählt," schrie es entgegen. „Nur herab, — und sind's nicht zehn Tausend Gulden auf den Heller, müssen wir und den letzten Heller selber holen."

In diesem Augenblicke wurde die weiße Gestalt Elisabeths im Rücken ihres Vaters sichtbar. Durch den Tumult aufgeweckt, lief sie im Nachtgewande bleich und zitternd herbei. Bei ihrem Anblicke verzagt Streitberg den stürmenden Haufen.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
(Pflichtexemplar)

Digitized by Google

„Um Gotteswillen, Kind, fort, — verstecke Dich! Flüchte durch die Gartenthüre, Dein Anblick reizt sie nur, ich will schon mit ihnen fertig werden. Fort — mein Kind — fort!“

„Laßt uns zusammen fliehen, Vater!“ bat sie. „Hört, — sie schreien nach Eurem Blute!“

„Herrj das ganze Haus ist umstellt,“ rief der eben hereinstürzende Diener. „Sie rufen nach Leitern, um über die Gartenmauer zu steigen.“

Streitberg griff nach seinem Kopf, als vergingen ihm die Sinne. Donnernde Töne hallten furchtbar durch das Haus; denn sie begannen das Thor einzuschlagen. Dazwischen stürmte das Gebrüll des Pöbels, der gleich heißhungrigen Wölfen vor der Schafherde tobte, in die er nicht einzudringen vermag.

„Gott im Himmel — hilf!“ rief der Rathsherr im Ausdrucke des tiefsten Schmerzes aus, indem er seine Tochter fest an die Brust preßte. Dann riß er sich los wie ein Verzweifelter und rief: „He da, Gesellen! — he Wilhelm, David, — meine Waffen! Du sollst sehen Kind, daß Dein Vater Dich zu vertheidigen weiß! — Keiner dieser Schurken soll Dir ein Haar krümmen! Her da meine Wehr!“ und er griff nach dem Schwerte. „Kind, sürchte nichts, — Deine Ehre soll Dir Keiner rauben, — hier ist Rath!“ Er schwang den Stahl und man sah es seinem verzweifelten Wesen an, daß er entschlossen sei, nur den Leichnam Elisabeth's den entehrenden Fäusten zu überlassen.

Diese glich eher einer weißen Marmorsäule, als einem lebenden Wesen. Die Hände über die Brust gefaltet, blickte sie mit bewegungslosen Augen zum Himmel auf.

Der Pöbel bemühte sich indessen vergebens, den Eingang zu erzwingen. Das starke, mit Eisen schwer beschlagene Thor widerstand allen Anstrengungen. Durch die Fenster konnte man nicht eindringen, diese waren mit eisernen Stäben versehen und sonst bot das Haus keinen Eingang, indem eine hohe Mauer um dasselbe herlief. Kolp stand noch immer auf seinem Posten und leitete den Angriff.

„So kommen wir nicht hinein,“ rief er unmuthig. „Brecheisen und Aexte bringen uns nicht weiter. Dort, — wies er auf eine hölzerne Säule hin, worauf bisher ein Marienbild stand, das die Evangelischen heruntergeführt hatten; — „dort, reißt den Balken heraus und laßt ihn gegen das Thor spielen. Ein Mönch will ich sein, wenn wir nicht hinein kommen.“

Noch redete Kolp, da hörte man es in der Ferne durch die Straßen brausen, gleich dem Getöse, wenn die reißenden Gewässer des Rheinstromes die Dämme durchbrechen und verheerend durch die Felder fluthen. Immer mächtiger erscholl das Getümmel und wälzte sich drohend einher. Die Volksmasse horchte erstaunt auf.

„Was ist das nur?“ sprach Kolp; „hört! — still! wie schreit es!“ Alle horchte gespannt und man konnte deutlich den Schreckensruf unterscheiden: „St. German — St. German über uns!“

„Gebt nicht darauf Acht, Brüder!“ sagte Kolp; „die Papisten haben einen schlauen Streich gespielt und den abergläubischen Bauern St. German über den Hals geschickt. Richtig! hört ihr sie davon laufen? die Hasenjungen! Laßt nur St. German kommen, wir wollen ihn mit gebrochenem Hasse heimschicken.“

So sprach der kluge Schneider und befahl eben das unterbrochene Werk fortzusetzen, da hörte man St. German heranbrausen mit seiner Schaar. Die enge Straße füllte sich dicht mit Reitern an. Ihr Waffenschmuck blitzte im Fackelschein hell auf, und ihre ruhige, ernste Haltung flößte Manchem schon Schrecken ein. An der Spitze saß auf prachtschwarzem Rosse in blanker Rüstung der Anführer. Seinen Helm umwallte ein stattlicher weißer Federbusch, der bis auf den Rücken herabwallte. In der linken trug er St. German's Fahne und in der Rechten schwang er ein langes, breites Schwert.

Ungefähr hundert Schritte vom Hausen entfernt machte der Troß Halt. Einige kurze Trompetenstöße geboten Stille und nun rief dieselbe eherne Stimme, welche vor der Clarissenpforte dem Lanzenknecht solchen Schrecken einjagte: „Warum zieht Ihr aus zu Raub und Mord? Legt Ihr nicht zur Stelle die Waffen nieder und schwört, zu solchem ruchlosen Treiben sie nie wieder zu gebrauchen, trifft Euch St. Germans Schwert zum Tode!“

„Sogleich rief Kolp, der muthige Schneidermeister, welcher von seiner erhöhten Stellung aus die winzige Schaar erspäht hatte: „Nur heran, St. German! Die Heiligen sind durch's Evangelium abgeschafft, und wir wollen auch Dich, sammt Deiner Heiligenschaar, zur Stelle abschaffen. — Hört Ihr sie davon laufen?“ rief Kolp stolz aus, da gleich nach seiner Herausforderung ein Theil der Reiter durch die Straße zurücksprengte. „He, — wird's bald?“ rief er den Zurückgebliebenen zu. „Wir möchten euch gerne die Hälse brechen, darum lauft nicht davon und wartet, bis wir unsere Waffen zur Hand haben.“

Als Antwort auf Kolp's prahlerische Rede erscholl das Losungswort: „Unsere liebe Frau und St. German!“

Laut nachhallend tönte dieser Waffenruf durch die Straßen und im nächsten Augenblicke rasselten die Reiter heran.

Mitten in den Haufen des Feindes hinein stürmte der Ritter, gleich einem Felsstücke, welches vom Gebirge herab in den See braust. Die wogende Volksmasse umringte ihn von allen Seiten und schlug wüthend auf ihn los. Aber schon die grausame Strafe der Knaben beobachtete, wie sie glühende Kohlen in Ameisenhaufen legen und die zahllosen Thierchen, im Begriffe die Kohlen herauszutragen, eben so sicher und schnell ihren Untergang finden, der hat ein Bild von der Scene, die sich vor Streitbergs Wohnung entwickelte. Voll Wuth und Ingrimm, des Sieges gewiß, fiel der Pöbel den Ritter an. Dieser aber hielt unbeweglich, wie ein Fels mitten in der Brandung. Seine ganze Gestalt war Vernichtung. Allenthalben stürzten die Angreifenden, von seinen mächtigen Streichen betroffen, todt oder verstümmelt zusammen. Dabei fuhren seine Hiebe so blitzschnell auf und nieder, daß sein Schwert stets einen Kreis zu beschreiben schien. Noch mehr als diese Tapferkeit trat die eigenthümliche Ruhe hervor, womit der schreckliche Mann seine niedermähte. Er sah nur zu spielen, ohne die geringste Anstrengung zu empfinden. Auch die Feinde stritten mit vieler Erbitterung, durch Kolp's Zuruf ermuntert und aufgestachelt, bis dieses würdige Männchen, vom Schlage des Gewappneten getroffen, in zwei Hälften vom Gesimse herabfiel. Des Anführers beraubt, kämpfte der Pöbel immer noch fort. Sein dumpfes Geheul, der aufsteigende Qualm der Pechfackeln, und mitten im blutigen Gemetzel, hoch zu Roß, mit der heiligen Fahne in der Linken, dieser unüberwindliche Krieger, — dieß alles erinnerte an jene Scene, wie St. Michael die Hölle bekämpfte.

„Heiliger Antonius!“ rief Herr Streitberg vom Fenster herab, wo er dem Kampfe zulauf und längst seinen Vertheidiger zu Hilfe geeilt wäre, hätte ihn Elisabeth nicht zurückgehalten; „das heiß ich niederhauen! Hab' manchen wackern Rittersmann kämpfen sehen in den Heidenkriegen, aber solch ein Würger ist mir nicht vorgekommen. Und wie die andern Gesellen darein hauen! — Fast glaub' ich selber, St. German ist vom Himmel herabgekommen, diese wackeren Männer anzuführen.“

Endlich begann der Pöbel zu wanken und zu weichen. Da sie vollends im Rücken von jenen Reitern angegriffen wurden, welche vorher hinweggeritten waren, warfen sie ihre Waffen weg und baten um Gnade. Sogleich ließ der Ritter sein Schwert ruhen und nach einem Trompetenstoß schwieg der Kampf.

„Ich will euer Verderben nicht,“ rief der Gewappnete; „es soll euch Schonung werden. Doch merkt euch dieß: müssen wir abermals in solcher Weise zusammen kommen, dann soll ihr bis zum letzten Mann zur Hölle fahren!“

Darauf machte die riesige Schaar eine Schwenkung und ritt davon. Auf die Zurückgebliebenen hatte die Drohung des furchtbaren Streiters solchen Eindruck gemacht und sein blutiges Gemetzel ihnen solchen Schrecken eingejagt, daß sie, mit Zurücklassung der Todten, die Verwundeten forttrugen, ohne auf den Zweck ihrer nächtlichen Störung zurückzukommen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Von einer Fischersfrau.

(Ein Bild aus dem Volksleben.)

Der Abend ging mit hohen Wellen, als ich eines Abends an das Ufer kam und übergesehen sein wollte. Da war zum Unglück, wie ich glaubte, eben der Nachen abgefahren, um drüben Jemand zu holen, und so trieb mich der Sturm und der Regen in die kleine Fischerhütte, deren Licht so einladend und gastlich über mir schimmerte.

Als ich eintrat, fand ich eine Frau mit drei Kindern in einer Stube, worin Alles von Reinlichkeit glänzte. Die Familie war arm, aber Gott der Herr wohnte unter ihnen, das sagte Alles in dem engen Kämmerchen, das Crucifix an der Wand, die Heiligenbilder ringe umher, der Rosenkranz und das Gebetbuch auf dem Tische. Mit klaren, klugen Augen schaute die Frau mich an, als ich eintrat und antwortete auf meinen Gruß: „Guten Abend!“ nach ihrer Gewohnheit „in Ewigkeit Amen!“ Sie bot mir freundlich einen Stuhl, setzte sich wieder zu den Kindern an den Tisch und flickte weiter an einem alten Kleidchen.

„Nun, Anna, lies weiter vom heiligen Laurentius,“ sagte sie nach einer Weile zu einem der Kinder, dem ältesten, wie mir schien, das vor Pater Martin Cochem's Legende saß und mich scheu ansah. „Brauchst Dich vor dem Herrn da nicht zu genieren.“

„Von Sanct Laurentius? Komm her, mein Kind, den hab' ich in meinem Buch und den sollst Du gleich haben, wenn Du liesest,“ sagte ich, gab ihm das Büchlein aus meinem Buch und das Kind hatte Freude darüber und las die begonnene Legende fertig.

Dadurch hatte ich mir das Vertrauen der Frau gewonnen und sie erzählte allerlei von der Kirche und den letzten Festen. Endlich sprach sie:

„Ihr habet doch gewiß viel gelesen und da möchte ich Euch etwas fragen, ob das wohl recht von mir ist. Diesen Winter hatten wir einmal ziemlich Eis im Rhein und dabei einen tüchtigen Nordsturm. Es war an einem Samstag und ich vergesse es in meinem Leben nicht. Mein armer Mann hatte sich mit Lebensgefahr auf die andere Seite gewagt, um den Müller aus dem Dreh herüberzuholen. Es war mir so Angst um mein Herz, wie noch nie in meinem Leben um jemand, wenn der Sturm weiter so einen Anlauf nahm, als wollte es Alles von der Erde wegfegen, wie meinte ich, es thäte mir einen Stich in das Herz und es rief mir Jemand zu: „So bet' doch! So bet' doch!“ lange konnte ich in meiner Angst nicht beten; endlich aber wurde ich wie vor das Bildchen der lieben Muttergottes hingedrückt und da warf ich mich auf die Kniee und rief den Kindern zu: „Kommt, wir wollen für den Vater beten!“ Und da haben wir zusammen das Gebete gebetet und ein Vater unser und drei Ave Maria, aber so habe ich noch selten gebetet; der Angstschweiß lief mir über die Stirn, ich habe fast gejammert das Gebet.

Aber kaum hatte ich das Kreuz wieder gemacht, da war ich so ruhig, daß ich mich selber fragte, was mir mir vorgegangen wäre. Es war gerade, als wenn ein schweres Gewitter auf dem Rhein liegt und der Himmel recht plötzlich die Sonne scheint. Gleich darauf geht die Thür auf und mein Mann kommt herein. „Wie ist es Dir ergangen?“ fragte ich. „Schlecht, Frau,“ sagte er, „wir haben eine schwere Fahrt gehabt, und es hat kein Haar gefehlt, denn wären wir Alle auf der Reise nach Holland.“ Wann war das?“ fragte ich gespannt. „Das war so eben, es sind keine zehn Minuten, wir saßen mitten im Eis, und unser Herzgott muß ein Wunder gethan haben, sonst begreife ich nicht, wie wir lebig herkommen sind. Ich hatte Euch Alle schon dem lieben Gott empfohlen und war auf meinen Tod gefaßt.“ Das war also gerade zur selben Minute, wo wir vier so angstvoll betend zu der Mutter Gottes gefleht haben.

Glaubt Ihr nicht, lieber Herr, daß es aber ein Frevel wäre, wenn ich dafür hielte, die Mutter Gottes habe unser Gebet erhört? Seht, ich bete alle Tage den Rosenkranz mit meinen Kindern und das Gebete, da dachte ich mir nun schon einmal, vielleicht habe ihr das gefallen und sie habe uns darum erhört, dann aber meine ich auch wieder, eine Sünde zu thun.“ (Die Fischersfrau fürchtete aus Demuth, zu sündigen, wenn sie sich solcher Hilfe und Frucht des Gebetes werth halte.)

Da wurden mir die Augen naß und ich stand beschämt durch das arme Fischerweib. Ich bestärkte sie in ihrem schönen, festen und heiligen Vertrauen und schied mit erhobenem Herzen und um einen schönen Augenblick reicher von ihr, denn die Stimme des Schiffers und sein Klopfen an's Fenster mahnten zur Abfahrt.

Ueber bestehende Vorurtheile gegen Obstbaumpflanzungen auf Feldern, Wiesen und Gärten.

(Aus der „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern.“ Oktoberheft 1856.)

Da der Ackerbau mit dem Garten- und Obstbau Hand in Hand geht, will ich als Gärtner, mehrseitig dazu aufgefordert, meine Erfahrungen gegen die bestehenden Vorurtheile hier mittheilen, wiewohl nachstehendes Thema schon vielseitig angeregt und sehr gründlich beleuchtet wurde.

Da aber der Gegenstand doch von so großer Wichtigkeit ist, sowohl des großen Nutzens und Vortheils, als auch der allgemeinen Landesverschönerung wegen, so glaube ich doch, daß durch Nachstehendes Manche zur besseren Einsicht kommen wird.

Durch gute Beispiele seinen Nachbarn voranzugehen, könnte hier auf's Günstigste zurückwirken.

Die Vorurtheile gegen das Bepflanzen der Felder und Wiesen mit Obstbäumen bestehen meistens darin:

I. der Eine glaubt fest, die Obstbäume machten ihm zu viel Schatten und fangen den Boden aus, und es wachse in der Nähe der Bäume Nichts.

II. Der Zweite sagt, bei uns kommt kein Obstbaum fort, und ich möchte mich gar nicht bemühen, um nur Versuche zu machen, indem der Boden und das Klima nichts taugt.

III. Der Dritte erkennt wohl die Nützlichkeit sowie das Schöne, wenn er auf seinen Feldern oder Wiesen weitstehende Obstbäume hätte und statt den holzverbrauchenden und den immerwährenden Reparaturen unterworfenen Zäunen und Planken von Stangen und Brettern, auch lebende Hecken hätte, allein er fürchtet Schwierigkeiten, setzt große Kenntnisse voraus, um pflanzen zu können, sowie er selbst sein Feld, welcher entweder aus Bosheit oder gehässigem Vorurtheile gegen das Bepflanzen der Felder besteht, bestechtet.

Denn wer einmal glaubt, daß Bäume auf Feldern und Wiesen schaden, der glaubt schon, daß der Baum, den der Nachbar gepflanzt, einmal auch auf sein Grundstück schädlich einwirken könnte, und sucht das junge Bäumchen durch Frevel zu vernichten.

Mit Nachstehendem will ich nun kurz bezüglich obiger drei bestehenden Vorurtheile durch praktische Anschauung zeigen, daß es blos Vorurtheile ohne allen Grund sind.

ad I. Die Ersteren, welche glauben, die Obstbäume verursachen Schatten, es wachse nichts mehr in deren Nähe und sie fangen den Boden aus, möchte ich ersteren hinweisen auf Württemberg, sowie die westen Gegenden Badens und bayerisch Franken, wo die Felder und Wiesen mit Obstbäumen verschiedener Arten, als: Aepfel, Birnen, Zwetschgen und Kirschen bestellt sind.

Ich glaube fest, daß, wer dieß gesehen, gewiß von dieser falschen Meinung gebeilt sein wird.

Ein anderer Beleg ist folgender:

Der Gemüsegarten, welcher unter meiner Leitung steht, enthält 2 Tagwerk [Morgen], ist mit nahezu 100 Stück Obstbäumen, als: Zwerg-, Pyramide- und Hochstämmen besetzt, aber das Gemüse ꝛc. ꝛc. wird nicht weniger, wenn gleich die Bäume um die Hälfte bereits ihre volle Größe erreicht haben, und einen bedeutenden Raum einnehmen.

Digitized by Google

Wenn denn wirklich an der Ernte etwas verloren ginge, so käme dieser Verlust durch den Schutz, den die Bäume über die Fluren hin gewähren, reichlich wieder ein.

Einen andern Ersatz hat man für den kleinen Platz, der wirklich verloren geht, durch die Obsternte, welche ein Jahr um das andere, eine mittelmäßige in jeder Gegend, wo Obst gebaut wird, genannt werden kann. Bei Bäumen, deren Kronenumfang 100 □ Schuh mißt, entgeht um den Baum nicht mehr als 8 — 10 □ Schuh, und dieser Platz ist nicht ganz öde, etwas Weniges wächst doch fast bis an den Stamm hin.

Man übet auch sehr oft die Aeußerung: ja, wenn wir jedes Jahr ein Obstjahr hätten! — Allein, es gereicht auch nicht alle Jahr das Getreide in gleichem Maße und Qualität, es gibt auch ein Jahr in das andere mehr oder weniger Kartoffeln, mehr Rüben, weniger Kraut ꝛc.; wenn man nun deßwegen nichts anfäen wollte? —

Also, wenn man den großen Nutzen von den Gegenden, wo Obstbäume auf Felder und Wiesen gepflanzt sind, sowie sehr viele Gemüsegärten, wo die Obstbäume schon seit undenklichen Zeiten stehen, in Betracht zieht, so wird man gewiß anderer Ansicht, nämlich, als gezeihe unter den Obstbäumen nichts.

ad II. Der Zweite, welcher sagt oder glaubt, bei ihm kommt kein Obstbaum fort, möchte wohl einmal recht haben in solchen Gegenden, welche sehr schlechte Böden haben, allein es ist der Boden nicht zu schlecht, wenn Feld- oder Wiesenbau betrieben wird, indem in seichten magern Böden doch die verschiedenen Weichsel- und Kirschenarten fortkommen, und mit ihren Wurzeln in der oberen Erdkrume auslaufen, und an den Rändern der Felder und Wiesen recht gut ihr Fortkommen finden würden.

Selbst auch für ein rauheres Klima kann man durch Sortenwahl der Aepfel und Birnen, wenn der Boden tief genug ist, zu seinem Zwecke gelangen, indem eben durch das Bestellen der Felder mit Bäumen die Fluren milder werden, und durch den Obstertrag, welcher nicht ausbleibt, wenn man die rechte Sorten-Wahl getroffen hat,

In jeder Baumschule, wo rationell gewirthschaftet wird, kann man die Sorten verlangen, für rauhe und Hochgegenden, sowie für magern, steinigen oder Sandboden, oder für milde Gegenden und gute Böden.

ad III. Dem Dritten, welcher wohl das Nützliche sowie Schöne, wenn er auf seinen Feldern und Wiesen Obstbäume, und statt Stangen und Bretterzäunen lebende Hecken hätte, erkennt, aber große Kenntnisse, um dieses alles zu erreichen, durchzuführen und zu erhalten, vorausgesetzt, und zuletzt noch den Baumfreveln Einhalt thun, möchte ich Nachstehendes zur Erläuterung auseinandersetzen:

Dieser dritten Meinung, welche meinem Anstreben zunächst kommt, gebe ich ganz Recht, daß der Baumfrevel und Obstdiebstahl Manchen zurückhält; allein diesem Uebel wird nach und nach durch kräftig wirkende Gesetze über Feld- und Flurpolizei entgegengetreten werden. Es wird ja ohnedies der Frevel von selbst aufhören, sobald ein Jeder pflanzt und pflegt, und die Jugend schon in der Schule das Nützliche und Schöne dieser Sache erkennen lernt.

Man darf ja nur in diese Gegenden gehen, wo der Obstbau längst schon besteht, und man wird sehen, daß Baumfrevel und Obstdiebstähle zu den Seltenheiten gehören. Die Meinung, daß man viel Kenntniß zum Anlegen und Bepflanzen der Felder und Wiesen mit Obstbäumen und mit Hecken selbe abgrängen nöthig habe, ist wohl einestheils wahr, allein deßwegen soll man sich, um so etwas Schönes und Nützliches durchzuführen, nicht abhalten lassen, indem man sich gewiß bei einem guten Freunde, Nachbarn, Forstmanne, oder bei einem Gärtner, welche mit Obstbäumen umzugehen verstehen, Rath erholen kann. Um so mehr, da seit einigen Jahren vom landwirthschaftlichen Vereine die schöne und zweckmäßige Anordnung getroffen worden ist, Wandergärtner hinauszuschicken, welche von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, den Leuten mit Rath und That in der Garten- und Obstbaumzucht unentgeldlich an die Hand gehen, wüßte Niemand mir ehrem Obst bereein ꝛc., wodurch dem Uebelstand abgeholfen ist.

Sobald man nun mit Obstpflanzungen eine kurze Zeit Versuche gemacht hat, so kömmt man sehr leicht dazu, so viel zu lernen, nämlich einen Baum zu setzen, etwas zu beschneiden, und die weitere Pflege ist ja ohnehin von nicht großem Belang.

Zum Schlusse bitte ich alle diejenigen, welche entweder aus Gleichgültigkeit oder Stumpfsinn, obgleich der Boden und das Klima dafür sprechen, nichts für diese edle Sache gethan haben, sowie diejenigen, die aus obigen drei Gründen Vorurtheilen nichts thun wollten, diese meine Gegenerinnerung zu beherzigen und den Anfang zu machen, denn gute Beispiele wirken ja im Großen unendlich günstig auf diejenigen Klassen, welche nicht eher etwas unternehmen, bis sie es sehen, welcher Nutzen und welche Vortheile daraus entspringen, und meine Zeilen sind lediglich nur an die Großbegüterten gerichtet, welche gleich große Flächen damit bestellen können, damit dann der Kleinbegüterte es sieht, wie es gemacht wird, da diese Leute eben nicht Gelegenheit haben, die Länder zu bereisen, wo Obstbaumzucht getrieben wird.

München im Juli 1856.

J. Schmitz,
freiherrl. Carl v. Eichthal'scher Obergärtner.

Altar der Pfarrkirche in Braunau.

Nur geschieden durch die Gewässer des Inns von unserm Bayerlund liegt die alte Stadt Braunau. Da jetzt das Dampfschiff diese Ufergegend täglich vorüberträgt, möchten wir doch die etwaigen Kunstfreunde mahnen, einen Besuch in der dortigen gothischen Pfarrkirche zu machen. Die Kirche selbst ist zwar in einem fürchterlich vernachlässigten Zustande, aber zwei unbekannte Perlen erfreuen in diesem Schutte das Herz des Freundes christlicher Kunst. In einer Kapelle des nördlichen Seitenschiffes prangt ein alter Altar der Gotik von wunderbarer Schönheit mit Flügeln, Predella und einem trefflichen Schnitzwerk, indem der ganze innere Altar den Stammbaum Christi darstellt, der in der Mitte in die wundervollste Gestalt der Gottesmutter ausblüht. Nicht weniger interessant ist die Kanzel. Unten sind noch die vier großen Propheten, auf deren Schultern die Evangelisten stehen von ausgezeichnetem Werthe! Leider ist die alte Kanzel halb durch einen gräulichen Zopf bedeckt. Möchte die Liebe zur christlichen Kunst bald auch in unsere Nachbarstadt eindringen und diese Schätze vom Verderben retten!

Auflösung des Logogryphs im Beiblatt Nr. 45.
Rebe — Eber. H.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 15 Nov. 1856

Aufgegeben in München 4 Uhr 15 Min., abgegangen 4 Uhr 18 Min., angekommen in Landshut 4 Uhr 20 (Min.)

Getreide-Gattung.	Verkaufte worden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gattungen.		Gasslern.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	4449	1960	24	32	23	58	22	40	—	—	—	30
Korn	1578	366	16	3	15	36	15	11	—	—	—	9
Gerste	8013	584	12	21	11	37	11	2	—	—	—	10
Haber	2105	316	6	7	5	56	5	13	—	—	—	22

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomannschen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 47. Den 24. Nov.: Johann v. Kreuz.

Eberhard der Falkensteiner.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von Conrad von Bolanden.

(Schluß.)

8. Die Bewerbung.

Am frühen Morgen durchlief die Kunde von der wunderbaren Erscheinung St. Germans die Stadt. Man erzählte in lebhaften Farben, wie der genannte Heilige in glänzender Waffenrüstung mit flammendem Schwerte vor dem Kloster der Clarissen Wache gestanden, wie er daselbst mit feurigen Pfeile den starken Bauernanführer Karsthans mitten durch die Brust geschossen, wie darauf lichte Schaaren Bewaffneter durch die Luft dahergesprengt seien und die Bauern niedergeschmettert, deren Leichen blutig und verstümmelt auf der Straße umherlagen. Auch dem alten Herrn v. Streitberg sei St. German zur Hilfe gekommen. Dort habe sein flammendes Schwert zehn Mann auf einen Streich erschlagen, sogar sein Pferd habe Feuer gespieen und die Leute gefressen. — Zugleich mit dieser wunderbaren Thatsache durchflog eine andere seltsamere Kunde die Stadt. Es hieß, die verbündeten Fürsten hätten bei Wiedererheim die Bauern besiegt, das ganze Bauernheer sei erschlagen und die Fürsten zögen den Rhein herauf. In Folge dieses Gerüchtes flohen die Haupträdelsführer des Aufstandes aus Speyer, andere änderten die Gesinnung und sprachen jetzt eben so eifrig für Ruhe und Ordnung, wie vorher für Umwälzung und Aufstand.

Krumbach besuchte schon am frühen Morgen seinen alten Freund und drückte ihm seine größte Freude über die glückliche Rettung aus. Zugleich überbrachte er ihm die Nachricht von der Niederlage der Bauern.

„Gott sei gelobt!“ rief Streitberg mit einem dankenden Blicke zum Himmel. „Nun können ehrliche Leute doch wieder ruhig schlafen, ohne fürchten zu müssen, über Nacht von diesem Raubgesindel überfallen und erschlagen zu werden. Ja — das war eine Nacht, Friedrich! wie sie in den Mohrenkämpfen mir nicht vorgekommen.“

„Ist's denn wahr, sah wirklich Dein Retter einer übermenschlichen Erscheinung ähnlich?“ fragte Krumbach. „Die sonderbarsten Gerüchte gehen darüber herum. Ich ließ mir die Geschichte wohl zehnmal von einem Schurken erzählen, der selbst dabei gewesen.“

Herr Streitberg zuckte die Achseln und sagte: „Jedenfalls ist der Ritter mit dem weißen Heimbusch ein ganz außerordentlicher Mensch, wenn er auch kein Bewohner des Himmels ist. Viele hat er allerdings von St. German und St. Georg an sich; — bad niemals also streiten gesehen.“

„Sonderbar!“ entgegnete Krumbach. „Woher sollte auch plötzlich dieser mächtige Helfer gekommen sein? Ist doch die ganze Welt voll Tücke und Hinterlist! Denke Die, Hans,“ rief Herr Friedrich toth vor Zorn aus, — „Dein Freund Ulaup war auch dabei und hätte vielleicht aus Freundschaft mit eigener Hand Dich niedergestochen.“

„Was sagst Du? Ulaup, dem ich so viele Wohlthaten erzeigte? Nein, das glaube ich nicht!“

Ohne zu entgegnen führte Krumbach den Hausherrn an das Fenster, deutete auf einen Winkel in der Straße hin und sagte: „Dort sieh' hinab!“

Hier lag Ulaups Leiche rücklings auf dem Boden, das Gesicht gegen das Fenster gekehrt. Der rechte Arm war ihm von der Schulter gehauen und wahrscheinlich verblutete er an dieser Wunde. Sein Todesangesicht war schwarzblau und zu einer solchen häßlichen, ingrimmigen Fratze verzerrt, als hätte der scheidende Geist, voll Hohn und Bosheit, in sichtbarer Form noch den Austausch seines Wesens hinterlassen wollen. Streitberg wendete sich mit Abscheu hinweg. Krumbach lenkte das Gespräch wieder auf den unbekannten Retter und erging sich in allerlei Vermuthungen, die er jedoch sogleich wieder verwarf.

Unterdessen war die Zeit des Morgenimbisses gekommen und die beiden Freunde begaben sich in jenes Zimmer, wo daselbe genommen zu werden pflegte. Sie traten daselbst schon Eisabeth, deren unschuldiges Engelsangesicht ungemöthlich bleich und ergriffen schien, was übrigens ihrem reizenden Wesen nur mehr Anmuth verlieh. Der alte Krumbach drückte einen kräftigen Kuß auf ihre reine Stirne und zwar im nämlichen Augenblicke als draußen Hörnerklang klute und ein lustiger Reitertrupp vor dem Hause hielt.

„Was ist das?“ sagte der Hausherr erstaunt, indem er hinabsah, wo eben ein Gewappneter aus dem Sattel sprang und seinem Knechte den Gaul hinwarf.

„Wer mag das sein?“

„Wahrscheinlich ein Abgesandter der verbündeten Fürsten,“ verletzte Rathsherr Krumbach. „Nun gib acht, mir die Siegen mit unserer Stadt werden verfahren. Du wirst mancher unheilstinnende Kopf vom Nacken springen müssen.“

Der schwere Tritt des gepanzerten Mannes dröhnte bereits durch den Gang. Streitberg öffnete schnell die Thüre und empfing den unbekannten Gast. Dieser trat mit höflicher Verbeugung herein, und da er Elisabeth erblickte, grüßte er diese nach alter, edler Ritterstte, was Herrn Streitberg auf doppelten Gründen gar wohl gefiel. Einmal, weil er viel auf alte deutsche Sitte hielt, und dann, weil sich der eitele Vater hierdurch geschmeichelt fühlte, indem Elisabeth's Angesicht flog einige Röthe, da sie dem Gemappter neben in's Auge sah. Trotz des Helmstarzes, welcher den größten Theil des Gesichtes verdarg, erkannte sie dennoch den edlen Retter ihres Vaters und den schönen Jüngling der Crypta wieder. Die beiden Rathsherrn hingegen, deren Augen das Alter darüber die Schärfe genommen, erkannten Standenhäft nicht.

„Ich bin Euch noch einen Besuch schuldig, mein lieber Herr von Streitberg,“ sagte Hugo. „Da mich dringende Geschäfte schnell von hier wegrufen, wendet Ihr diese unglückene Zeit entschuldigen.“

„O — Ihr seid mein höchwerther Herr Hugo! das ist Euch nicht laune! Bereits meinen altersschwachen Augen; Ihr steht aber so ganz in Stahl und Eisen, daß man kaum einen Finger breit von Euerem eigentlichen Wesen sieht.“

Dabei ergriff er zutraulich die spitzige Eisenhand des Ritters und bat ihn, seine Rüstung abzulegen. Nach einigem Widerstreben willigte Standenhäft ein, sowie der weiteren Bitte, an dem Früh-

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek (Pflichtexemplar.) in München.

Digitized by Google

stücke Theil zu nehmen, das schnell zu einem verschwenderischen Mahle anwuchs. Auch die reißigen Knechte mußten absitzen, was sie mit vieler Bereitwilligkeit thaten: denn sie rochen den vortrefflichen Rheinwein des Rathsherrn, wenn sie wacker zuprachten. Dies bewies anfänglich ihr munteres Geplauder, und dann die lustigen Reiterlieder, welche vom Garten herauf schallten, wo die Kriegsgesellen um Speise und Trank herumlagerten.

Auch oben entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Der alte Rathsherr wurde ordentlich jünger an der Seite seines Beschützers.

„Der gestrige Tag," rief er scherzend aus, „hat bewiesen, wie viel ich noch bei Gott und guten Menschen gelte. Zuerst hab' ihr mich der Faust jenes Böswichts entrissen, und dann ist St. German vom Himmel herab mir zu Hilfe gekommen."

Standenbühl lächelte bedeutungsvoll und sagte: „Jedenfalls hat St. German's Fährbitte den Kriegern viel geholfen, die unter seinem Schutze und Losungswort die räuberischen Rotten angriffen."

Da fiel es wie Schuppen von Streitberg's Augen. Er wandte sich zuerst an seinen Freund Krumbach und schaute diesen mit Augen an, als wäre ihm eben in der That St. German, oder sonst eine übernatürliche Erscheinung am hellen Tage, und zwar in diesem Augenblicke vorgekommen. Seine Hand fuhr gegen die Stirne und seine Zunge bemühte sich vergebens, die überwältigenden Gefühle auszudrücken."

„Ihr seht, werther Herr von Standenbühl," sagte Krumbach, indem er aufstand und dem Jüngling die Rechte warm drückte, „daß selbst Eurer Beschwerden im Stande ist, die Menschen sprachlos zu machen. Kein Wunder, wenn Euer Zorn ganze Schaaren solcher Schelme in die Flucht schlägt."

Auch Elisabeth erhob sich, legte ihre kleine Hand schlichtern in die starke Rechte des Kriegers und sagte: „Ihr habt große Gefahren um unsertwillen bestanden, Herr Hugo; wir müssen immer Euer Schuldner bleiben."

„Bah, bah! das ist nichts Else!" rief jetzt Herr Streitberg, der sonderbarer Weise ungewöhnlich ernst gestimmt schien. „Hier müssen Thaten sprechen, aber keine Worte." Dann fuhr er gegen Standenbühl gekehrt, fort: „Obwohl Ihr zweimal mir das Leben gerettet, obwohl Ihr meine Tochter vor Tod und Schande bewahrt, obwohl Ihr die Clarissen beschützt und vielleicht die ganze Stadt der Plünderung dieser Mordsen entrissen habt, wollt Ihr dennoch Euch davonstehlen, wie ein Verbrecher, dem die Stadtknechte auf der Ferse sitzen. Herr Ritter! ich bin Euch nurmehr ein Dank schuldig, kann ihn nie vollständig abtragen, bin aber zu stolz, ganz Euer Schuldner zu bleiben. Darum wäre es die größte Beleidigung für mich, wenn Ihr einige Lösung meiner Schuld nicht wolltet annehmen. Zuerst hab' ich droben eine Rüstung, ein Geschenk Kaisers Maximilian, dafür, daß ihm mein Vater zwanzigtausend Gulden lieh, tragt sie zum Andenken an den Vorfall bei den Clarissen. Dann hab' ich droben am Hartgebirge ein Rittergut, womit ich nichts anzufangen weiß, indem meine Else nicht zu Schwert und Schild greifen und es gegen Feinde vertheidigen kann, — das nehmt zum Andenken an meine wunderbare Rettung von heute Nacht. Fertig" —

„Ihr bietet mir viel zu wenig," fiel Standenbühl dem Rathsherrn in die Rede. „Meine Forderung geht viel höher, die ich wohl selber stellen muß."

„Was wollt Ihr?" rief Streitberg und plötzlich wich sein voriger Ernst der größten Lebhaftigkeit. „So ist's recht! Laßt einmal Eure Forderung hören. Verlangt Ihr meine ganze Habe, zuletzt mich selbst, — nichts soll Euch abgeschlagen werden."

Der junge Edelmann erhob sich wie ein Mensch, der im Begriffe steht, in der feierlichsten Weise einen Antrag zu stellen. Aber so heldenmüthig er auf dem Schlachtfelde stritt, so ungeschickt erschien er nun, wo es galt, mit Worten etwas durchzusechten. Es entstand eine lange Pause. Der Rathsherr horchte in gespannter Erwartung auf die endliche Forderung und selbst der beschlagne Krumbach konnte der Neugierde sich nicht erwehren. Allein beide bekamen nichts zu hören. Der Jüngling stand da mit hochrothem Angesichte, mit niedergeschlagenen Augen, wie ein verschämter Knabe. Diese Verlegenheit theilte sich merkwürdiger Weise auch Elisabeth mit. Auch diese brachte die schönen Augen nicht vom Tische und ihre Wangen flammten, als sollten sie die kostbaren Brabanter-Spitzen entzünden. Krumbach gab dem Hawdrern einen heimlichen Stoß, so daß dieser ihn ansah. Dann winkte der erfahrene Rathsherr bedeutungsvoll mit den Augen dem Ritter zu. Streitberg verstand augenblicklich den Wink und es zog unbeschreibliche Freude über sein Angesicht.

„Aha! jetzt kommt die Reihe an mich, aus der Noth zu helfen," sagte der glückliche Hausherr; „denn gewiß ist das eine große Noth, etwas auf dem Herzen zu haben und es nicht anbringen zu können, — das hat schon Manchem das Herz gar abgedrückt. Merkt Euch also dies, Herr Hugo: weil meine goldene Rüstung und mein Rittergut Euch zu geringe Gaben sind, weil ich einmal Euer Schuldner nicht bleiben will und weil Ihr endlich Eure Forderung nicht aussprechen wollt, — so nehmt hier mein höchstes Gut, was freilich alle Rittergüter des deutschen Reiches aufwiegt.

Bei diesen Worten nahte er Elisabeth, führte sie dem von Standenbühl entgegen und legte ihre Hand in die des Jünglings. Die beiden jungen Leute standen sich mit gesenkten Blicke und verschämten Angesichte gegenüber, ohne das hohe Glück verbergen zu können, von dem sie kaum träumten, als es sich schon erfüllte.

„Ist's so recht, Herr Hugo?" sagte Streitberg.

Der Jüngling erhob sein Haupt und sagte tief bewegt: „Zum ersten Male habe ich erfahren, daß Worte schweigen müssen, wo Gefühle zu gewaltig sprechen. Kaum habe ich die glänzenden Tugenden Eurer Tochter kennen gelernt, welche in ihrem schönen Leibe gleichsam wiederstrahlen, kaum schlich die Liebe und der Wunsch in mein Herz, Gegenliebe zu finden, so ging Alles schon in Erfüllung, das ist plötzlich zu viel, — fast verwirrend!"

„Nun," sagte der Vater gerührt, „die Else braucht ich nicht zu fragen, das „Ja" steht auf ihrer Stirne geschrieben. Gott segne euch, meine Kinder!" Dabei umarmte und küßte er sie. Auch Standenbühl küßte der Sitte gemäß die holde Braut auf Stirne und Mund. Herr Krumbach verstummte nicht seinen herzlichsten Glückwunsch zu dieser schönen Verbindung darzubringen, welche jedenfalls von Gottes Segen und steter Liebe begleitet werde, da zwei edle, verwandte Seelen unter außerordentlichen Umständen sich gefunden hätten.

Herr Streitberg war eigentlich außer sich vor Freude; der Uebergang vom Schmerz zum Glücke war dem alten Manne zu schnell.

„Das wird ein Aufzug werden," rief er, „wie seit Karls des Großen Zeiten keiner gewesen. Einen solchen Tochtermann! — o, ich bin der glücklichste Mann von der Welt. Lieber Hugo, lebt Dein Vater noch? Kann auch er sich mit uns freuen?"

„Mein Vater lebt noch, ja!" entgegnete dieser. „Aber nun ist es auch an der Zeit, meinen wahren Namen nicht länger zu verschweigen, den ich aus Vorsicht verheimlichen zu müssen glaubte. Ich heiße eigentlich Eberhard von Falkenstein. Standenbühl gehört zwar ebenfalls zu unsern Besitzungen, weilhalb er der Wahrheit nicht geradezu zuwiderlief, mich Standenbühl zu nennen."

„Wie?" rief Streitberg erstaunt, „Ihr seid der junge Graf, von dessen Thaten die Rheinlande voll sind? Ihr seid ein Sprößling des edlen Grafengeschlechtes der Falkensteiner? Da sage mir noch Einer, daß Ahnungen und Träume Schäume sind! Stand mir immer vor, als sollte meine Elsbeth noch Gräfin werden!" plauderte der Alte, der vor übergroßer Freude eigentlich nicht mehr wußte, was er sprach.

„Wie kommt es aber, Herr Graf," fragte Krumbach, daß Ihr mit Eueren Leuten in der Stadt so verborgen liegen konntet? Oder, was bestimmte Euch solchen Antheil an unserem Geschicke zu nehmen?"

Digitized by Google

„Des Churfürsten Wille," entgegnete Eberhard. „Unser lieber Bischof, des Churfürsten Bruder, empfahl Speyer der besondern Fürsorge des Fürsten und ich erhielt den Auftrag, die Vorgänge hier zu beobachten und zu retten, was unter solchen Umständen zu retten war. Mit Gottes und guter Leute Hülfe ist mir auch Manches gelungen. Hiebei wurde ich von diesen rechtschaffenen Männern unterstützt, da viele Bürger sehnlichst die alte Ordnung herbeiwünschten und der Pöbelherrschaft müde sind."

„Das ist längst meine Ueberzeugung," sagte Krumbach. „Die Bewegung findet keinen Anklang im deutschen Volke, Hetzer und Wühler haben sie herbeigeführt. Wird aber ferner die religiöse Spaltung aus Gründen der Habsucht und Herrschsucht begünstigt, so wird schwerlich das deutsche Reich der Zerklüftung entgehen, wovor es Gott behüten soll."

„Daß doch jetzt Deine Staatsklugheit bei Seite," wehrte Streitberg. „Wir wollen fröhlich sein, die vergangenen Uebel vergessen und von glücklicher Zukunft träumen. Sind unsere Nachkommen vom alten deutschen Schlage, werden sie Vaterland und Väterglauben schon zu wahren wissen; sind sie's nicht, nun, — dann verdient die nichtige teutsche Nation nicht, länger die erste auf der Welt zu sein."

Nach einem glücklich verlebten Tage an der Seite der schönen Braut, brach Graf Eberhard mit seinen Kriegsleuten noch am Abend desselben Tages auf und zog hinab gegen Wermd, den siegreichen Fürsten entgegen.

Von der feierlichen Trauung, die bald durch den Bischof in der Domkirche zu Speyer geschah, ist noch zu berichten, daß man unter der großen Volksmenge einen Dominikaner bemerkte, welcher in einem Winkel der Kirche kniete. Sein Haupt hing auf die Brust herab, seine Thränen stürzten unaufhaltsam auf die Steinplatten und sein Gesicht war zerrissen von Schmerz und Zerknirschung. Durch alle diese Zeichen des tiefsten Seelenschmerzes zog aber eine gewisse ergebene Ruhe, in Folge derselben Perfektion, — der junge Graf Dromheim war zu seinem Gelübden zurückgekehrt und hatte sich freiwillig der Buße unterzogen, der Vermählung Elisabeths beizuwohnen, welche Theilnahme den Büßer gewiß auf das Empfindlichste geißeln mußte.

Oskar von Redwitz.

+ Regensburg, 19. November 1856. Die hohe Fluth unserer schönen Literatur wirft alltäglich ein Dutzend Mittelmäßiger Dichter in Sattin und Goldschnitt auf die Sandbank unseres Bücherhandels; kein Mensch gibt sich die Mühe, nach diesen Kümmerlingen des Meeres zurückzublicken, so daß sich bereits ein riesenhafter Wall solcher Meerkrebse an den deutschen Küsten angehäuft hat. Da inzwischen dieß Titanenthum den Himmel sicher nicht stürmen, wenn auch etwas verrunken wird, so ziehe ich es vor, statt als Ankläger von Zuständen aufzutreten, für deren Abhilfe ich kein Mittel weiß, lieber den Lobredner eines Mannes zu machen, der eben aus den Gewässern gemeiner Poesie hervorragt, wie „Simson über die Philister."

Wie meinen gebildeten Lesern bekannt, sind die Deutschen neben den Griechen das einzige Volk der Erde, welches mehr als eine Blüthezeit seiner Poesie erlebte. Die erste und rühmlichste eine Blüthezeit seiner Dichtkunst war die Zeit der Hohenstaufen; Blüthezeit unserer deutscher Dichtkunst war die Zeit der Hohenstaufen; die zweite, die Zeit, da Heinrich Schreiber, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Reinhard von Zwetzen, Bitterolf und Heinrich von Ofterdingen jenen blendenden Strahlenkranz unsterblicher Poesie um die Wiege der heil. Elisabeth wanden, der uns noch heute glänzt. Die zweite Periode wies allen jenen wohl bekannt sein, die am 10. November ein paar Stoßseufzer zu Ehren des Heiligen von Marbach sollen ließen. Die katholische Muse war in dieser zweiten Periode verschwunden. Friedlichem Schicksale erliegend, war sie in ihrem Rosengarten durch klassischen Spinnstoff erstickend. Da endlich, wohl nach 400 Jahren, brach ein junger Held durch die Dornen, und küßte die Maid mit frischem Kusse zu neuem, frautigen Leben. Und als sie nun im frohen Muth die neubelebte Laute angriff und sie rührte, da horchte die Welt auf den Zauberklang und jubelte ihr mit Begeisterung zu: O Amaranth, die Tausendschöne! Da sie nun aber, wie sie es eh'dem gewohnt, Kunde brachte von Zwergen im goldenen Schacht und als in wundersamer Mähre die Mähre auf ihr sprach, da bedeutete man der Staunenden

Die Zeit sei aus, wo Poesie
Sich gefreut am Blumenflöten,
Wo Menschheit sei älter nun Kätzer geworden, und wolle sie auf die Länge bezaubern, so müsse sie sich von ihrem Blumengarten auf die Bretter begeben. Und als nun Herr von Redwitz seine Befreite auch auf die Bühne geleitete, da sank das Thermometer der ersten Begeisterung gar auf den Gefrierpunkt nieder und man sagte ihm höhnisch, ihr Fuß verstände zwar zierlich durch weiches Moos zu hüpfen, könne sich aber nicht auf den Kothurn zu recht; ihre Stimme klinge zwar harmonisch in den Chor der Vögel, sei aber viel zu weich für ein rauschendes Orchester. Was that nun der jugendliche Befreier? Führte er etwa seine Verlobte wieder in die schwarze gothische Gartenburg zurück, aus der er sie befreite, und überließ sich selbst in einer dunklen Zelle stillem Daeme? Nimmer! Er führte sie

„Homeros Völkerhaupt zu belauschen,
Darin Jahrhunderte voll Lieder rauschen
Und nach des Witzes wirrigem Gericht,
Das Aristophanes ihr aufgeschrieben,
Zu sehen's in Plato's dämmernden Morgenlicht
Dann auch in Sophokles' harmon'schen Strom
Voll frommen Maßes sinnend sich zu wiegen
Und dann mit Pindar jauchzend aufzufliegen."

Und nachdem sie nun zwei lange Jahre in solcher Gefellschaft die Erfahrungen des gereiften Mannes sich gesammelt und ihre Stimme am wiederklingenden Strome des ernsteren Lebens geübt hatte, da griff sie auf's Neue in die Harfe und entlockte ihr einen Hymnus tieferer Accorde zu enschend und so voll, wie man ihn noch selten gehört in deutschen Landen. Was die Priester der Wissenschaft erwartet haben, die Morgenröthe einer dritten, ruhmvollen Dichterperiode ist für unser Vaterland angebrochen. Jugendlicher Liebesmuth und gereifte Lebenserfahrung, selige Glaubenstreue, geläuterter Kunstsinn und gediegenes Wissen paaren sie charakteristisch. Bürge dessen ist schon die erste Frucht dieses Dichtersommers, des Herrn von Redwitz „Thomas Morus."

Die Fabel des Stückes ist weltbekannt: ihr Held ist nämlich der als Martyrer für den katholischen Glauben gefallene Morus, Kanzler Heinrichs, des Ehebrechers von England. Lessing der Schöpfer des deutschen Theaters sagt irgendwo (Hamb. Dramig. 2. St.): „Es dürfte die Tragödie, die den Namen einer christlichen verdient, erst noch zu erwarten sein. Ich meine ein Stück, in welchem einzig der Begriff als Christ uns interessirt. Ist ein solches Stück aber auch wohl möglich? Ist der Charakter des wahren Christen nicht etwa ganz unheatralisch? Streiten nicht etwa die stille Glaubensheit, die unveränderliche Sanftmuth, die seine wesentlichen Züge sind, mit dem ganzen Geschäfte der Tragödie?" O, Lessing! was würdest du wohl sagen, wenn du heute noch unter uns lebtest? Würdest du deinen Hornen erkennen, oder absichtlich die Augen schließen? Hier steht ein Heros des Glaubens mit einem Heroismus wie noch keines würmer schlug, einer Seele, so stille und gelassen, einem Gemüthe, so sinnlich, rein und fromm, daß selbst der finstere Tod sich seine Heiterkeit gefallen lassen muß. Glück und Unglück, Drohung und Schmeichelei, Angst und Liebe (und wie die ganze Tonleiter der Leidenschaften und des Schreckens heißen mag), Alles stürmt auf ihn ein, er aber wankt nicht; selbst dann nicht, wenn sein sechs Säulen sinkend auf ihn fallen, wie Margaretha, seine holdunmündige Tochter. Den Fuß in Ungewitter, das Haupt in Sonnenschein steht er und wankt nicht! — Ist uns in Morus das

Digitized by Google

Ideal eines Heiligen gezeichnet, so gewährt uns Cromwel das vollendetste Bild eines Teufels. Er ist ausgestattet mit jenem Charakter raffinirter Gottlosigkeit, welche Alles haßt, was dem Auge des Ehrgeizes hemmend in den Weg treten könnte; die, selbst herzlos, tausend Herzen brechen sehen kann, ohne irgend einen Anflug von Rührung; überdieß ausgestattet mit einem so satanischen, tiefschneidenden, sackastischen, ja mephistophelischen Spott, daß einem vor Entsetzen alles Blut zu Milch gerinnen möchte. Was soll ich erst von Cranmer sagen, diesem verschmitzten, kriechenden, gottlosen, unverschämten, henchlerischen Tyrannenknecht, und von Heinrich dem Damoklesschwerte, das über England hängt, von jenem Luftzuge bewegt wird, und seinen zerschmettert, auf dessen Haupt es niederfällt. Nein, wachsier kann man diese Menschen nimmer zeichnen, als dieß Herr v. Rexwitz gethan hat. Und Stock, der biedere Bürger, Katharina die gekränkte Spanierin und Margaretha des Mornus Ebenbild, sie alle sind unsterbliche Gebilde einer unerreichten Meisterhand. Der Geschicklichkeit, mit welcher Metpomene den Faden des Schicksals unvermerkt zum Knoten schlingt, gar nicht zu gedenken, setzt gewiß jeden Leser die constante Unveränderlichkeit der Charaktere in Staunen, deren innercs und äußeres Wesen, wie es sich im ersten Akte angelegt, in bestimmt markirten Formen durch das ganze Drama hindurch trefflichst. Kurz, man nehme und lese and ächte! Wir wenigstens finden noch dreimaligem Durchlesen nichts Bedeutendes daran zu rügen, würden es uns aber auch zur Todsünde anrechnen, einen Homer zu rütteln, wenn er einmal über der Lyra einnickt. Wir glauben, daß der kath. Musc Deutschlands eine nicht unrühmliche Zukunft bevorstehe und zwar eben jetzt, wo ihre protestantische Nebenbuhlerin, welche so lange mit ihren unsinnigen Künsten dominirte, in Berlin als feile Metze unter Polizeiaufsicht gestellt worden ist. Wir glauben, daß Rexwitz berufen sei, jenen Zeitpunkt bedeutend näher zu rücken, wo das Theater aufgören wird, ein Ort zu sein, wo, wie Göres sagt, alle Tugenden vorgespiegelt, alle Laster aber in Natura gezeigt werden.

Aus dem Leben eines Veteranen.

—† Aus der Gegend von Passau, 20. November. Wenn es Ihnen gefällt und Sie es der Mühe werth halten,*) so würde ich für Ihr Sonntagsblatt vielleicht längere Zeit hindurch nach einem Manuscript Anekdoten geben, die eigentlich eine fortlaufende Erzählung des Lebens eines Veteranen sind. Er selbst lebt noch in meiner Nähe, aber natürlich hoch in Jahren und hat sich, wie er zu Anfang scheint, bloß auf seinem Gedächtniß noch die ihm merkwürdigeren Thatsachen merkt, nachdem er sein Tagebuch in der russischen Gefangenschaft verloren. —

„Ich war ungefähr 13 Jahr alt und meine Mutter Wittwe. Da trat ich bei dem bürgerl. Schuhmachermeister M. in die Lehre. Von seiner Seite und der Frau ging es mir sehr wohl, was ich selben schon zur Ehre nachsagen muß; nicht so aber was's von Seite der Gesellen. Ihre Behandlung gegen mich war roh und grob. Ich hätte beiläufig noch ein halbes Jahr zu lernen gehabt, da riß mich die dort zuerst gesetzlich erhobene Conscription weg vom Meister und machte mich zum Soldaten.

Als mich der General D. so schwach und klein sah, bemerkte er: ich sollte nur recht Commisbrod essen, so würde ich schon groß und stark werden, und so kam ich ohne weitere 1802 zum damaligen churfürstl. Leibregiment. — Nachdem ich ausgereicht, mußte ich gleich Dienste machen, die mir sehr schwer fielen, besonders zur Nachtzeit. Einmal traf mich die Wache beim Herzog Max und da erhielt ich den Posten beim Ab., wo der Böse sein Wesen treibe, wie die alten Soldaten sagten. Um 11 Uhr Nachts wurde ich aufgestellt. Sogleich erhob sich ein heftiges Gewitter mit Blitz und Donner. Schon das erschreckte mich und als sich auch im Gang ein großes Gepolter hören ließ und der Wind in den Laternen die Lichter auslöschte, da stieg die Furcht auf's höchste. Ich verließ den Posten und wollte mein Heil im Fliehen suchen; indeß wie erbebte ich, da ich an die Stiege kam und das Gitter verschlossen fand, so daß ich nicht weiter konnte. Jetzt ging der Schrecken in Raserei über. Endlich kehrte die Besinnung wieder, ich faßte Muth, unterfuchte, allerdings noch zitternd, den Platz, woher das Gepolter kam und siehe, ich fand eine offene Thür, die in die Jesuitenkirche führte, welche durch den Wind eben auf- und zugeschlagen wurde. Nun war ich voll Freude, die Ursache dieses Spuckes entdeckt zu haben; ich lachte über mich selber und von dieser Zeit an hatte ich alle Furcht verloren. Anno 1803 erschien eine Ordre, daß bei München ein Lußlager bezogen werden sollte. Da kam ich nun zum ersten Male in ein Lager, wo die Kriegsübungen im Großen betrieben wurden, indem 15 bis 16 Tausend Mann da standen. Am letzten Tage desselben wurde es auf's prachtvollste beleuchtet, wobei Churfürst Max selber im Lager erschien und sein Wohlgefallen darüber laut werden ließ. Die Leutseligkeit dieses Fürsten wirkte bei mir so viel, daß ich im Herzen schwur, für ihn Blut und Leben zu opfern, sowie nur dazu Gelegenheit gegeben würde und ich sehnte mich nach Krieg, um in den Gefahren für das Vaterland mich als ächten, tapfern Bürger erweisen zu können."

*) Wir sehen mit Vergnügen weitern Mittheilungen des uns sehr werthen Herrn Einsenders entgegen. Die Red. d. Lvdy. Ztg.

Von der polnischen Gränze, 16. November. Die russische Armee bleibt trotz — oder wegen? — der Palmerston'schen Drohungen unbeweglich im Süden des Reichs stehen. Die Russen wissen sehr wohl, daß sie bis zum nächsten April von den britischen Kanonen nichts zu fürchten haben; mögen auch noch so viele Kriegsschiffe in das schwarze Meer einlaufen, sie werden gar bald den Bosporus wieder aufsuchen müssen, da selbst Sinope ihnen den erforderlichen Schutz gegen die Novembre- und Dezemberstürme des Pontus nicht gewähren dürfte. Die russischen Militärs wünschen nichts sehnlicher als die Erneuerung des Krieges, da sie der Ansicht sind, daß England durch einen zweiten derartigen Feldzug sich ziemlich zu Grunde richten würde. (Aber Rußland?) —

Ein Glaserdiamant

ist zu Verlust gegangen von der mittleren Altstadt bis zwischen die Brücken. Der redliche Finder wird um Zurückgabe gegen angemessene Belohnung in die Expedition dieses Blattes gebeten.

Münchener Schrannen-Bericht — Telegraphischer vom 22. Nov. 1856.

Aufgegeben in München 3 Uhr 55 Min., abgegangen 4 Uhr 19 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 21 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittler Preis.		Niederster Preis.		Gelogen.		Geblieben.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	5783	1717	22	52	22	6	21	24	—	—	1	50
Korn	2046	390	15	14	14	41	14	13	—	—	—	57
Gerste	2121	2064	11	42	10	50	10	16	—	—	—	47
Haber	2735	121	6	55	5	58	5	12	—	—	—	9

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduczenig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 48. Den 2. Dez.: Bibiana.

Gebet, und es wird Euch gegeben werden.*)

Eine wahre Geschichte.

I.

Gottes Engel in Lindelingen.

Daß unser Herzgott manchem Menschen schon bei der Geburt nicht blos einen unsichtbaren, sondern auch einen sichtbaren Schutzengel an die Seite stellt, der seine schützende Hand über das kleine Menschlein hält, damit die böse Lust, die es oft umgibt, ihm nicht bis ins Herz hinein schade und die kleinen, aber hellen Augen doch ja bei Zeiten einen guten Wegweiser haben: das hat neben vielen anderen Menschenkindern auch das jüngste Töchterchen des reichen Juden Moses zu X., die Sara, erfahren, als es noch gar nicht wußte, was das zu bedeuten hatte. Als nämlich die kleine Sara eben auf der Welt war und noch nicht viel Anderes angefangen hatte, als schreien, die Mutterbrust trinken, schlafen und mit den kleinen füßchen strampeln, trat bei dem reichen Jud Moses, ihrem Vater, die Anna, ein zwar noch junges, aber wackeres, christliches Mädchen in den Dienst. Diese Magd Anna war ein armes Waisenkind, dem der Jud Moses früher manches Almosen gegeben, damit es mit seinen Brüdern in Ehren aufwachse, bis die Kinder im Stande wären, ihr Brod selbst verdienen zu können. Da konnte die Anna denn endlich nicht wohl ausweichen, als der reiche Jude ihr einen Dienst in seinem Hause anbot, in welchem von jeher christliche Dienstboten aus- und eingegangen. So ganz recht war es dem wackeren Mädchen nicht und andere Leute riethen auch ernstlich ab, aber es war doch, als hätte es so sein sollen und als wäre es nicht zu umgehen. Nun traf sich's, daß bereits in den ersten Tagen des Dienstseintrittes die Anna ab und zu als Wärterin bei der kleinen Sara bestellt wurde und, wie es gekommen, wußte die Anna später selber nicht mehr anzugeben, schon damals ein nicht gewöhnliches Interesse an der kleinen Jüdin gewann, und diese hinwiederum sich an die Anna hängte, wie Kinder wohl thun, wenn sie fühlen, daß Jemand sie recht lieb hat. Und das wissen die Kinder auf ein Haar und viel besser zu unterscheiden, als große Leute. So eine besondere Art Freundschaft zwischen den Beiden hatte also bereits von Sara's Wiege her und wuchs mit den Jahren denn auch immer tiefer und dichter und fester zusammen, trotzdem, daß die Anna um volle sechzehn Jahre älter war, als das Judenkind. Nun war der Jud Moses zwar ein reicher und auch ein mildthätiger Mann, aber ein Jud nach altem Schnitt, der mit unüberwindlicher Zähigkeit an seinem alten fürstlichen Glauben und dessen Bräuchen hing, und wenn er auch seine christlichen Dienstboten ungestört ihres Glaubens leben ließ, so hielt er doch auch seine Familie zu dem seinen an und zwar nach alter Judenmanier, die nämlich keinen Spaß versteht. Auch hielt er strenge Aufsicht über seine Kinder und mochte es nicht leiden, wenn diese sich zu viel und zu vertraulich mit den Dienstboten abgaben, mit den christlichen am allerwenigsten. Daß die kleine Sara wie eine Klette sich an die Anna hängte, mochte wohl angehen, so lange sie noch nicht wußte, wo Rechts und Links liegt, aber auch dazumal hätte der Moses gewiß ein verdrossenes Gesicht aufgesetzt, wenn er gesehen, wie die Anna die kleine Sara an sich zog und ihr's Kreuz auf die Stirn drückte. Als aber das Kind größer wurde, erhielt die Anna vom Moses den gemessensten Befehl, sich um die religiöse Erziehung des Kindes nicht zu kümmern. Das Weitere lag alles in den kurzen Worten des Moses, der überhaupt von langen Reden kein Freund war. Die Anna wäre dazumal lieber aus den Hause gegangen zu braven Christen in Dienst; aber wenn sie der kleinen Sara in die großen, schwarzen Augen sah und die Sara sich dann wieder so innig zu ihr auf, dann ward's Beiden weich um's Herz, und daß sie einander nicht gut missen konnten, wußten Beide sehr wohl. Die Anna dachte auch: der Himmel wird's wissen, aber ich meine doch, in der Anna stecke noch einmal eine Christin, und wenn ich von dem Kinde ziehe, könnts fehl geben. Was der Moses sagt, hat endlich nicht viel zu bedeuten; wüßte der Moses, was ich weiß, er selbst würde morgen am Tage Christ und danke Gott auf den Knieen dafür. Also blieb die Anna im Dienste, und mit der Sara hielt das brave Mädchen stets innige Freundschaft.

Nun ist das klar, daß sich die Sara oft zu der Anna schlich und mit derselben plauderte, wie Kinder plaudern über allerlei Spiel und auch über sehr ernste Dinge, wie es den Kindern oft in den Sinn kommt, daß große Leute sich darüber verwundern. Dabei stehen bleiben konnte der Moses auch nicht immer: die ränkische Mutter aber war schon sehr froh, daß die unruhige, lebhafter zu schaffen machte, auch wenn hier und da ein Geschirr in Fetzen, wie sie meinte, würde daran hangen bleiben. Sind doch auch die Frauen leichter zur Milde gestimmt in derlei Dingen, was zum Guten dienen kann, aber auch zum — Schlimmen. So geschah es denn auch einst Tages — es war an einem Sonntage und Anna eben aus dem Gottesdienste nach Hause gekommen — daß die kleine Sara ihr nachschlich auf ihre Stube und sich dort auf die blaue Kiste setzte, wie das Kind schon oft gethan, während Anna ihre Kleider ornete. War's Zufall, oder liegt in solchen höchst einfältigen Dingen auch eine specielle göttliche Anordnung: daß diesmal Beides dem Kinde sofort in die Augen fiel, so hatte es diese Gegenstände schon sehr oft, aber diesmal war es doch eine besondere Neugierde, die das achtjährige Mädchen plagte. Zuerst nahm es den Rosenkranz in die Hand. „Betest du an dieser Schnur, Anna?“ fragte es wie gleichgiltig. „Ja, gewiß,“ versetzte Anna; „aber wenn der Vater heut' heim kommt, dann windet er ja auch einen Riemen um den Arm. Frage einmal den Vater, warum er das thut, Sara!“

„Was betest du denn an dieser Schnur, Anna?“ fragte das Kind wieder, dessen Gedanken nur mit der Gebetschnur beschäftigt waren.

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek
(Bücherverzeichniß) in
München

*) Die Lbdy Ztg. hat Kolpings Kalender für das katholische Volk schon öfter empfohlen; allein besser glaubt sie ihn nicht recommandiren zu können, als wenn sie eine Erzählung aus dem Jahrgange 1857 mittheilt. Uebrigens müssen wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken, daß der Kolping'sche Kalender eigentlich kein Kalender ist, denn das Calendarium ist wegen des Firmweis in Bayern weggelassen, er ist ein Jahrbüchlein voll der schönsten, fernsten, herzlichsten Erzählungen, ein köstliches Volksbuch mit recht hübschen Bildern, das dabei ungemein billig ist und nur 18 kr. kostet. Zu haben ist es in Landshut in der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. Die Red. d. Lbdy. Ztg.

Digitized by Google

„Nur christliche Gebete, die du doch nicht verstehst," versetzte die Anna gleichmüthig. „Wenn du einmal größer bist, will ich dir wohl sagen, was ich bete." „Ich bin schon groß, Anna," rief die Sara aus; „o, ich bin schon groß und kann auch schon lesen!" Damit richtete sich das Kind auf und zeigte, wie groß es schon sei. Anna lächelte.

„Und daß ich lesen kann, Anna, selbst zu sehen." Damit ergriff es, sich setzend, das Gebetbuch und buchstabirte in dem Titel herum. „Laß das Gebetbuch nur liegen, Sara," mahnte die Anna; „wenn's der Papa gewahr würde, gäb's Schläge und die Anna müßte aus dem Hause." — Das Judenkind sah wie erschreckt auf der Anna auf und hielt das Buch fest in den Händchen zusammen. „Dem Papa nichts sagen, Anna," stammelte das Kind. „Aber ich will auch nicht lesen; ich will nur die Bildchen sehen, Nicht wahr, das darf ich?" Und schon blätterte es in dem dicken, mit Heiligenbildern gespickten Gebetbuche Anna's herum. Der Anna selbst war's auch gar nicht darum zu thun, die wißbegierige Fragelust des Kindes zu stören, sondern sie setzte sich zu der kleinen Sara auf die blaue Kiste und ging mit ihr die Bilder durch.

„Wer ist denn dieser Reiter zu Pferde?" fragte auf einmal das Kind, indem es einen heiligen Martinus in den Händen hielt, wie er mit dem Schwerte den Mantel durchschneidet, um ihn dem Armen mit einem halbnackten Herzen zu theilen. „Das ist der heilige Martinus," belehrte Anna. „Siehe, Sara, der war noch ein Heide und hörte erst von der christlichen Religion, daß sie von unserem lieben Herrgott auf die Welt geschickt sei, auch daß die reichen Leute sich der Armen annehmen müßten. Da wollte er sich auf's Christenthum bereiten und theilte, da er nichts Anderes hatte, seinen Mantel mit einem armen Manne. Der Reiter Martinus ist denn später ein gar frommer und großer Heiliger geworden." Sara sah zur sprechenden Anna mit ihren dunkeln Augen empor, während ihre Wangen erglühten. Den heiligen Reiter zu Pferde hielt sie dabei fest in der Hand und besah ihn noch einmal, nun mit mehr als bloß kindlicher Neugierde. „Muß ich den Armen gut sein, Anna, auf fromm zu werden?" fragte die kleine Sara nach einer Pause, während in dem kleinen Herzen der erste Lichtfunke christlicher Erkenntniß gezündet hatte. „Gewiß, Sara," versetzte die Anna lächelnd, der das erregte Kind gefiel, und indem sie es mit dem einen Arm umschlang und fester an sich zog, fing sie nun erst an, ihm die Geschichte des heiligen Martinus zu erzählen, und wie der Erlöser seine Jünger immer zur Wohlthätigkeit gegen die Armen angehalten habe. Dann wurden noch allerlei Bilder genustert; aber zum heiligen Martinus kehrte die Sara doch wieder zurück und hätte auch fast Lust gehabt, ihr Kleidchen zu zerreißen, um es halb den Armen zu geben. „Du darfst noch nichts schenken, Sara," ermahnte Anna; „aber wenn du einmal größer bist, dann magst du schenken, was du willst." „Ich bin bereits groß," rief Sara aus und stand schon auf den Zehen. Da Anna lachte, gefiel ihr gar nicht einmal.

Noch an demselben Tage plagte das Judenkind seine Mutter, einem armen Christenkinde doch eines seiner vielen Kleidchen zu schenken, und wußte es mit seiner angeborenen schlauen Schmeichelei so weit zu bringen, daß es wirklich geschah. „Ich will auch fromm werden," hatte es der Mutter gesagt, die aber nicht ahnte, in welchem Sinne ihr achtjährige Töchterlein das verstand. Der Moses in seiner kurzen, strengen Art hat nichts vom heiligen Martinus in seinem Hause erfahren, obschon das Beispiel des Heiligen darin bereits anfing, eines jener Wunder zu thun, die wie ein Sonnenstrahl zuerst in die Erde fallen, verloren scheinen und endlich, wenn die Zeit da ist, zum Wunderbaume im inneren Menschenleben emporschießen. Dieses Begegnig in der Jugendzeit Sara's erhielt nämlich, so unscheinbar es auch sah, für ihre Zukunft eine gar ernste Bedeutung.

Kurz nachher brachte der Moses sein Töchterlein, da, wie er meinte, die krankliche Mutter Erleichterung in der Erziehung seiner Kinder haben müsse, zu guten Verwandten in ein rheinisches Städtchen, wo die Sara ihre weitere Ausbildung erhalten sollte. Hatte er gemerkt, daß das Kind sich allzu nah' an die Anna drängte, und hatte er gefürchtet, das brave Christenmädchen möchte zu viel Einfluß darauf gewinnen, oder gedacht es unabsichtlich? Gott weiß es allein, aber Er läßt sich seine Wege von menschlicher, auch noch so kluger Voraussicht nicht durchkreuzen. Genug, die Sara mußte fort trotz ihres Lamento über die Anna, die auch durch die Trennung von ihrem Lieblinge wie fremd im Hause wurde; und der gestrenge Jud Moses brachte richtig sein Kind in eine Judenfamilie, wo menschlicher Berechnung nach, jener christliche Einfluß auf dasselbe von dorn herein abgeschnitten war. Dort wuchs die Sara nun auf und wurde in jüdischer Weise erzogen so eng und streng, daß auch selbst der heilige Ritter zu Pferde ihr darüber fast ganz aus dem Gedächtnisse entschwand. Nur zuweilen, wenn Sara zum Besuche nach Hause kam, und die Anna wieder leibhaftig vor sich sah, dieses ehrliche, gutmüthig fromme Gesicht der schon alternden Dienstmagd, stiegen ihr die Bilder ihrer Jugend wieder vor der Seele auf und daß fromm werden wollen zog ihr auf's Neue durch's Herz. Aber die Sara war über diesem Kommen und oft sehr langen Fernbleiben zur schlanken, schönen Jungfrau emporgewachsen, und die Welt mit ihrer Schmeichelei umgab sie täglich so viel, daß sie Ursache hier, völlig darin zu verkommen. Reich sein ist schon an und für sich eine große Gefahr; jung und schön sein dazu, erhöht die Gefahr um so mehr, als mit der größer werdenden Schmeichelei der Verstand immer mehr benebelt wird, oder besser: überkleistert, daß es ihm immer schwerer fällt, sich zu bewegen und für das, was wahr, gut und wirklich schön ist, ein offenes Auge zu bewahren.

In dieser gefährlichen Zeit der Jugend begegnete unser Herrgott der Sara einmal auf eine ganz absonderliche Weise, und daß sie Ihm nicht aus dem Wege ging, schlug ihr wahrlich nicht zum Schaden aus. So begegnet unser Herrgott bald auf diese Weise, bald auf eine andere weht oft im Leben, aber nicht alle halten Stand und lassen Ihn sich recht nahe kommen. Sehr viele biegen aus, wenn sie ihn schon von Weitem kommen sehen, und sind höchst ungern aus ihrer gemächlichen, gedankenleeren Ruhe aufgestört. Wem nämlich unser Herrgott wirklich begegnet, den dreht Er's Herz im Leibe um, daß fast ein anderer Mensch zum Vorschein kommt. Gewöhnlich geht's dabei nicht immer her, und ist's deßhalb nicht Jedermanns Sache. Mit der Sara verhielt sich die Sache aber auf folgende, fast eigenthümliche Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hochaltar zu Blaubeuren.

Von der Blau, 16. Nov.

In dem stillromantischen Blauthale liegt das württembergische Oberamtsstädtchen Blaubeuren mit seinem berühmten Blautopf, aber dem noch berühmteren Hochaltar in der ehemaligen Benedictiner-Klosterkirche, ein seltenes Denkmal mittelalterlicher Kunst, zu allem schon erfreend eine reiche Kunstsammlung, weil zugleich von der schönsten Verbindung des Ausgezeichnetsten der Holzsculptur mit dem Ausgezeichnetsten der schwäbischen Malerschule — ein Werk der Syrlin, Schühlein und Zeitblom. Eine Beschreibung selbst durch die gewandteste Feder eines begeisterten Künstlers bleibt weit hinter den Eindrücken aus eigener Beschauung zurück. Mit dem Wunsche, daß solche vielen der geehrten Leser dieses Blattes möglich werden möchte, mögen sie sich einstweilen mit obigen und folgenden Mittheilungen begnügen.

Bis fast zur Höhe des Chores hinaufsteigend und beinahe dessen Breite einnehmend, stellt der Hochaltar die ganze heilige Geschichte unserer Erlösers und seines Vorläufers Johannes theils in prächtigen Gemälden, theils in Bildern von Holz dar. Das Leben des Johannes des Täufers erblickt das Auge nach Oeffnung der vorderen großen schweren hölzernen Flügelthüre, theils auf der inneren Seite, theils auf der vorderen der noch verschlossenen inneren Flügelthüre. Ist der Beschauer von Bewunderung über diese herrlichen Kunstdenkmale hingerissen, so wird er, werden nun diese inneren Flügel geöffnet, auf deren Rückseite durch die halber-

Digitized by Google

haltene herrliche Holzsculptur, die Geburt Christi und die hl. Dreifaltigkeit darstellend, und im Innern durch die meisterhaft und in mehr als in Lebensgröße aus Holz geschnitzten Heiligenbilder überrascht: in der Mitte und in einer eigenen Nische die Himmelskönigin mit dem Jesuskinde und rechts Johannes den Täufer und den hl. Benedikt, links Johannes den Evangelist und die hl. Scholastika, Schwester des hl. Benedikts. Unten sieht man in Brustbildern Christus mit den zwölf Aposteln. Nach Wiederschließung des Altars stellt sich auf der Vorderseite die Kreuzigung, auf der Hinterseite die Abbildung von zwei hl. Päpsten und von zwei Bischöfen, den hh. Konrad und Ulrich dar, welche in Schwaben das Christenthum verbreitet und geübt haben. Feines Schnitzwerk aus Holz erhebt sich in Form von Baldachinen über den Heiligenbildern schon im Innern des Altars, erschwingt sich aber über dasselbe im Spitzbogenstyl und zu beiden Seiten kleinere Heiligenbilder einschließend.

Die Kirche nebst den noch vorhandenen Klostergebäuden wurde zwischen 1467 und 1496 von den Aebten Ulrich Kundig und Heinrich Schmid (Faber) und Gregorius Rüsch, der Hochaltar in den Jahren 1494 und 1495 erbaut. Jahrhunderte vorher bestand eine Kirche, dem hl. Johannes dem Täufer geweiht. Die Reformation entzog die Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauch, weil die neue Lehre an der Abbildung der Heiligengeschichte und besonders an den geschnitzten Heiligenbildern Anstoß nahm. Die andere Kirche wirkten im Städtchen gelegen ward für den neuen Fall eingerichtet. Anzuerkennen ist die Duldung der Wallfahrt der frommen Gläubigen, der Katholiken der Umgegend zur Himmelskönigin, deren Bild in dem Hochaltar thront. Besonders werden dieser Mutter der Liebe am Feste Mariä Heimsuchung die Huldigungen der Verehrung und Liebe sehr zahlreich von nah und fern dahin wallende Katholiken dargebracht. In dem romantischen Blautbale, in der anzuerkennenten Toleranz der protestantischen Stadt und in der Sorglosigkeit der Klosterverwaltung sanken der Hochaltar mit der Wallfahrt ihren Schutz und Frieden, den jeder Christ, jeder Menschenfreund ihnen so gerne gönnen. Der Altar scheint durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria auf die Zeit aufbewahrt zu sein, wo er seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben werden kann, auf daß die Verehrung und fromme Andacht zu der Gottesmutter nicht blos in die engen Schranken bloßer Privatandacht eingeschlossen sei. Diese Zeit, sie ist gekommen. Das Bedürfniß einer eigenen Kirche für die Katholiken in Blaubeuren und der Umgegend wird immer fühlbarer. Sie vermehren sich von Jahr zu Jahr. In der Kirche, in welche sie eingepfarrt sind, (in Schelklingen) ist eine starke Stunde von Blaubeuren entfernt. Schon vor wenigen Jahren haben diese Katholiken sich an den hochwürdigsten Bischof von Rottenburg gewendet, bittend um Verwendung bei der kgl. Staatsbehörde für Ueberlassung der Klosterkirche zur Einrichtung des katholischen Gottesdienstes. Die Vorbereitungen, um das Gesuch Sr. Maj. dem Könige zu unterbreiten, wurden getroffen. Auch die weltliche Kirchenbehörde, der königlich katholische Kirchenrath ist ganz dafür, aber andere ähnliche Gesuche anderer Katholiken, namentlich das derer in Kannstadt, nahmen die disponiblen Gedanken des Intercalarfonds, ungeachtet der mit großem Dank anzuerkennenden Munificenz des Königs im Anfang eines geräumten Gebäudes daselbst aus Privatmitteln noch nicht königlicher Majestät der Blaubeurer Katholiken noch nicht königlicher Majestät der Blaubeurer Katholiken.

Aber sie sind voll des Vertrauens, daß vorgelegt werden kann.

Aber nun droht dem Frieden, welchen Jahrhunderte hindurch der Hochaltar und die Wallfahrt genossen, die Gefahr der Störung, der Hochaltar und die Katholiken droht die Gefahr ihrer Verdenen Wünschen der Katholiken.

Der Altar soll, nach dem Antrag einiger Wenigen des Altertumsvereins für Ulm und Oberschwaben, aus der Klosterkirche weggenommen und in das Münster zu Ulm übertragen werden, allein die berühmtesten vaterländischen Künstler, die evangelischen Geistlichen in Ulm, die Einwohner von Blaubeuren und vornenweg alle Katholiken sind dagegen — die Ersteren aus gegründeter Besorgniß der Beschädigung, namentlich der feinen Holzsculptur und besonders, weil man bei der Versetzung eine Restauration mit dem Altare beabsichtigen soll und auf solche besonderes Gewicht legt. Die evangelischen Geistlichen finden den Hochaltar mit den vielen gemalten und geschnitzten Heiligenbildern für eine protestantischer Kirche nicht geeignet. Die Bürger von Blaubeuren betrachten ihn als heiligen Gegst ihrer „Gauvorältern", das den Enkeln verbleiben solle. Materielle Interesse, welche sich an die Wallfahrt knüpfen, mögen wohl auch mitwirken.

Im Augenblicke, als Berichterstatter vorst zum Absenden war, liest der Verfasser in der „Allg. Ztg." daß die Regierung die Belassung des Hochaltars in der Klosterkirche beschlossen habe. Möge sich diese Nachricht bestätigen und mögen keine weiteren Versuche für seine Entfernung gemacht werden.

Conrad Eberhard.

(Aus der Augsb. Postztg.)

München, 26. Nov. Der Nestor der deutschen Kunst feiert heute in aller Stille, von nur wenigen getreuen Freunden besucht, seinen neunzigsten Namenstag: Conrad Eberhard. Er war der Ersten Einer, der die heilige Kunst aus den Fesseln des Zopfes befreite, der den Götzencultus der Antike bestigte, der eine deutsche, nationale Kunst anbahnte und sie in den Dienst des Altares zurückführte. Er hat großartige Compositionen geschaffen. An Genauigkeit des Umrisses und Tiefe ist ihm Keiner gleich geworden, Unzähligen der jetzt lebenden Meister und Kunstgenossen haben von ihm die Weihe empfangen und die Richtung ihres Lebens erhalten; er hat ein schönes, großes Tagwerk gethan und kann mit vollen Freuden in seine Vergangenheit schauen. Sein Leben selbst ist ein tüchtiges Stück Kunstgeschichte. Pecht, der geniale Verfasser der „Südfrüchte" (II. 305), vergleicht die Schöpfungen unseres „leider sie zu wenig gewürdigten Meisters" mit den herrlichen Fiorentinern, ihm verdanken wir Werke, sagt Pecht, die an liebenswürdiger Naivetät, an seelenvoller Frömmigkeit den Ausdruck, an Ernst und Tiefe sich mit Lucca della Robbia und Berocchio messen können. „Nur die grünzenlose Beschiedenheit und Zurückhaltung Eberhard teagen die Schuld, wenn ihm bei seinen Lebzeiten niemals die Anerkennung und Ausmunterung ward, die er in so hohem Grade, sowohl durch seine Bildwerke, als seine zum Theil außerordentlich schönen historischen, religiösen Compositionen verdiente, und die ihn jedenfalls als den würdigsten Zeitgenossen Rauch und Thorwaldsens, wenn auch ganz anderen Tendenzen folgend, erscheinen lassen." Dieses ist das Urtheil Pecht, der sonst der religiösen Kunst wenger Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Wir aber grüßen den wackern Meister aus Herzensgrund, gewiß stimmen und Viele, Viele bei, wenn wir wünschen: Gott möge seine greisen Tage segnen und ihm noch viele Freuden zu Theil werden lassen! Eberhard genießt die wohlverdiente Ruhe in schöner Weise; mit immer regem Sinn interessirt er sich für die jeweiligen Erscheinungen der christlichen Kunst, die ein weiteres Fortbilden und Entwickeln bekunden; was diesen Charakter nicht trägt, was keine höhere Signatur zeigt, das ignorirt er gutherzig. Bor einiger Zeit zeichnete er noch, oder malte zu seinem Vergnügen und pädstlie, nun hat er seit seinem 90sten Geburtstag Alles bei Seite gerämmt, seine Zeit verbringt er mit Gebet oder bei dem benachbarten braven Maler J. B. Müller. Seine Gesundheit, die einige Zeit leidend war, scheint sich wieder gekräftigt zu haben, eine Nachricht, die seinen vielen Freunden und Verehrern gewiß zur Freude gereicht.

Der Protestant W. H. Riehl sagt in seinem eine reiche Fülle von Gedanken enthaltenen Buche: „Die bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart 1851" S. 208 u. 209 unter Anderm: Unsere ganze neuere Nationalliteratur, Lessing, Klopstock, Herder, Göthe, Schiller ist der strengkatholischen Seite zu „protestantisch", und sie

Digitized by Google

faßt dieses Wort nicht bloß in seiner religiösen, sondern auch in seiner socialen Bedeutung.... Es ist oft genug hervorgehoben und bis in's Einzelnste durchgeführt worden, wie gerade die Helden unseres klassischen Schriftthums sich nicht frei machen konnten von weltbürgerlicher Schwärmerei.... Die freng-katholische Seite fühlt recht gut, daß Schiller und Göthe weit gefährlichere Träger und Verbreiter des priesterfeindlich-bürgerlichen Geistes waren, als ganze Tausende verschlimmer Theologen .... Täuschen wir uns nicht: diese Dichterstürmen waren die Apostel des in seinem Bewegungs- und Ausgleichungsdrange mächtigen Bürgerthums, ja weit noch mehr: „die Propheten des vierten Standes“....

Franz von Florencourt schreibt in seiner Schrift: „Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und christlichen Kirche, Paderborn 1852“ Seite 56: „Unsere so sehr gerühmte schönzeistige Literatur von Klopstock und Wieland bis zu Schiller, Jean Paul und Heine herab ist vortrefflich geeignet zur Aufstachelung eines überreizten Gefühls und zur Erregung leidenschaftlicher Sentimentalität. Die Grundtendenz dieser ganzen Literatur ist mehr oder weniger die Verherrlichung der Leidenschaft.“

Mit unsern deutschen „Classikern“ geht's fast bergab, wenn man den „Blättern für literarische Unterhaltung“ glauben darf, welche (1856, S. 669) also reden: „Schon jetzt wagen manche Berehrer Göthe's kaum noch ihrer Berehrung öffentlich Ausdruck zu geben und betreiben ihren Cultus nur noch wie die Urchristen in den Kryptен; von Herder ist kaum noch die Rede, außer mit einem gewissen Naserümpfen und Achselzucken; der Kreis der Freunde und Leser Jean Pauls schrumpft ersichtlich immer mehr zusammen und selbst Lessing wird in den weiteren Kreisen des Publikums nur noch wenig genannt, weniger noch gelesen.“ (Nach Wolfgang Menzels gewogenem Urtheil würde bekanntlich die christliche, patriotische und selbst die männliche Bildung der deutschen Jugend viel verlieren, wenn sie auch bei den Classikern nicht viel in die Schule ginge).

Als merkwürdiger Beweis, wie man die Dinge zur Zeit als sie geschahen, oft anders auffaßte, als später, strbe diese folgende Bemerkung einer Chronik: „Nach vielen Streitigkeiten zwischen dem hochherzigen, jugendlichen, beschiedenen und gottesfürchtigen Herzoge Leopold von Oesterreich und seinem wilden Volke, die Schweizer genannt, roher Gebirgsmenschen, kam es zur Schlacht und diese tödteten den Fürsten grausam mit vielen Grafen, Baronen, Herren und Rittern gegen 200 und schonten Niemandes. Das Andenken dieses Fürsten ist unsterblich. Aehnlich dem Machabäus stet er für sein Volk und die Gerechtigkeit. Zu damaliger Zeit war ihm unter allen Fürsten Deutschlands seiner Ehrsicht an Tugenden und Adel der Sitten, er wurde zu den gerechten und Gott wohlgefälligen Herren gezählt.“

Von der k. Staats-Regierung wurden wiederholt Schritte gethan, die Obstbaumzucht in Bayern zu heben, und dies wird von jedem Vaterlandsfreund dankend anerkannt, um so mehr, wenn wir die deßfallsigen Bestrebungen in Wirtemberg und Baden in's Auge fassen. Es erscheinen diese Schritte um so gerechtfertigter, als mit Ausnahme des gesegneten Frankenlandes, die Obstkultur in Bayern eher im Abnehmen als im Aufblühen sich bestindet. Der Plan, den Kindern Liebe zur Obstbaumzucht einzupflanzen und zu diesem Behufe Schulgärten anzulegen, ist sicherlich eines der besten Mittel zur Hebung der Obstkultur. Als ein weiteres Mittel betrachten wir geeignete Schriften zum Unterricht in der Obstbaumzucht und als eine solche und dafür auch vom landwirthschaftlichen Kreis-Comite, sowie von der k. Regierung von Oberfranken anerkannte Schrift muß das prakt'sche Büchlein des Lehrers J. Erh. Ernst „das Nothwendigste aus Gemeinnützigste aus der Obstbaumzucht“ (Bamberg 1856, Verlag der Buchner'schen Buchhandlung) erklärt werden, denn obwohl eine Menge Werke über diesen Gegenstand vorhanden sind, ist mir, einem Pomologen, noch keines bekannt, welches sich für den Schulunterricht in der Obstbaumzucht besser eignete. Es theilt nicht nur die Handgriffe beim Säen der Kerne, beim Veredeln und Verpflanzen der Bäume ganz genau und leichtfaßlich mit, sondern gibt auch die Standorte an, welche sich für die einzelnen Obstsorten eignen, ist daher selbst für den Gärtner belehrend und brauchbar. Aus dem Werkchen, dessen Anfangspreis nur 18 kr. beträgt, ist überall ersichtlich, daß nicht aus der Theorie, sondern der Praxis der Hr. Verfasser seine Mittheilungen und Belehrungen schöpfte, daher kann auch das Werkchen bestens empfohlen werden und wird namentlich in Landschulen vielen Nutzen stiften.

B.

Eine wahrhaft eiserne Persönlichkeit unter dem zarten Geschlechte, deren Bekanntschaft zu machen Autor dieses jüngst das Vergnügen hatte, verdient wegen ihrer interessanten Erlebnisse auch in weiterem Kreise bekannt zu werden. Es ist dieß die Feldwebels-Wittwe Rosalie Pallisch, nunmehr in Donauwörth von ihrer Pension lebend. Ihr Mann, der schon vor 20 Jahren gestorben, diente im k. Infanterie Regiment Karl Pappenheim zu Ingolstadt, und bei seinem Tode zählte Mutter Rosalie schon 70 Lebensjahre, hat also jetzt ein Alter von 90 Jahren erreicht. Diese Frau begleitete als Marketenderin ihren Mann in den Feldzügen 1800, 1805, 1806, 1807, 1809, 1812, 1813, 1814 und 1815. Sie verlor, laut der ihr vom Regimente Commando ausgestellten Zeugnisses, in dem so unglücklichen russischen Feldzuge beinahe ihr ganzes in den Vorjahren so mühselig errungenes Vermögen dadurch, daß sie in ebenderzeiger Menschenfreundlichkeit an die damals von allem entblößten Krieger fortwährend Lebensmittel verabreichte, zum größten Theile aber keine Zahlung dafür erhielt, da die Meisten dieser Unglücklichen ihr Grab unter russischem Schnee fanden. Ihr Sohn, Appellationsgerichts-Bote in Freysing, ist bereits selbst schon 65 Jahre alt, und dessen Söhne oder ihre Enkel, von denen der älteste, Feldwebel im Inf.-Leib-Reg., auch schon 37 Jahre alt ist, dienen ihrer drei im ebengenannten Regimente, während ihr der verwaiste Aufenthalt eines vierten derselben, welcher zuerst in neapolitanischen Diensten gestanden, nicht bekannt ist. Diese merkwürdige Frau, die unter Anderem auch den traurigen Uebergang über die Beresina mitgemacht, und bei Austerlitz ein Kind geboren hatte, das sie unmittelbar nach der Geburt noch drei Stunden lange in ihrer Schürze durch Stürm und Unwetter fortschleppen mußte, ist noch so rüstig, daß, wenn sie alljährlich im Herbste nach der Hauptstadt pilgert, sie nicht selten die Wanderung zu Fuß macht und hiebei noch 6 Stunden per Tag zurücklegt. Ihr Gesicht und Gehör sind noch vollkommen scharf, und als sie jüngst Abends, in ganz leichter Bekleidung von München rückkehrend, zum Wagnerbräu in Augsburg kam — sie hätt dort auf ihren Wanderungen schon seit acht Jahren jedesmal Nachtlager — trommelte und schnalzte sie mit den Fingern und sing den anwesenden Herren lustige Soldatenliedwänke zu erzählen an.

E. M.

Münchener Schrannen-Bericht vom 29. Nov. 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr — Min., abgegangen 4 Uhr 10 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 12 Min.)

Getreide-Gattung	Verkauft wurden	Preis	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gelöstes.		Geschätzt.	
	Sch	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	4221	1438	23	18	22	44	21	57	—	39	—	—
Kern	1 82	413	15	29	14	19	14	9	—	10	—	—
Spelz	64/3	727	11	58	11	25	11	2	—	35	—	—
Haber	2100	114	6	55	5	27	5	13	—	—	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaburnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 49. Den 8. Dez.: Mariä unbefl. Empfängniß.

Gebet, und es wird Euch gegeben werden.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

II.

Der Mensch denkt, und Gott lenkt.

An einem schönen Frühlingstage war der alte Moses nach R. zum Besuche seiner Tochter gekommen. Die Freude, einander wieder zu sehen, war beiderseits überaus groß, wie es denn als eine der schönsten Seiten der meisten Judenfamilien ehrend hervorgehoben werden muß, daß in ihnen das Verhältniß der Eltern und Kinder unter einander kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Der alte Moses hatte seine Herzensfreude an der schönen, blühenden Tochter, und Sara erfreute sich überdies auch noch an dem Vater, weil er ihr bei solchen Besuchen stets reiche Schmucksachen mitbrachte. Diesmal schien der alte Moses sich noch besonders gerüstet zu haben; denn so sonderbare Sachen, wie er jetzt mitgebracht hatte, besaß ihres Wissens kein Judenmädchen in der ganzen Gegend. Nun war Sara erstens ein Mädchen und dann zweitens in einem Alter, wo Schmucksachen einen eigenen verführerischen Reiz auf die weibliche Jugend anüben. Kein Wunder, daß Sara mit entzückter Dankbarkeit an dem Halse ihres Vaters hing und bereit war, alles mit Freuden zu thun, was derselbe nur von ihr verlangen werde. Der Moses aber führte wirklich etwas im Schilde, und daß er bisdamal so freigebig gewesen, war zwar lauter väterliche Güte, aber mit bestimmten Absichten. Nur ahnte Sara nichts davon, die mit ihren siebenzehn Jahren und ihrem frohen Lebensmuthe noch ziemlich harmlos in die Welt hineinschaute und sich an den Huldigungen, die man über sie ausgoß, ergötzte, wie ein kleines Mädchen sich an dem Lobe ergötzt, das man ihrem neuen Kleidchen spendet.

Auf den zweiten Tag nach der Ankunft des Vaters wurde ein Besuch in einer benachbarten Stadt angekündigt, wo der Moses Geschäftsfreunde hatte, die er besuchen wollte. Sara sollte ihn begleiten. Mit einer wahren kindischen Freude rüstete sich Sara auf diese Reise und saß dann so glücklich und aufgeräumt neben dem Vater im Wagen, als endlich abgefahren wurde, daß es dem Moses fast eng ums Herz dabei ward trotz seinem strengen Judengemüthe.

Was den Moses neben seiner heiteren, in ihrem neuen Schmucke glänzenden Tochter so ernst beschäftigte, wird sich bald ergeben.

In B. angekommen, brachte Moses sein Kind in ein reiches Judenhaus und stellte es mit sichtbarer Freude als sein einziges Töchterlein der befreundeten Familie vor, während der schlaue Israelite zugleich auf dem Gesichte des alten Nathan, seines Geschäftsfreundes, herumstudirte, welchen Eindruck Sara wohl auf denselben machte. Der muß sehr günstig gewesen sein, denn der Nathan ihn machte. Der muß sehr günstig gewesen sein, denn der Nathan besah sich die Sara mit steigendem Wohlgefallen und prüfte dann besah sich die Sara mit steigendem Wohlgefallen und prüfte dann Schmucksachen, in denen Sara strahlte, mit Kennermiene die Schmucksachen, in denen Sara strahlte, mit Kennermiene die „Schöne Sachen! Theure Sachen! Alles echt, Alles gediegen!“ rief der Nathan ein über das andere Mal aus, gleichsam an dem Werthe dieser Gegenstände den anderen Werth der Sara oder vielmehr ihres Vaters, des Moses, abschätzend. Sara war in ihrer Umgebung eine solche Behandlung viel zu sehr gewohnt, als daß sie in ihrer harmlosen Einfalt gemerkt hätte, was eigentlich hinter dem Besuche und dieser Schaustellung noch verborgen stecken mochte. Um so weniger sah ihr das ein, als auch die übrigen Mitglieder der Nathan'schen Familie ihr mit großer Artigkeit begegneten und sie von vornherein wie zum Hause gehörig behandelten. Aber während die Sara bald lustig und froh durch's Haus hüpfte oder gedankenvoll vor den reichen Schildereien stand, welche der Nathan in seinem Hause aufgehängt und worauf er sich nicht wenig zu Gute that — der kunstliebende Nathan —, oder im Garten auf der Terrasse sah und das munntere Treiben auf dem nahen Rhein betrachtete, dann wieder von dem Einen zum Anderen überSprang, an Allem sich erfreuend, an keinen Dinge lange, wie es so jungen Mädchen eigen ist, lasen die beiden Väter im Comptoirstübchen zusammen und tuschten um die Wette mit Geld Hochzeitsgepränge ihrer Kinder, wie es Juden zu thun pflegen, auch wenn es sich um die heiligste und zarteste Verbindung der Familien unter einander handelt. Die Väter nämlich hatten die Verbindung der Kinder jetzt schon fertig, noch bevor die Braut wenigstens in das Plan eingeweiht wurde. Des Nathan's Sohn, der Salomon, der vorbestimmte Bräutigam Sara's, war bei dieser Gelegenheit nicht zu Hause; eine wichtige Geschäftsreise hielt ihn, wie Nathan sagte, fern; in der That aber hatte der schlaue Nathan den Sohn fortgeschickt, damit der ihn im Handel mit dem Moses nicht allzu sehr störe und behindere. Die ganze Verlobungsgeschichte war nämlich zwischen den Vätern bei Gelegenheit dieses Besuches vorher eingefädelt worden; der Salomon hatte zuvor die Sara gesehen; sie hatte ihm gefallen, und das Uebrige übernahm nun der ebenso vorsichtige, als schlaue Nathan, während der Moses eben auch darauf zu pressen suchte, was sich bei diesem Handel nur gewinnen ließ. Endlich nach langem Haberen und Feilschen wurden die beiden Juden des Handels einig und die feierliche Verlobung auf einen bestimmten Tag im Hause des Moses zu R. festgestellt. Die Hochzeit sollte dann erst weiter bestimmt werden. Das Hauptgeschäft war also beendet, und der Moses schmeichelte sich im Stillen, ein profitables Geschäft gemacht zu haben; denn seine Tochter hatte er in ein reiches, solides Haus gebracht und „wohl versorgt,“ wie er meinte. Zwar ärgerte sich der Moses bisweilen über den Kunstgeschmack des Nathan und konnte's nicht klein kriegen, daß ein Jud sein Haus mit solchem Bildwerk anfülle; aber er tröstete sich doch auch wieder, als er unter all diesen Bildern kein einziges christliches erblickte. Das hätte sein Gesetzeseifer sicher auch nicht geduldet. Aber noch war ein harter Gang zu thun. Der Moses mußte nun endlich seinem Töchterlein sagen, warum sie denn eigentlich nach B. gekommen und gerade in diese Familie hinein. Kurz, der Vater mußte der Tochter den nahen Brautstand verkündigen. — Daß der Schritt wichtig ist, den der Mensch thut, wenn er zur Ehe schreitet, fühlen die Menschen immer dann am tiefsten, wenn er wirklich um geschehen soll, und jetzt traten auch in Moses die theilnehmenden Vatergefühle wieder in den Vordergrund.

Auf der Terrasse im Nathan'schen Garten war's, von der aus man eine herrliche Aussicht auf den Rhein und das nahe

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek in München.
(Pflichtexemplar.)

Digitized by Google

Gebirge hatte, wo der etwas betretene Moſes der Tochter die Eröffnung machte, daß ſie binnen drei Wochen Braut ſein werde, und zwar die Braut des Salomon hier aus dem Hauſe, den ſie ja ſchon geſehen. Sara erzitterte erſt leicht bei der unvermutheten Eröffnung, dann ſchaute ſie einen Augenblick ihren Vater groß an, eine leichte Röthe überflog ihr Geſicht, der eine ungewöhnliche Bläſſe folgte. Sie lehnte ſich an ihren Vater, hielt ſich an ihn feſt und ſeufzte dann tief auf, während ſich ihr Blick verdunkelte. Ihr war es ganz eigenthümlich zu Muthe; ſie konnte es ſelbſt nicht erklären, aber in ihrem Herzen wurde es immer öder und leerer, wie wenn man den Menſchen plötzlich aus ſeinen harmloſen, glückſeligen Träumen reißt und in die Wirklichkeit des menſchlichen Elends zurückruft. Widerſprechen, dem Vater widerſprechen, hatte ſie nie gelernt; die Gewohnheit des Gehorſams unter dieſe Autorität hielt ſich auch jetzt feſt. Was ſollte ſie auch ſagen? was einwenden? Und doch war Sara ſeit den wenigen Minuten, in denen ihr dieſe Mittheilung geworden, nicht mehr die Sara vor dieſen Minuten. Sich einmal ernſtlich ergeben, ſich ſeiner ſelbſt begeben müſſen, wirft die tiefen Menſchen aus jener harmloſen Freudigkeit des Jugend hinaus und ſenkt einen nicht mehr ganz zu zerſtörenden Ernſt ins Gemüth, der im Grunde immer drinn gelegen, aber jetzt erſt zu Herrſchaft kommt.

Daß Sara kein Wort ſagte, ſondern ſich nur an den Vater feſt anklammerte, hielt derſelbe für ſtumme Zuſtimmung, und ergeß dieſer ſich nun in einer langen Lobrede über den reichen Schwiegervater, das glänzende Geſchick und den thätigen Bräutigam, wobei die Sara, gewiß gute Tage haben werde. Sara hörte das alles nur halb. Ihr war es weh zu Muthe, und ſie wäre lieber allein geweſen, um ſich, ſie wußte ſelbſt nicht klar, warum, recht auszuweinen. So machte ſie ſich denn endlich auch von ihrem Vater los, ging von der Terraſſe in den Garten, ſetzte ſich in die Laube an der Mauer, welche am Rheine liegt, und weinte ſtill vor ſich hin. Der Salomon muß ihr Ideal nicht geweſen ſein, doch hat ſie darüber nie ein Wort verloren. Die Väter hatten nach jüdiſcher Sitte die Sache ja ſchon abgemacht, und Sara konnte nichts mehr darin ändern. Während ſie da ſaß und endlich recht trüb und nachdenklich über den Rhein hinweg ſah — er hatte in dem Augenblicke all ſeinen Zauber für ſie verloren —, erwachte wie plötzlich eine unausſprechliche Sehnſucht nach ihrer Jugendfreundin, der Anna, in ihrem Herzen. Ja, der Anna, aber auch nur der Anna, hätte ſie Alles ſagen können, wie es ihr bayamal ums Herz war, und an der Anna hätte ſie ſich ſicher noch lieber feſtgehalten, als an ſonſt einem Menſchen in der Welt. Warum, wußte ſie nicht deutlich, aber es war ihr einmal ſo, und je mehr ſie an die Anna dachte, um ſo nothwendiger erſchien ihr immer die alte Magd, die ja ſo fromm war und ſo brav, — — dieſe Chriſtin, welche ihr damals den heiligen Ritter gezeigt und ſo Manches dazu geſagt hatte, worin ſie jetzt, in dieſer ernſten Stunde, denken mußte. „Wie wäre es, wenn ich die Anna mit mir nehmen könnte?“ ſagte Sara halblaut vor ſich hin, aber verſtummte gleich wieder, denn der Nathan kam mit ihrem Vater den Garten herab auf die Laube zu geſchritten. Man lud ſie offenbar. Geſetzt, wenn auch erſt, ging Sara den beiden Vätern entgegen, ſo daß es dem ſchlauen Nathan auffiel. „Die Kunde von dem Glücke, Eurer Familie verbunden zu werden,“ hob Sara, zu Nathan gewandt, an, „hat mich ſo überraſcht und ergriffen, daß ich mich habe ſammeln müſſen. Ich werde mich nach Kräften beſtreben, Euch eine gute Schwiegertochter zu ſein.“ Damit reichte ſie dem künftigen Schwiegervater die Hand, der ſie herzlich ſchüttelte. „Nun, Moſeh, ein geſcheidtes Mädchen iſt's, weiß die Worte zu ſetzen,“ wandte ſich Nathan an Moſes. „Haſt eine gute Schule gehabt, Sara; ſcharmant ſprichſt du. Aber nun komm doch auch herein, daß meine Frau die gratuliren kann! Biſt ja nun auch unſer Kind!“ Der Nathan war ſelbſt für den Augenblick wieder geſtimmt und zog die Sara ins Haus, wo ſich die ſämmtlichen Mitglieder der Familie zur gegenſeitigen Gratulation verſammelten.

Auf den Abend war, gewiſſer Maßen als Vorbereitung auf die bevorſtehende Verlobung, in Nathan's Haus eine zahlreiche Geſellſchaft geladen, faſt alle Familienhäupter der in der Stadt wohnenden Juden, die es ſich nicht wenig zur Ehre rechneten, daß ſie bei einer ſolchen Gelegenheit Zutritt in das Haus des reichen Nathan erhielten. Der Nathan wurde weiblich mit der ganzen Fülle jüdiſcher Bereitſamkeit gelobt, die Braut geprieſen, die Schwiegermutter beglückwünſcht und der Moſes nicht vergeſſen, zugleich aber nicht weniger weiblich gegeſſen und getrunken, was für die Meiſten im Grunde doch die Hauptſache war. Die Sara war an dem Abende wie halbbetäubt, und vergeblich ſuchte ihr Auge unter dem Hauſen einen Gegenſtand, woran ihr Herz hätte feſten halten bleiben. Noch immer vermißt ſie die Anna, die ihr einmal nicht aus dem Sinne wollte. Da trat auf einmal ein ſchon ziemlich bejahrter Mann — er mochte Sechzig zählen — mit greiſen Locken um das kräftige, etwas gebeugte Haupt, klaren, durchdringenden Blickes und würdiger Haltung, mehr, als es ſonſt bei den Juden Sitte iſt, in den Feſtſaal ein. Alle Anweſenden erhoben ſich bei ſeinem Eintritte, und der Nathan beeilte ſich mit dem Aufwand ſeiner ganzen Höflichkeit, den eintretenden Gaſt zu bewillkommnen. Es war der berühmte Doctor W., der in der Stadt und Umgegend in großer und verdienter Achtung ſtand. Seine gerade, etwas derbe, oft ſogar rückſichtsloſe Art, zu reden und zu handeln, hat dieſer Achtung nicht allein keinen Abbruch, ſondern ſie ruhte im Grunde gerade ſo gut auf dieſem beſonderen Charakterzuge, als auf der ärztlichen Kunſt, die Doctor W. mit Erfolg ausübte. Man hatte kaum gehofft, daß der berühmte Doctor zum Feſte kommen werde, und er ſelbſt wußte ſpäter auch nicht beſtimmt anzugeben, warum er gerade diesmal eine Ausnahme von ſeiner Lebensregel gemacht, nach welcher er faſt nie bei ſolchen Gelegenheiten zu finden war. Er war zwar Hausarzt beim Nathan, aber das konnte ihn doch auch ſonſt nie bewegen, an den übrigen Familienfeſten Theil zu nehmen. Diesmal aber war er wirklich da, und wußte der überraſchte Nathan ihm denn auch keine größere Ehre anzuthun, als daß er ihn neben der Braut an der Feſttafel Platz nehmen ließ, gerade da, wo Nathan ſelbſt bieher geſeſſen. Die jüdiſche Schwatzhaftigkeit hielt ſich zeit dem Eintritte des Doctors auf lauter Respect ziemlich in Schranken, ſo daß der Doctor ſelber recht ordentlich zu Worte kommen konnte, was er denn auch that, und zwar ſeiner Gewohnheit gemäß auch in ſeiner eigenen Manier. Zuerſt betrachtete er mit prüfendem Blicke die junge Braut neben ſich. „Noch jung, noch ſehr jung, noch zu weich für die Ehe!“ warf er hin. „Nathan! ſchieb' die Dochzeit noch eine Weile hinaus; es iſt beſſer für die Sara.“ Sara ſah zuerſt mit einem dankbaren Blicke zu dem Doctor auf, während der Nathan verſprach, nach Thunlichkeit den Rath des Arztes zu befolgen. Dann wandte ſich der Doctor zu der Braut ſelber: „Nun ſag' einmal, mein Kind, hat man dich auch um die Einwilligung bei dem üblichen Handel gefragt?“ Sara wurde purpurroth. Die Frage hatte ja tief ihr Herz getroffen, verlegen ſenkte ſie die Augen, und ein leichtes Kopfſchütteln war zu bemerken, — ob ſie es unwillkürlich that, oder nicht, wer konnte es wiſſen? Die Frage traf aber auch ihren Vater, den Moſes, der im Namen ſeiner Tochter glaubte Red' und Antwort geben zu müſſen. Er habe als Vater die Sorge um ſein Kind auf dem Herzen und habe gewiß eine gute Partie für ſie gemacht, meinte er, ſtrich dann den Nathan heraus und den Salomon, als ob's in der ganzen Herrgottswelt keine reſpectablere Perſonen gäbe. Der Doctor ließ den Moſes ausreden, wandte ſich dann wieder an die Sara und ſprach in ſeiner ruhigen, aber ſehr beſtimmten Weiſe weiter: „Ja, mein Kind, löblich iſt es, wenn die Kinder den Rath der Eltern hören, und wenn ſie ihn mit freiem Herzen befolgen, iſt es noch beſſer und der Segen Gottes wird nicht fehlen. Ich habe nichts gegen dieſes Haus, ſonſt würde ich mich nicht hier befinden; aber es iſt eine andere Frage, ob es von den Eltern gut gethan iſt, die Kinder an einander zu verbinden, ohne daß dieſe um ihre gegenſeitige Einwilligung gefragt werden. Ehe-

Digitized by Google

handel ist sein Pferdehandel, und mit dem besten Willen können Eltern, wenn sie gar nicht nach den Neigungen der Kinder fragen, indem sie ihr Glück zu gründen vermeinen, viel und unheilbares Unheil anrichten. Wie ist es, Sara, daß du mit der Wahl, die Andere für dich getroffen haben, auch den Herzen zufrieden?"

„Ich wußte ja nichts davon, daß Alles schon im Reinen war," stotterte verwirrt die Sara, ermannte sich aber schnell wieder, da ihr Blick den ihres Vaters getroffen; „aber was mein Vater, der mich so sehr lieb hat, für mich bestimmt hat, wird auch wohl für mich das Beste sein." „Nun, wenn du das meinst, dann segne dich Gott dafür," antwortete der Doctor und besah sich die Sara noch einmal. Das Kind gefiel ihm. Dem Kinde gefiel aber der Doctor noch viel mehr: meinte es doch, eine Art Schutzgeist habe neben ihm gesessen. Der Doctor berührte das gegenwärtige Verhältniß auch mit keiner Silbe mehr, zog dann aber um so ferner gegen die herrschende Unsitte los, die bei seinen Glaubensgenossen im Betreff der Verheirathung ihrer Kinder herrsche, und sagte bei dieser Gelegenheit den anwesenden Juden manche Wahrheit, die sie aus Respect vor dem berühmten Doctor auch wirklich ohne eine Widerrede einstecken. Ob sie sich aber hinterwärts daran gestört haben, ist eine ganz andere Frage.

Bevor der Doctor die Gesellschaft verließ, lud er den Moses doch noch ein, ihn mit dem Töchterchen zu besuchen, was der Moses natürlich als eine hohe Ehre aufnahm und gleich morgen zu thun versprach. Sara war es auch ganz zufrieden; war es ihr doch dabei, als dringe aus unbekannter Ferne ein Wachsthumsemer ihr in das verdüsterte Gemüth. Ahnungen gibt es, und Sara hatte eine solche, nur wußte sie nicht, auf was sie eigentlich sich bezog. Am folgenden Tage wurde ihr Manches klarer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Veteranen.

2.

„Während ich zu München Garnisonsdienste leistete, sah ich einen Bäckerjungen in die Isar stürzen, ich sprang ihm nach und rettete ihm so sein Leben. — Im Strafarbeitshaus auf einer Wache bekam ich den Posten vor den Gewehren. Nachts wurde mir ein gefesteter Züchtling nahe gelegt. Weil nun die Hitze groß war, war auch der übliche Geruch desselben unausstehlich. Ich entfernte mich weiter von ihm und setzte mich, da ich unwohl war, auf einen Holzschragen und schlief ein. Um 12 Uhr Nachts hätte ich „abgelöst" rufen sollen; aber so unterblieb es, bis der Korporal kam und mich im Schlafe traf. Sogleich ließ er mich ablösen und wollte mich auf die Hauptwache transportiren lassen, wo ich dürfte Gassenlaufen müssen.

Meine Kameraden waren von meiner Jugend gerührt und baten für mich. Der Korporal ließ sich auch erbitten, aber nahm die Execution selber vor und prügelte mich so durch, daß ich am ganzen Leib blaue Striemen hatte. — 1805 trübte sich das Blau am bayerischen Horizont, der Krieg mit Oesterreich fing an. Unser Monarch hielt es für gut, sich an Frankreich anzuschließen, und es sammelten sich in Franken 26,000 Mann. Den 9. Sept. marschirten wir aus München nach Freising. Eine Menge Wägen wurde mit den Preziosen der Residenz beschwert. Der Weg dahin war ganz grundlos und so hatten wir einen harten Marsch. Eine Stunde vor Freising wurde aufgestellt. Man glaubte, der Feind würde auf uns rücken. Es kam aber nicht zum Schlagen. Ich war doch froh. Dann rückten wir über Amberg und bezogen am Fuße der Festung Rothenberg bei Schnaittach Lager, wo wir ohne Zelte unter heftigem Regenwetter auf frisch geackertem Feld bivouaquiren mußten. Dann ging's nach Baumberg. Hier wurde ich trotz meinem Bübend zu Freising zu den damals nicht lang noch bestehenden Schützen von Oberlitzentant Gr. ausgehoben. Mit der grünen Huppe erhielt ich auch größern Muth. Da paradirten wir wieder über Weißenburg und Ingolstadt am 12. Oktober nach München unter großem Jubel der Bevölkerung. — In Eichstädt begegnete es mir, daß ich sehr ermüdet und schon im Dunkeln in eine sehr ärmliche Wohnung ins Quartier kam. Wie ich in die Stube eintrat, wo es ganz dürftig aussah, war just die Hausmutter im Begriff zu entbinden. Sogleich wollte ich wieder umkehren. Allein sie rief mir zu, ich möchte ihr eine Hebamme zu bringen. Ich that es auch, kehrte aber nimmer dahin zurück, sondern ging in ein Gasthaus. — Im Oktober marschirten wir über den Inn gegen Kufstein. Den 1. November wurde Bodenkirchen erstürmt von uns und Paß Strub. Ich war einer derer, die die Palisaden erstiegen und kam eben dahin, als österreichische Dragoner vorrückten. Sie wollten uns gefangen nehmen; aber wir vertheidigten uns, bis das Regiment vorrückte und just da ich mit dem Bajonet einen Dragoner erlegen wollte, hieb mich ein anderer so in die rechte Hand, daß ich stürzte und ohne Besinnung war. Beim Erwachen lag ich in einer Kapelle, schon verbunden. Es sollte mir die Hand abgenommen werden: allein ich protestirte und mir blieb meine Hand zur weitern Vertheidigung des Vaterlands. Ich kam zurück nach München. Das war mein erster Feldzug bei großer Jugend und Schwäche. —

In einem Berichte der Allg. Ztg. über den Verein für historische Kunst wird den Kunstvereinen das folgende rühmliche Zeugniß ausgestellt: „Die traurigen Verhältnisse der deutschen Kunstvereine sind unter allen Kunstverhältnissen nachgerade ein Gegenstand des Geheimniß. Anerkannte Künstler übergehen ihre Bilder fast ganz nicht mehr den gewöhnlichen Kunstvereins-Ausstellungen; diese Ausstellungen der Kunstvereine müssen sich meist nur mit Bildern von Anfängern, die noch um ihre Anerkennung ringen, oder von untergeordneten Talenten, die auf andere Verkaufsgelegenheiten keine Ansichten haben, begnügen. Niemand kann sich verhehlen: die Kunstvereine, wie sie jetzt sind, sind nur höchst selten eine Förderung des wirklichen Künstlerlebens; meist sind sie nur eine Förderung der Mittelmäßigkeit, eine Fristung und Unterstützung des schreckhaft wachsenden Kunstproletariates."

Neuestes

Bayern. München, 4. Dezember. Die durch das Unwohlsein der Frau Prinzessin Adalbert bisher unterbliebenen erstmaligen Aufwartungen bei ihrer kgl. Hoheit und ihrem erlauchten Gemahl haben heute stattgefunden. Die Herren und Damen der drei Hofrangklassen einschließig der Palast- und Hofdamen und der sämmtlichen Stabsoffiziere, dann des diplomatischen Korps hatten sich sehr zahlreich eingefunden.

München, 5. Dezember. In Folge der neuen Organisation des Kadettenkorps werden die in demselben befindlichen Junker, die Zöglinge der 7. und 8. Klasse, welche aufgehoben werden, in die Armee eintreten, jene der 8. Klasse schon jetzt, jene der 7. bis kommende Ostern.

Dienstliches. Se. Maj. der König haben sich allergnädigst bewogen gefunden:

unterm 2. Dezember den Postaffistenten Bonl Edelhart beim Oberpostamte in Landshut zum Postofficial III. Klasse in provisorischer Eigenschaft zu ernennen.

Straubing, 5. Dezember. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß zu gewissen Zeiten gewisse oft an sich unbedeutende Ereignisse die Gemüther einer Bevölkerung erregen, während oft verhängnißvolle Ereignisse bei weitem nicht denselben Eindruck hinterlassen. Der Leser wird kaum errathen, wohin wir anspielen wollen. Wir haben dabei Nichts mehr und Nichts weniger im Sinne, als hinzuweisen auf den Eindruck, den die Kunde dahier hervorbrachte, daß das Kalbfleisch in München per Pfund um 9 kr. verkauft wurde, während solches dahier ungeachtet des vortrefflichen

*) Das geschah in München auch nur ausnahmsweise in Folge der Fürsorge geschonter Kälber aus dem Allgäu.

Die Redaktion d. Landsh. Ztg.)

Digitized by Google

quantitativ mehr als genug hinreichenden Viehstandes in nah und fern um 13 kr. und zudem manchmal nur als Gnadensache von den Meygern zu haben ist, während ein alles zähes Schoufleisch 11 kr. kostet. Diese Kunde größerer Wohlfeilheit eines Hauptartikels der Lebtuch in der Hausmirtschaft hat die Zungen der Hausfrauen beweglicher als bewegich gemacht, und ihre Hoffnungen auf entsiches Weichen der Preise in den an Viktualien jener Art so reichen Niederbayern neu belebt. Sie haben auch Recht, wenn sie auf den Artikel des Fleisches so hohen Werth, ja noch höheren als auf das Getreide legen; denn das Mißverhältniß der Fleischpreise gegen die früheren Jahre ist weit exlatanter als solches bezüglich der Getreidepreise sich herausstellt. Man denke zurück and Jahr 1846, welches uns den Werth eines Schäffels Weizen mit 40 fl. vorführte, und möge sich erinnern, daß keine (?) Familie deßhalb in wirkliche Verängnisse kam, aber weil die Preise der übrigen Viktualien, insbesondere des Fleisches viel niedriger standen. Aber erwähnte Hausfrauen mögen sich nicht zu sanguinischen Hoffnungen hingeben, denn für die aus Tyrol und dem bayer. Oberlande zugeführten Kälber gibt es in München genug Mägen, und eine Herabwürfung ins Unterland wird nicht fühlbar werden, denn wer möchte in Abrede stellen, daß zwischen München und dem Unterlande sowohl viele Zwischen-Mägen als Zwischenhändler leben, und sich daher der wohlfeile Preis bis hieher gänzlich abwischt.

Kaiserslautern, 2. Dezember. Aus der besten Quelle kann ich Ihnen die Nachricht zugehen lassen, daß Frhr. Oskar v. Redwitz-Schmölz sich als Stoff für sein nächstes Drama eine Episode aus dem Leben der Philippine Welser erwählt hat.

Preußen. Berlin, 5. Dezember. Eben, Mittags 1 Uhr, begibt sich die französische Gesandtschaft in großer Gala nach dem kgl. Schloß, um dem König Namens des Kaisers Louis Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion zu überreichen. (Tel. Dep. d. allg. Ztg.)

Italien. Venedig, 30. Nov. Die „Wien. Ztg." bringt die nachstehende telegraphische Depesche: „Am Freitag geruhten Se. k. k. apostolische Majestät die Statthalterei, die Finanzpräfectur, dann das Appellationsgericht und das Civil- und Mercantiltribunal zu besichtigen und von der Geschäftsführung genaue Einsicht zu nehmen. Gestern — Samstag — geruhten Allerhöchstdieselben das See-Arsenal und einige Kriegsschiffe in Augenschein zu nehmen, und hierauf den fremden Consuln, welche auch von Ihrer Maj. der Kaiserin empfangen wurden, Audienz zu ertheilen. Ihre Maj. die Kaiserin haben im Laufe des Tages die Institute delle Penitenti, delle Canossiane und delle Clarisse, dann das Erziehungshaus von Sante Dorotea mit allerhöchstihrem Besuch erfreut.

Venedig, 1. Dezember. Die große Regatta, welche gestern zu Ehren JJ. MM. gegeben werden sollte, ist des eingetretenen Sturmwetters wegen abgelagt und auf nächsten Sonntag verschoben werden. Heute geruhte Se. Maj. der Kaiser Vormittags Privataudienzen zu ertheilen, und sofort trotz des heftigen Sturmes und Schneegestöbers das Institut Manin, das Versorgungshaus, das Civilspital, das Convict St. Catarina, und endlich die Direction del Censo zu besichtigen. (T. D. d. W. Ztg.)

Frankreich. Paris, 6. Dezember. Der heutige Moniteur schreibt: Nach einer Correspondenz aus Palermo vom 28. Novbr. beschränkt sich die Bewegung in Sizilien auf den Angriff von 60 Insurgenten auf einen Postwagen. Die Truppen umzingelten den Wald und machten 16 Gefangene; die übrigen zogen sich nach Cesalu zurück, gegen welches 800 Mann Soldaten geschickt wurden, die ohne Widerstand dasselbst einzogen. Messina ist ruhig. In Catania wurden Maueranschläge angeheftet mit den Inschriften: Es lebe der Kronprinz! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Verfassung von 1812! Die Polizei entfernte dieselben ohne Widerstand. Es wurden 1000 Mann Soldaten nach Catania geschickt. (T. D. d. Corresp. v. u. s. Dtschr.)

Amerika. New-York, 5. November. Der verhängnißvolle Tag der Wahlschlacht ist nicht, wie zu erwarten stand, ohne blutige Raufereien und Todtschlag vorübergegangen, obgleich der starke Regen am Vorabende des 4. Novbr. und das eclige und höchst unfreundliche Wetter am Wahltage selbst Vieles dazu beigetragen hatte, die erhitzten Köpfe gehörig abzukühlen. Nicht allein hier, sondern aus vielen Staaten wird von einem regnerisch-trüben Wetter am Wahltage berichtet, welches Manche für ein böses Omen betrachten. Die blutigsten Wahlkämpfe haben, so weit sich bis jetzt ersehen läßt, vornehmlich in Baltimore und New-York sich zugetragen und bemerkenswerth ist es, daß in beiden Städten die betreffenden Mayore die angreifenden Parteien durch Nichteinschreitung beschützten. In Baltimore wurde der 4. Novbr. zu einem wahren Blutage; die Know-Nothings haben daselbst durch Ruhestörungen, Demolirung von Stimmkasten, Prügeleien und Mord den Sieg errungen. Fast in allen Stadtheilen wurde dieser Barbarismus ungehindert ausgeführt; der Know-Nothings-Mayor Hinks hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß nicht allein auf bestfolgige Beschwerden der Bürger Nichts geschah, sondern förmliche Schlachten in den Straßen geliefert und sogar mit Kanonen geschossen werden konnte. Sechs Personen blieben todt auf dem Platze oder starben gleich nachher nun zehn bis zwölf Menschen liegen hoffnungslos darnieder; außerdem sind etwa 100 mehr oder minder gefährlich verwundet worden. In New-York waren in den meisten Ward's Raufereien, in der 1., 6., 17. und 20. ging es blutig her, Pistolen, Knüppel und Dolchmesser wurden gebraucht, mehrere Verwundungen hatten statt; Einzelne sind gefährlich gestochen. Mehrere Verhaftungen haben stattgefunden und es werden diese Fälle bei der heutigen Eröffnung der Gerichtsjury zur Verhandlung kommen. (Deutsch.)

Was eine Präsidentenwahl in Amerika kostet, zeigt folgende Berechnung: Es gibt ungefähr 800 Bezirke mit 9000 Städten in den 31 Unionsstaaten. Jeder Staat besitzt einen politischen Klub von jeder Partei, manche bestigen deren mehrere. Man nimmt im Ganzen ungefähr 15,000 organisirte Klubs einer jeden Partei während der Wahlzeit an; die Freemontspartei dürfte 5000 weniger zählen, da ihre Organisation sich nicht in das Sklavengebiet ausdehnte. Jeder dieser Klubs war wenigstens während dreier Monate in energischer Thätigkeit. Jeder hatte Auslagen für Zimmer, Druckereien, Postporte, Reisen und andere Posten, die man auf nicht weniger als 100 Dollars den Monat, in Summa auf 300 Dollars berechnet. Die Arbeiten ihrer Präsidenten, Secretäre und Komitémitglieder kann man zu der Rate von drei Mann Arbeitskraft, im Werthe von 100 Dollars einen jeden für den Zeitraum von drei Monaten, veranschlagen. Nicht weniger als 1000 Personen waren zum Reisen, Rekrutiren, Wahlen u. s. w. verwandt worden, wofür 500 Dollars pro Kopf, ihre Auslagen eingerechnet, als kein zu niedriger Satz erscheint. Am Wahltage selbst sind in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 50,000 Wahlurnen ausgestellt, bei deren jeder etwa zehn Mann à 3 Dollars im Dienste stehen. Summa Summarum werden die Kosten folgendermaßen zu berechnen sein: Tausende Auslagen für 40,000 Klubs à 300 Dollars: 12,000,000 Doll., Bezahlung für drei Personen, für drei Monate jede à 100 Doll.: 12,000,000 Doll., einkaufsend Redner durch drei Monate, à 500 Doll.: 500,000 Doll., Kosten an den Wahlurnen: 1,000,000 Doll., zusammen 25,500,000 Dollars, alle freiwillige Beisteuern vom Volke und die Bestechungen und Stimmenkäufe ungerechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaduschnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 50. Den 15. Dezember: Christiana.

Gebet, und es wird Euch gegeben werden.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Zur festgesetzten Zeit machte sich nämlich am, folgenden Tage der Moses mit seinem Töchterchen auf, wie verabredet, den großen, berühmten Doctor W. zu besuchen. Auch Nathan ließ sich die Ehre nicht nehmen, das Paar zu begleiten. Schon unterwegs suchte der Moses sein Kind nach Kräften vor den ihm zu liberalen Grundsätzen des Doctors zu warnen. Ein grauer Mann sei es, ein berühmter Mann, aber er gehe viel mit Christen um, habe viele deutsche Bücher gelesen, verstehe auch Latein, und müsse man sich deßhalb nicht zu sehr an seine Reden stören. Beim Moses selbst mochten diese Gedanken verlangen, Sara sah im Doctor etwas ganz Anderes und beurtheilte ihn auf ihre Weise. Als man beim Doctor ankam, hatte er gerade ärztlichen Besuch, und so wurden die Eintretenden denn zuerst in ein Nebenzimmer geführt. Hier fiel dem Moses schon auf, daß der Doctor allerlei ihm verdächtige Bilder an den Wänden hangen hatte, die zum Theil, wie es schien, wenigstens einen starken christlichen Beigeschmack hatten. Er konnte es dem Nathan nicht verhehlen, daß ihm der Doctor in Betreff des Judenthums verdächtig sei. Der Nathan aber meinte, das sei Freude an der Kunst, die ein gescheuter Mann, ein berühmter Mann, wie der Doctor, haben dürfe. Während die Männer darüber noch disputirten, hatte Sara sich in ihrer Art umgesehen, — ja, es wäre ihr nicht sehr aufgefallen, wenn sie den heiligen Martinus zu Pferde unter den Bildern gefunden hätte, an den sie jeden Augenblick denken mußte. Den heiligen Martinus aber fand sie nicht unter den Bildern, dagegen erblickte sie durch die nur angelehnte Thür des Nebenzimmers in demselben etwas, was in der That eine Art Schrecken bei ihr hervorrufte. Die Neugierde trieb sie näher, leise schob sie die Thür etwas weiter auf und lugte durch den Spalt nach etwas, was ihr Staunen noch erhöhte, je deutlicher sie es sah. In einem altmodischen, aber kostbaren Glasschranke, der an der hinteren Wand zwischen zwei Fenstern stand, hatte sie ein prächtiges, kostbares Crucifix erblickt, welches der Doctor W. dort wie einen Schatz aufzubewahren schien. In Sara's Herz fiel etwas wie Feuer hinein bei dem Anblicke des christlichen Heilszeichens, das sich in dem Hause des berühmten Juden-Doctors im eigentlichen Staatszimmer befand. Denn gerade das Zimmer, worin das Crucifix aufgestellt war, war auch sonst auf's Prächtigste hergerichtet. Wie gebannt blieb Sara an der ein wenig geöffneten Thür stehen und konnte ihren Blick nicht vom herrlichen, in Gold und Edelsteinen strahlenden Kreuze losmachen. Ist der berühmte Doctor W. vielleicht ein heimlicher Christ? dachte sie bei sich selbst. Aber noch bevor sie sich Antwort geben konnte, stand der Doctor bereits selbst mitten im Zimmer hinter ihr und hieß seine Gäste willkommen. Ueberrascht und verwirrt wandte sich Sara um und betrachtete den alten vorsicht und verwirrt mit einer seltsamen Neugierde. Dem entging ehrwürdigen Doctor nicht, und er mochte wohl den Blick des Mädchens nicht, und er mochte wohl der verwunderte Blick des Mädchens nicht, und er mochte wohl der verwunderte Blick des Mädchens nicht, und er mochte wohl in Verwunderung gesetzt. „Nun, Sara," hob ahnen, was sie so in Verwunderung gesetzt. „Nun, Sara," hob ahnen, was sie so in Verwunderung gesetzt. „Nun, Sara," hob er an, „gefällt dir das Zimmer nebenan besser, so wollen wir nur da hineingehen."

Und schon führte der Doctor sie durch die Thür in das Prunkzimmer des Hauses. Moses und Nathan folgten. „Aber was verwundert dich denn am meisten in diesem Zimmer?" fragte der Doctor, als Sara wieder nach dem Schranke hinschaute und bald das Crucifix, bald den Doctor fragend anlah. „Das Crucifix da verwundert dich?" fragte der Doctor weiter, der absichtlich nicht darauf achtete, wie der Moses erst ein verdutztes, dann ein erstaunted und endlich ein noch mehr als ärgerliches Gesicht aufsetzte. „Ja, Kind, das ist ein Prachtstück, ein rarer Meisterwerk, und mir vor allen Dingen im Hause theuer und werth. Siehe nur einmal," und der Doctor nahm das Crucifix aus dem Schranke und setzte es auf den Tisch, „welch eine kostbare Arbeit und wie geschmackvoll sind alles hier angeordnet ist!" und er zeigte auf die feine eingelegte Arbeit und die blitzenden Edelsteine an den heiligen fünf Wunden. Der Moses bezwang seinen Unmuth kaum, trat in steigendem Zorn durch's Zimmer und verwünschte im Herzen jeden Schritt, den er nach dem Hause des Doctors gemacht hatte. Nathan besserte sich, seinen Freund zu beruhigen. „Ist ein Präsent vom seligen Kunstfreund," flüsterte er ihm zu, „

seiner berächtigen Beichheit, einen Courier nach Münster in Westphalen abzuschicken, um das Gutachten eines dort lebenden renomm mirten Arztes einzuholen. Von dessen Entscheid sollte es abhangen, ob man zum Aderlaß schreiten oder ihn unterlassen sollte. Während diese Berathschlagungen noch gepflogen wurden — ich war damals noch ein junger Mann und übte hier in der Stadt erst seit Kurzem ärztliche Praxis — wurde ich durch einen Hofbedienten zum Kurfürsten gerufen. Das war auf den Rath eines Seiner Durchlaucht besonnderen, hochgestellten Geistlichen ohne Vorwissen der Hofärzte bewirkt worden. Natürlich machte ich mich ungesäumt auf den Weg und fand unseren gnädigsten Kurfürsten auch in der allerbedenklichsten Lage. Mein entschiedener Rath ging dahin, ungesäumt einen Versuch anzuwenden, das einzige Mittel, was unter den obwaltenden Umständen noch Hoffnung gewähre. Die Hoffnung, entschiedene Art, in der ich meine Meinung aussprach, gerieth dem Leibarzt Kurfürsten, und ungesäumt ließ er seine Leibärzte herbeirufen. Diese stutzten allerdings nicht wenig, als sie den jungen jüdischen Arzt am Krankenbette des Kurfürsten fanden, noch mehr, daß Seine Durchlaucht sich geneigt zeigte, sich ungesäumt meiner Cur zu unterwerfen. Bedenklich schüttelten sie die weisen Häupter und brachten ihren Beschluß hervor, wonach sie vorerst einen Courier nach Münster schicken wollten, um das Gutachten des berühmten Doctor L. einzuholen. „Wenn Eure Kurfürstliche Durchlaucht es auf dieses Gutachten wollen ankommen lassen,“ sprach ich unerschrocken drein, „dann bürge ich dafür, daß Eure Kurfürstliche Durchlaucht die Rückkehr des Couriers nicht erleben.“ Die Leibärzte zuckten die Schultern, machten Einwürfe, widerlegten mich aber nicht, und so entschloß sich der Kurfürst denn, sich ohne weiteres zur Ader zu lassen. Ich hatte die Freude, nach menschlichem Ermessen das Leben des vortrefflichen Fürsten zu retten, und wurde in Folge dessen — allerdings zum Aerger anderer Leute — Leibarzt Sr. Durchlaucht und erwarb dann Ruf und Ansehen in der ganzen Gegend. Obwohl ich Jude war, behandelte mich St. Durchlaucht stets mit besonderem Wohlwollen; und war ich auch nicht gewohnt, zu heucheln und zu schmeicheln, dann hörte der fürstliche Herr es gewiß noch lieber, daß ich vom Herzen wegredete, als wenn ich nur immer zu seiner Meinung Ja gesagt hätte, auch wo sie meiner Ueberzeugung zuwider gewesen. Daß er mich wegen des Aderlasses fürstlich belohnte, versteht sich von selbst. Eines Tages jedoch war ich wieder bei dem Kurfürsten, als dieser sich einer kleinen Unpäßlichkeit halber in seinem gehrimen Cabinette befand. Die Rede kam wieder auf jene Aderlaß-Geschichte. „Apropos, mein lieber Doctor,“ sagte plötzlich der Kurfürst, „seit lange denke ich schon darüber nach, wie ich Ihnen ein passendes Geschenk, das Sie als Andenken in Ihrer Familie aufheben dürften, anbieten könne. Wie wäre es, wenn ich Ihnen den größten Krankenheiler, der je gelebt hat, im Bilde verehrte?“ Der Kurfürst sah mich lächelnd an. „Eure Kurfürstliche Durchlaucht sind allzu gütig gegen mich,“ versetzte ich überrascht: „aber den größten Krankenheiler, der je gelebt hat, wenn auch nur im Bilde, zu besitzen, würde mich sehr erfreuen.“ „Nun, hier hängt er im Bilde am Kreuze,“ sprach der Kurfürst sehr ernst, „und wenn Sie nichts dagegen haben, so mache ich Ihnen hier mit diesem Crucifix ein Geschenk.“ „Bitte tausendmal um Verzeihung, Kurfürstliche Durchlaucht,“ sprach ich überrascht von dem sonderbaren Ansbieten; „aber ich als Jude kann doch in dem Gekreuzigten nicht den größten Krankenheiler der Welt erkennen, und sehr ich mich, so leid es mir thut, nicht im Stande, das kostbare Geschenk Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht anzunehmen.“ Der Kurfürst schien diese Antwort erwartet zu haben. Ganz ruhig wandte er sich zu mir: „Was glauben Sie wohl, Doctor! kann auch der Satan Wunder thun?“ Ich schüttelte mit dem Kopfe, weil ich noch nicht wußte, wo hinaus die Frage zielte. „Kann auch der Satan Blinde sehend, Lahme gehend, Stumme redend machen, oder gar Todte erwecken?“ „Nein, das kann er nicht,“ sagte ich bestimmt; „das kann nur durch die Macht Gottes geschehen.“ „Und wenn der große Heiland da am Kreuze das gethan hat, dann hat er es noch Ihrer eigenen Aussage nur in Gottes Kraft gethan?“ fragte der Kirchenfürst mit ernster Miene. „Ja, wenn er das gethan hat,“ antwortete ich nach einer Pause, „muß ich es bekennen, und ich werde dann sein Bildniß wenigstens doch in Ehren halten.“ „Nun, dann lieber Doctor, dann sehen Sie sich in Ihren eigenen jüdischen Büchern, meinetwegen im Talmud, einmal genau um, ob dort wenigstens diese Heilungen nicht zugegeben sind. Dort steht zwar, er habe sie durch die Hilfe des Satans bewirkt, aber Sie sagen selber, daß der Böse dazu keine Macht habe; nun, dann bezeugen Ihnen wenigstens Ihre eigenen Bücher, daß er sie durch Gottes Kraft verrichtete.“ Der Kurfürst entließ mich sehr gnädig, und das Erste, was ich that, war, daß ich unsere Bücher nachsah, was seit Jahren nicht geschehen war. Ich fand es so, wie mir der Kurfürst gesagt, und daß prächtige Crucifix da steht seit jener Zeit in meinem schönsten Zimmer. Ja, meine Freunde,“ fuhr der Doctor nach einer Pause fort, in der Alle geschwiegen, „es ist mit dem Gekreuzigten eine eigene Sache, und gar Manches kann unser Einem den Kopf oft ganz heiß machen. Ich habe mich je die Zeit, derlei Dingen bis auf den Grund nachzugehen: aber das Crucifix da soll in meiner Familie wenigstens in Ehren gehalten werden, weil sich daran die Erinnerung an einen großen Herrn knüpft, der mir anvergeßlich bleibt, und“ — der Jude schaute hinaus — „mein Ruf und mein Glück knüpft sich ja auch daran.“

Wer den Doctor am aufmerksamsten zugehört, ja, jedes seiner Worte gleichsam aufgelesen hatte, das war die Sara. Mit erdunkelnden Augen hing sie noch an den Lippen des Doctors, als dieser schon geendet hatte, während in ihrem Herzen sactisch die Welt sich umkrehte. Der Moses begann nun mit dem Doctor recht gut disputiren, erhitzte und ereiferte sich, erhielt aber nur wichtige, wenn auch sehr bestimmte, Antworten. Der Rathan drängte zum Fortgehen, damit die Freundschaft nicht endlich noch gestört werde, und der Moses war endlich auch froh, daß er aus des Doctors Hause hinaus kam. Angriffe auf seinen alten Judenglauben konnten ihn ganz unglücklich machen, und deßhalb hatte er auch seine Ruhe, bis er am folgenden Tage mit seinem Töchterlein wieder im Wagen saß und mit ihr den Heimweg einschlug.

Zwar brachte er zunächst die Sara wieder zu ihren Verwandten in K., aber blos, um sie dort als die Braut von Salomon vorzustellen, ihre Sachen einzupacken und dann mit ihr zur Heimath abzureisen. Sara war bei sehr ihr zufrieden; kam sie doch nun wieder mit der Anna zusammen, mit der sie so viel zu sagen und — zu klagen hatte. Der Moses indeß, der fürchtete, des Doctors Reden möchten im Herzen seines Kindes einen zu tiefen Eindruck hinterlassen haben, hielt scharfe Aufsicht über dieselbe und suchte, so viel an ihm war, ihr den etwa wankenden Judenglauben wieder im Herzen zu befestigen, sitt deßhalb auch nicht, daß die Sara allzuviel mit der Anna verkehrte. Aber was ein Mädchen sich einmal in den Kopf gesetzt hat, pflegt findet es immer Mittel und Wege, und wenn auch nochmal ein Moses sein Vater ist. Heimlich machten die Beiden es unter sich aus, daß, wenn die Sara heirathen und nach B. ziehen werde, die Anna als ihre Wirthschafterin sie begleite. Der Anna war das eigentlich nur Wasser auf die Mühle, obschon auch sie noch nicht ahnd, wozu es denn eigentlich viel nützen könne. War die Sara einmal an einen Juden verheirathet, dann war sie so so sehr in's Judenthum eingeschlossen, daß Menschenkräfte sie gewiß nicht d'raus rissen. Das dachte der Moses auch, weßhalb er zunächst die Verlobung auf's eifrigste betrieb. Die sand denn auch am festgesetzten Tage Statt, und zwar mit all dem Aufsmande, den der Moses dem Rathan und seiner Familie gegenüber glaubte machen zu müssen. Der Salomon führte sich auch wie ein anständiger Bräutigam bei der ganzen Feier auf und schien die Sara wirklich auf den Händen tragen zu wollen. Daß er es an reichen Geschenken nicht fehlen ließ, versteht sich von selbst. Die Sara ergab sich schweigend

Digitized by Google

und zuletzt in ihr Schicksal, obwohl sie keine große Freude zeigen konnte. Zwei Dinge wirkte sie bei dieser Gelegenheit aus, die ihr sehr am Herzen lagen: die Hochzeit wurde noch zwei Jahre aufgeschoben, weil die Sara doch noch zu jung sei, selbstständig einem Hauswesen vorzustehen, und — die Anna durfte sie als ihre zukünftige Wirthschafterin begleiten. Dem Salomon war Beides schon recht; der Moses dagegen hatte noch allerlei Einwürfe. Aber Sara wußte doch auch bei dem Vater ihren Willen durchzusetzen, und es blieb dabei.

„Anna, hast du auch den heiligen Reitez zu Pferde noch?“ fragte, als die Beiden allein waren, Sara. „Gewiß lebt der heilige Martinus noch!“ versetzte diese. „Den nehmen wir auch mit!“ rief Sara aus, „und dann erzählst du mir noch viel von den guten Heiligen in deinem Gebetbuche.“ Ihre ganze Jugend stand ihr wieder vor der Seele; aber das Sinnbildliche des Glaubens, das damals in's Kinderhaft gefallen, war mittlerweile wieder gewachsen, und der Doctor W. hatte auch einen bedeutenden Theil zu diesem neuen Wachsthum beigetragen. Nur merkte das die Anna so nicht, die glaubte, die Sara erfreue sich nur an ihren harmlosen Kindestagen. Es kam auch Alles anders, als Menschen hätten denken können, wie es im Menschenleben zumeist ergeht.

III.

Den Himmel muß Jeder verdienen.

Die Sara war wirklich verheirathet an den Salomon und wohnte bereits ein paar Jahre mit ihm in dessen elterlichem Hause zu B. Anna führte die Wirthschaft, und schaltete und waltete um so freier, als der alte Nathan mit seiner Ehehälfte bereits seit zwei Jahren das Zeitliche gesegnet hatte und das junge Ehepaar nun allein Herr und Meister war über das Vermögen und im großen, schönen und weitläufigen Hause. Das Geschäft florirte, denn der Salomon war ein rühriger, thätiger Handelsmann, der in Geschäftskenntniß nicht einmal seinem Vater, dem alten Nathan, etwas nachgab, sondern ihn noch übertraf. Auch hielt er seine Ehefrau, die Sara, bei Ausfluge hoch in Ehren, und was er ihr nur an den Augen absehen konnte, das that er sicher. Niemals kam er von einer Reise zurück, oder er brachte ihr bald Dies, bald Jenes mit: Schmuckſachen, Zierath für ihre Zimmer, Blumen für den Garten, oder, wie denn die Dinge heißen, die sonst geeignet sind, den Sinn junger Frauen zu erfreuen. Nur in Einem Punkte war auch der Salomon ein rechter Jude, in Glaubenssachen nämlich. Nicht als ob er tief und lange darüber nachgedacht hätte, sondern bloß aus gewohnter Anhänglichkeit an's Alte, Ererbte, aus Respect vor der Familie und dem Stamme, dem er angehörte. Auch seine vielen Reisen und der Weltverkehr, in die ihn das wirthschaftliche Geschäft hineinzog, hatte die starre Judengesinnung nicht gemildert. War er sonst die Aufmerksamkeit und Liebe selber gegen sein Weib, dann empfiehl sich sofort seine Stien, wenn Sara christliche Dinge und Grundsätze in Schutz nahm oder wohl gar eine innere Neigung dazu blicken ließ. Da alles Zureden, die klarsten Gründe nicht halfen, schwieg Sara ganz und ließ ihren Mann in Ruhe, stieß ihn auch aus den Augen, was ihn am Ende nur hätte reizen, nicht überzeugen können. In Sara's Herzen aber war mittlerweile manches vorgegangen, was die arme Frau immer mehr beschäftigte und immer tiefer quälte. Das Christenthum, der eigentliche rechte Trost des Menschenherzens, das Christenthum, der Erkenntniß immer näher gerückt und pochte stets lauter an ihrem Herzen. Je mehr nun die arme Frau, durch ihre äußeren Verhältnisse eingeengt, dem tiefsten Bedürfnisse der Seele nicht abhelfen konnte, um so mehr wuchs die Sehnsucht nach dem Heile, von dem sie allein den Frieden ihres Gemüthes erwarten durfte. Von der einen Seite umgeben von der Liebe ihres Ehegatten, der ihr, besonders in der ersten Zeit der Ehe, mit unbegränzter Liebe anhing, aber auch in steifleln geschlagen durch seinen Sinn, an's Leben und an die Familie gefesselt, hochmüthigen Stamme, an's Leben und an die Familie gefesselt, hochmüthigen Stamme, an's Leben und an die Familie gefesselt, hochmüthigen Stamme

Glückskicherweise fehlte ich. Den Augenblick war er da, es war Major H. Er schimpfte und fluchte, aber übergenigt sich bald, daß ich nur meine Pflicht gethan, weil ich ihn des Wetters wegen an seiner leisen Stimme nicht hörte. — Darauf kam ich im's Feldmagazin auf Wache. Da waren mehrere Fässer mit Schnaps. Die Soldaten bohrten sie an und tranken sich mittels Strohhalmen so voll an, daß ich sie nimmer brauchen konnte. — Unser Kreuzsprung an der Spitze ermattete uns auf dem äußerst harten Marsch nach Kalisch zur höchsten Kraftanstrengung. Wir kamen aber bis gegen Warschau und nun weiter zurück zur Belagerung von Breslau. Den 23. Dezember sollte das Bombardement Bürgerwärder erstürmt werden. Wir drangen durch die Palisaden; aber die Oder war nicht zugefroren und sehr tief, und so wurden wir am Vordringen verhindert. Der Feind machte ein mörderisches Kartätschenfeuer auf uns, wir verloren viele und mußten uns zurückziehen. Nun wurden Freiwillige aufgerufen, um die auf dem Kampfplatze noch liegenden Soldaten herauszuholen. Auch ich meldete mich und so brachten wir unter Anderen auch den schwer verwundeten Lieutenant Graf Carl S. aus dem Rayon des preußischen Feuers. Er starb an der Verwundung und ward im Garten zu Pöpp begraben. Sein Bruder hatte den festen Glauben, Carl sei von unsern eigenen Leuten erschossen worden und äußerte, so lange er lebe, werde er sich mit seiner Compagnie zu gar gefährlichsten Unternehmungen melden. Das Belagern währte drei Wochen mit unerhörten Strapazen. Einmal schlug eine Bombe neben mir hart in die Erde, die mich beim Zerplatzen so mit Koth überschüttete, daß mich die Kameraden herausscharren mußten, was viel zu lachen gab. Am 7. Januar 1807 zogen wir als Eroberer der Stadt in schönen Breslau ein. — Hier sahen wir nun and, welchen Schaden unser Feuer angerichtet und wie weit selbst unsere Stutzen- und Musketenlagen gegangen waren. Bis mitten in die Stadt. — Nun nach Berieg. Da kam ich als Bieckerporal auf Vorposten Piquet. Ich marschirte mit der Mannschaft über ein schneebedecktes Feld. Plötzlich war ich verschwunden, ich verlank eben durch den Schnee in einen wassergefüllten Graben. Sie hatten mir, die Mitte durchhißt, heraus. Nun auf dem Posten ward eine preußische Reiterpatrouille sichtbar. Indem ich mich der nassen Kleider entledigte, sprengten sie fort vorwärts. Ich, nur im Hemd und nackten Füßen, war verlegen, aber ich verlieg mich auf meine Lunte und zog mich in's Gehölz. Die Preußen kamen. Auf einmal fieß ich feuern, und zwei von jenen fielen, die Andern waren Reißaus. Oberst Graf N. hieß mich daher immer den nackten Kämpfer. Nun nach Kolel zur Belagerung. Abermals strengen Dienst, jedoch keinen Mangel an Lebensmitteln. Wir hatten zum Ruhen ein großes Haus, wo auch gekocht wurde. Und das geschah gut. Einmal kam ein Offizier L. von Bisquet heim, der Schütze Paul S. war eben Koch und machte Rehrnudel. Eben wie L. in's Zimmer trat, wollte Kr. seinem Landsmann, einem Auer, eine solche Nudel reichen. Aber plötzlich schlug eine Granate durch die Wand, nahm dem Kr. drei Finger sammt der Nudel von der Hand, tödtete den vor ihm stehenden L., zerplatzte im Zimmer und verwundete noch 5 andere Soldaten, unsern Liebling Siebein, aber verschonte sie. Der sprach mit uns jenisch, darum war er und Vater Dervi so sehr von uns geliebt.

Der Lateiner-Franz in Martell.

Ein Freund des Lateinerthums in Tirol berichtet in der Schützen-Ztg. von einem Lateiner, der nicht im Treibhaus der Schule, sondern wild in der Tiroler Natur gewachsen ist. Es ist der Bauer Franz Eberhöfer, vulgo Lateiner Franz in Martell. In ein Hochthal des Tiroler Landes hinaufsteigend, wo nur Zirbelnüsse und Zauber zu Haus sind, da rechnet wohl Niemand der nicht gerade einem alten Kuraten in Schuß kommt, auf einen lateinischen Gruß und noch weniger auf einen Virgil oder Cicero in Gestalt eines schlichten Tiroler Bauers. Man kann sich dabei die Ueberraschung denken, an einem solchen Orte sich plötzlich von einem Bauer in lateinischer Sprache begrüßt zu sehen. Franz Eberhöfer oder der „Lateiner Franz“ ist in der That eine merkwürdige Erscheinung. Beim Viehhüten hatte er das Studium der lateinischen Sprache begonnen, studirte im Stillen fort und wurde ein wackerer Lateiner. Wieder Livius noch Virgil machen ihm Schwierigkeiten und man schaut nicht weniger verwundert drein, wenn der schlichte Bauer ganze Seiten aus dem lateinischen Dichter deklamirt. Und fragt ihn, wo er dies gelernt, so ist die einfache Antwort: von mir selber. Aber nicht bloß Latein ist er bewandert, auch im Griechischen leistet er das Best. Er declinirt τυπτω wie ein Prämiant. Selbst in das Hebräische hat er schon hineingeguckt. Indeß bleibt das Latein immer so starke Seite. Durch die Bekanntschaft, welche Prof. Sulzer mit unserm Lateiner machte, wurde dieser auch zum Studium der italienischen Sprache angeeifert, und Dante und Torquato Taffo liegen neben den alten Classikern in der Westhüte des bäurischen Gebehrten aufgeschlagen. Aber nicht bloß in sprachlicher Beziehung bildete er sich aus, sondern betrieb auch andere Wissenschaften. Er ist Geometer, mißt die Aecker seiner Nachbarn aus Haar, verfertigte geometrische Instrumente, insbesondere ein vorzügliches Diopter, er theilt den Meridian ein wie ein Professor, und sein Globus ist keine Stümperarbeit. Bei allem dem ist er der einfachste Mensch von der Welt, drängt sich nicht vor, prahlt sie nicht und bleibt der schlichte Bauer. Ein Taglöhner ist seine Wohnung, ein Erdäpfelacker sein Grundbesitz. Nebst diesem ist die Viehzucht sein Nahrungszweig. Er besitzt also auch die Behandlung, daß Kopf und Herz in der Regel einander ausweichen.

Landshut, 13. Dezember. Die Ergebnisse der Rechnung über die Kreisbildistafa pro 1854/55 zeigen, daß das Kapitalvermögen mit Begrechnung eines Verlustes durch Brand von 3a 600 fl., 22,200 fl. betrage. Die Rechnung über den Fond zur Errichtung eines Kreis-Getreide-Magazins weist 4000 fl. als Fundationsvermögen aus. Zuvch haben Se. Maj. dem Kreise Niederbayern wiederholt 5000 fl. als Gewinnantheil von der Münchener Aachener Mobiliar-Feuer-Versicherungs-Gesellschaft mit der Bestimmung allergnädigst zuerkannt, daß diese Zuwendung von 10,000 fl. zur Leitung eines Kreisgetreide-Magazins mit besonderer Rücksicht auf den bayerischen Wald mittelst Zuschüsse aus Kreisfonds abwaffirt werden und den Namen Maximilians-Hilfe-Magazin führen soll. Da der Landrath schon im Vorjahre weitere 4000 fl. zu diesem Zwecke bewilligt hat, so beträgt der Fond zur Zeit 18,000 und mit dem voraussichtlichen diesjährigen Zuschusse von gleicher Größe 22,000 fl.

Sodann wurde über den Antrag auf Bestellung von Aichmeistern in kleinern Städten und Märkten in der Art Beschluß gefaßt, daß Bezirksaichmeister angestellt und diesselben auf die Troden- und Längenmaße verpflichtet werden sollen. Der kgl. Regierungskommissär hatte bemerkt, daß die Aufstellung solcher Meister in jenem Maße und jener großen Gemeinde den Distrikten viele Auslagen für Aichapparate verursachen würde, so wie er auch bekannt gab, daß die preußische bereits Erhebungen behufs einer Verordnung für diesen Zweck begonnen habe. Hinsichtlich des Antrage auf rechtzeitige Curatelunterstellung solche Individuen, die in Folge ihrer Verschwendung der Armenpflege anheimfallen, vereinigt sich der Landrath in dem Wunsche, daß di gesetzliche Verordnung bezüglich der Familienväter auch auf ledig Personen ausgedehnt, und die im Interesse der Armenpflege nöthige Curatelbestellung rechtzeitig eintreten möchte. — Nächste Sitzung Dienstag den 16. ds. Mts.

Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer Bericht vom 13. Dez. 1856

Aufgegeben in München 4 Uhr 5 Min., abgegangen 4 Uhr 7 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 10 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Mst.	Höchster Preis		Mittler Preis		Niederster Preis		Gattungs-		Gattungs-	
	Sch.		Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl	kr	fl.
Waizn . .	4734		418	23	6	22	35	21	42	—	16	—
Korn . . .	1371		274	16	2	14	32	13	59	—	—	—
Gerste . .	909		743	11	53	11	19	10	50	—	19	—
Haber . . .	2164		4	5	54	5	34	5	23	—	11	—

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zaborsky.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Achter Jahrgang 1856. Nro. 52. Den 29. Dezember: Thomas.

Gebet, und es wird Euch gegeben werden.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

IV.

Unser Herrgott bleibt nichts schuldig.

Was Sara sich vorgesetzt, das führte sie getreulich aus. Zwar erhielten auch die Bettler am Hause öfters kleinere Gaben, aber ihr eigentlichen Wohlthaten gab sie Judenleuten doch noch hilfloseren Menschen. Hatte die Kranken der Judengemeinde ließ sie durch die Rebekka sorgen, welche diesen Speise, Kleidung und nöthige Unterstützung verabreichte. Sie selbst ging in unscheinbaren Kleidern in Begleitung der Anna in die Hütten der armen Christen, brachte selbst Brod, theilte Geld aus und ermuthigte mit freundlichem Zuspruch. Daheim lebte sie so einfach, daß selbst die Anna, und zwar noch aus besonderen Gründen, glaubte Einsprache erheben zu müssen. Aber Sara schlte sich nie wohler und kräftiger, wie sie sagte, als in dieser dürftigen Zeit, wo ihr eigener Tisch oft nicht besser bestellt war, als der Tisch jener Nothleidenden, den sie aus Barmherzigkeit mit Speise versorgte. Besonders waren es alte, gebrechliche Leute, denen sie ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise zuwandte, so daß die Sara allenthalben wie ein wohlthätiger Engel angesehen ward und gar manches Vater-unser für sie von dankbaren Lippen zum Himmel stieg, — ein Lohn, der größer war, als die Welt ihr einen hätte bieten können, und wenn sie sich auch noch so breit drin gemacht hätte. Ja, als Sara auf ihren Gängen erst das wirkliche Elend mit eigenen Augen sah und im eigenen Herzen mitempfand, begeisterte sie sich immer mehr für ihr frommes Thun, und selbst hätte sie oft gern Hunger gelitten, um nur den Hunger Anderer zu stillen. Wie groß auch die Summe war, über die sie verfügen konnte, sie reichte endlich nicht mehr hin. Nun wandte sie sich in einem Briefe die Noth der Armen immer entfernten Mann und schilderte ihm die Noth der Armen in so erschütternden Worten, daß Salomon, der nicht ahnte, welche Opfer seine Sara sich bereits auferlegt hatte, ihr neuerdings eine ansehnliche Summe zur Vertheilung überwies. Noch oft erkrankte später der Jude Salomon, es sei ihm nicht möglich gewesen, in jener Zeit seiner Frau etwas abzuschlagen, und wenn sie sein ganzes Vermögen gefordert hätte. Sie habe eine Macht über ihn ausgeübt, die er gefürchtet habe.

Als Salomon später wieder heimkehrte, mußte natürlich das Hauswesen wieder ins alte Geleise; aber auch dann noch wußte Sara es anzustellen, daß sie oft einen Theil ihrer eigenen Mahlzeit heimlich den Armen zuprakticirte. Dazu hörte der Salomon so viel Gutes und Herrliches von seiner Frau in der Bürgerschaft, daß er ganz confus wurde, und als auch der alte Doctor W., der ab und zu noch im Hause einging, seinen ungemessenen Respect vor der Sara gar nicht verhehlte, schlte sich der Salomon so geschmeichelt, daß er endlich selbst anfing, seine Frau bis über Gebühr zu loben. Nur einmal erschrak er und entfärbte sich, als habe er das Zischen einer Schlange in seiner nächsten Nähe vernommen, als nämlich der Doctor W. ihm einmal auf die Schultern klopfte, wie auch gerade Rede von der Sara war, und ihm ganz trocken sagte: „Ja, Salomon, eine seltene, gute Frau hast du, die ganze Stadt weiß es, die Sara verdient den Himmel; aber von einer Jüdin hat sie keine Art an sich; glaube mir, Salomon, die glaubt an den christlichen Messias." Der Salomon that darauf ganz wüthig und verschwor sich, wenn das der Fall sei, so wollte er ihr die christlichen Gedanken schon austreiben, „und daß du mir die Sara jetzt in Ruhe läßt," mahnte der Doctor zum Schlusse, „und gar unter ihren jetzigen Umständen, wenn du nicht zum Mörder werden willst!" Das verstand der Salomon; aber von Stunde an gieng er mit geheimem Argwohn um die Sara, und seine Begeisterung für dieselbe war verloren. Die aber blieb sich immer selber gleich.

Die Noth der Zeit ging mittlerweile vorüber; eine reich gesegnete Aernte bedeckte das Land, und die Schaaren der Bettler verliefen sich in denselben Maße, als der Lebensmuth in den Hütten der armen Leute wieder einkehrte. Es war, wie wenn sich nach der Ueberschwemmung die Fluthen verlaufen und wie neues Luft die Erde auftrocknet, mögen auch da und dort die Trümmer noch das Herz beklümmern. Frau Sara war über den Wechsel der Zeit auch hoch erfreut; hatte sie selbst in all der Noth doch die reichste Aernte gehalten. Ihr Aernteloha sollte nicht lange ausbleiben, so tag es in der geheimnißvollen Führung Gottes.

Im Spätsommer desselben Jahres war nämlich die Sara mit einem hübschen, gesunden Knaben niedergekommen. Salomon war außer sich vor Freude über das prächtige Kind und vergaß wieder alles, was je Argwöhnisches gegen seine gelobte Frau ihm durch das Herz gegangen war. Das Glück dauerte indessen nur wenige Tage. Den Säugling befielen jene Zufälle, die bei kleinen Kindern oft eben so rasch eintreten, als sie gefährlich werden können. Der alte Doctor W. wurde sofort gerufen und, was ärztliche Kunst an die Hand gab, aufgeboten, das Kind zu erhalten. Allein, so ein rechtes Vertrauen dazu hatte selbst der alte, erfahrene Arzt nicht. Auch schien er nachdenklich bei der Wöchnerin zu sitzen, obschon Sara nicht sagen konnte, daß sie besonders leide. Sie lag so still und ergeben da, war heiteren Gemüthes und tröstete den Salomon mit gottvertrauenden Worten über den möglichen Verlust des Kindes. Beim Weggehen hatte der Arzt der Anna noch mit einer eigenthümlichen Betonung gesagt, sie möge doch ja auf das kleine Kind achten, auch die Mutter nicht aus den Augen lassen. War's blos eine pur ärztliche Vorsorge, oder gingen dem wunderlichen alten Doctor auch noch andere Gedanken durch den grauen Kopf, — die Anna merkte sich den Rath des Doctors und kam nun auch fast gar nicht mehr aus der Krankenstube. Das Kind wurde anfänglich etwas besser, so daß selbst der Doctor wieder Hoffnung schöpfte und Salomon aufathmete. Aber am dritten Tage der Krankheit gegen Abend fand Anna das Kind plötzlich sehr schlimm, so daß sie meinte, es werde unter ihren Händen sterben. Wie von einer Eingebung ergriffen, nahm Anna den Säugling auf den Arm und lief zum Krankenbette Sara's. „Frau, das Kind stirbt!" rief sie ängstlich aus, "und soll ohne die heilige Taufe nicht sterben! „Nicht wahr, Frau Sara, ich taufe das Kind, dann wird's ein schöner Engel im Himmel! Ihr habt ja nichts dagegen?" und Anna hatte schon den Trinkbecher voll Wasser zur Hand. „Ja, Anna," flüsterte die Wöchnerin, „taufe in Gottes Namen das Kind!" und sie faltete die Hände, und betete

An die königliche Hof- und Staats-Bibliothek

wieder das Vater-unser, während die Anna mit ernster Besonnenheit, aber rasch das Wasser niedersetzte, das Köpfchen des Kindes entblößte und nun das Wasser der Wiedergeburt demselben unter Aussprechung der Tauf-Formel über die Scheitel goß. Das alles war im Handumwenden geschehen, denn das Kind lag allerdings in den letzten Zügen. Dann küßte Anna die kleine Leiche und drückte sie an's Herz, reichte sie der Mutter hin, die ihr getauftes Kind auch küßte — ein paar heiße Thränen aus dem Mutterauge rannen auf das kaum entschlafene Antlitz —, dann gab sie das Kind der Anna wieder, die es auf der Mutter Geheiß ihr zu Füßen auf's Bett legen mußte.

„Anna, du hast nun mein Kind getauft und ihm den Himmel geöffnet," sprach Sara mit halb gebrochener Stimme; „taufe nun auch mich, denn ich fühle, daß mir der Tod nahet!"

„Wie, auch Euch soll ich taufen?" rief Anna verwundert und erschreckt aus. „Ihr wollt doch nicht sterben?" — „Ja, Anna, ich werde sterben," sagte Sara ruhig aber leise, „ich fühle es, deßhalb mache keinen Aufschub." — „Glaubt Ihr denn an unseren Herrn und Heiland, Jesus Christus?" fragte Anna und gewahrte nun erst die Todtenblässe auf dem Antlitz ihrer Herrin. „Ich habe schon lange an ihn geglaubt, und von ganzem Herzen," flüsterte Sara, „jetzt will er mich ganz selig machen." Anna hatte den noch halb gefüllten Wasserbecher in der Hand, kniete dann nieder, und betete das Glaubensbekenntniß; Sara betete still mit. Dann erhob sich das wackere Mädchen, entblößte das Haupt Sara's, die sich anstrengte, sich aufzurichten und taufte Sara, ihre Herrin, die sie von Jugend auf im Herzen getragen, im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Erst als die heilige Handlung geschehen war, erzitterte Anna vor Freude und Schreck, Dankbarkeit und Leid an allen Gliedern. Sara, wie mit dem letzten Reste ihrer Kräfte, zog ihre Anna an sich und küßte sie als ihre christliche Schwester. „Du mein Schutzengel! Gott vergelte es dir!" flüsterte sie. Dann sank sie, wie ohnmächtig nieder. Anna kniete am Bette und weinte wie ein Kind. Nach einer Pause blickte Sara wieder auf; das heilige Sakrament hatte sie sichtbar gestärkt. „Anna, weine nicht, ich bin ja nun so glücklich, wie ich in meinem ganzen Leben nicht war. Unser Erlöser und Heiland, der am Kreuze für uns gestorben, hat sich ja auch meiner angenommen, und erwartet mich nun unter seinen Kindern im Himmel. Gehe, Anna, und rufe meinen Mann, vielleicht kann ich ihm noch ein paar Worte sagen." Anna ging. Salomon begegnete ihr bereits auf der Treppe und erschrack über das aufgeregte Wesen Anna's und über ihre verweinten Augen. „Was ist? was ist?" schrie er verwirrt. „Ist das Kind todt?" Anna nickte mit dem Kopfe, und sagte ihm dann, daß Sara ihn zu sprechen wünsche. Der Jude riß schmerzergriffen am Kleide, griff dann in die Haare und weinte laut auf. „O, Herr Salomon, seid doch nur ruhig, wenn Ihr die Hausfrau nicht tödten wollt!" rief Anna ängstlich ihm zu. „Frau Sara ist . . ." Salomon stutzte, bezwang sich, sah Anna mit einem entsetzten Blicke an und ging dann, scheinbar ruhig, inwendig in unsäglichen Qualen, zu seiner Frau. Anna folgte ihm, blieb aber im Vorzimmer.

„Salomon, mein lieber Salomon," hob Sara an, als ihr Mann, wie halb versteinert, mitten im Zimmer stehen blieb und die Leiche seines Kindes anstarrte, „komme doch her und setze dich zu mir; ich muß mit dir reden." Der Jude wankte zum Todbette seiner Frau und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Ihr Aussehen verrieth ihm ihren höchst bedenklichen Zustand. Kein Wort vermochte er über die Lippen zu bringen, denn jetzt, jetzt fühlte er es, wie lange nicht, daß er seine Sara lieb hatte, mehr als sein eigenes Leben.

„Gott hat unser Kind zu sich genommen, Salomon; darüber trauere nicht, denn dem Kinde ist wohl!" hob Sara in kurzen Absätzen zu reden an. „Er wird auch mich zu sich nehmen, Salomon, ich fühle es. Der Tod ist mir nicht mehr schwer, denn ich habe das Leben gefunden. Salomon erschrick nicht und betrübe dich nicht. Du weißt, daß ich stets dein treues, dir ergebenes Weib war, — daß ich dich liebe, wie es sich für eine Gattin geziemt. Jetzt, wo Gott uns für dieses Leben trennt, wo ich im Begriffe stehe, vor Gottes Richterstuhl zu treten, muß ich dir noch sagen, was lange mein Herz beschäftigt hat. Ich habe die Wahrheit des Christenthums schon lange erkannt, im Herzen bin ich Christin gewesen von jenem Tage an, als Doctor W. uns sagte, daß er an die Wunder des Gekreuzigten glaube." — Salomon kreischte auf und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. — „Ja, Salomon, so wahr ich jetzt Gnade hoffe vor dem Allwissenden, das Christenthum ist die wahre Religion. Seit ich die Armen gepflegt habe um Christi willen, und mich um seinetwillen arm gemacht habe, trage ich die Vorahnung des Himmels im Herzen. Ich habe dir nichts davon gesagt, weil dein Herz sich gegen alles wehrte, was nur christlich hieß. Möchtest du es doch noch einsehen, bevor du zum Sterben kommst, wie göttlich die Lehre des Erlösers ist, und ihr dein Herz öffnen! Wenn ich beim Erlöser bin, werde ich für dich beten, daß diese Gnade dir noch zu Theil werde."

Salomon sprach kein Wort. Was er hörte, schlug gewaltsam an sein Herz, aber wühlte ihn nur entsetzlich auf.

„Ich sterbe, Salomon," flüsterte Sara nach einer Pause. „Ich sterbe im Glauben an den Weltheiland, der mich erlöst hat. Ich habe durch Anna unser Kind vor seinem Tode taufen lassen, — ich selbst habe so eben das christliche Sakrament empfangen, — ich sterbe im Frieden mit Gott. Was Anna gethan, hat sie auf mein Geheiß gethan. — Halte Anna in Ehren!"

Erschöpft, wie im Tode, lag Sara da; kaum daß ihr Athem noch Leben verrieth. Der nahe Verlust seines geliebten Weibes riß Salomon aus seinem inneren Streite. „Sara, Sara! du verläßt mich mit dem Kinde!" rief er schmerzzerrissen aus und lag vor ihrem Bette auf den Knieen und riß sich an den Haaren.

„Im Himmel sehen wir uns wieder! Grüße meinen Vater; Gott wird sich auch seiner erbarmen. O, siehe da, das sind ja die Engel Gottes! Anna, alle Armen, lauter Engel Gottes, — der ganze Himmel! . . . Vater unser, der du bist im Himmel!"

Sara lag mit verklärtem Antlitz da, wie wenn ein Kind in lachenden Träumen da liegt. Der herrliche Friede Gottes strahlte aus ihren Zügen — sie war todt.

Hinter Salomon, der wie versteinert die Leiche seiner Frau anstarrte, lag Anna auf den Knieen und weinte und betete, und wäre so gern auch gestorben, um mit Sara in den Himmel einzugehen. Für sie war es noch zu früh.

Salomon weinte nicht mehr, und kein äußerliches Zeichen verrieth, was in seinem Herzen vorging. Frau und Kind ließ er, trotz aller Bitten Anna's, nach jüdischem Ritus begraben, setzte der alten, treuen Magd ein gutes Jahrgeld aus und entließ sie aus seinen Diensten. Er heirathete nicht wieder. Ein rechter Jude war er nicht mehr, und zu einem rechten Christen fehlte ihm auch der Muth. Seine Kinder erhielten eine christliche Erziehung; heute beten alle das Vater-unser. Der alte Moses hat sich am längsten gewehrt, aber Sara's Gebet im Himmel muß doch noch mächtiger gewesen, als sein Wehren. Auch er verlangte vor seinem Ende die Taufe.

Die alte Anna saß vor wenigen Jahren noch hinter dem Ofen und betete den ganzen Tag. Die Geschichte der Sara hat sie oft erzählt, bis sie hier wieder erzählt wird, zu zeigen, wie wunderbarlich oft Gottes Hand in menschlichen Schicksalen waltet, und wie der ewige Vergelter nichts Gutes unbelohnt läßt, — entweder in diesem oder doch sicher im anderen Leben.

Das Land zwischen Inn und Salzach.

Das Land zwischen Isar und Lech hat neben den beiden schönen Gewässern, dem Würm- und dem Ammersee, viel Sumpf und Moor, wo nur eine traurige Art von Leuten vorkommt, die armen Filzler, und viel schlechte Haide, wo wenig wächst. Auch der Menschenschlag ist kurz und knorrig; selbst die Leute im Ge-

Digitized by Google

liege haben, die Zachenauer ausgenommen, nicht das frische, freie Wesen, nicht den schlanken Wuchs und die rothen Backen, die sonst den Reigen kennzeichnen.

Freudiger und lustbarlicher ist unser Osterland, die Landschaften die gegen Aufgang, über den Inn hinaus gegen die Salzach nach dem schönen Oberösterreich ziehen. Hier blaut zur rechten der Wendelstein, der Hort des bayerischen Alpensanges; hier leuchtet allenthalben durch die Scharten des Vorgebirges der geisterhaft weiße Venediger; hier locken stattliche Städtchen und allerlei Bäder, zu Kibling, Rosenheim, Traunstein, Reichenhall u. s. w. Der Bauer ist in dieser Gegend großgewachsen, reich und stolz, redlich und derb; baut sich, statt in Trebtactien zu speculiren, lange, große zweistöckige Häuser mit blendenden Fensterscheiben, nimmt auch die Kunst schon in Anspruch, läßt sich schöne Grabmäler setzen, und über den Pferden seiner neuerbauten Heimath einen breiten Dunkstein, welcher seinen und seiner Ehegemahlin Namen selbst den kommenden Geschlechtern aufbewahren soll. Auch die Städte, wenn schon klein, haben etwas gemachtes, gebiegenes in sich. There is keeping in them, würde ein Engländer sagen. Aibach, Schrobenhausen, Pfaffenhofen, Dachau, die Städtchen der Westerseite, obwohl reinlich und sauber, zeigen doch eine gewisse Zerfahrenheit. Die Häuser, bald hoch, bald nieder, stehen trumm und gerad, bald weit, bald nah aneinander, lassen nun immer merken daß man einmal vor fünf oder sechshundert Jahren diese großen Dörfer plötzlich hergenommen, sie mit Ringmauern umgeben, und sie dann zur Stadt erhoben hat. In Stellung und Aufstehen ihrer bürgerlichen Anwesen glaubt man den ehemaligen Bauerthof noch halbverschleiert zu erkennen. Dagegen hat der Inn, der uns seit allen Zeiten mit Wälschland verbindet, auch die Regel der uns seit allen Zeiten mit Wälschland verbindet, auch die Regel und das Gepräge romanischen Stadtbauwesens herausgestellt, und alle die Städte, welche sich in seinen und seiner Schwester Salzach Fluthen spiegeln, wie weiter hinein die tirolischen, gewähren jene heben, dicht aneinander gerückten roemhmen Häuser mit hochausragenden, das Dach verdeckenden Stirnmauern, auf deren Simsen, falls die patriotische Kunstliebe noch weiter um sich greift, z. B. alle die Bidermänner aus der bayerischen Specialwalhalla bei Sendling einst bequemlich Platz finden werden. Wasserburg, zumal, ein Sitz der ehemaligen bayerischen Kreistage, hat ein allerthümliches Ansehen, und wenn man auf dem Marktplatz vor dem gothischen Rathhaus steht, so fühlt man sich angeweht wie in einer alten freien Stadt des Reichs.

In diesen Landstrichen wird man selbst die roben Genüsse seinerer Gastwirthschaft nicht vergebens suchen. Wer möchte nicht z. B. das ehrenwerthe Schubbräuhaus zu Wasserburg, die Post zu Steinbrring, Hrn. Schiffsfeldern zu Wasserburg, die Post zu Straubenbrinn (man lebt dort wie in Hamburg, nur zahlt wie zu Londen), das stille Klösterlein zu Seon, Hrn. Wiesbauers gutes Gasthaus zu Traunstein, unter diesen Schätzen ich, wenn ich gesprächiger wäre, wer allem den würdigen Viersteinern hervorheben würde. Auch in Berchtesgaden hat sich jetzt eine empfehlenswerthe Wirthschaft aufgethan, und beißt der Watzmann, leidet aber unter einer eigenthümlichen Verschwörung. Auf sieben Stunden im Umkreis sind nämlich alle Kutscher und Kellner — gewiß aus den reinsten Beweggründen — einverstanden die junge Anlage aufs tiefste herabzusetzen, und wenn der Fremde gleichwohl sort einkehrt, so findet er sehr höfliche Leute und eine ganz reinliche, heimliche Einrichtung.

Indessen mahnt uns das stille Klösterlein zu Seon auf die Litteratur zu kommen. Liegt uns nicht ein Büchlein vor, welches den Titel führt: Seon in Oberbayern, einst Schloß, dann Kloster, nun Curort, von Hrn. Karl Siegert, kgl. Advocaten zu Trostberg? Gewidmet ist es, „Ihrer Majestät der Kaiserin Witwe Donna Amalia von Brasilien,“ Beherrscherin Seons und des nahgelegenen Ebrsthses zu Stein. Welche wunderbare Zeit in der wir leben, wo beisch-keltische Schriftsteller — denn der Verfasser gibt sich als solchen — transatlantischen Kaiserinnen ihre Forschungen dedicieren! Aber mit Recht mag jedermann, vornehm oder gering, seinen einladenden Worten folgen, wenn er in der Vorrede spricht:

„Die dem Fuße des bayerischen Alpen entlang gelegenen Landschaften zählen unzweifelhaft zu den schönsten des Vaterlands. Der steile Hintergrund der riesigen Bergeshäupter, zumal wenn ihnen der Sonne mannigfaltig Licht bald in hellen, bald in dunklen Tinten der schönsten Farben Pracht verleiht, gewährt dort jedem Hügel, jeder Halde, jeder jählings belaubten Reig, mag sie das goldene Aehrenfeld, der Wiese saftiges, des Moorgrunds mattes oder des Waldes tiefes Grün bedecken, und nirgends spiegeln der Wässer blaue Becken herrlicher denn in diesen gebirgumgränzten Bildern.

„Doch kein Theil des schönen Hochlands Bayerns kommt an Reig dem Landstrich gleich, welchen Inn und Salzach und deren Flußgebiete einschließen, das Gebiet des alten Chiemgaus. Hier die meisten Seen und Bayerns größter, der prächtige Chiemsee mit seinem Abfluß, der Alz, dem reinsten und schönsten der Flüsse, hier das Gebirge malerisch, weil gruppirter, gegen die Seen vorgeschoben, und der Abfall in deren Ebenen plötzlicher als in westlicheren Strichen, und hier die schönsten Punkte allenthalben im Lande, auf Höhen, in Ebenen und in Thalgebieten.

„Fast im Mittel dieses Landstrichs, des Chiemgaus, liegt auf einer gerdumigen Insel einer mäßig großen Sees der uralte Ort — Seon.“

Dieß ist sehr wahr, und gerne geh' ich ferner ans Licht, daß alle Unparteiischen, welche in den letzten Jahren zu Seon gewesen, die reinlichen Räume der ehemaligen Abtei sehr behaglich, die Verpflegung trefflich, die Lage des Orts mitten in einem kleinen See, nicht weit vom Hochgebirge, reizend gefunden haben. Im nächsten Sommer wird nach allgemeiner Erwartung auch das Nationalgetränke seinem alten Ruf wieder ganz entsprechen. Die Preise sind mit jener Milde festgestellt, die auch den minder Bemittelten anzieht, und der Berehrer der Badegäste unter sich soll an anmuthiger Freiheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Auch die Nachbarschaft gewährt dem Liebhaber historischer Merkwürdigkeiten manche leckere Kurbeute, dem sinnigen Naturfreund vielen würdigen Genuß. Zu Trostberg, wo der Verfasser des erwähnten Büchleins als Rechtsanwalt seinen Sitz aufgeschlagen, stand noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die ehrwürdige Trazburg, welche das Geschlecht der Trazo, im alten Gesetz der Bojuvarier erwähnt, gegründet haben soll. Die Siegertshöhe, nicht weit oberhalb der Burgstelle, eröffnet dem Auge die ganze Gebirgskette vom hohen Traunstein am Gmundner-See bis in die Algäuer Alpen. Altenmarkt und Kloster Baumberg bieten angenehme Ausflüge. Im Stein locken altes Burggemäuer und unterirrische Gewölber, als deren Stifter der gemeine Mann den Ritter Heinz v. Stein sich denkt, eine Art bayerischen Blaubarts, der das sechste Gebot unerbittlich und mit Fleiß umgangen, und zahllose Mädchen aus dem Chiemgau noch gebüßter Luft in den finstern Felsenhöhlen dem gewollsamen Tod übergeben haben soll. Auch zeigt man noch den Sattel auf dem das Ungethüm geritten, die Beilstatt in der es gerubt, den Dolch mit dem er ermordet werden, und selbst sein Conterfei. Hr. Ernest Geiß, der geschichtskundige Benefician, hat schon früher diese Sage historisch aufgeklärt, indem er als den gemeinten einen Ritter Heinrich v. Törring, Herrn zu Stein, bezeichnet, der im 13ten Jahrhundert die Klosterleute lang und arg geknechtet, und darum in der Ueberlieferung auch mancherlei Unthaten seiner Vorfahren habe auf sich nehmen müssen. Die Aechtheit von Conterfei, Sattel, Beilstatt und Dolch hat übrigens vor dieser Untersuchung nicht Stich gehalten, und auch die unglücklichen Mädchen haben dabei allen hysterischen Werth verloren. Danken wir aber dem grundgütigen Himmel, daß die bayerische Geschichte endlich von jenem Unhold befreit worden ist!

Digitized by Google

Max Keller,*)

königl. bayer. Kapellorganist in Altötting.

(Gestorben den 10. Sept. 1855.)

„Er war ein Biedermann und wer auf ihn vertraute,
Der fand ihn wahr und rein wie seine Laute."

Der Markt Trostberg in Oberbayern, wo der große Schulreformator Heinrich Braun das Licht der Welt erblickte, ist auch der Geburtsort des in ganz Deutschland rühmlichst bekannten Max Keller. Dieser wurde geboren am 7. Oktober 1770. Sein Vater, churbayerischer Revierförster in Trostberg, war ein großer Freund der Musik und ließ seinen drei Söhnen frühzeitig in derselben Unterricht ertheilen. Noch nicht 10 Jahre alt, kam Max als Singknabe in die Benediktiner-Abtei Seon und blieb daselbst bis in sein 28. Jahr. Er erhielt da Unterricht im Orgelspiele und im Generalbasse, und machte so gute Fortschritte, daß er im 18. Lebensjahre als Organist im Kloster angestellt wurde und diese Stelle zehn Jahre hindurch bekleidete. Um diese Zeit erhielt Keller in Salzburg, wo er öfter hinreiste von seinem Freunde Michael Haydn, der das ausgezeichnete Talent, so wie dessen unermüdeten Fleiß und Kunsteifer hochschätzte, Unterricht in der Composition und von dieser Zeit schreiben sich Kellers erste und bedeutende Kirchen-Compositionen, bestehend in Messen, Litaneien ꝛc. her. **)

Von Seon erhielt Keller den Ruf nach Burghausen und drei Jahre nachher — am 5. Oktober 1801 — als churfürstlicher Kapell-Organist nach Altötting, welche Stelle er bis an seinen Sterbetag bekleidete.

Wohl kein Mann hat sich mehr um die Kirchen-Musik auf dem Lande in ganz Deutschland so verdient gemacht als Max Keller; — wohl keiner hat mehr und faßlicher für das Landvolk und dessen Erbauung mit immer neuen, gleich innig frommen als gefälligen Melodien geschrieben. Er hat durch seine deutsche Musik-Compositionen, die die Zahl mehrerer Hundert erreichen — deutsche Messen, Vespern, Litaneien, Trauerämter, Advent- und Segenslieder, Tantum ergo, Offertorien, Miserere, Te Deum etc, die Bahn gebrochen, daß die Landkirchen, wo früher kein Ton zu vernehmen war, nun von reinen, ungekünstelten Harmonien wiederhallen.

Verbreiteter wie Kellers deutsche Compositionen sind wohl keine. Man findet sie in ganz Bayern, in den österreichischen Staaten, in Schlesien, Westphalen, den preußischen Rheinlanden, in Baden und Württemberg, ja selbst in Belgien und Nordamerika. Keller wußte sich aber nicht allein durch seine musikalischen Compositionen zum Landvolke herabzulassen — er schrieb auch fünf solenne Messen für bedeutendere Chöre, daß jeder unbefangene Kenner darin Kellers Meister, nämlich den unsterblichen Kirchen-Tondichter Michael Haydn zu hören meint.

Kellers Thätigkeit ließ selbst im hohen Greisenalter nicht nach; denn als ihm durch die Gnade des Königs der Ludwigs-Orden zu Theil wurde und ihm am 6. Oktober 1851 diese hohe Auszeichnung angeheftet ward, komponirte er für diesen Tag — damals 81 Jahre alt, — eigens eine solenne Messe, welche den Beifall aller Kenner erhielt.

Wie er selbst in seinen jungen Jahren in der Musik gebildet wurde, so arbeitete er auch an der Bildung Anderer. Mehr als 150 haben ihre Ausbildung in der Musik überhaupt und hiedurch ihre jetzige Stellung und Subsistenz ihm zu verdanken.

Um einiges von seiner Persönlichkeit anzuführen, sei hier bemerkt, daß er während seines mehr als fünfzigjährigen Aufenthaltes in Altötting keinen Zank und Streit, keinen Prozeß hatte. Man nannte ihn daher mit allem Rechte den Mann des Friedens. Dieser so seltene Mann lebte im glücklichen Familienkreise — allen Menschen freundlich, helfend, rathend — er ahnte seine eigene Größe nicht, war von Hohen und Niedern in weiter Umgebung hochgeachtet und geliebt als Mensch und Künstler, und hatte, was Millionen sich nicht rühmen können — keinen Feind.

Strenge kam er seiner Pflicht nach, ja er that oft mehr, als was sie von ihm forderte. Vierzig volle Jahre versah er zugleich an Sonn- und Festtagen die Orgel in der Kapuzinerkirche mit der größten Uneigennützigkeit. Durch viele Jahre spielte er auch für seinen kränklichten Collegen, den zweiten Organisten.

So kam der 10. September 1855 heran, wo er am Schlagflusse und an Altersschwäche in Gott selig verschied. Seine Gattin Josepha (geboren zu Altötting den 20. Februar 1781) folgte ihm in die Ewigkeit am 9. März 1856 nach.

*) Aus Martin Heißlers „Kalender für Schullehrer und Schulfreunde auf das Jahr 1857."

**) Erschienen im Verlage der Duyle'schen Buchhandlung in Salzburg und wurden öfters aufgelegt

---

Ave Maria.*)

Im Schifflein unten, seh' ich gut,
Sind muntere Gesellen:
Es schallt ihr Lied; der Schiffer ruht,
Es lauschen still die Wellen,
Und lieblich tönt die Zither d'rein.
Wer mögen die im Schifflein sein?

Und über'n See ein Glöcklein schallt,
Was will sein klares Läuten?
Gesang und Zither sind verhallt,
Was soll denn das bedeuten?
Da hör' ich aus dem frommen Kreis
Ave Maria beten leis.

Und wer ihr auch seid im Schifflein klein,
Ihr frohe muntere Gesellen:
Laßt stets euch Maria empfohlen sein
Auf des Lebens trüger'schen Wellen.
Dann gleitet ihr sicher die Lebensbahn
Und heiter dahin, wie im leichten Kahn.

*) Wir entnehmen vorstehendes Gedicht den so eben erschienenen „Gedichten von P. Georg von Waldburg-Zeil, Priester aus der Gesellschaft Jesu. Mainz 1857", auf die wir auch Freunde christlicher Poesie aufmerksam machen wollen. Der Verfasser hat dieselben der unbefleckten Himmelskönigin Maria geweiht.

Einer Mutter treu ist unergründt,
Wer da ein treu lieb Mütterlein findt,
Der hat Schätz mehr als die ganze Welt —
Er lueg nur, daß er's ihr vergelt!

---

* In Kelheim starb am 25. ds. der auch hier in Landshut aus früheren Jahren gekannte kgl. Unteraufschläger, Hr. Senninger, nachdem ihm vor kurzem seine Frau im Tode vorangegangen.

☞ Münchener Schrannen-Bericht

Telegraphischer vom 27. Dez. 1856.

Aufgegeben in München 4 Uhr 5 Min., abgegangen 4 Uhr 18 Min. angekommen in Landshut 4 Uhr 1n Min.)

Getreide-Gattung	Verkauft worden.	Rest.	Höchster Preis. fl.	kr.	Mittel-Preis. fl.	kr.	Niederster Preis. fl.	kr.	Gestern. fl.	kr	Gestern. fl.	kr.
	Sch	Sch										
Waizen . .	4409	919	22	48	22	19	21	44		15	—	—
Korn . . .	1142	211	14	36	14	1	13	38	—	—	—	9
Gerste . .	6981	3056	11	39	10	55	10	24	—	—	—	6
Haber. . .	2293	65	6	5	5	36	5	22	—	10	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google